

Medien der Kooperation – Media of Cooperation

RESEARCH

Lisa Villioth

Protest-Aktivist*innen der Umweltschutz-Bewegung im Netz und auf der Straße

Voraussetzungen und Motive für
Partizipation



MEDIEN DER
KOOPERATION

OPEN ACCESS



Springer VS

Medien der Kooperation – Media of Cooperation

Reihe herausgegeben von

Erhard Schüttpelz, Philosophische Fakultät, Universität Siegen, Siegen,
Nordrhein-Westfalen, Deutschland

Digital vernetzte Medien werden als kooperative Werkzeuge, Plattformen und Infrastrukturen gestaltet, die bestehende Öffentlichkeiten transformieren und neue Öffentlichkeiten ermöglichen. Sie sind nicht mehr als Einzelmedien zu verstehen, sondern verlangen eine praxistheoretische Auffassung der Medien und ihrer Geschichte. Alle Medien sind kooperativ gefertigte Kooperationsbedingungen. Ihre Praktiken und Techniken entstehen aus der wechselseitigen Verfertigung und Bereitstellung gemeinsamer Mittel und Abläufe. Darum verläuft die Erforschung digitaler Medien quer zur gängigen wissenschaftlichen Arbeitsteilung und verlangt eine gezielte Engführung von Medientheorie und Sozialtheorie.

Digital network media are designed as cooperative tools, platforms and infrastructures which transform existing publics and give rise to new ones. Digital media can no longer be understood as individual media, but demand a practice-theoretical perspective on media and their history. All media are cooperatively accomplished devices of cooperation. Media practices and techniques evolve from the mutual making of shared resources and joint processes. That's why the study of digital media disturbs our scientific division of labour and remains a challenge for the intersections between media theory and social theory.

Lisa Villioth

Protest-Aktivist*innen der Umweltschutz- Bewegung im Netz und auf der Straße

Voraussetzungen und Motive für
Partizipation

 Springer VS

Lisa Villioth
Frankfurt am Main, Deutschland

Bei diesem Buch handelt es sich um eine Dissertation an der Philosophischen Fakultät der Universität Siegen. Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – Projektnummer 262513311 – SFB 1187.



ISSN 2520-8349 ISSN 2520-8357 (electronic)
Medien der Kooperation – Media of Cooperation
ISBN 978-3-658-40531-1 ISBN 978-3-658-40532-8 (eBook)
<http://doi.org/10.1007/978-3-658-40532-8>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en) 2023. Dieses Buch ist eine Open-Access-Publikation. **Open Access** Dieses Buch wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden. Die in diesem Buch enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen. Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten. Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Stefanie Probst
Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.
Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Die Ärzte – Deine Schuld

*Hast du dich heute schon geärgert, war
es heute wieder schlimm?*

*Hast du dich wieder gefragt, warum kein
Mensch was unternimmt?*

*Du musst nicht akzeptieren, was dir
überhaupt nicht passt.*

*Wenn du deinen Kopf nicht nur zum
Tragen einer Mütze hast.*

*Es ist nicht deine Schuld, dass die Welt ist
wie sie ist,*

*es wär nur deine Schuld, wenn sie so
bleibt.*

*Es ist nicht deine Schuld, dass die Welt ist
wie sie ist,*

*es wär nur deine Schuld, wenn sie so
bleibt.*

Wenn sie so bleibt.

*Glaub keinem der dir sagt, dass du nichts
verändern kannst.*

*Die die das behaupten haben nur vor
Veränderung Angst.*

*Es sind die Selben die erklären es sei gut
so wie es ist.*

*Und wenn du etwas ändern willst dann
bist du automatisch Terrorist.*

*Es ist nicht deine Schuld, dass die Welt ist
wie sie ist,
es wär nur deine Schuld, wenn sie so
bleibt.*

*Es ist nicht deine Schuld, dass die Welt ist
wie sie ist,
es wär nur deine Schuld, wenn sie so
bleibt.*

*Weil jeder der die Welt nicht ändern will
ihr Todesurteil unterschreibt.*

*Lass uns diskutieren, denn in unserm
schönen Land,
sind zumindest theoretisch alle furchtbar
tolerant.*

*Worte wollen nichts bewegen, Worte tun
niemandem weh.*

*Darum lass uns drüber reden,
Diskussionen sind ok.*

Nein.

*Geh mal wieder auf die Straße, geh mal
wieder demonstrier'n.*

*Denn wer nicht mehr versucht zu
kämpfen kann nur verlier'n.*

*Die die dich verarschen, die hast du
selbst gewählt.*

*Darum lass sie deine Stimme hörn, weil
jede Stimme zählt.*

*Es ist nicht deine Schuld, dass die Welt ist
wie sie ist,
es wär nur deine Schuld, wenn sie so
bleibt.*

*Es ist nicht deine Schuld, dass die Welt ist
wie sie ist,
es wär nur deine Schuld, wenn sie so
bleibt.*

*Es ist nicht deine Schuld, dass die Welt ist
wie sie ist,
es wär nur deine Schuld, wenn sie so
bleibt.*

Danksagung

Diese an der Philosophischen Fakultät der Universität Siegen eingereichte Dissertation wäre ohne die Unterstützung zahlreicher Menschen, die mich auf diesem Weg begleitet haben, nicht entstanden.

Ein ganz besonderer Dank gilt meiner Doktormutter Prof. Dr. Sigrid Baringhorst für die mehrjährige Zusammenarbeit und Betreuung meiner Arbeit, die nicht nur auf fachlicher, sondern auch auf emotionaler Ebene eine großartige Bereicherung und Unterstützung für mich darstellte. Neben zahlreichen wertvollen Anregungen für die Arbeit selbst, kamen auch persönliche und verständnisvolle Ratschläge nie zu kurz. Ganz herzlich möchte ich mich auch bei meiner Zweitbetreuerin Prof. Dr. Dagmar Hoffmann für konstruktives Feedback zu einzelnen Ideen und Entwürfen und die Betreuung dieser Arbeit bedanken.

Ein großes Dankeschön möchte ich dem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Graduiertenkolleg „Locating Media“ und dem Sonderforschungsbereich 1187 „Medien der Kooperation“ an der Universität Siegen aussprechen, ohne welche ich meine Feldforschung und die Auswertung der Daten nicht so hätte realisieren können. Ein besonderer Dank gilt dem damaligen Sprecher des Kollegs, Prof. Dr. Erhard Schüttpelz, der mir auch in für meine Familie herausfordernden Zeiten den Rücken gestärkt hat. Ebenfalls herzlich bedanken möchte ich mich bei allen anderen Doktorand*innen des Graduiertenkollegs, die mit hilfreichen Anregungen und Diskussionen zu dieser Arbeit beigetragen haben. Namentlich hervorheben möchte ich hier insbesondere Raphaela Knipp, Ilham Huynh, Katja Glaser, Simone Pfeiffer und Nadine Taha, die seit unserer Lancaster-Summerschool zu besonderen Unterstützerinnen wurden. Vielen Dank auch an Andreas Gkolfinopoulos für die gegenseitige Motivation und den Austausch auf den letzten Metern.

Darüber hinaus bedanken möchte ich mich bei Prof. Dr. Dieter Rucht, der mich im Rahmen des FraMeS-Programms als Mentor begleitet und beraten hat, sowie bei Dr. Kathrin Voss, für zahlreiche wertvolle Anmerkungen, aufbauende Gespräche und gemeinsame Konferenzreisen. Ein ganz großes Dankeschön gilt auch Piriya Karunanathan, die mit einer unglaublichen Gewissenhaftigkeit mein Manuskript Korrektur gelesen hat.

Besonders dankbar bin ich den Interview-Partner*innen meiner Forschung, ohne die diese Doktorarbeit nicht möglich gewesen wäre. Jedes einzelne Gespräch war für mich eine Bereicherung und hat mir erlaubt, ganz persönliche Motive von Engagement kennenlernen zu dürfen.

Zum Schluss möchte ich mich von Herzen bei meiner Familie und meinen Freund*innen bedanken, die mich besonders in schwierigen Phasen auf diesem Weg immer unterstützt haben. Insbesondere bei Daniela, José und Cleiton, ohne die ich nicht so lange in Siegen geblieben wäre, bei meiner Freundin Sarah, die mich mit kleinen „Ich bin stolz auf dich“-Nachrichten immer wieder motiviert hat dranzubleiben und bei meinem Bruder Jakob, der zeitgleich mit mir – wenn auch in einem ganz anderen Fach – promoviert hat und als einer der wenigen Menschen tatsächlich nachvollziehen konnte, wie es mir geht. Ein ganz besonderer Dank geht an Max, für seine unglaubliche Geduld und Unterstützung in den letzten Jahren. Und schlussendlich möchte ich mich bei meinen Eltern Sabine und Charly bedanken, die mich zu dem politisch interessierten Menschen gemacht haben, der ich heute bin. Ihnen beiden ist diese Doktorarbeit gewidmet.

Frankfurt am Main
September 2021

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Wandel von Protestpartizipation im Zuge der Digitalisierung	13
2.1	Definition zentraler Begriffe und Konzepte	14
2.1.1	Protest	14
2.1.2	Soziale Bewegungen	16
2.1.3	Internet und Social Media	19
2.1.4	Information and Communication Technologies (ICTs)	22
2.2	Protesträume	23
2.2.1	Protestraum Straße	23
2.2.2	Protestraum Massenmedien	25
2.2.3	Protestraum Internet	27
2.2.4	Zwischenfazit: Protesträume als hybride Räume	39
2.3	Hybrid-Organisationen, Grassroots-Campaigning und Hybrid Media Activism	41
2.4	Neue Formen des Protests: Von Clicktivism bis Lifestyle Politics	50
2.4.1	Protestpartizipation als niedrighschwelliges Handeln	51
2.4.2	Protestpartizipation als konnektives und individualisiertes Handeln	60
2.4.3	Protestpartizipation als Lifestyle-orientiertes Handeln	67
3	Methode	77
3.1	Erläuterungen zum Mixed-Method-Ansatz und zum Vorgehen im Feld	77

3.2	Explorativer, offener und qualitativer Ansatz in Anlehnung an die Grounded Theory Methode (GTM)	84
3.3	Faktoren für die Sample-Zusammensetzung	86
3.4	Sample-Zusammensetzung	88
3.4.1	Kurzbeschreibung der Interview-Partner*innen	88
3.4.2	Übersicht über Interview-Partner*innen nach Auswahlfaktoren	93
3.5	Kategorienbildung nach der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse	93
3.6	Typenbildung	96
4	Forschungsgegenstand und historische Einordnung	99
4.1	Die Geschichte der Umweltschutz-Bewegung in Deutschland	99
4.2	MoveOn, Campact, Change.org und der BUND: Konzept, Positionen und Strategien	117
5	Voraussetzungen und Motive für Protestpartizipation in der Umweltschutz-Bewegung – Empirische Befunde	131
5.1	Ressourcen: Kompetenzen und Voraussetzungen für Protestpartizipation	132
5.1.1	Ressourcen-Theorien zur Erklärung von Protestpartizipation	132
5.1.2	„ <i>Ich wünschte mir, ich hätte noch mehr Zeit für die Politik.</i> “ – Die Wichtigkeit von Ressourcen für zivilgesellschaftliches Engagement	148
5.2	Demokratie und Bürgerschaftsverständnis	174
5.2.1	Theoretische Konzepte von Demokratie und Bürgerschaft als Erklärung von Protestpartizipation	174
5.2.2	„ <i>[...] das ist eigentlich ein Muss für jeden, der ein bisschen Verstand hat [...]</i> “ – Bürgerschaftsverständnisse als Erklärung für Protestpartizipation	192
5.3	Emotionen und Affekte	244
5.3.1	Ursprung und Entstehung von Engagementbereitschaft und persönliche Motivation	250
5.3.1.1	Forschungsansätze zum Ursprung von Engagementbereitschaft und zur persönlichen Motivation	250

5.3.1.2	„[...] in der Situation kam dann Tschernobyl, das war 86, ich war schwanger im dritten Monat [...]“ – Individuelle Ursprünge von Engagement und persönliche Motivationen	263
5.3.2	Kollektive Identität und Mitgliedschaft	333
5.3.2.1	Theoretische Ansätze zu kollektiver Identität und Mitgliedschaftsverständnissen	333
5.3.2.2	„Brüder im Geiste“ – Die Wichtigkeit von kollektiver Identität und Mitgliedschaft für zivilgesellschaftliches Engagement	344
5.4	Zwischenfazit	378
6	Praktiken: Die Protest-Aktivist*innen der Umweltschutz-Bewegung auf der Straße, im Web 1.0 und im Web 2.0	399
6.1	Protestpraktiken und Praxistheorie – eine theoretische Annäherung	399
6.2	Intensität des Engagements und Handlungsrepertoires der Aktiven	404
6.2.1	„[...] 30 Stunden in der Apotheke und 30 Stunden Biologie für den BUND ehrenamtlich.“ – Zur Intensität des Engagements	404
6.2.2	„Und ansonsten gibt's die großen Demos natürlich ein paar Mal im Jahr.“ – Handlungsrepertoire der Interview-Partner*innen	411
6.2.3	„Was mich bei Campact und auch BUND überzeugt hat, waren auch die Offline-Auftritte.“ – Meinungen zum Handlungsrepertoire bei Campact und dem BUND	422
7	Einstellungen zu Straßenprotest und Netzaktivismus	429
7.1	Positionen zu Straßenprotest	429
7.2	Positionen zu Netzprotest	444
7.3	Positionen zur Clicktivism-Kritik	478
8	Typen von Protest-Aktivist*innen	495
8.1	Typ Web 1.0	497
8.2	Typ Web 2.0	501
8.3	Typ Prosumerin	504

9 Wandel von Bürgerschaft? Ein Fazit zur Online- und Offline-Protestpartizipation	513
9.1 Zusammenfassung und Diskussion der Forschungsergebnisse	514
9.2 Typenbildung	528
9.3 Ausblick und Forschungsdesiderat	532
Quellenverzeichnis	537

Abkürzungen

ACTA	Anti-Counterfeiting Trade Agreement
ADFC	Allgemeiner Deutscher Fahrrad-Club
AK	Arbeitskreis
AKW	Atomkraftwerk
ANT	Akteur-Netzwerk-Theorie
BBU	Bundesverband Bürgerinitiativen Umweltschutz
BI	Bürgerinitiative
BUND	Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland
BUNDjugend	Jugendorganisation des BUND
CVM	Civic Voluntarism Model
DIY	Do-it-yourself
DNR	Deutscher Naturschutzring
DUH	Deutsche Umwelthilfe
EEG	Erneuerbare-Energien-Gesetz
FFF	Fridays for Future
GTM	Grounded Theory Methode
HMMs	Hybrid Mobilization Movements
ICTs	Information and Communication Technologies
LMO	Lifestyle Movement Organization
NABU	Naturschutzbund Deutschland
NGO	Non-Governmental Organization
OPEN	Online Progressive Engagement Network
PETA	People for the Ethical Treatment of Animals
RAF	Rote-Armee-Fraktion

TTIP	Transatlantic Trade and Investment Partnership
VCD	Verkehrsclub Deutschland
VEN	Verein zur Erhaltung der Nutzpflanzenvielfalt
WAA	Wiederaufbereitungsanlage
WWF	World Wide Fund For Nature

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 2.1	„Partizipationspyramide zivilgesellschaftlichen Handelns im Social Web“ (Baringhorst 2014: 105)	21
Abbildung 2.2	Übersicht verschiedener Typen von Online-Petitionen	33
Abbildung 3.1	Faktoren der Sample-Zusammensetzung	87
Abbildung 3.2	Sample-Auswahlfaktoren bei den Interview-Partner*innen	94
Abbildung 3.3	Übersicht Kategoriensystem	95
Abbildung 6.1	Intensität von Engagement I	405
Abbildung 6.2	Intensität von Engagement II	406
Abbildung 6.3	Extensivität von Engagement	406
Abbildung 8.1	Unterschiedliche Handlungsrepertoires der drei Protesttypen	496
Abbildung 8.2	Einflussfaktoren auf das Handlungsrepertoire der drei Protesttypen	497
Abbildung 8.3	Einflussfaktoren auf das Handlungsrepertoire der drei Protesttypen	510



Einleitung

1

„Verden, 10. März 2021. Innerhalb von 14 Tagen sammelte die Petition „Energiecharta-Vertrag stoppen!“ eine Million Unterschriften. Die von zahlreichen zivilgesellschaftlichen Organisationen in ganz Europa getragene Petition setzt somit ein starkes Zeichen für die Energiewende und das Ende der fossilen Energien.“¹ – Pressemitteilung von Campact zur Online-Petition „Energiecharta-Vertrag stoppen!“

„Berlin: In den sieben Landeshauptstädten Düsseldorf, Hannover, Kiel, Potsdam, München, Mainz und Wiesbaden sowie in Freiburg gingen heute insgesamt 30.000 Menschen gegen ein Ausbremsen der Energiewende und für den schnellen Abschied von atomaren und fossilen Energieträgern auf die Straße.“² – Pressemitteilung vom BUND zur Straßendemo „Energiewende retten – Wind und Sonne statt Kohle, Fracking und Atom“

„Ich finde schon, dass sich das verändert über diese Online-Geschichten, einfach weil mehr Leute davon erfahren. Du erreichst viel mehr Leute. Ich glaube es ist wirklich, das breiter zu streuen, ja. [...] Ich denke schon, dass du [...] da mehr Leute aktivieren kannst.“ – Helena (Z. 623 ff.) über die Vorteile von Online-Aktivismus

„Weil zum Protest auch ein Gesicht oder irgendwas ... dass es überhaupt irgendwie gehört oder wahrgenommen wird. Ich glaube, wenn nur die Unterschriften-Aktionen unter der Hand irgendwo übergeben werden, ohne dass das einer mitkriegt, dann verschwinden die in der Schublade. Ja, das ist halt der Druck der Straße.“ – Franz (Z. 560 ff.) zur Wichtigkeit von Straßenprotest

Eine Million Unterschriften für eine europäische Online-Petition gegen den Energiecharta-Vertrag innerhalb von zwei Wochen und ‚nur‘ 30.000 Menschen

¹ <https://www.campact.de/presse/mitteilung/20210310-pm-eine-million/>

² <https://www.bund.net/service/presse/pressemitteilungen/detail/news/30000-demonstranten-gehen-fuer-energiewende-retten-wind-und-sonne-statt-kohle-fracking-und-atom-auf-die-strasse-energiepolitik-der-grossen-koalition-in-der-kritik>

auf der Straße für eine Energiewende in der deutschen Klimapolitik – spricht Netzprotest etwa mehr Menschen an als Straßenprotest? Wenn es nach Helena und Franz geht, dient das Internet insb. der Verbreitung von Informationen und der Mobilisierung, während Straßenproteste den Anliegen ein Gesicht verleihen und mehr Druck aufbauen als es bspw. Online-Petitionen können. Bürger*innen sehen in einzelnen Protestpraktiken jeweils persönliche Vor- und Nachteile und stellen sich basierend auf diesen Einschätzungen und den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen ihr individuelles Praktiken-Repertoire zusammen.

Während in den letzten Jahrzehnten Anti-AKW-Demos und -Mahnwachen, sowie Veranstaltungen für eine Energiewende und in den letzten Jahren auch zahlreiche Protestaktionen von Fridays for Future (FFF) überwiegend auf der Straße stattfanden, erfahren seit einigen Jahren auch Formen von Netzprotest eine gesteigerte Beliebtheit.

Eine ganze Bandbreite von Online- und Offline-Protestpraktiken erlaubt es Bürger*innen³, sich in politische Prozesse einzumischen, Öffentlichkeit für bestimmte Themen zu erzeugen und Politiker*innen und Unternehmen unter Druck zu setzen. Dabei reicht die Auswahl der Praktiken von niedrigschwelligen Angeboten wie dem Unterschreiben einer Online-Petition bis zu zeitintensiven Praktiken wie der aktiven Mitarbeit in einer lokalen Ortsgruppe eines Umweltverbandes. Online ist hierbei jedoch nicht zwangsläufig Ersatz für Offline. In vielen Situationen von Protestpartizipation ergänzen sich Elemente beider Sphären. Häufig kommen Online-Praktiken dabei insb. Informations- und Mobilisierungsfunktionen zu, während auf der Straße bspw. Protest in Form von Demos stattfindet. Online-Petitionen, Hacktivism oder politische Social-Media-Posts sind hingegen Beispiele für (größtenteils) netzbasierte Protestpartizipation.

Warum entschließen sich Bürger*innen, ganz spezifischen Protestpraktiken – online wie offline – nachzugehen und anderen Praktiken nicht? Welche Vor- und Nachteile benennen die Subjekte für die einzelnen ihnen zur Verfügung stehenden Kanälen und Kommunikationsformaten? Ziel der vorliegenden Arbeit ist, mit Fokus auf einzelne Subjekte, fallspezifisch und empirisch den Handlungs- und Wirkungszusammenhang von Straßenprotest und Online-Aktivismus im Bereich der Umweltschutz-Bewegung zu untersuchen. Dabei soll Netzaktivismus weder pauschal als Clicktivismus abgewertet werden, noch schließt sich diese Arbeit

³ In dieser Arbeit stehen alle Personenbezeichnungen mit dem Asteriks – wie hier bspw. bei ‚Bürger*innen‘ – sowie Formulierungen im Plural für alle denkbaren biologischen und sozialen Geschlechter, Geschlechterkombinationen sowie für Menschen, die sich keinem biologischen und/oder sozialen Geschlecht zuordnen können oder wollen. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird bei zusammengesetzten Wörtern wie z. B. Bürgerschaftsverständnis jedoch auf das Gendern verzichtet.

uneingeschränkt optimistischen Einschätzungen zur Wirksamkeit von Internet für Protestpartizipation an. Vielmehr wird dafür plädiert, Protestengagement und dessen Konsequenzen für Gesellschaft in subjektzentrierten Fallanalysen zu untersuchen, den Fokus auf den jeweiligen Handlungs- und Wirkungszusammenhang verschiedener (Online- und Offline-)Praktiken der Individuen zu legen und dieses Zusammenwirken in seiner Gesamtheit zu betrachten.

Die Arbeit steht damit im Schnittpunkt unterschiedlicher politikwissenschaftlicher Forschungsfelder wie der Protestforschung, der politischen Partizipationsforschung und der Forschung rund um das Thema Digitalisierung: Was bedeutet Protest Offline und Online?

Um diese Frage und weiter unten genauer ausgeführte Forschungsfragen zu beantworten, müssen die individuellen Motive für Partizipation und für die Teilnahme an einzelnen Protestpraktiken untersucht werden. Diese Motive werden u. a. von der Einschätzung zur jeweiligen Wirksamkeit der entsprechenden Protestpraktik beeinflusst. In der Partizipationsforschung äußern kritische Stimmen (vgl. Morozov 2011; White 2010; Gladwell 2010; Shulman 2009) diesbezüglich die Sorge, dass verschiedene Formen von Online-Aktivismus eine zu einfache und zu unverbindliche Art der Partizipation darstellen und dass sich Protestpartizipation eben wegen dieser Einfachheit und der Bequemlichkeit von Bürger*innen auf solche niedrigschwelligen Partizipationsformen reduzieren könnte. Diese Formen hätten jedoch keinen wirklichen Einfluss auf politische Prozesse und würden nur dazu führen, dass ‚echter‘ Aktivismus aussterbe. In „The Net Delusion“ (2011) weist Morozov z. B. darauf hin, dass bei den Protesten im Iran 2008 der Einfluss des Internets vielmehr von westlichen Beobachter*innen gewünscht war, als dass er tatsächlich stattgefunden habe. White (2010) wiederum beschreibt, dass Kampagnen-Organisationen Ideologien des Marketings und Taktiken von Werbung und Marktforschung übernehmen würden und die Überwachungen von quantitativem Erfolg dazu führten, dass aus Aktivismus Clicktivism wird: „The obsession with tracking clicks turns digital activism into clicktivism.“ Shulman (2009) argumentiert, dass Online-Aktionen keinen wirklichen Einfluss auf die Gesetzgebung hätten. E-Mail-Kampagnen könnten zwar dazu führen, dass Menschen für Aktionen mobilisiert werden, dieser Erfolg sei aber nur oberflächlich und würde außerdem die tägliche Arbeit der Mitarbeiter*innen der Regierung erschweren, die dadurch Probleme hätten, die wirklich guten und gehaltvollen E-Mails zu erkennen (ebd.: 46 f.). Gladwell (2010) vertritt im Rahmen der Debatte um Online-Aktivismus die These, dass Teilnehmer*innen von risikoreichen Protestaktionen durch ebendiese ihren Zusammenhalt untereinander stärkten, dadurch oft enge Freundschaften innerhalb der Gemeinschaft hätten und

sich deswegen dort engagierten, während Facebook, Twitter & Co. nur auf schwachen Bindungen (weak ties) basierten und folglich keine risikoreichen Aktivitäten ermöglichten.⁴

Clicktivism, Slacktivism, Faulenzer-Aktivismus oder Armchair-Activism – eine Vielzahl von Begriffen wertet Online-Aktivismus diesen Argumenten folgend pauschal ab, und das häufig ohne ihn im Kontext oder Detail betrachtet zu haben. Die These von Morozov (2011, 2013), Online-Aktivismus würde dazu führen, dass Bürger*innen sich nicht mehr außerhalb des Internets, bspw. bei Straßendemonstrationen oder in Organisationen und Verbänden, einbringen und stattdessen der Meinung seien, sie hätten sich mit einem Klick vom Sofa aus bereits ausreichend eingebracht, basiert mehr auf theoretischen Annahmen und Pauschalisierungen, als dass sie in der Empirie fundiert untersucht worden sei.

Optimistischere Einschätzungen zu Online-Aktivismus betonen hingegen u. a. die durch neue ICTs (Information and Communication Technologies) entstandenen kostengünstigen Partizipationsmöglichkeiten (Bennett 2003; Bennett/Seegerberg 2012; Bimber 2017; Bimber/Flanagin/Stohl 2005, 2012; Dolata/Schrape 2016). Verschiedene Akteure könnten sich schnell, ortsunabhängig und kostengünstig austauschen, interaktiv kommunizieren und Protestaktionen organisieren. Nach dem Motto „high impact on little resources“ (Scott/Street 2001) gehen diese Autor*innen davon aus, dass ICTs insb. ressourcenarmen Organisationen und Einzelpersonen mehr Einfluss und Handlungsmöglichkeiten verleihen (vgl. della Porta/Mosca 2004). So könnten kollektive Aktionen auch von kleineren Gruppen oder Individuen organisiert werden. Laut Karpf (2012) könne man eben wegen dieser neuen kostengünstigen Partizipationsmöglichkeiten von einer Social Movement Theory 2.0 sprechen. Nach dieser verändere sich die traditionelle „Logic of Collective Action“ (Bennett/Seegerberg 2012) maßgeblich durch geringere Kosten im Social-Media-Bereich: „Formal organizations are no longer necessary since individual tactics like e-petitions can now be organized online and information can spread virally through social media channels like blogs, You-Tube, Facebook, and Twitter. In other words, we are all our own publishers and political organizers now.“ (Karpf 2012: 7) Das Internet erlaubt mehr Interaktivität und Einmischen bzw. Eigenrecherche als es zuvor möglich war. Aufgrund dieses veränderten Rollenverständnisses von Produzent*innen und Nutzer*innen spricht Bruns (2008) von „Prodisage“ – einer Wortkombination aus Production und Usage.

⁴ Zu schwachen Bindungen siehe auch Van Laer/Van Aelst (2010), Kavanaugh et al. (2005) und Walgrave et al. (2011).

In Konsequenz dieser Entwicklungen hat sich mit „Hybrid-Organisationen“ (Chadwick 2007; Voss 2013; Speth 2013) wie Campact ein neuer Akteur in der Protestlandschaft entwickelt. Diese Organisationen zeichnen sich u. a. durch ein niedrigschwelliges Partizipationsangebot aus. Schon mit der Unterzeichnung einer einzigen Online-Petition kann man sich dort ohne großen Kostenaufwand und ohne langfristige Bindung an die Organisation einbringen. Dies hat den Vorteil, dass Bürger*innen eine bestimmte Kampagne unterstützen können, ohne sich mit der gesamten Organisation identifizieren können zu müssen. Das wiederum führt laut Karpf (2012: 25) zu einem neuen Mitgliedschaftsverständnis „from memberships-as-participation to membership-by-mail“ oder auch „arm-chair activists“. Solche Aktivist*innen erklären sich mit einzelnen Aspekten in der Arbeit einer Organisation einverstanden und unterstützen diese per Mausklick, ohne zusätzlich aktiver zu werden. Die hohe Anzahl von Unterstützer*innen für Hybrid-Organisationen wie Campact und deren Online-Petitionen zeigt, dass es großen Bedarf an Möglichkeiten dieser sporadischen Partizipation ohne starke Bindung an eine Organisation gibt (vgl. Voss 2013: 220).

Netz-Optimisten wie Karpf (2016, 2018) fordern, dass bei der Einschätzung zur Wirksamkeit von Online-Aktivismus zwischen dem Unterzeichnen und Erstellen von Online-Petitionen unterschieden wird. Der Vorwurf des Clickivism missachte, dass es um weit mehr als nur das Unterzeichnen per Mausklick gehe. Unter dem Begriff „Analytic Activism“ untersucht Karpf (ebd.) bspw. wie Plattformen Petitionen listen, Wachstum erzielen, intern mit Logiken arbeiten, die berechnen, welche Online-Petition viral gehen und eine Bewegung hervorrufen könnte und nicht zuletzt durch Online-Petitionen auch Möglichkeiten erschaffen werden, wie Kommunikation zwischen Petent*innen, den Unterzeichner*innen und der Plattform selbst entstehen könnte (vgl. Karpf 2016: 62). Das Unterzeichnen und das damit verbundene Hinterlassen einer E-Mail-Adresse sei nur ein erster Schritt, der auf einer „ladder of engagement“ (ebd.: 63) später zu mehr Engagement führen könne.⁵ Andere Autor*innen argumentieren ebenfalls, dass niedrigschwellige politische Partizipation im Netz einen sogenannten „Spillover“-Effekt auf höherschwellige Offline-Partizipation habe (vgl. Boulianne 2015; Lane/Dal Cin 2017). Eine Studie von Kwak et al. (2018: 200) untersucht bspw. den Zusammenhang zwischen dem wahrgenommenen Einfluss von Social Media und politischer Partizipation online und offline. Eines der Ergebnisse dieser Studie ist, dass Menschen, die sich auf Social Media politisch äußern, mit höherer Wahrscheinlichkeit auch offline partizipieren.

⁵ Der Begriff „ladder of engagement“ oder auch „ladder of citizen participation“ geht ursprünglich auf Arnstein (1969) zurück.

Chadwick (2007, 2017) untersuchte den Wirkungszusammenhang von Online und Offline bereits für den englischen Sprachraum und geht davon aus, dass die Interaktion zwischen Social Media und Entwicklungen hin zu einer Personalisierung, politischem Konsum und postmaterialistischer „Lifestyle Politics“ (Bennett 1998) eine neue politische Form kreiert habe: Hybrid Mobilization Movements. Diese vermarkten den Rückgang von collective identity frames, indem sie personalisierte Möglichkeiten für Engagement anbieten (vgl. Karpf 2012; Kavada 2012: 44; Vromen 2008, 2015). Auch Treré (2018, 2019) untersucht Hybridität im Kontext von Mediennutzung in Protestpraktiken. Er betont dabei insb. die Bedeutung digitaler Medien für Mobilisierung – sowohl online als auch offline. Treré (2018: 147) beschreibt eine „continuous interconnection between activists on the streets and activists at home: Both actively use media and communication technologies, but with the different affordances that their diverse situations allow.“ Für Soziale Bewegungen stellen digitale Medien laut Treré Möglichkeiten dar, Menschen auf die Straße zu bewegen, Demos zu koordinieren und Offline-Aktionen zu bewerben. Gleichzeitig gäbe es jedoch auch Online-Praktiken, die ausschließlich für weiteren Online-Aktivismus mobilisieren sollten, nicht zwangsläufig für Offline-Praktiken.

Während Treré (2019) bereits fallspezifische und kontextabhängige Analysen des Handlungs- und Wirkungszusammenhangs von Online- und Offline-Praktiken im Rahmen von Protestpartizipation untersucht hat, mangelt es in der Forschung weiterhin an subjektzentrierten Untersuchungen dieses Zusammenwirkens – auch für den deutschsprachigen Raum. Viele Wissenschaftler*innen haben gesellschaftliche Konsequenzen der Digitalisierung von Protestpartizipation untersucht und Vor- und Nachteile aus Sicht der Organisationen und Sozialer Bewegungen beschrieben. Wie oben skizziert, decken die Ergebnisse dieser Untersuchungen dabei das komplette Spektrum von Netz-Pessimisten und -Optimisten ab.⁶ Forschungen wie die von Chadwick (2007, 2017) oder Treré (2018, 2019), die mit Konzepten von Hybridität arbeiten, verfolgen einen Ansatz, der in der vorliegenden Arbeit in Teilen ebenfalls verwendet wird. Der in dieser Arbeit verfolgte Ansatz geht wie Chadwick und Treré von hybriden Partizipationspraktiken aus und versucht durch eine komplexe Untersuchungsperspektive, in der neben individuellen Motiven auch Faktoren wie Ressourcen, Emotionen sowie persönliche Einschätzungen der Wirksamkeit einzelner Protestpraktiken berücksichtigt werden, der Komplexität des Forschungsgegenstands gerecht zu werden. Eine solche

⁶ Entscheidend für diese sehr unterschiedlichen Einschätzungen ist dabei u. a., ob empirische Untersuchungen zu Netzprotest durchgeführt wurden oder entsprechende Thesen eher auf theoretischen Annahmen beruhen.

empirische Analyse des Handlungs- und Wirkungszusammenhangs von Netz- und Straßenaktivismus aus Sicht individueller Bürger*innen steht in der Protestforschung noch aus. Dabei werden, wie weiter unten näher erläutert wird, insb. Praktiken im Kontext von Umweltprotesten in Deutschland im Fokus der Untersuchung stehen.

Forschungsfragen

Im Mittelpunkt dieser Arbeit steht die Frage nach den Motiven für Engagement im Umweltschutz, für und gegen einzelne Protestformen und Partizipationskanäle. Warum engagieren sich einige Bürger*innen in Verbänden und Organisationen wie dem BUND, bei Straßenaktionen und lokalen, kleineren Projekten? Warum engagieren sich andere zusätzlich oder stattdessen bei Online-Formaten von politischer Partizipation wie bspw. Online-Petitionen? Welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein, damit Bürger*innen partizipieren? Um dies zu verstehen, müssen die Ressourcen dieser Personen berücksichtigt werden. Zeit, Geld, Bildung, Netzwerke und auch Fähigkeiten zu kommunizieren und organisieren, zählen zu eben diesen Ressourcen. Darüber hinaus spielt das Bürgerschaftsverständnis eine wichtige Rolle: Ist es die Pflicht eines jeden, sich über Wahlen hinaus zivilgesellschaftlich zu engagieren? Welche Initial- und Schlüsselmomente lösen zivilgesellschaftliches Engagement ursprünglich aus und welche Faktoren begünstigen langfristig gegenwärtige Partizipation? Wie Bürger*innen aufgewachsen sind und von ihrem Umfeld geprägt wurden, ist ein ebenso wichtiger Faktor wie konkrete Erfahrungen, die in der Vergangenheit gemacht wurden und das Engagement bis heute motivieren.⁷ Welche Rolle spielen verschiedene Emotionen – Spaß gleichermaßen wie Frust – für Engagement? Für wie effektiv werden unterschiedliche Protestformen gehalten? Wie beeinflusst die individuelle Einschätzung zur Wirksamkeit die tatsächlichen Praktiken der Bürger*innen? Welche Typen von Protest-Aktivist*innen können im Feld des Wirkungszusammenhangs von Straßen- und Netzprotest beobachtet werden? Diesen Fragen geht die vorliegende Arbeit nach.

⁷ In der vorliegenden Arbeit wird dabei zwischen dem Ursprung von Engagementbereitschaft als ein in der Vergangenheit liegendes Ereignis einerseits und der gegenwärtigen Motivation für das Engagement andererseits unterschieden.

Vorgehensweise und Abgrenzung von anderen Forschungsbereichen

Unter Online-Aktivismus werden im Folgenden alle Praktiken verstanden, die ‚größtenteils online‘ stattfinden, unter Straßenprotest und Engagement in Organisationen entsprechend alle Praktiken, die ‚größtenteils offline‘ stattfinden.⁸ Eine solche Unterscheidung in Online- und Offline-Protestpraktiken ist hilfreich, um in der Analyse der Motive, Einstellungen und Praktiken von Bürger*innen zwischen verschiedenen Protestformen differenzieren zu können.

In der vorliegenden Arbeit liegt der Fokus auf einzelnen Bürger*innen, ihren Ressourcen und Motiven für zivilgesellschaftliches Engagement, ihren individuellen Praktiken, ihren Einstellungen zur Wirksamkeit verschiedener Protestpraktiken – und damit auf der Mikroebene. Organisationen und ihre Plattformen strukturieren jedoch die Partizipationsmöglichkeiten vor, in deren Rahmen potenzielle Unterstützer*innen dann zwischen unterschiedlichen Aktionsformen wählen oder ggf. alternative Aktionsformen vorschlagen können. In dieser Untersuchung stehen Organisationen, Verbände und Parteien folglich nicht im Zentrum der Untersuchung, sie sind jedoch als Handlungen und Einstellungen beeinflussende Faktoren zu berücksichtigen, u. a. dann, wenn es um das Mitgliedschaftsverständnis der Bürger*innen oder ihre Einschätzungen zur Wichtigkeit von Empfindungen kollektiver Identität geht. Um verschiedene Organisationsgrade untersuchen zu können, in denen politisch aktive Bürger*innen organisiert sind, wurde ein vergleichender Fokus auf die beiden Organisationen Campact und BUND gelegt. Dieser Entscheidung liegt die Vermutung zugrunde, dass dabei unterschiedliche Mitgliedschaftsverständnisse der Unterstützer*innen dieser beiden Organisationen untersucht werden können. Denn der BUND verfolgt ein eher klassisches Mitgliedschaftsmodell mit beitragszahlenden Unterstützer*innen, wohingegen Campact von einem fluiden Mitgliedschaftsverständnis ausgeht. Während die Organisationen BUND und Campact als Ausgangspunkt für den Feldzugang gewählt wurden, um aktive Bürger*innen aus der Umweltschutzbewegung für Interviews zu gewinnen und entsprechend insb. diese beiden Organisationen in der Analyse des Interview-Materials relevant sind, stehen durchweg die einzelnen Praktiken (innerhalb und außerhalb von Organisationen) und Aussagen der Individuen im Mittelpunkt dieser Arbeit.

In dieser Arbeit wurde qualitativ explorativ vorgegangen und entsprechend wird kein Anspruch auf Repräsentativität gestellt. Die Entscheidung für diesen

⁸ Der Autorin ist bewusst, dass zahlreiche Praktiken gleichzeitig in verschiedenen Protesträumen stattfinden. Teilnehmer*innen von Straßendemos verschicken über ihr Smartphone während der Protestteilnahme Tweets oder posten Fotos und Stories auf Instagram und Bürger*innen, die Online-Petitionen unterzeichnen, haben sich evtl. zuvor mit Freund*innen über das entsprechende Thema ausgetauscht.

qualitativen Ansatz fiel aufgrund der bisher geringen Erforschung des Handlungs- und Wirkungszusammenhangs von Straßen- und Netzprotest auf der Mikroebene. Im Rahmen der Feldforschung und insb. bei der Zusammensetzung des Interview-Samples wurden zwar die unterschiedlichsten im Feld beobachteten Engagementformen und -intensitäten berücksichtigt, ebenso weitere Faktoren, die der Sample-Zusammensetzung zugrunde liegen, es kann jedoch nicht ausgeschlossen werden, dass es weitere Protestformen und -typen gibt, die in der vorliegenden Arbeit unberücksichtigt bleiben.

Die Entscheidung für die Umweltschutz-Bewegung als Untersuchungsgegenstand dieser Doktorarbeit basiert auf der Annahme, dass eine bereits länger existierende Soziale Bewegung einen ergiebigen Vergleich verschiedener Protestformen und der jeweiligen Motive der Aktivist*innen ermöglicht. Die Umweltschutz-Bewegung ist eine klassische Offline-Bewegung, die insb. in den 1980er Jahren zahlreiche Menschen auf die Straße trieb (vgl. Brand 2008; Rucht 2008). Sie umfasst gegenwärtig Bürger*innen, die schon in den 1980er Jahren und früher auf die Straße gegangen sind und die eine Protestkultur ohne das Internet kennen. Hier stellt sich die Frage, wie diese Menschen auf ein um Online-Protestformen erweitertes Repertoire reagieren, nachdem sie in den vergangenen Jahrzehnten ausschließlich Offline-Partizipationsformen zur Verfügung hatten. Darüber hinaus sind in der gegenwärtigen Umweltschutz-Bewegung sogenannte ‚Digital Natives‘ engagiert, sodass Vergleiche in den verschiedenen Untersuchungsdimensionen (Alter des Subjekts, Ort des Protests, Grad der Organisiertheit, Intensität des Engagements) interessante Ergebnisse versprechen.

Während im Bereich Netzprotest die Form des Hashtag-Aktivismus in den letzten Jahren zwar erheblich an Bedeutung gewonnen hat (vgl. Rambukkana 2015), ist dieser im Vergleich zu identitätspolitischen Bewegungen im Bereich von „Race and Gender Justice“ (Jackson/Bailey/Foucault Welles 2020; Drüeke/Zobl 2016; Crossley 2018) – siehe z. B. #metoo und #blacklivesmatter – für die Umweltschutz-Bewegungen jedoch weniger bedeutsam. Auch die alleine im Netz stattfindende Protestform des Hacktivism (vgl. Jordan 2008, 2002; Jordan/Taylor 2004) spielt für Umweltschutz eine untergeordnete Rolle und wird deshalb im Folgenden nicht weiter thematisiert.

Aufbau der Arbeit

Um oben genannten Forschungsfragen nachzugehen, werden im nun folgenden Kapitel 2 „Wandel von Protestpartizipation im Zuge der Digitalisierung“ zuerst für die Arbeit relevante Begrifflichkeiten und Konzepte erläutert und der Forschungsstand aufgearbeitet. Dabei wird zwischen den Protesträumen Straße,

Massenmedien und Internet unterschieden und das Konzept hybrider Protesträume (Hamm 2006) eingeführt. Anschließend werden Hybrid-Organisationen (Speth 2013) als wichtige Akteure der gegenwärtigen Protestlandschaft und Hybrid Media Activism (Treré 2018, 2019) als wichtiges Konzept im Wirkungszusammenhang von Straßen- und Netzprotest vorgestellt. Danach erfolgt die Aufarbeitung des Forschungsstandes zu neuen Formen von Protest und eine Darstellung von Protestpartizipation als niedrigschwelliges (Morozov 2011; White 2010; Shulman 2009), konnektives (Bennett/Seeger 2012), individualisiertes (Bimber/Flanagin/Stohl 2005, 2012; Papacharissi 2010, 2009) und Lifestyle-orientiertes Handeln (Van Deth 2014; de Moor 2014; Haenfler/Johnson/Jones 2012).

Das dritte Kapitel beschreibt das methodische Vorgehen der vorliegenden Arbeit. Diese orientiert sich an der Grounded Theory Methode (Strauss/Corbin 1996; Glaser/Strauss 1967) und der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse (Kuckartz 2018) und arbeitet mit einem Mixed-Method-Ansatz. Mit dem Ziel einer Typenbildung wurde im Rahmen der Feldforschung nach dem Theoretical Sampling ein Sample von 18 Interview-Partner*innen zusammengestellt, welche mit Hilfe eines leitfadengestützten Interviews zu ihrem Engagement befragt wurden. Nach Kodierung sämtlichen Materials wurde ein umfangreiches Kategoriensystem mit 272 Ausprägungen der Kategorien erstellt, das die Grundlage der Analyse in den Kapiteln 5 bis 8 bildet.

Das vierte Kapitel besteht aus der Geschichte der Umweltschutz-Bewegung in Deutschland und einer Beschreibung der für die Arbeit relevanten Kollektivakteure MoveOn, Campact, Change.org und BUND. Wie hier ausführlicher zu zeigen sein wird, sind weder Campact, noch MoveOn oder Change.org reine Umweltschutz-Organisationen, sondern befassen sich neben dem Umweltschutz auch mit zahlreichen anderen Themen. An dieser Stelle werden die drei Organisationen und Petitionsplattformen trotzdem als Kollektivakteure vorgestellt, da insb. Campact und Change.org die individuellen Protestpraktiken der Bürger*innen des Interview-Samples mitunter sehr deutlich rahmen.

Die Kapitel 5 bis 8 bilden das Herzstück dieser Doktorarbeit. Sie stellen die Ergebnisse einer umfangreichen Analyse der aus dem Interviewmaterial heraus gebildeten Kategorien dar. Das fünfte Kapitel befasst sich mit Voraussetzungen und Motiven für und Einstellungen zu Protestpartizipation in der Umweltschutz-Bewegung. Dies schließt die Kategorien Ressourcen, Bürgerschaftsverständnis, Ursprung, Motive, Kollektive Identität und Mitgliedschaft ein. Diese Aspekte werden in drei Unterkapiteln untersucht. Dabei besteht jeder Abschnitt aus einer Einführung in relevante, bereits bestehende Theorien aus der Forschung zu politischer Partizipation und einer daran anschließenden Diskussion der Ergebnisse

aus der Empirie. Hierbei bilden die aus dem Interviewmaterial gewonnenen Kategorien die Grundlage. Insbesondere das Civic Voluntarism Model (CVM) von Verba/Scholzman/Brady (1995) ist im fünften Kapitel von großer Relevanz. Weitere theoretische Konzepte aus der Forschung über die Ursprünge von Engagementbereitschaft (McAdam 1989), Motive für Engagement (Teske 2009; Han 2009; Klandermans 2004), die Rolle von Emotionen für Protest (Goodwin/Jasper/Polletta 2004) und kollektive Identität (Melucci 1996; Bimber/Flanagin/Stohl 2012; Bennett/Seeger 2012) bilden in diesem Abschnitt eine theoretische Grundlage für die Diskussion der Empirie und für Vorschläge zur Überarbeitung bestehender Konzepte, angepasst an gegenwärtige Entwicklungen im Rahmen der Digitalisierung von Protestpartizipation. Kapitel 6 „Praktiken: Die Protest-Aktivist*innen der Umweltschutz-Bewegung auf der Straße, im Web 1.0 und im Web 2.0“ systematisiert die von den Interview-Partner*innen beschriebenen Protestpraktiken online und offline, bevor in Kapitel 7 „Einstellungen zu Straßenprotest und Netzaktivismus“ die individuellen Einschätzungen zu den Vor- und Nachteilen von Straßen- und Netzprotest diskutiert werden. Das achte Kapitel führt alle untersuchten Faktoren zusammen und entwickelt basierend auf den Untersuchungsergebnissen eine Typisierung von Protest-Aktivist*innen. Im letzten Kapitel wird ein Fazit formuliert und ein Ausblick auf Forschungsdesiderate und Anregungen für die zukünftige Forschung gegeben.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





Wandel von Protestpartizipation im Zuge der Digitalisierung

2

„Vernetzt Euch!“, „Empört Euch!“, „Mut Bürger – Die Kunst des neuen Demonstrierens“, „Jetzt reicht’s! – 50 Anleitungen zum Bürgerprotest“, „Protest! – Wie ich die Welt verändern und dabei auch noch Spaß haben kann“¹ ... die Liste solcher und ähnlicher Titel ließe sich noch länger fortführen. Ob Literatur wie diese vermehrt aufkommt, weil mehr Menschen begreifen, dass es bzgl. des Umweltschutzes ‚5 vor 12‘ ist oder weil Protest im Trend liegt, da er heutzutage relativ unkompliziert und ressourcenschonend sein kann, dass er sich einfacher mit dem Alltag verbinden lässt, mag dahingestellt sein. Fakt ist jedoch: Protest ist und wird vielfältiger, spielt sich in unterschiedlichen Räumen ab und deckt eine ganze Bandbreite an Formen, Aufwand und Motivationen ab. Im folgenden Kapitel sollen zentrale Begriffe dieser Arbeit geklärt werden und eine Zusammenfassung des Forschungsstandes zu Protestpartizipation erfolgen. Nach der Definition der Begriffe Protest, Soziale Bewegung, Internet, Social Media und Information and Communication Technologies (ICTs), werden verschiedene Protesträume mit ihren Eigenschaften und Bedeutungen beschrieben: Straße, Massenmedien, Internet und hybride Protesträume. Darauf aufbauend folgt eine Vorstellung von Hybrid-Organisationen und der Strategie des Grassroots-Campaigning, bevor sich der letzte Teil dieses Kapitels dann explizit mit gegenwärtigen Trends in der Protestpartizipation befasst. Hier werden Eigenschaften und gesellschaftliche Konsequenzen von netzbasierter Kommunikation, Social Media und neuen ICTs erläutert und die Kritik des Clickivism vorgestellt. In Konsequenz ergeben sich im Bereich des zivilgesellschaftlichen Engagements Tendenzen der Niedrigschwelligkeit, Individualisierung, Personalisierung und Kreativität, von denen einige Eigenschaften kritisch unter Begriffen

¹ In Reihenfolge der Nennung: Ben Mhenni (2011), Hessel (2011), Kessler (2013), Honolka (2013) und Brodde (2010).

wie „Simulative Demokratie“ (Blühdorn 2013) oder „Post-Demokratie“ (Crouch 2008) zusammengefasst oder wiederum optimistisch als „Connective Action“ (Bennett/Seeger 2012), „Lifestyle Politics“ (de Moor 2014) oder „Lifestyle Movements“ (Haenfler/Johnson/Jones 2012) bezeichnet werden.

2.1 Definition zentraler Begriffe und Konzepte

2.1.1 Protest

Ob Sitzblockade, Boykott, Straßendemonstration, Online-Petition, Streik, Kundgebung, E-Mail-Aktion oder Straßenstand – Formen politischen Protests sind vielfältig. Basierend auf Rucht (2001: 28) werden in dieser Arbeit Proteste verstanden als „kollektive, öffentliche Aktionen nicht-staatlicher Träger, die Kritik oder Widerspruch zum Ausdruck bringen und mit der Formulierung eines gesellschaftlichen oder politischen Anliegens verbunden sind.“ Wer etwas nicht hinnehmen und gegen Entscheidungen von politischen Machthaber*innen vorgehen will, muss nicht nur Mut aufbringen, sondern auch einige Ressourcen: Zeit, Wissen und vielleicht sogar Geld. Es müssen strategische Entscheidungen getroffen und Mitmenschen mobilisiert werden. Ist diese Basismobilisierung „mit der Formulierung eines gesellschaftlichen oder politischen Anliegens verbunden und von nicht-staatlichen Trägern organisiert, dann handelt es sich bei Protesten um Versuche, Politik von unten zu machen.“ (ebd.) Doch wer protestiert und sich ‚gegen‘ etwas stellt, sollte gleichzeitig auch ‚für‘ etwas sein. Denn Protest bringt Handelnde immer auch in Zugzwang, es werden Alternativen und Lösungen erwartet: „Das Problem muss als dringlich, die Kritik als gerechtfertigt, der Angeklagte als schuldig, die Lösung als realistisch erscheinen, wollen die Protestierenden bei anderen nicht nur Gehör, sondern auch Zustimmung finden.“ (ebd.: 9) Der lateinische Ursprung des Wortes Protest – testari – bedeutet nämlich, für etwas einstehen oder etwas bezeugen.² Dass Protest durchaus erfolgreich sein kann, zeigen in der Geschichte Beispiele wie die Abschaffung des Sklavenhandels oder die Einführung des allgemeinen Wahlrechts.

Neben Wahlen auf Bundes-, Landes- und Kommunalebene und eventuellen Bürgerentscheiden, sind Proteste ein weiteres Mittel, um Einfluss auf den demokratischen Entscheidungsprozess zu nehmen. Meist engagieren sich insb. Gruppen, die sich mit ihren Anliegen im politischen Geschäft nicht ausreichend

² Vgl. <http://de.pons.com/%C3%BCbersetzung/latein-deutsch/testari>.

vertreten oder gehört fühlen. Della Porta (1996: 67) formuliert es folgendermaßen: „Protest is a political resource used by those who do not have direct access to policy making in order to mobilize influential public opinion [...]. Very often, in order to attract the attention of public opinion, protesters use illegal forms of action (e.g., blockades and occupations). Even when they do not, protest actions disrupt the public order.“ Protestgruppen versuchen, „den demokratischen Betrieb von außen zu irritieren und zu beeinflussen.“ (Rucht 2001: 29) Strategien können hier das „Imponieren durch möglichst massenhafte Mobilisierung, ein Demonstrieren der Ernsthaftigkeit eigener Überzeugungen, immer wieder auch eine Inszenierung von Störungen, die Aufmerksamkeit erzeugen und die eigene Entschiedenheit belegen“ (ebd.) sein. Ähnlich wie Della Porta (1996) formuliert es auch Baringhorst (2013: 16 f.): „Letztendlich zielt Protest auf die Erzeugung von Resonanz unter politischen, ökonomischen oder gesellschaftlichen Machteliten. Da Protestakteure nicht selbst am politischen Entscheidungsprozess beteiligt sind, müssen sie noch mehr als die Repräsentanten der etablierten Politik andere auf ihre Anliegen aufmerksam machen und für ihre Ziele und Forderungen gewinnen. Protestieren ist somit in der Regel kommunikatives, auf politische Öffentlichkeit gerichtetes Handeln.“

Politischer Protest ist jedoch keine Einwegkommunikation, sondern Interaktion. Er ist ein Austausch- und Entwicklungsprozess innerhalb der Gruppe der Protestierenden und nach außen mit seiner Umwelt. Involvierte Akteure sind häufig: Die Protestierenden, eventuelle Gegendemonstrant*innen, die Polizei, Zuschauer*innen oder auch die direkten Adressat*innen des Protests bzw. der Forderungen. Aus diesen vielfältigen Interaktionen ergibt sich häufig eine Anschlusskommunikation, die erneut Gegenstand vielfältiger Austauschprozesse sein kann. Ein Protest kann so bspw. auch dann erfolgreich sein, wenn die Aktion zwar scheitert, die Anschlusskommunikation aber dazu führt, dass das Anliegen dennoch auf die politische Agenda und in den Fokus der Öffentlichkeit rückt. Rucht (2001: 30) spricht hier von sogenannten „Issuekarrieren“.

Laut Fahlenbrach (2004: 130 f.) sind Soziale Bewegungen die wichtigsten Akteure in der öffentlichen Protestkommunikation und richten ihre Selbstorganisation und Mobilisierung nicht nur auf Protest aus, sondern zusätzlich auch auf institutionalisierte Einflussnahme und politische Macht. Da in dieser Arbeit Protest im Rahmen der Umweltschutz-Bewegung untersucht wird, spielen folglich Protestformen und -eigenschaften dieser Bewegung eine besonders wichtige Rolle. Formen wie Flashmobs oder Hacktivism, relativ untypisch

für die Umweltschutz-Bewegung, werden im Folgenden deshalb vernachlässigt.³ Rucht (2007: 18) schreibt zum Verhältnis von Protest und Sozialen Bewegungen: „Protest ist das wichtigste Instrument für Soziale Bewegungen, da sie im Unterschied zu Interessenverbänden und politischen Parteien kaum über direkten Zugang zum politischen Entscheidungssystem, über politische Macht oder über größere finanzielle Ressourcen verfügen. Soziale Bewegungen mobilisieren vor allem Menschen, die sich – aus Überzeugung und zumeist unbezahlt – in den Dienst der Bewegungsziele stellen. Protest ist ein Mittel, um Kritik und Widerspruch zum Ausdruck zu bringen, um Beachtung und Gehör zu finden, um anzuklagen und politischen Druck zu erzeugen.“

Generell steht Protest „immer im Zeichen von Abgrenzung und Identitätssicherung: Im Protest formiert sich die expliziteste Form der Abgrenzung gegenüber einer Umwelt.“ (Fahlenbrach 2004: 130) Von dieser wird eine Veränderung erwartet, Protest richtet sich folglich immer an die anderen und enthält – manchmal klarer, manchmal diffuser formulierte – Forderungen. Laut Fahlenbrach (ebd.) repräsentiert Protest als Kommunikation intern und extern die kollektive Identität einer Protestbewegung: „Extern die öffentliche Repräsentation der eigenen Werte und Ziele durch Aktionen und Kampagnen mit dem Ziel, Erwartungsdruck auf Entscheidungsträger auszuüben. [...] Intern leisten Protestaktionen die kollektive Selbstvergewisserung. Protestkommunikation fördert die symbolische Vergemeinschaftung einer Bewegung und ermöglicht somit ein hohes Identifikationspotenzial [...]“. Der Aspekt kollektiver Identität wird später in der Analyse ausführlich diskutiert. An dieser Stelle spielt er aber auch in der Theorie schon eine tragende Rolle, denn die Herausbildung einer kollektiven Identität ist eines der prägenden Merkmale von Straßenprotest.

2.1.2 Soziale Bewegungen

Ob 1968er-Bewegung, Frauen-Bewegung und Faschistische Bewegungen in der Vergangenheit oder Datenschutz-Bewegung, Anti-Globalisierungs-Bewegung und Umweltschutz-Bewegung in der Gegenwart – Soziale Bewegungen haben viele Gemeinsamkeiten, doch immer auch deutliche Unterschiede. Sie haben verschiedene Ziele, nutzen verschiedene Medien und Kanäle, um auf ihre Anliegen

³ Eine Ausnahme stellt dabei die Gruppe Extinction Rebellion dar, welche häufig mit Flashmobs und Tanzaktionen auf ihre Anliegen aufmerksam macht. Siehe u. a. <https://extinctionrebellion.de/aktionen/> und <https://extinctionrebellion.de/aktionen/formate/discobedience/> Da keiner der Interview-Partner*innen in dieser Gruppe aktiv ist, werden Flashmobs im Folgenden nicht weiter thematisiert.

aufmerksam zu machen und gestalten Straßen- und Netzprotest auf verschiedene Art und Weise. Jedoch haben sie gemeinsam, dass sich in den Bewegungen Menschen zusammengefunden haben, die für ihre Ideale und Vorstellungen eintreten wollen und Ressourcen mobilisieren, um ihre Forderungen zu erreichen. Sie sehen ihre Interessen in der jeweils gegenwärtigen Politik nicht (ausreichend) vertreten, wollen sich darüber hinaus selbst organisieren und aktiv werden. Im vorangegangenen Abschnitt wurde der Begriff des Protests definiert und dessen Bedeutung für Soziale Bewegungen schon angedeutet. Da sich die vorliegende Arbeit mit der Umweltschutz-Bewegung beschäftigt, soll der Fokus nun explizit auf Sozialen Bewegungen liegen. Dazu werden Soziale Bewegungen definiert und ihre Eigenschaften dargelegt.

In den Sozialwissenschaften versteht man Soziale Bewegungen als „auf gewisse Dauer angelegte und durch kollektive Identität abgestützte Handlungssysteme mobilisierter Netzwerke von Gruppen und Organisationen, welche sozialen Wandel mit Mitteln des Protests herbeiführen, verhindern oder rückgängig machen wollen.“ (Rucht 1994: 76 f.) Laut Rucht (2007: 15) sind Soziale Bewegungen „eine besondere Form der Vertretung gesellschaftlicher bzw. politischer Interessen. Diese Funktion teilen sie mit Parlamenten, Regierungen, Parteien und Verbänden.“ Gegensätzlich zu Regierung und Parlament sind sie jedoch keine staatlichen Akteure. Außerdem werden Soziale Bewegungen nicht durch gesetzlich geregelte Verfahren bestellt und sind nicht mit formellen Entscheidungskompetenzen ausgestattet. Im Vergleich zu Parteien sind Soziale Bewegungen keine Organisationen, für die der Machterwerb durch die Besetzung von Ämtern basierend auf Wählerstimmen von Relevanz ist. Herkömmliche Verbände, bspw. der Allgemeine Deutsche Fahrrad-Club (ADFC), wiederum vertreten im Gegensatz zu Sozialen Bewegungen die Interessen einer klar definierten Mitgliedsgruppe durch ihre politischen Verhandlungen oder Lobbying.⁴

Rucht (ebd.: 16 ff.) beschreibt Soziale Bewegungen detaillierter anhand von vier Eigenschaften: Erstens zielen sie auf die Grundlagen von Gesellschaft, zweitens weisen sie strukturell einen mittleren Organisationsgrad auf, drittens stützen sie sich auf kollektive Identitäten und viertens zeichnen sie sich dadurch aus, dass sie als Ausdrucksmittel oft den kollektiven und öffentlichen Protest wählen. Soziale Bewegungen wollen mehr bewirken, als nur politische Repräsentant*innen auszutauschen, ein einzelnes Kampagnenziel zu erreichen oder ein bestimmtes Gesetz zu verändern: Sie werfen Fragen der gesellschaftlichen Machtverteilung auf, stellen vorherrschende soziale Normen infrage und hinterfragen das politische Ordnungssystem. Der mittlere Organisationsgrad von Sozialen

⁴ Zu den Merkmalen von Sozialen Bewegungen siehe u. a. auch Lahusen (2013).

Bewegungen lässt sich daran ablesen, dass sie sich einerseits von kurzlebigen oder spontanen sozialen Phänomenen wie einer Panik, aber andererseits auch von solchen auf Dauer angelegten wie der Kirche oder einer Partei unterscheiden. Sie beziehen in ihre Arbeit zwar häufig Organisationen mit ein, sind jedoch selbst keine. „Sie verfügen über keine Statuten und verbindlichen Programme, wählen keine mit formeller Entscheidungskompetenz ausgestatteten Führungsorgane, stellen keine Mitgliederausweise aus. Bewegungen existieren vielmehr als ein netzwerkförmiger Verbund von Personen, Gruppen und Organisationen.“ (Rucht 2007: 16 f.) Einzelne Teile einer Sozialen Bewegung können zwar hierarchisch oder formell aufgebaut sein (bspw. mit offiziellen Sprecher*innen einer Bewegung), sie sind jedoch nur lose und nicht-hierarchisch mit anderen Bereichen verknüpft. Die dritte Eigenschaft von Sozialen Bewegungen ist die kollektive Identität, auf die ihre Arbeit gestützt wird. Ein starkes Wir-Gefühl auf der Basis von gleichen Werten, Zielen und Problemwahrnehmungen, eine klare Abgrenzung zum Gegner (und eventuell zu anderen Organisationen) und ein gemeinsames Auftreten z. B. mit einheitlichen Plakaten, Symbolen oder Kleidungsstücken prägen diese kollektive Identität.⁵ Die letzte Eigenschaft Sozialer Bewegungen ist ihr bevorzugtes Mittel des kollektiven und öffentlichen Protests: „Der öffentliche Protest ist zwar nicht ausschließlich sozialen Bewegungen vorbehalten, bildet für sie aber die zentrale Form der öffentlichen Selbstdarstellung und politischen Einflussnahme.“ (ebd.: 18) Ein Großteil der Menschen, die durch Soziale Bewegungen mobilisiert werden, engagieren sich ehrenamtlich und aus Überzeugung.

Demokratie ermöglicht das Entstehen Sozialer Bewegungen, aber nicht jede Soziale Bewegung unterstützt automatisch auch Demokratie. Nicht-demokratische und anti-demokratische Aktivist*innen nutzen ebenso bewegungstypische Formen wie Märsche, Massenveranstaltungen, Demonstrationen und andere, um ihre Ideen zu verbreiten. Wann (und wann nicht) Soziale Bewegungen Demokratie bzw. Demokratisierung unterstützen haben u. a. Tilly (2003) und Rucht (2007) untersucht.⁶

⁵ Vgl. dazu auch Fahlenbrach (2004).

⁶ Rucht (2007: 26 f.) fragt dazu: „Inwiefern stellen soziale Bewegungen, deren Bedeutung in den letzten Jahrzehnten eher zu- als abgenommen hat, ein gesellschaftliches Kapital dar, das einer demokratischen Gesellschaft zuträglich ist? Welche Funktionen erfüllen sie in einer demokratischen Gesellschaft?“ Er nennt daraufhin fünf Funktionen Sozialer Bewegungen: Das ‚Warnsystem für strukturelle Defizite‘, den ‚Anwalt für vernachlässigte Interessen‘, die ‚Scharfsichtige Kontrolle und unverblümete Kritik‘, ihre ‚Visionen für eine andere Zukunft‘ und ein ‚Lernfeld für Demokratie‘. Siehe dazu ausführlicher: Rucht (2007: 26 ff.).

2.1.3 Internet und Social Media

Bevor Online-Aktivismus, seine verschiedenen Formen und die dazu benötigte Infrastruktur beschrieben werden können, erfolgt eine Definition der Begriffe Internet und Social Media.

Laut Chadwick (2006: 2) kann eine Politisierung des Internets beobachtet werden, welche er als „a struggle for control, coupled with new uses of its technologies for political ends“ bezeichnet. Doch was genau ist das Internet? Chadwick unterscheidet bei der Beantwortung dieser Frage zwischen einer technischen und einer vergleichenden Antwort. Die technische Antwort konzentriert sich auf Netzwerke, technische Standards und Protokolle: „The internet is not a single entity but a collection of entities, a relatively decentralized network of networks. This network of networks joins together hundreds of millions of computing and communication devices of varying types, running various software programs. [...] What allows these different computers and networks to communicate are common standards and software protocols.“ (ebd.: 4) Der vergleichende Ansatz konzentriert sich auf die Frage, wie sich das Internet von anderen Typen massenmedialer Kommunikation unterscheidet. Dies lässt sich am besten anhand der Struktur der verschiedenen Formen aufzeigen (vgl. ebd.: 4 f.): Zeitung, Radio und Fernsehen sind sogenannte „One-to-many“-Kommunikationsformen, während Telefon und Telegramm eine „One-to-one“-Form verfolgen. Technologien wie E-Mail, Chat oder Instant Messaging erlauben ebenso eine „One-to-one“-Kommunikation und Webseiten, digitale Dokumente und Daten-Aufbewahrungsorte basieren auf „One-to-many“-Strukturen. Das Internet bietet nun neue Strukturen: „Many-to-many“ und „Many-to-one“. Bei der Kommunikation in E-Mail-Verteilern, auf Weblogs und Online-Foren empfangen und produzieren viele Menschen gleichzeitig Informationen (Many-to-many). Feedback-Foren, E-Mails und Online-Umfragen wiederum sind Wege, wie viele Nutzer einer Person direkt Information zukommen lassen können (Many-to-one) – bspw. einem Webseiten-Hersteller, dem Autor einer Nachricht in einem Diskussions-Forum oder einer Politikerin.

Insbesondere „less-powerful groups, whose voices may be absent from mainstream channels like the press and television“ (ebd.: 6) können sich im Internet mehr Gehör verschaffen und lösen sich aus der Abhängigkeit der klassischen Massenmedien. Außerdem erlaubt das Internet mehr Interaktivität und Einmischen bzw. selbst zu recherchieren als es zuvor möglich war. „Compared with the relatively passive consumption of broadcasting, cyberspace is a more interactive and participatory communication ecosystem in which it becomes more difficult for the powerful to intervene to draw discussion to a close.“ (ebd.) Neben dem Wandel der Rolle von Nutzer*innen zu gleichzeitigen Produzent*innen (siehe

Stichwort Produser⁷ im Folgenden), ändert sich auch die Rolle von Regierungen und Kontrollinstanzen. Zusammenfassend lässt sich Chadwicks (2006: 7) Definition von Internet heranziehen: „The internet is a network of networks of one-to-one, one-to-many, many-to-many, and many-to-one local, national, and global information and communication technologies with relatively open standards and protocols and comparatively low barriers to entry.“

Wenn es um digitale Protesträume und Online-Aktivismus geht, ist insb. der Bereich von Social Media von großer Bedeutung. Denn neben bspw. Online-Petitionen spielen Facebook, Twitter und Co. häufig eine große Rolle bei der Mobilisierung von Protest, sowie bei der Verbreitung von politischen Meinungen und Themen. Die ursprüngliche Definition von Social Media – oder auch Web 2.0 genannt – stammt von O’Reilly (2005). Demnach basiert das Konzept des Web 2.0 auf sieben Prinzipien: Dienste, keine Paketsoftware, mit kosteneffizienter Skalierbarkeit; Kontrolle über einzigartige, schwer nachzubildende Datenquellen, deren Wert proportional zur Nutzungshäufigkeit steigt; Vertrauen in Anwender als Mitentwickler; Nutzung kollektiver Intelligenz; Erreichen des „Long Tail“ mittels Bildung von Communities etc.; Erstellung von Software über die Grenzen einzelner Geräte hinaus und leichtgewichtige User Interfaces, Entwicklungs- und Geschäftsmodelle.⁸ Social Media kann beschrieben werden als eine Gruppe von Internet-basierten Anwendungen, welche die ideologische und technische Grundlage des Web 2.0 bilden und die Entwicklung und den Austausch von nutzergeneriertem Inhalt (User-generated Content) erlauben (vgl. Kaplan/Haenlein 2010: 61). Web 2.0 ist die Software Plattform, auf welcher die Technik entwickelt wurde, die wir heute Social Media nennen. Laut Breindl und Francq (2008: 19) ist es nicht leicht, eine einheitliche Definition des Konzepts Web 2.0 zu finden, doch über einen Aspekt herrscht weitestgehend Einigkeit: „the idea that everybody can contribute to the production of content on the internet. The role of internet surfers dramatically changes: from a ‘passive consumer of information’, users become active organisers of online content. [...] As a consequence, the internet content becomes more decentralised than ever before.“

Aufgrund des veränderten Rollenverständnisses von Produzent*innen und Nutzer*innen spricht Bruns (2008) von „Produsage“ – einer Wortkombination aus Production und Usage. Der Begriff beschreibt die Koppelung von Praktiken der Medienrezeption und -produktion. Bruns veranschaulicht dies u. a. an Weblogs, Wikipedia, YouTube und Flickr. Aufbauend auf die Arbeiten von Toffler (1990),

⁷ Vgl. dazu Bruns (2008) und Hands (2011).

⁸ Vgl. O’Reilly (2005): <https://www.oreilly.com/pub/a/web2/archive/what-is-web-20.html>.

Shirky (1999) und Benkler (2006) entwickelt Bruns ein Konzept, das die Grenzen zwischen Konsum und Produktion verschwimmen lässt: „In collaborative communities the creation of shared content takes place in a networked, participatory environment which breaks down the boundaries between producers and consumers and instead enables all participants to be users as well as producers of information and knowledge – frequently in a hybrid role of *produser* where usage is necessarily also productive.“⁹

Laut Baringhorst (2014: 104 f.) ist ein Anstieg von politischer Beteiligung in Form von kreativen Machern und gesellschaftskritischen Produzern jedoch nicht zu erwarten. Die 1:10:100 Regel des User-generated-Content – eine Person produziert den Inhalt, zehn User*innen leiten den Inhalt weiter und 100 Personen lesen den Inhalt – gilt auch für die Erzeugung von protestkulturellen Inhalten im Internet. Folglich ist nicht zu erwarten, dass sich die Partizipationspyramide bzgl. des Gesamtaktivitätsaufkommens wesentlich verändert oder gar umkehrt (vgl. ebd.: 105) (Abbildung 2.1).



Abbildung 2.1 „Partizipationspyramide zivilgesellschaftlichen Handelns im Social Web“ (Baringhorst 2014: 105)

⁹ <http://produsage.org/produsage>.

2.1.4 Information and Communication Technologies (ICTs)

Van de Donk et al. (2004) untersuchen ICTs auch mit Blick auf die Umweltschutz-Bewegung. Die Autor*innen stellen fest, dass sich in Bezug auf Ideologie, Thema, Struktur und Strategien einige Charakteristika der Umweltschutz-Bewegung und ihrer Nutzung von ICTs beschreiben lassen (vgl. ebd.: 14 ff.). Von den oft unterschiedenen ideologischen Ausrichtungen „an apolitical conservationism, a political but mainly pragmatic environmentalism, and a more radical and fundamentalist political ecology“ (ebd.: 14) halten sie die pragmatischen Umweltschutz-Bewegungen für am geeignetsten, um mit ICTs zu arbeiten. Dies könne darauf zurückzuführen sein, dass diese Aktivist*innen rationelles Denken gewöhnt seien und gegenüber organisationalen und technischen Innovationen offener wären. Bezüglich der Themen sind nach Meinung der Autor*innen ICTs insb. bei transnationalen Themen und globalen Kampagnen im Einsatz: „we would hypothesize that the use of ICTs is particularly widespread and sophisticated in areas where transnational, let alone global, problems are tackled. A telling example is the concern about global warming and climate change.“ (ebd.: 15) Bei der Struktur von Organisationen gibt es eine große Bandbreite: Von kleinen, informellen und lokalen Organisationen zu großen, nationalen Mitgliedschaftsorganisationen, dezentralisierte oder zentralisierte Organisationen oder lose verknüpfte, aber transnational agierende Organisationen. Zwei scheinen ICTs im Besonderen zu nutzen: Erstens große und mächtige Organisationen, wie der Sierra Club in den USA, die früh die Vorteile der neuen Techniken für die interne und externe Kommunikation entdeckt und sich zu Nutze gemacht haben und zweitens Organisationen, die ein großes geografisches Territorium abdecken und so – selbst mit wenigen Ressourcen – effektiv und günstig mit Unterstützer*innen auf der ganzen Welt in Kontakt bleiben und diese mobilisieren können. Van de Donk (ebd.: 16) nennt dazu „groups such as Greenpeace International, Friends of the Earth International and the World Wide Fund for Nature [...] who were early adopters of ICTs and continue to use them extensively.“

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass insb. themenzentrierte und transnationale Kampagnen häufig durch starken ICTs-Einsatz geprägt sind. Die Infrastrukturen des Internets erleichtern die Kommunikation bzw. traditionelle Protestformen, werden sie aber nicht ersetzen. Laut Van de Donk et al. (2004) fehlen der Fun-Faktor und die Gruppenerfahrung. Was das Internet jedoch kann, ist die unverzügliche und zeitsparende Mobilisierung über – wenn nötig – den ganzen Globus. ICTs ermöglichen die Zurverfügungstellung einer enormen Masse an Informationen, verändern die interne Struktur und Kommunikation in den

Organisationen und erleichtern die Kommunikation zwischen allen Teilen der Organisation, sowie nach außen.

2.2 Protesträume

Im folgenden Abschnitt werden verschiedene Protesträume und ihre Eigenschaften thematisiert. Nach den Protesträumen Straße und Massenmedien liegt der Fokus verstärkt auf Protesträumen im Internet, bevor abschließend hybride Protesträume als Konsequenz der gegenwärtigen Entwicklungen beschrieben werden.

2.2.1 Protestraum Straße

Traditionelle Demonstrationen, Sit-Ins, Straßen-Blockaden und andere Formen des Straßenprotests – hier eignen sich Bürger*innen den Straßenraum an, funktionieren ihn um und vergewissern sich der eigenen kollektiven Identität. Besonders seit den 1960er Jahren wird die „Straße als kultureller Aktionsraum“ (Geschke 2009) genutzt, „als Ort der performativen Vergewisserung geteilter Werte, Ziele und Weltansichten sowie als Ort der politischen und kulturellen Einflussnahme.“ (Fahlenbrach 2009: 98) Mit einer um 1950 einsetzenden Orientierung an Inszenierungs- und Selektionsaspekten der Massenmedien stellt die Straße „als öffentlicher Raum heute für soziale Bewegungen eine Schnittstelle dar zwischen lokaler und globaler Öffentlichkeit.“ (ebd.) Bis heute ist die Straße die älteste und wichtigste Form öffentlichen Protests, nicht nur für Soziale Bewegungen, sondern auch für politische Parteien und andere Organisationen.¹⁰

In Anlehnung an Turner (1989) und Grimes (2006) beschreibt Fahlenbrach (2009: 99) Rituale als „performative Handlungsmuster, in denen die symbolische Ordnung einer sozialen Gruppe, nämlich ihre Leitwerte, ihre kollektive Identität sowie ihre emotionalen Orientierungen symbolisch reproduziert und von ihren Teilnehmern in gemeinschaftlichen Handlungen verkörpert und angeeignet werden.“ Insbesondere in Konflikt- und Krisensituationen sei es für Soziale Bewegungen wichtig, sich den gemeinsamen Identitäten und Werten zu vergewissern. Sie erleichtern es einer Bewegung bzw. den einzelnen Mitgliedern, sich als

¹⁰Zur Bedeutung von Straßenprotest siehe u. a. Balistier (1996), Tarrow (1998) und Tilly (2008). Umfangreiche empirische Studien zu Straßenprotesten, Motiven für die Teilnahme an Straßenprotesten und Ländervergleichen führten u. a. Klandermans/van Stekelenburg/Walgrave (2014) und Giugni/Grasso (2019) durch.

ein Ganzes zu sehen. Da dies für die Bewegungen von besonders großer Bedeutung sei, erzeugen sie entweder selbst Konfliktsituationen und setzen sich als kollektive Akteure bspw. dem politischen Staatsapparat gegenüber in Szene oder sie reagieren auf eine problematische Situation und benennen sie als Konflikt oder Krise (Beispiel Klimakrise). Solch eine Konfliktsituation kann für eine Soziale Bewegung ein „kollektives Schlüsselerlebnis“ (Fahlenbrach 2009: 99) sein und Protest sichtbar auf die Straße bringen. Denn die Straße „ist bis heute prominenter Ort für soziale Bewegungen, um in diesen Situationen geschlossen öffentlich aufzutreten. Indem sie durch Demonstrationen und andere expressive Protestaktionen die alltägliche Ordnung des öffentlichen Raumes blockieren, schaffen sie eine Ausnahmesituation, in der sie nicht nur nach außen hin Handlungsmacht symbolisieren, sondern in der sich zudem die einzelnen Teilnehmer mit den übergeordneten Leitwerten der Bewegung ideell, körperlich und emotional identifizieren.“ (ebd.: 100)¹¹

Fahlenbrach (ebd.: 101) untersucht die mit den Ritualen der Interaktion verbundenen „performativen Kodes.“ Interaktion findet laut ihr „grundsätzlich unter den Vorgaben des jeweiligen öffentlichen Raumes und seiner kollektiven ‚Besetzung‘ statt und unterscheidet sich damit wesentlich von interpersonaler Interaktion.“ (ebd.) Die Interaktion zeichne sich aus durch expressive und symbolische Selbstdarstellung der Protest-Teilnehmer*innen mithilfe von Plakaten, Fahnen, eventuell einheitlicher Kleidung und der Körpersprache, durch Formen symbolischer Generalisierung wie Sprecher*innen oder Wortführer*innen und auch durch die ritualisierte Form der öffentlichen Protestaktion selbst. Bei dieser Performance verschmelze die personale Identität der einzelnen Teilnehmenden „mit dem intensiven körperlichen und emotionalen Erleben einer kollektiven Protest-Identität.“ (ebd.)

Der Körper und das physische Anwesend-Sein auf der Straße spielen folglich eine wichtige Rolle im Straßenprotest. Vom gemeinsamen Laufrhythmus über das Singen oder Rufen von Parolen und an der Hand fassen, bis hin zum Einhaken und Blockieren wird auf der Straße Protest körperlich erfahrbar und der/die Einzelne „Teil eines symbolischen Kollektivkörpers.“ (ebd.) Mit den körperlichen Ritualen sind häufig auch performative Protestcodes der visuellen, sprachlichen

¹¹ Seit dem Frühjahr 2020 stellt die Corona-Pandemie mit Versammlungsverboten, Hygiene- und Abstandsregelungen auch eine Herausforderung für Straßenprotest dar. Siehe dazu u. a. Mullis (2020), Crossley (2020), della Porta (2020) und Zajack (2020). FFF-Unterstützer*innen begegnen dem z. B. mit kleineren symbolischen Protestaktionen auf der Straße und weltweiten digitalen Klimastreiks, siehe dazu z. B. <https://www.dw.com/de/klimastreiks-in-zeiten-von-corona/a-53230926> und https://www.instagram.com/p/B_XT0qKpNnu/?utm_source=ig_embed&utm_campaign=loading.

und körperlichen Kommunikation verbunden: Visuelle Symbole auf Plakaten, Liedtexte, Protestgesten wie die geballte Faust als Symbol der Arbeiterbewegung und andere (meist an den Habitus eines sozialen Milieus gebunden). Als historisch herausragendes Beispiel nennt Fahlenbrach die Studentenbewegung Ende der 1960er Jahre, die mit ihrem anti-autoritären Grundverständnis die Sprache, den Lebensstil, die Kleidung und Umgangsformen einer ganzen Generation geprägt habe.

2.2.2 Protestraum Massenmedien

Während in Deutschland bis Mitte des 20. Jahrhunderts politische Parteien und Organisationen wie Gewerkschaften die öffentliche Protestkommunikation beherrschten, die Mobilisierung sich vor allem an Teilöffentlichkeiten im näheren Umfeld richtete und Demonstrationen meist als geschlossene Straßenmärsche mit Symbolen, Fahnen und Parolen stattfanden, wandelte sich die Protestkommunikation ab Ende der 1950er Jahre (vgl. Fahlenbrach 2004: 131). Grund dafür war insb. die neue Ausrichtung des Protests an den Massenmedien.¹² Mit der Durchsetzung des Fernsehens zum kulturellen Leitmedium in den 1960ern trat eine Tendenz der Visualisierung und stärkeren Ereignisorientierung ein: „Indem massenmediale Öffentlichkeit zur zentralen Protest- und Mobilisierungsressource von Protestakteuren wird, muss Protestkommunikation in medienwirksame visualisierbare Formen gebracht werden.“ (ebd.: 132) Die Studentenbewegung der 1960er Jahre nimmt dabei eine wegweisende Rolle in der Geschichte der deutschen Protestkommunikation ein (vgl. Baringhorst 1998: 328). Denn erstmals ist Protest hier von einer medienwirksamen Verbindung von politischem und habituellem Protest gekennzeichnet: „Die Rückkopplung an neue Formen des Lebensstils macht die Proteste auf besondere Weise attraktiv für die mediale Berichterstattung.“ (Fahlenbrach 2004: 132) In der Studentenbewegung wird der Habitus zu einer wichtigen Mobilisierungs- und Konfliktressource und damit zu einem zentralen Antrieb der Bewegung. Die Massenmedien erweisen sich dabei als „Ort zur instrumentellen Durchsetzung der Bewegungsziele im öffentlichen Bewusstsein sowie gleichzeitig als Ort, an dem sich Protestbewegung expressiv ihrer neuen habituellen Leitwerte vergewissert.“ (ebd.) Die Studentenbewegung

¹² Vgl. dazu auch Baringhorst (1998).

war damit in Deutschland die erste Bewegung, die sich mit ihren Protestformen an den Spielregeln der Massenmedien ausrichtete.¹³

Ereignisse der 1960er Jahre wie das Attentat auf Rudi Dutschke, der Einmarsch der sowjetischen Truppen in Prag oder die Ermordung des US-amerikanischen Bürgerrechtlers Martin Luther King haben zu dieser Zeit massenhaft Leute auf die Straßen getrieben, doch die Straße entwickelte sich zu dieser Zeit nicht mehr nur zum Ort lokaler Öffentlichkeiten, sondern immer stärker auch als Ort massenmedialer Öffentlichkeit. Denn mit der Durchsetzung des Fernsehers als neues Leitmedium spitzte sich auch der Kampf um die Aufmerksamkeit des Publikums zu. Dies führte zu einer immer stärker an visueller Ereignisdramaturgie orientierten Berichterstattung über (Straßen-) Protestereignisse. „Straßenproteste, Happeningaktionen oder andere symbolische Protestaktionen auf der Straße fallen seitdem als Spektakel und visuelle Ereignisse in den ‚natürlichen‘ Fokus der Medien. Daher werden sie auch von den Aktionisten nicht mehr nur auf die lokale, sondern auch auf die überregionale und auch globale Öffentlichkeit ausgerichtet.“ (Fahlenbrach 2009: 104) Für die Aktivist*innen ist es von großer Bedeutung, eine erfolgreiche Anschlusskommunikation im politischen Zentrum der Gesellschaft zu erzeugen (vgl. Baringhorst 1998: 328). Gegner*innen bzw. Adressat*innen müssen überzeugt und „zur Übernahme der eigenen Situations- und Problemdefinition“ (ebd.) angeregt werden. Die Straße kann dabei als Ort globaler Protest-Öffentlichkeit wirken, weil es im Zeitalter der Massenmedien eine den Bildern zu verdankende transnational verständliche Mediensprache gibt. „Die Protestakteure setzen sich vor den Kameras in Szene, indem sie sich als symbolischer Kollektivkörper formieren, indem sie symbolische Aktionen inszenieren und Bilder, Plakate und Symbole verwenden, die als visuelle Protest-Kodes kultur- und sprachübergreifend verstanden werden.“ (Fahlenbrach 2009: 105) Die Regenbogenflagge¹⁴ der globalisierungskritischen Bewegung, eine Menschenkette oder auch die geballte Faust lassen sich kultur- und länderübergreifend verstehen. Der Straßenraum wird folglich bei Protestaktionen immer stärker dem medialen Raum angepasst und Aktionen an der medialen Ereignisdramaturgie der Massenmedien ausgerichtet. Professionelle PR-Maßnahmen werden verstärkt eingesetzt und sind mittlerweile kaum noch aus großen NGOs wegzudenken. Für solche massenmedial ausgerichteten Protestaktionen steht Greenpeace bis heute als Paradebeispiel: Waghalsige Aktionen

¹³ Zum Thema „Protest als Performanz“ und zu bewusst medial ausgerichteten Inszenierungen siehe u. a. Juris (2015), Mörtenböck/Mooshammer (2013) und Reed (2005).

¹⁴ Zur Popularisierung von Protestsymbolen wie z. B. der Regenbogenflagge siehe auch Regener/Safaian/Teune (2020).

mit beeindruckenden Bildern à la ‚David gegen Goliath‘ gehören zum Markenzeichen der Organisation. Greenpeace arbeitet erfolgreich mit einprägsamen Begriffen, Logos und Bildsymbolen, genießt vielerorts eine hohe Glaubwürdigkeit, vermittelt eine emotionale Eindringlichkeit ihrer Anliegen und bettet diese in übergeordnete, geteilte Wertezusammenhänge ein (vgl. Baringhorst 1998: 334 ff.).

Mit dieser Professionalisierung von Medienstrategien¹⁵ einher geht auch eine Institutionalisierung von Gegenmacht. Das Beispiel der Umweltschutz-Bewegung hat gezeigt, wie weit eine solche Institutionalisierung führen kann: Bis zur Gründung der Partei Die Grünen. Dieser Aspekt wird ausführlich in Abschnitt 4.1 „Die Geschichte der Umweltschutz-Bewegung in Deutschland“ beschrieben.

2.2.3 Protestraum Internet

Die Möglichkeiten, das Netz für zivilgesellschaftliches Engagement zu nutzen, sind vielfältig. Ausgehend von der scheinbar grenzenlosen Verfügbarkeit von Informationen bieten neue ICTs zahlreiche Pendanten zu Offline-Aktionen des Engagements: Online Geld spenden anstatt per Überweisungsschein, online Unterschriftenlisten unterzeichnen anstatt mit Stift auf Papier, online bestimmte Produkte oder Webseiten boykottieren anstatt bestimmte Geschäfte oder einzelne Produkte im Supermarkt nicht mehr aufzusuchen, E-Mails schreiben und weiterleiten anstatt Briefe schreiben und Flyer verteilen. Auch die Aufrufe und Mobilisierungsversuche für große Straßenprotestaktionen wie Demonstrationen oder Menschenketten verlagern sich von Plakaten und Flyern oder gar Telefonketten zu Online-Mobilisierungsmöglichkeiten, insb. über Kanäle der Sozialen Medien und E-Mails. Der folgende Abschnitt befasst sich mit dem Protestraum Internet. Es werden Möglichkeiten (und Grenzen) von Online-Protest, -Petitionen, -Mobilisierung und -Fundraising dargestellt und diskutiert. Anschließend wird ein Zwischenfazit zu den verschiedenen Protesträumen gezogen, der Begriff der Hybriden Protesträume eingeführt und damit zum nächsten Kapitel zu Hybrid-Organisationen, Grassroots-Campaigning und Hybrid Media Activism übergeleitet.

¹⁵ Zu Medienstrategien von Protestbewegungen siehe auch Rucht (2004: 29 ff., 2014a: 19 ff.) und Baringhorst (2013: 17 f.).

Occupy und Arabischer Frühling

Als erste global aktive Bewegung des Internetzeitalters lässt sich mit der Occupy-Bewegung veranschaulichen, was wir heutzutage unter Online-Aktivismus verstehen. Hier wurde direkt und teils in rasanter Geschwindigkeit in politische Ereignisse eingegriffen bzw. darüber berichtet. Parallel zu den Geschehnissen an der Wallstreet, also im Straßenraum, fand Protest immer auch in virtuellen Räumen statt, bzw. hatte dort ein virtuelles Pendant – dem Aktivismus im Netz folgte ein Aktivismus auf der Straße und vice versa: „Das Platzgreifen der Bewegung im Stadtraum ging Hand in Hand mit diesen viralen, prozessanstoßenden Kommunikationen. Infolge der gesendeten Blog-Einträge und Twitter-Feeds versammelten sich Tausende Menschen auf den Straßen, protestierten, besetzten Plätze, Parks und andere Freiräume in der Stadt und richteten sich im öffentlichen Raum auf Dauer ein.“ (Mörtenböck/Mooshammer 2012: 92) Laut Mörtenböck/Mooshammer (ebd.: 89) sei im Zuge der Occupy-Bewegung ein neues politisches Handlungsfeld entstanden, „mit dem wie nie zuvor politische Schauplätze rund um die Welt miteinander in Verbindung gesetzt wurden.“ Aus den Protesten sei eine „führungslose, dezentrale und netzwerkartig agierende Bewegung hervorgegangen, deren Markenzeichen nicht nur die Verweigerung klar formulierter Ziele, sondern auch eine radikale Weigerung, die eigenen Forderungen und Bedingungen in der Sprache traditioneller Proteste zu formulieren“ (ebd.: 89 f.) ist.

Die Nutzung neuer Protestformen im Netz lässt sich auch am Beispiel der sogenannten ‚Twitter-Revolution‘ veranschaulichen. Der Sammelbegriff beschreibt die Proteste und Aufstände der Jahre ab 2008, die u. a. mit Hilfe von Twitter koordiniert wurden. Die Revolutionen in Tunesien und Ägypten 2010/11, die den sogenannten ‚Arabischen Frühling‘ ausgelöst haben und die Proteste im Iran, die auf die manipulierten Präsidentschaftswahlen 2009 folgten, sind zwei bekannte Beispiele dieser Twitter-Revolution. „Blogs, YouTube, Twitter, Facebook und WikiLeaks boten sich bei all diesen Ereignissen als offene Plattformen an, um Informationen zu erlangen, Meinungen auszutauschen, Zusammenhänge herzustellen, Aufrufe zu versenden und Menschenmassen zu mobilisieren. Als unmittelbarer Feedback-Mechanismus ermöglichten Social Media Sites Teilnehmern der Proteste aber auch selbst und in Echtzeit zu beurteilen, wie Geschichte geschrieben wird.“ (ebd.: 91)

So äußern sich optimistische Stimmen zur sogenannten ‚Twitter-Revolution‘ und zum ‚Arabischen Frühling‘. Kritik kommt hingegen von Autoren wie Morozov (2013) und Gladwell (2010), die anmerken, dass entsprechende Tweets nicht aus dem Iran selbst gekommen seien, sondern von außerhalb und dass technologische Entwicklungen nicht zu einer Demokratisierung, sondern eher zum Gegenteil

führen würden. Nämlich dahingehend, dass autoritäre Systeme, wie bspw. China, Internetnutzung stark einschränken würden und nicht nur Webseiten blockierten, sondern soziale Netzwerke sogar dazu nutzten, Protestgruppen zu infiltrieren und Protestierende zurückzuverfolgen (vgl. Morozov 2013). Gladwell (2010) stellt folglich fest: „the revolution will not be tweeted“.¹⁶

Online-Protest und Online-Mobilisierung

Nachdem die Begriffe Internet, Social Media und ICTs bereits definiert wurden, sollen im folgenden Abschnitt nun detaillierter die Besonderheiten von Online-Protest und Online-Mobilisierung dargestellt werden.

Soziale Bewegungen nutzen neue Formen der (Massen-)Mobilisierung über Newsletter, Tweets, Facebook-Posts und -Veranstaltungen und andere Kanäle und auch kleinere Bewegungen oder Organisationen sowie Privatpersonen haben neue Möglichkeiten, für ihre Kampagnen und Ziele zeit- und kostensparend zu mobilisieren. Laut März (2010: 222) „erleichtert das Internet als Kommunikations- und Protestmedium einerseits die Organisation klassischer Protestformen und ermöglicht andererseits die Erweiterung des Protestrepertoires hin zu Online-Protestformen.“ Zu den klassischen Protest- und Mobilisierungsformen wie Demonstrationen und Unterschriftenaktionen kommen nun „virtuelle Formen, die vom heimischen PC aus eine aktive Teilnahme an weltweiten Protestereignissen ermöglichen: Petitionen können online unterzeichnet werden, Protestbriefe oder Boykottaufrufe massenhaft per E-Mail verschickt werden, es finden sogar virtuelle Massendemonstrationen statt, deren Teilnehmer weltweit verstreut vor ihren Bildschirmen sitzen.“ (ebd.: 223) Doch virtuelle Protestformen ersetzen nicht die traditionellen Formen, sondern ergänzen sie, indem sie sie zusätzlich in einen virtuellen Protestraum übertragen. Für ihre Forschung, die Untersuchung unternehmenskritischer Kampagnen, stellt März (ebd.: 229) fest: „Die Systematisierung des Repertoires der Protestangebote in den untersuchten Kampagnen zeigt für jede Offline-Aktion ein Online-Pendant. In einigen Fällen ändert sich nur das Medium: Petitionen werden auf einer Website statt an einem Aktionsstand unterzeichnet, es werden E-Mails statt Protestbriefe versandt, Informationen werden per PDF-Dateien statt als Flugblatt verbreitet.“ Schaut man sich jedoch das Phänomen des sogenannten ‚Haktivism‘ an, findet man auch Online-Protestformen, für die es kein Pendant in der Offline-Protestwelt gibt.

Kuhn (2006: 82) definiert Protest im Internet als „Missfallensbekundung bzw. den Einspruch gegen bestimmte soziale, wirtschaftliche und politische Inhalte,

¹⁶ Auf diese und ähnliche Argumente wird in Abschnitt 2.4.1 unter dem Stichwort ‚Clicktivism‘ genauer eingegangen.

Prozesse oder Institutionen, der von Einzelpersonen oder Gruppen entweder im Internet selbst vorgetragen wird oder durch Aktivisten in der realen Welt, die via Internet mobilisiert wurden.“ Dank der im vorherigen Abschnitt beschriebenen ICTs ändern sich sowohl intern als auch extern die Kommunikations- und Mobilisierungsstrategien Sozialer Bewegungen. Akteure können sich schnell, kostengünstig und ortsunabhängig austauschen, interaktiv kommunizieren und Protestaktionen organisieren. Ganz nach der These „high impact on little resources“ (Scott/Street 2001) gehen viele Autor*innen davon aus, dass ICTs folglich insb. ressourcenarmen Organisationen mehr Handlungsmöglichkeiten und Einfluss verleihen (vgl. della Porta/Mosca 2004).

Schon in der Vergangenheit waren Kommunikationstechnologien einflussreiche Faktoren in der politischen Mobilisierung. In den demokratischen Aufständen der ehemaligen Ostblockländer der späten 1980er Jahre informierte das ausländische Satellitenfernsehen die Dissidenten über die Ereignisse im eigenen Land und chinesische Student*innen nutzten in ihren pro-demokratischen Demonstrationen 1989 insb. Faxgeräte. Doch das Internet mit seiner „Many-to-many“-Kommunikationsstruktur markiert einen noch stärkeren Umbruch in der Kommunikation, Mobilisierung und Partizipation als jede der vorherigen Technologien (vgl. Chadwick 2006: 114 f.).

Online-Mobilisierung definiert Chadwick (ebd.: 114) als „uses of the Internet by interest groups and social movements for political recruitment, organization, and campaigning“. Laut Chadwick haben sich einige Eigenschaften von Online-Mobilisierung bis Anfang der 2000er Jahre etabliert: Die Geschwindigkeit, mit der sich Veranstaltungen in einer digitalen Umwelt platzieren können, die bis dato verhüllte Unterstützung für Internet-spezifische Themen, die teilweise der Kontrolle der Regierung unterliegen, ein ziemlich einheitliches Ethos innerhalb der Online Communities und das Umgehen hierarchischer Strukturen von großen Interessengruppen, Regierungen oder großen Unternehmen durch E-Mails und andere Formen. In den letzten Jahren seien netzgestützte Kampagnen vermehrt auf die Bildfläche getreten und breiteten sich über das gesamte politische Spektrum aus (vgl. ebd.: 118). Heutzutage wäre wohl keine bzw. kaum eine Organisation in der Lage, ohne eine Online-Präsenz auszukommen und intern mit den Mitgliedern sowie nach außen hin zu kommunizieren.

Online-Protestformen

Mit der Verbreitung des Internets und dem vermehrten Einsatz von ICTs hat sich folglich das Repertoire an Protestformen erweitert, bestehende Protestformen haben sich weiterentwickelt, ein digitales Pendant dazu gewonnen und es sind

ganz neue Formen entstanden. Im nun folgenden Abschnitt sollen einige Online-Protestformen, mitunter die meist genutzten und hier im Kontext wichtigsten, vorgestellt werden.

Campact, Avaaz, Change.org, WeAct, openPetition, usw. – täglich wird eine Vielzahl neuer Online-Petitionen auf einer der Plattformen erstellt. Mehrfach in der Woche kommt per E-Mail-Newsletter der Hinweis, sich diese oder jene Online-Petition anzuschauen, zu unterzeichnen, dafür zu spenden und sie weiterzuleiten. Heute gibt es so viele Online-Petitionen, dass es schwer fällt, den Überblick darüber zu behalten, welche Petition (aus persönlicher Sicht) nun wirklich wichtig ist und welche vielleicht weniger, welche Forderung auf welcher Website schon unterzeichnet wurde und welche noch nicht.

Die Verbreitung von Internet und ICTs und deren Anwendung auf die Protestform der Petition „has led to the implementation of appropriate technical components, like websites displaying the texts of initiatives to Internet audiences, tools to support campaigns, verify signatures and submit petitions to the officials who certify them.“ (Mosca/Santucci 2009: 122) Mosca und Santucci schreiben Online-Petitionen einen zweiseitigen Charakter zu, da sie einerseits als Bottom-up-Praktik ein Eingreifen in den politischen Prozess darstellen können, aber andererseits auch von politischen Institutionen betrieben werden, um die bürgerliche Partizipation zu steigern. Die Definition einer Online-Petition nach Mosca und Santucci (ebd.) umfasst „any petition consisting of the delivery of a claim or a recommendation to an institutional addressee, who is legally identified as responsible for petitions or not, using: a) informal e-petitioning channels selected from the bottom-up, and b) formal e-petitioning channels provided top-down.“ Online-Petitions-Plattformen, die top-down betrieben werden, gibt es auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene, bspw. die Petitionsplattform des Deutschen Bundestages <https://epetitionen.bundestag.de> oder auf EU-Ebene die Plattform www.petiport.europarl.europa.eu des Europäischen Parlaments. Beide Plattformen involvieren – zumindest theoretisch – Bürger*innen in den politischen Entscheidungs- und Gestaltungsprozess und ermöglichen Interessierten, in Kontakt mit Institutionen und Entscheidungsträger*innen zu kommen. Im deutschen Fall des Petitionsausschusses des Bundestages müssen bspw. innerhalb von vier Wochen die digitalen Unterschriften von 50.000 Unterstützer*innen vorliegen, damit die entsprechende Petition das sogenannte Quorum erreicht hat und der Petent/die Petentin die Möglichkeit erhält, das Anliegen in einer öffentlichen

Sitzung des Petitionsausschusses mit Abgeordneten des Deutschen Bundestages zu diskutieren.¹⁷

Laut Mosca und Santucci (2009: 124) gibt es vier Idealtypen von Protestkampagnen basierend auf Online-Petitionen. Die Typologie ergibt sich durch die beiden Eigenschaften Adressat der Petition (Individuum oder Organisation) und Reichweite der Petition (hauptsächlich internationales Level und vom nationalen zum internationalen Level). Kreuzt man diese Eigenschaften, entstehen vier Idealtypen von Online-Kampagnen. Diese Typologie ist mittlerweile veraltet, da mit dem Aufkommen von Petitionsplattformen wie Change.org und WeAct nun nicht nur zwischen verschiedenen Adressat*innen von Petitionen (Individuum oder Organisation), sondern auch zwischen verschiedenen Petitions-Ersteller*innen unterschieden werden muss. Neben Kampagnen-Organisationen wie Avaaz und Campact, die Petitionen top-down mit einer zentralen Kampagnenführung betreiben, können heutzutage bottom-up auch einzelne Bürger*innen ihre eigenen Online-Petitionen erstellen. Drittens kann eine Online-Petition auch gemeinschaftlich von einem Individuum und einer kooperierenden NGO oder viertens nur von einer NGO ins Leben gerufen werden. Im gegenwärtigen Feld von Online-Petitionen müssen folglich mehrere Faktoren berücksichtigt und unterschieden werden: Wer hat die Petition erstellt (Individuum, Kampagnen-Organisation, NGO oder Individuum und NGO gemeinsam)? Wo steht die Petition online (Seite von Kampagnen-Organisation oder Seite von Regierung)? An wen richtet sich die Petition (Individuum oder Organisation)? Wie ist die Reichweite der Petition (lokal, national oder international)?

Die Kampagnen-Organisationen und Petitions-Plattformen, die in dieser Arbeit von besonderer Relevanz sind (MoveOn, Campact, WeAct und Change.org), werden in Abschnitt 4.2 ausführlich als Forschungsgegenstand beschrieben. An dieser Stelle ist jedoch vorab wichtig anzumerken, dass in Deutschland das Feld der Online-Petitionen divers ist und es sowohl die Möglichkeit gibt, bei international agierenden Organisationen top-down gesteuerte Kampagnen zu unterstützen (Avaaz), als auch meist national angelegte Online-Petitionen von Kampagnen-Organisationen zu unterschreiben (Campact) oder auf Webseiten als Individuum eigene Online-Petitionen anzulegen (Change.org und WeAct) und dabei verschiedenen ausgeprägte Unterstützung eben dieser Organisationen zu erhalten. Genauso können auch auf Webseiten des Bundestages und EU Parlaments Petitionen eingereicht werden. Folglich kann bei Online-Petitionen immer zwischen „invented spaces“ und „invited spaces“ (Baringhorst 2019) unterschieden werden. Bis auf

¹⁷ Vgl. <https://epetitionen.bundestag.de/epet/service.???rubrik.oeffentlichePetition.html#sicontent>.

wenige Ausnahmen sind Online-Petitionen als Protestpraktiken (u. a. Baringhorst et al. 2017; Villioth 2019) und insb. auch die Ersteller*innen von solchen Petitionen (Voss 2021) noch wenig erforscht.

Die folgende Tabelle gibt aufbauend auf Mosca/Santucci (2009), aber ergänzend um die genannten neueren Entwicklungen, eine erste Übersicht über das Feld von Online-Petitionen und Beispiele des jeweiligen Typs. Während Voss (2015) nur die drei Dimensionen Adressaten, Ziele und Initiatoren berücksichtigt, basiert die folgende Tabelle auf den vier oben genannten Dimensionen Initiatoren, Ort, Adressaten und Reichweite (Abbildung 2.2).

Dimension	Beispiele
1. Wer hat die Petition erstellt?	
a) Individuum	Sonja Schumacher
b) Kampagnen-Organisation	Campact
c) NGO	BUND
d) Individuum & NGO gemeinsam	Stefanie Albrecht & DUH
2. Wo steht die Petition online?	
a) Website von Petitionsplattform	Campact, WeAct, Change.org, Avaaz
b) Website von Regierung	https://epetitionen.bundestag.de/
3. An wen richtet sich die Petition?	
a) Individuum	Heiko Maas, Bundesaußenminister
b) Organisation oder Unternehmen	Nestlé
4. Wie ist die Reichweite der Petition?	
a) lokal	z.B. gegen Abschiebung einer Person
b) national	z.B. für Verbot von Plastiktüten
c) international	z.B. gegen die Abholzung des Regenwaldes in Brasilien

Abbildung 2.2 Übersicht verschiedener Typen von Online-Petitionen

Da an dieser Stelle und im späteren Verlauf die Begriffe (Online-)Kampagne bzw. Kampagnen-Organisation und Online-Petition bzw. Online-Petitions-Plattform eine häufige Verwendung finden, folgen dazu ein paar Erläuterungen: Als Online-Petition wird die digitale Erstellung einer Petition verstanden, also das Formulieren eines Anliegens und Richten dieses Anliegens an einen klar definierten Adressaten. Das alleine macht jedoch noch keine Kampagne aus. Da aber Online-Petitionen (in der Regel bzw. wenn sie denn zu Erfolg führen und eine gewisse Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollen) meist in weitere

Aktivitäten wie das Bewerben dieser Petition auf Social-Media-Kanälen, über E-Mail oder per Mundpropaganda eingebunden sind, kann hier von Kampagnen gesprochen werden. Viele Online-Petitionen, besonders solche, die von einer Organisation wie Campact initiiert wurden, werden mit medienwirksamen Straßenaktionen beworben, beinhalten offline Unterschriftenübergabe-Aktionen und teilweise sogar Straßendemonstrationen oder Bündnisse mit anderen Organisationen und umfassen damit weitere Aktivitäten als nur die Petition selbst, welche zusammengenommen alle einer Kampagne zugerechnet werden können.

In ihrer Forschung über Protest im Internet konzentriert sich Earl (2006) hauptsächlich auf folgende vier Protestformen: Online-Petitionen unterzeichnen, E-Mail-Aktionen unterstützen, Briefschreibe-Kampagnen und Boykott-Aktionen. Genau wie die schon beschriebene Online-Petition sind auch E-Mail-Kampagnen und Online-Boykotte digitale Abwandlungen von einem – früheren, aber immer noch bestehenden – Offline-Pendant dieser Protestform. Bei E-Mail-Kampagnen muss teilweise die private E-Mail-Adresse verwendet werden, manchmal läuft eine E-Mail-Aktion jedoch auch über eine Webseite und Teilnehmer*innen schicken die E-Mail von der Webseite an Adressat*innen der Kampagne. Online-Boykotte unterscheiden sich von den anderen Formen dahingehend, dass es ein für einen gewissen Zeitraum andauerndes Verhalten eines Individuums ist, eine bestimmte Marke (z. B. Nestlé), ein Produkt (z. B. Palmöl) oder eine Vertriebsseite (z. B. Amazon.de) nicht zu unterstützen. Webseiten, die einen solchen Boykott hosten, enthalten demnach Informationen darüber, was genau boykottiert werden soll und warum. Einige Seiten „allow site visitors to record their participation, thereby producing a count of boycott participants, whereas other web sites do not track participation.“ (ebd.: 363) Briefschreibe-Kampagnen – ein durch E-Mails und Online-Petitionen leicht verdrängtes Phänomen – bedeuten, dass Interessierte auf einer bestimmten Webseite den entsprechenden Brief herunterladen und ausdrucken können, um ihn dann anschließend in Papierform zu verschicken.

Earl/Kimport (2011) untersuchen Konsequenzen des Internets für die Mobilisierung von Sozialen Bewegungen und kommen zu dem Schluss, dass die fundamentale Logik von Protest transformiert werden könne, wenn die Vorteile des Internets ganz ausgeschöpft würden. Das bedeute die Fähigkeit, Kosten für Mobilisierung zu reduzieren und Partizipation ohne notwendige physische Präsenz zu ermöglichen. So könnten kollektive Aktionen auch von Individuen und kleinen Gruppen organisiert werden. Als Set von möglichen Online-Praktiken benennen Earl/Kimport (ebd.: 43 ff.) die fünf „e-tactics“ Petitionen, Boykotte, E-Mail-Kampagnen, Brief- und Fax-Kampagnen, welche sich als Zwischenprodukt zwischen „e-mobilization“ und „e-movements“ (ebd.: 12) befinden. Die

Autor*innen beschreiben auch das Aufkommen sogenannter „warehouse sites“: Webseiten, die verschiedene Formen von „e-tactics“ beherbergen, oft unabhängig von bestimmten Themen oder Bewegungen, und die mit zahlreichen Petitionen, Boykotten und E-Mail-Kampagnen Online-Protest verändern.¹⁸ Insbesondere auch, weil sie eine schier unendliche Zielgruppe hätten, die innerhalb von Momenten mobilisiert werden könne. Dieser „flash activism“ (Earl/Kimport 2011: 65 ff.) sei in der Lage, unvermittelte Antworten auf tagesaktuelle (politische) Geschehnisse zu geben und sei damit gegenüber den traditionellen Strategien von Sozialen Bewegungen im Vorteil.

Mit dem Thema Rekrutierung und Spendensammeln im Rahmen von Social Media haben sich u. a. Lewis/Gray/Meierhenrich (2014) auseinandergesetzt. Sie untersuchten am Beispiel der Aktion Save Darfur Recruitment- und Fundraising-Strategien auf Facebook. Ihrer Meinung nach bietet Facebook „an unprecedented opportunity to examine both these facets of online activism. Although researchers have increasingly turned to Facebook to learn about friendship networks [...], less attention has been paid to the website’s role in social mobilization.“ (ebd.: 2) Für ihren Fall fanden sie heraus, dass verglichen mit der Anzahl an Unterstützer*innen dieser Bewegung (1,2 Millionen), die Unterstützung auf der Social-Media-Plattform Facebook in Form von Spenden und der Rekrutierung weiterer Unterstützer*innen, sehr gering ausfiel. Weiterhin hätten häufig diejenigen, die niemanden zum Netzwerk hinzuziehen können, auch nichts gespendet, aber solche, die spendeten, konnten auch erfolgreich rekrutieren. Die Autor*innen schlussfolgern: „Facebook is less useful a mobilization tool than a marketing tool. [...] [A]lthough it enabled more than 1 million individuals to register their discontent with the situation in Darfur, it largely failed to transform these initial acts of movement participation into ‘a deep and sustained commitment to the work’ (Land 2009: 220).“ (Lewis/Gray/Meierhenrich 2014: 7) Damit ist Facebook in diesem Fall ein Beispiel für sogenanntes ‚weak-ties commitment‘.

Betrachtet man Social-Media-Aktivitäten im Einzelnen und ihre Beziehung zu Protest, so stellt sich die Frage, wo Protest in diesem Kontext anfängt. Zählt schon das Liken von politischen Beiträgen oder Fotos zu Protest? Oder zumindest das Teilen solcher Beiträge? Sind öffentlich geäußerte politische Kommentare und Meinungen Protest oder ist es erst das Verändern eines Profilfotos mit politischer Aussage, bspw. die Einfärbung einer Regenbogenflagge als Solidarisierungszeichen mit der LGBTQI* Community (vgl. Halupka 2014)? Oder beginnt Protest erst beim Unterzeichnen und Weiterleiten von Online-Petitionen über Social Media und einer Veröffentlichung des Unterzeichnens mit der Hoffnung, dass

¹⁸ Dazu auch: Earl (2006: 365 ff.)

Freund*innen und Bekannte aus dem Social-Media-Netzwerk ebenso unterschreiben? Im Folgenden wird als Protest auf Social Media verstanden, was einen Prozess der Informationsbeschaffung, Wissensaneignung oder sonstigen zeitlichen Aufwand voraussetzt und damit als explizite Investition der Ressource Zeit verstanden werden kann. Das Teilen eines Zeitungsartikels mit politischem Inhalt auf Social Media wird also dann als Protest verstanden, wenn der/die Nutzer*in den Artikel zuvor aufmerksam gelesen und eventuell beim Teilen dazu noch einen begleitenden Text formuliert hat. Die öffentliche Äußerung einer politischen Meinung, der Aufruf an etwas teilzunehmen (sei es eine Straßendemonstration oder eine Online-Petition) und damit für Protest zu mobilisieren – solche Aktivitäten können als schwache Formen von Protest auf Social Media verstanden werden. Das Lesen und Teilen von Informationen in den Freundes- und Bekanntenkreisen über Facebook & Co. stellt für einige Nutzer*innen den ersten Schritt hin zu Protest dar. Aufwendiger wird es dann beim Verfassen von Newslettern, Blogbeiträgen oder Wikis. Die Beteiligung an diesen Formaten erfordert deutlich mehr Zeitaufwand und oft auch mehr Wissen, als das Teilen von politisch motivierten Tweets oder Facebook-Einträgen (siehe Stichwort Produzer zuvor).

Häufig nochmal aufwendiger und wiederum oft auch verwoben mit offline Sphären sind Praktiken des Boykotts und Buycotts. Genau wie in einem Supermarkt können auch online bestimmte Produkte und Händler gemieden oder ebenso explizit unterstützt werden (vgl. u. a. Forno 2015).

Ein häufiger Kritikpunkt beim Unterzeichnen von Online-Petitionen ist, dass es so wenig Zeit kostet und Unterstützer*innen ohne jegliche Kenntnisse zum Thema Petitionen mit nur einem Mausklick unterzeichnen könnten – vielleicht basierend auf der Empfehlung eines vertrauensvollen Freundes oder nur durch das Zusenden der Online-Petition durch eine Kampagnen-Organisation wie Campact. Kritische Literatur lässt dabei häufig außer Acht, dass es nicht nur um das Unterzeichnen der Petitionen geht, sondern dass auch eine Vielzahl von Aktiven selbst Online-Petitionen erstellt und dass dies – egal ob alleine als Privatperson oder in Kooperation mit einer NGO – einen großen Zeitaufwand bedeutet. Inhaltliche Vorrecherche, das Schreiben des Petitionstexts, die Verbreitung der Online-Petition über Social-Media-Kanäle, das Mobilisieren der Unterstützer*innen für weitere Aktionen, eventuelle Kommunikation mit Presse oder der Kampagnen-Plattform selbst und andere Aktivitäten erfordern einen erheblichen Zeitaufwand und können nicht als einfacher Clicktivism abgetan werden, sondern stellen ein komplexes Zusammenwirken von Online- und Offline-Praktiken dar (vgl. Baringhorst et al. 2017; Villioth 2019).

Neben diesen Möglichkeiten des Online-Aktivismus gibt es, wie schon erwähnt, noch die allein im Netz stattfindende Protestform des Hacktivism

(vgl. Jordan 2008, 2002; Jordan/Taylor 2004). Auf diese Form des Aktivismus wird im Folgenden nicht weiter eingegangen, da sie für die vorliegenden Untersuchungsfälle keine Relevanz hat.

Eine aktuelle Übersicht und Typisierung digitaler Aktivismuspraktiken haben Fielitz/Staemmler (2020) ausgearbeitet. Darin unterscheiden sie zwischen den fünf Varianten Klick-Aktivismus, Hashtag-Aktivismus, Kampagnen-Aktivismus, Hacktivismus und Tech-Aktivismus und kommen für die ersten drei Varianten ähnlich wie Baringhorst et al. (2017) und Villioth (2019) zu dem Schluss, dass die beste Wirksamkeit dieser Protestpraktiken über eine Kombination von Online- und Offline-Kommunikationsräumen erreicht werden kann (vgl. Fielitz/Staemmler 2020: 437). Die letzten beiden Varianten verstehen digitale Medien hingegen nicht als „Mittel zum Zweck“, sondern machen „die Gestaltung digitaler Kommunikationsräume selbst zum Gegenstand der politischen Auseinandersetzung.“ (ebd.)

Insbesondere der Bereich des Hashtag-Aktivismus hat in den letzten Jahren erheblich an Bedeutung gewonnen (vgl. Rambukkana 2015). In Deutschland löste im Jahr 2013 der Hashtag #aufschrei eine umfangreiche Debatte zum Thema Alltagssexismus aus. Der Diskurs startete auf Twitter, verblieb jedoch nicht in einer reinen Online-Sphäre (vgl. Meßmer 2014). Im Radio, in Zeitungen und Fernsehen wurde über Sexismus debattiert und der Hashtag #aufschrei für diese medienübergreifende Diskussion sogar mit dem Online Grimme Award ausgezeichnet.¹⁹ Ein ähnlicher Diskurs entspann sich ab Oktober 2017 in den USA unter dem Hashtag #metoo. Im Kontext der Vorwürfe zahlreicher sexueller Belästigungen und Vergewaltigungen u. a. gegen den Filmproduzenten Harvey Weinstein riefen Betroffene dazu auf, unter dem Hashtag #metoo persönlichen Erfahrungen zu teilen und auf das Ausmaß sexueller Belästigungen aufmerksam zu machen. Alleine am ersten Tag wurde der Hashtag #metoo 200.000 Mal verwendet, am Folgetag wurden bereits eine halbe Million Tweets dazu veröffentlicht. Auf Facebook wurden innerhalb von 24 Stunden zwölf Millionen Beiträge zu dem Thema verfasst. Doch auch der Hashtag #metoo war bzw. ist kein reines Online-Phänomen und hatte offline nachhaltige, politische Konsequenzen. Die Hashtags #aufschrei und #metoo sind zwei eindrucksvolle Beispiele dafür, wie Netzprotest – oder hier im Besonderen Hashtag-Aktivismus – über Mediengrenzen hinweg Aufmerksamkeit erlangen und gesellschaftliche Debatten anstoßen kann. Während nur selten Protestaktionen im Internet, Online-Petitionen oder gar Hashtags Einzug in die

¹⁹ Vgl. <https://www.grimme-online-award.de/archiv/2013/preistraeger/p/d/aufschrei/>

Berichterstattung klassischer Massenmedien finden und sogenannte ‚Spill-over-Effekte‘ beobachtet werden können, ist es bei der Sexismus-Debatte gelungen, online wie offline Öffentlichkeit aktiv mitzugestalten.

Hashtag-Aktivismus wird besonders stark im Bereich von „Race and Gender Justice“ (Jackson/Bailey/Foucault Welles 2020) genutzt. Auch über das Thema sexuelle Belästigung hinaus untersuchen verschiedene Studien und Autor*innen die Rolle von Hashtag-Aktivismus für Feminismus (vgl. Drüeke 2015; Drüeke/Zobl 2016; Crossley 2018, 2015) und sexuelle Identität (vgl. Rambukkana 2010, 2007). Unter Hashtags wie #BlackLivesMatter, #ICantBreathe, #GeorgeFloyd oder #JusticeForBreonnaTaylor versammeln sich tausendfach Tweets und politische Wortbeiträge auf unterschiedlichen Social-Media-Kanälen zum Thema Rassismus (vgl. Jackson/Bailey/Foucault Welles 2020). Doch auch im Kontext von Black-Lives-Matter-Protesten beschränken sich die Praktiken nicht auf eine Online-Sphäre. Insbesondere in den USA (vgl. Hirschfelder 2016), aber auch in zahlreichen anderen Ländern auf verschiedenen Kontinenten, organisieren Unterstützer*innen Straßenproteste und andere Protestaktionen um auf Rassismus – häufig in Kombination mit Polizeigewalt – aufmerksam zu machen.²⁰

Das Netz bietet nicht nur viele Möglichkeiten für Protest, es kann auch selbst zum Thema des Protests werden. Ein Beispiel dafür ist die sogenannte Zensursula-Kampagne aus dem Jahr 2009, in der die damalige Familienministerin Ursula von der Leyen für ihren Vorschlag der Sperrung kinderpornografischer Seiten kritisiert wird (vgl. Baringhorst 2013). Auch das umstrittene ACTA-Abkommen (Anti-Counterfeiting Trade Agreement) hat für ein netzpolitisches Thema Tausende auf die Straße getrieben oder im Netz zu Aktionen mobilisiert. „Konkret geht es bei dem nicht zuletzt wegen der massiven Proteste 2012 vor dem Europaparlament abgelehnten Abkommen aus Sicht der Netzaktivisten vor allem darum, dass geistige Eigentumsrechte nicht zulasten der offenen und kollaborativen Wissenskultur im Netz durchgesetzt werden sollen.“ (ebd.: 23) Neben der Forderung nach Netzfreiheit und Netzneutralität ist ein Anliegen von Netzaktivist*innen auch mehr Transparenz für und Einbeziehung von Bürger*innen in der Politik. Beispiele hierfür sind Abgeordneten-Watch, CorporateWatch oder

²⁰ Einen anderen wichtigen Forschungsbereich zum Thema Online-Protesträume stellen Untersuchungen zur Rolle von Jugendlichen dar (vgl. Banaji/Buckingham 2013; Bastian/Burger/Harring 2016; Haan 2016; Hurrelmann 2020; Kersting 2016). Aus Platzgründen kann auf diesen Bereich hier nicht weiter eingegangen werden.

LobbyControl: Plattformen zur Beobachtung des Verhaltens von Abgeordneten, Unternehmen und Lobbyist*innen.²¹

2.2.4 Zwischenfazit: Protesträume als hybride Räume

Neben traditionellen Massenmedien wird Protest schon seit vielen Jahren immer stärker mit virtuellen Räumen der Sozialen Medien verbunden. Soziale Bewegungen treffen hier auf (neue) Möglichkeiten der massenhaften Mobilisierung. Kostengünstige, schnelle und einfache Kommunikation zwischen Organisation und Unterstützer*innen lässt neue und vielfältige Protesträume entstehen. Doch „paradoerweise erleben in dieser globalen Protestkommunikation lokale Straßenaktionen eine Renaissance. Denn die Professionalisierung und Institutionalisierung der großen etablierten Bewegungen hatte bereits dazu geführt, dass große Massendemonstrationen immer mehr in den Hintergrund rücken, zugunsten von einzelnen Symbolaktionen, die von Organisationseliten gezielt für die Massenmedien inszeniert werden [...]. Durch das Internet formieren sich nun neue Graswurzelbewegungen und organisieren sich Basisgruppen, die vernetzt an vielen Orten der Welt agieren.“ (Fahlenbrach 2009: 106) Insbesondere aus Gründen der kollektiven Identitätsbildung ist und bleibt die Straße auch für sich überwiegend im Netz formierenden Bewegungen von ganz besonderer Bedeutung. Denn oft ist es auf der Straße, wo sich die global und über das Internet mobilisierten Demonstrierenden zum ersten Mal physisch treffen. „Das performative Erleben von ‚kritischen Ereignissen‘ und von Gemeinsamkeiten ist für diese Bewegung von umso größerer Bedeutung, als sie ihre Protestgemeinschaften ansonsten vorwiegend im virtuellen Raum erleben. Straßenaktionen sind daher gerade für ‚Netzbewegungen‘ hervorgehobene Ereignisse, weil sich die Protestakteure hier kognitiv, emotional und körperlich der gemeinsamen Ziele, Werte und Motive vergewissern können.“ (ebd.) Nur bei diesen physischen Konfrontationen können Protestierende gemeinsame Erfahrungen machen, welche für die kollektive Identitätsbildung von so großer Wichtigkeit sind. Von Beginn an und bis heute haben Straßenaktionen die Aufgabe, die Bindung der Einzelnen an die Organisation oder Bewegung zu stärken und neue Anhänger*innen zu mobilisieren. Dank modernster Technik können Bilder und Nachrichten von Straßenprotest innerhalb von Sekunden Einzug in Kanäle der Sozialen Medien halten und insb. dieses Material, welches von Protestteilnehmenden vor Ort zu Verfügung gestellt

²¹ Vgl. <https://www.abgeordnetenwatch.de>; <https://corporatwatch.org>; <https://www.lobbycontrol.de>.

wird, trägt dazu bei, dass die Teilnahme an einem Straßenprotest als authentische und reale Teilnahme an einem Kollektivereignis gesehen wird. „Es transportiert den aktionistischen Geist des ‚Hier und Jetzt‘, der gerade für basisdemokratische Bewegungen ein bedeutsames ideelles Moment darstellt. Für sie ist die Straße der Ort, an dem ‚autonome‘ bzw. ‚authentische‘ Öffentlichkeit hergestellt werden kann.“ (Fahlenbrach 2009: 107)

Damit wird die Straße zur Schnittstelle zwischen lokalen, massenmedialen und virtuellen Räumen. Entsprechend spricht Hamm (2006) von „hybriden Protesträumen“. Diese sollen im Folgenden vorgestellt werden.

Laut Hamm (ebd.: 78) verhielten sich viele politische Gruppen bis Mitte der 1990er Jahre noch skeptisch oder sogar ablehnend gegenüber neuen Technologien und Entwicklungen. Ende der 1990er Jahre kam die Prognose auf, neue Medien würden zu einer Abnahme von Straßenprotest führen bzw. zu einer Verlagerung zivilen Ungehorsams ins Internet. Laut Hamm (ebd.) „erwies sich die Vorstellung, Medienpraxis würde Straßenproteste ersetzen, sowohl in ihrer technikkessimistischen wie in ihrer technikeuphorischen Version als unzutreffend. Stattdessen hat sich mittlerweile eine Praxis entwickelt, in der Mediennutzung und mediale Selbst-Repräsentation zu integralen Teilen des lokal gebundenen Straßenprotests werden.“ Der Umgang mit Medien werde häufig nicht mehr als ein Berichten über die Protestaktion verstanden, sondern selbst als Teil der Aktion. Online und offline würden verschwimmen, Nähe und Distanz müsse neu definiert werden, lokale Ereignisse erreichten globale Aufmerksamkeit. Hierbei entstehen „temporäre hybride Protesträume“ (ebd.: 79).

Hamm (ebd.: 82) spricht in diesem Kontext von einer Aneignung auf zwei verschiedenen Ebenen: Einerseits die Aneignung von öffentlichem Raum mit dem traditionellen Mittel des Straßenprotests und andererseits die Aneignung von einer Vielfalt von Medientechnologien. Soziale Bewegungen produzierten selbst Fotos, Videos und anderes Material und drückten sich dadurch aus. Dieses Material habe meist einen sogenannten ‚Do-it-yourself-Charakter‘ und solle nicht nur authentisch wirken, sondern stehe auch für einen bestimmten Lebensstil und sei selbst eine politische Ausdrucksform. Neben der traditionellen Aneignung des öffentlichen Raumes durch Straßenprotest, werde so der virtuelle Raum durch Medientechnologien fortan mit einbezogen: „Wie physikalische öffentliche Räume werden auch virtuelle Räume durch Praktiken angeeignet: Man muss dafür sorgen, dass die Kamerabatterie geladen ist, dass genügend Speicherplatz vorhanden ist, später muss das Material bearbeitet, kommentiert und ins Internet hochgeladen werden.“ (ebd.: 85) Wie schon beschrieben, führte die in den 1960er bis 1990er Jahren erfolgte Ausrichtung von Protest an den Massenmedien zu einer Veränderung des Verhältnisses von Straßenraum und medialem Raum.

Doch durch die digitalen Medien setzt eine weitere Neudefinition ein: „Durch Praktiken der medialen Selbstrepräsentation schafft sich der Straßenprotest seine eigenen medialen Räume, und die Aneignung und Nutzung dieser Räume tritt an die Stelle des Blicks in den ‚fremden‘ Spiegel der bürgerlichen Medien. Die Einbindung digitaler Medien in den Straßenprotest ist nicht nur im Hinblick auf die Repräsentation des Protests von Bedeutung, sondern führt auch zu einer Neudefinition des Protestraums selbst.“ (Hamm 2006: 85 f.)

Hamm's Einschätzung nach lösen diese Cyberaktionen Straßenprotest jedoch nicht ab, vielmehr wird nur das Handlungsspektrum erweitert. Sie stellt fest, „dass die Aneignung digitaler Medien, insb. in der Kombination mit ‚analogen‘ Medienformaten, neue geographische, affektive und politische Handlungsspielräume eröffnet.“ (ebd.: 86) Durch das Einbeziehen digitaler Kommunikationstechnologien in Protesträume des Straßenprotests und der Massenmedien, entstehen hybride Protesträume. „Wesentlich neu an der Einbeziehung digitaler Kommunikationstechnologien ist es, dass diese drei Räume von Aktivisten angeeignet und in einem hybriden Kommunikationsraum integriert werden.“ (ebd.: 87) Drei Kommunikationsräume gestalten fortan folglich Protest: Der Straßenraum, der Repräsentationsraum der klassischen Massenmedien und durch ICTs vermittelte digitale Kommunikationsräume.

2.3 Hybrid-Organisationen, Grassroots-Campaigning und Hybrid Media Activism

In der Vergangenheit betrieben vor allem traditionelle intermediäre Akteure wie NGOs und Verbände sogenanntes ‚Grassroots-Campaigning‘. Dieser Begriff wird mit Grasswurzel-Kampagnen übersetzt und beinhaltet zwei gegensätzliche Kommunikations- und Aktionsformen: „Auf der einen Seite ist es die Grasswurzel-Aktion, wie bei sozialen Bewegungen von unten, auf der anderen Seite die zentralisierte Kampagnenführung von oben. Beim Grassroots-Campaigning werden nun beide Richtungen – von unten und von oben – miteinander verbunden.“ (Speth 2013: 7) Grassroots steht also für bottom-up und Campaigning für top-down (Aktivitäten). Speth (ebd.: 8) definiert Grassroots-Campaigning als „eine Form der Mobilisierung der Basis, der Betroffenen sowie der Bürgerinnen und Bürger mithilfe zentralisierter strategischer Kommunikation.“ Durch das Internet könnten nun auch einzelne Personen oder kleinere Organisationen, also ressourcen-schwache Akteure, Grassroots-Kampagnen initiieren und durch diese Möglichkeit, mit vergleichsweise geringem Aufwand eine Kampagne zu betreiben, sei ein neuer Typ von Organisation entstanden: Die Hybrid-Organisation

(vgl. Voss 2013: 213 ff.). Sie versuche mit verschiedenen Mitteln die öffentliche Meinung zu beeinflussen und nutze dabei vor allem Grassroots-Elemente, die meist online angeboten werden. Offline-Aktionen wie Demonstrationen ergänzten Online-Petitionen und E-Mail-Aktionen um eine weitere Ebene. „Aufgrund dieser Mixtur von Mitteln werden diese Organisationen auch als Hybrid-Organisationen bezeichnet, denn sie kombinieren Mobilisierungselemente, die typisch für soziale Bewegungen sind, mit klassischen Instrumentarien von Interessensgruppen und Verbänden.“ (ebd.: 213) Große Flexibilität in Bezug auf die Organisation selbst und auf die Strategien (vgl. Chadwick 2007), eine große Bandbreite an Themen und ein meist kleiner Stab von Mitarbeiter*innen zeichnen solche Organisationen ebenso aus.

Dabei entstehen neue Möglichkeiten der Einflussnahme und Artikulation eigener Interessen. Die Entwicklung solcher Hybrid-Organisationen geht auch auf einen Mitgliederschwund bei traditionellen Großorganisationen zurück: Die Kirche, Gewerkschaften, Verbände und Parteien haben zunehmend Schwierigkeiten, ihre Mitglieder zu halten bzw. neue Mitglieder zu gewinnen.²² Dies hat laut Speth (2013: 7) vielfältige Ursachen: Einerseits die Emanzipation der Bürger*innen, die nicht mehr zwangsläufig Mitglieder einer Organisation sein müssten, wenn sie etwas erreichen oder verändern wollen. Andererseits ganz allgemein die Pluralisierung und Individualisierung der Gesellschaft:²³ So wie Lebensstile pluralistischer werden, werden dies auch die Möglichkeiten, sich im politischen Prozess einzubringen. Auf Aspekte der Individualisierung von Protestformen wird im Unterkapitel 2.4 ausführlich eingegangen.

Laut Karpf (2012: 3), der hauptsächlich Lobbygruppen in den USA untersucht, haben „changes in information technology [...] transformed the organizational layer of American politics. A new generation of political advocacy groups has redefined organizational membership and pioneered novel fundraising practices.“ Er bezieht sich dabei auf die Organisation MoveOn als bekanntes Beispiel für netzgestützte Organisationen und benennt drei Erkenntnisse in Bezug auf das Zusammenspiel von Internet und politischen Lobbygruppen, die er aus seiner Forschung über die Labour Proteste in Madison im Jahr 2011 ableitet: „The first is that Internet-enabled political organizing moves fast. [...] The second lesson is that the interest group ecology associated with the Democratic Party network has changed. [...] The third lesson is that Internet-mediated political organizing is hardly limited to blog posts and petitions. Critics who dismiss Internet activism as mere ‘clicktivism’ focus attention on particular digital tactics and argue that

²² Vgl. Speth (2013: 7); generell dazu: Wiesendahl (2012, 2006); Spier et al. (2011).

²³ Stichwort „Individualisierung“ Beck (1986).

historic movements for social change require deeper commitment and stronger ties than those found on Facebook or Twitter.“ (Karpf 2012: 6) Laut Karpf sprechen sich einige Befürworter*innen von Online-Aktivismus (vgl. Earl/Kimport 2011) eben wegen diesen neuen kostengünstigen Partizipationsmöglichkeiten für eine ‚Social Movement Theory 2.0‘ aus. Danach verändere sich die traditionelle „logic of collective action“ (Olson 1965) maßgeblich durch geringere Kosten im Social-Media-Bereich: „Formal organizations are no longer necessary since individual tactics like e-petitions can now be organized online and information can spread virally through social media channels like blogs, You-Tube, Facebook, and Twitter. In other words, we are all our own publishers and political organizers now.“ (Karpf 2012: 7)

Wie zuvor erwähnt, ist ein wichtiges Merkmal von Hybrid-Organisationen ihre große Flexibilität in der Themenauswahl sowie innerhalb der Organisation. Mit dieser großen Bandbreite an Themen werden sie zu Konkurrenten für klassische NGOs. Während die meisten NGOs oft längerfristig an einigen Themenschwerpunkten arbeiten und sich folglich auch das Personal dieser NGOs mit diesen Themen entsprechend gut und lange auseinandergesetzt hat, arbeiten in Hybrid-Organisationen häufig nur wenige Menschen, die sich immer wieder neu mit aktuellen Themen auseinandersetzen (vgl. Voss 2013: 213). In Deutschland kann Campact als eine der bekanntesten Hybrid-Organisationen genannt werden, die 2004 nach dem Vorbild von MoveOn als dessen Schwesterorganisation gegründet wurde.²⁴ Hybrid-Organisationen bauen in ihrer Arbeit besonders stark auf Timing. Es herrscht das Prinzip, „dass jede Idee ihre Zeit hat, dass es ein Fenster für politische Veränderungen gibt, das genutzt werden muss. Demnach führen kontinuierliche Lobbyaktivitäten alleine ebenso wenig zum Erfolg wie massive Mobilisierung oder andere Aktivitäten von intermediären Akteuren wie NGOs.“ (ebd.: 218) Dies könne zwar dazu beitragen, ein Thema als Problem zu definieren, eine erfolgreiche Einflussnahme auf den politischen Entscheidungsprozess erfolge jedoch nur, wenn das sogenannte ‚policy window‘ geöffnet sei. Von Hybrid-Organisationen (und auch von klassischen NGOs) erfordere dies eine hohe Flexibilität, ein ständiges Beobachten des politischen Prozesses und der öffentlichen Meinungs- und Stimmungslage, um dann im möglichst besten Moment eine Kampagne zu starten. Des Weiteren sei es für die Hybrid-Organisationen wichtig, dass das Thema ein hohes Mobilisierungspotenzial (unter den eigenen Anhänger*innen) mit sich bringe. Dafür befragt Campact bspw. die

²⁴ Details zu Struktur, Finanzierung und Positionen der beiden Organisationen folgen ausführlich in Abschnitt 4.2.

eigenen Unterstützer*innen regelmäßig in Online-Umfragen über den Newsletter zu einzelnen Kampagnenthemen. Zusätzlich werden vor Kampagnenstart noch einmal einige zufällig ausgewählte Newsletter-Empfänger*innen kontaktiert, um das Potenzial einer ganz konkreten Kampagne abschätzen zu können. Bei MoveOn oder GetUp! – der Schwesterorganisation in Australien – können Mitglieder auf der Webseite eigene Kampagnen-Themen vorschlagen und über die Agenda der Organisation mitbestimmen (vgl. Karpf 2009: 13 f.). Bei MoveOn und Campact kann eine eigene Online-Petition auf der jeweils dazugehörigen Petitions-Plattform MoveOnPetitions bzw. WeAct.Campact (seit Ende Februar 2015 online) gestartet werden.²⁵

Eine weitere Charaktereigenschaft von Hybrid-Organisationen ist das niedrigschwellige Partizipations-Angebot. Schon mit der Unterzeichnung einer einzigen Online-Petition kann man eine Organisation ohne großen Zeit- oder Kostenaufwand unterstützen. Jedoch bleibt es weiterhin die Hoffnung der Organisationen, dass Interessierte sich längerfristig für eine Organisation engagieren und auch andere Kampagnen unterstützen. So z. B., „dass jeder, der sich mit einer E-Mail-Adresse auf der Webseite der Organisation registriert, sich wieder und wieder für weitere Kampagnen mobilisieren lässt.“ (Voss 2013: 219) Deswegen erhält man bei Campact (oder auf Plattformen wie Change.org) bspw. schon nach dem Unterzeichnen einer einzigen Kampagne regelmäßig den Newsletter der Organisation, auch zu anderen Themen als dem, für das man ursprünglich unterzeichnet hat. Doch auch wer sich dauerhaft engagieren möchte, muss nicht zwangsläufig ein formelles Mitglied werden – ein weiterer wichtiger Aspekt, in dem sich Hybrid-Organisationen von klassischen NGOs unterscheiden: „Während die meisten NGOs eher traditionelle Mitgliederstrukturen aufweisen, findet man diese bei den Hybrid-Organisationen kaum. Dort wird als Mitglied gezählt, wer den Newsletter abonniert hat und so in der Datenbank der Organisation geführt wird. Die Unterstützung der Organisation mit kleineren Spenden ist wünschenswert, aber kein zwingendes Kriterium. Mitglieder sind also in erster Linie Empfänger von Nachrichten, gegebenenfalls noch gelegentliche Spender“, so Voss (ebd.: 220).

Während Campact in den ersten Jahren nach Entstehung der Organisation u. a. auf der Webseite alle Newsletter-Empfänger*innen als „Mitglieder“ bezeichnete, wird mittlerweile nur noch von „Menschen“ gesprochen, die den Newsletter empfangen, an der Seite von Campact für progressive Politik streiten oder der Organisation auf Facebook folgen. Ohne jemals Geld gespendet oder eine einzige Kampagne unterzeichnet zu haben, versteht Campact das bloße Empfangen

²⁵ Vgl. <https://sign.moveon.org/>; www.weact.campact.de.

des Newsletters schon als Unterstützung der Organisation. Dies hat den Vorteil, dass Einzelne eine bestimmte Kampagne unterzeichnen bzw. unterstützen können, ohne sich mit der gesamten Organisation identifizieren zu müssen oder alle anderen Themen und Kampagnen ebenso mit zu tragen. Das wiederum führt zu einem neuen Mitgliedschaftsverständnis, einem ‚fluid membership‘. Karpf (2012: 25) bezeichnet diese Entwicklung als Verschiebung „from memberships-as-participation to membership-by-mail“ oder auch „armchair activists“. Solche Aktivist*innen erklären sich mit einzelnen Aspekten in der Arbeit einer Organisation einverstanden und unterstützen diese auch per Mausklick, jedoch ohne aktiver zu werden im Sinne von ‚aufstehen und auf die Straße gehen‘. Karpf (ebd.) führt weiter aus: „Such issue-based membership attachments were easier in a host of ways, requiring less time and commitment on the part of the individual and requiring less maintenance and attention on the part of the organization. However, the easier membership model also created far fewer attachments, making them less useful as ‘laboratories of democracy’ and generators of social capital.“ Auf das Thema Mitgliedschaft wird im Verlauf dieser Arbeit (auch unabhängig von Hybrid-Organisationen) ausführlicher eingegangen. Da man sich nicht in der kompletten Arbeit einer Organisation einbringen oder sich mit allen Wertevorstellungen und Themen identifizieren können muss, engagieren sich viele nur selektiv in Kampagnen ihrer Wahl. Die hohe Anzahl an Aktiven in Hybrid-Organisationen zeigt, dass es einen großen Bedarf an Möglichkeiten dieser sporadischen und einmaligen Partizipation ohne starke Bindung an eine Organisation gibt. Flexible und spontane Partizipationsmöglichkeiten erfahren eine hohe Popularität, enthalten jedoch auch Risiken, „denn das Internet erzeugt nur schwache Bindungen und es besteht die Befürchtung, dass Menschen sich nur für einzelne Aktionen engagieren und nicht mehr dauerhaft, dass aus Mitgliedern nur noch Nutzer werden.“ (Voss 2013: 220)

Obwohl Hybrid-Organisationen wie MoveOn und Campact auch Partizipationsmöglichkeiten außerhalb des Netzes anbieten, beschränkt sich bei einer Vielzahl der Unterstützer*innen die Aktivität ausschließlich auf das Empfangen des Newsletters und/oder Unterzeichnen von Online-Petitionen. Dies lässt sich bspw. veranschaulichen, wenn man Campacts Newsletter-Empfänger*innen-Zahlen mit der Zahl der finanziellen Unterstützer*innen vergleicht: Im Dezember 2020 hatte Campact rund 2,3 Millionen Newsletter-Empfänger*innen.²⁶ Laut Transparenzbericht 2019 erhielt die Organisation im Kalenderjahr 2019 finanzielle Zuwendungen von 79.127 Menschen in Form von regelmäßigen Monatsbeiträgen und weitere 108.467 Unterstützer*innen spendeten Geld zweckgebunden

²⁶ Vgl. www.campact.de.

für Kampagnen oder als freie Spende.²⁷ Der Unterschied zwischen finanziellen Förder*innen und Unterstützer*innen im Sinne von einem Newsletter-Empfang ist erheblich.²⁸

Um weitere Eigenschaften von Hybrid-Organisationen zu veranschaulichen, werden nun zwei Fallbeispiele aus Australien und dem Vereinigten Königreich herangezogen: GetUp! und Erzählstrategien dieser Hybrid-Organisation, sowie 38 Degrees und deren Umgang mit verschiedenen Medien. In diesem Zusammenhang wird auch Chadwicks (2007) Konzept von Medienlogiken und hybridem Mediensystem erläutert.

Eine australische Perspektive auf Hybrid-Organisationen und Online Campaigning nehmen Vromen/Coleman (2013) ein, die mit Fokus auf GetUp! und deren Erzählstrategien deutlich machen, dass gegenwärtige Entwicklungen in politischer Protestpartizipation kein spezifisch US-amerikanisches oder deutsches Phänomen sind, sondern auch in anderen Ländern gefunden werden können. Für den Fall von GetUp! stellen sie in einer qualitativen Studie mit den beiden Fallbeispielen Klimawandel und mentale Gesundheit fest: „Stories are used to help citizens, and to a lesser extent, decision makers, identify with an issue, build community, and act in recognition of the moral urgency of political change.“ (ebd.: 76) Folgende Kriterien machen für Vromen/Coleman (ebd.: 81) eine erfolgreiche Erzählstrategie aus: Die emotionale Identifikation mit dem Thema, um für Partizipation zu mobilisieren; ein geteilter Gemeinschaftssinn mit dem entsprechenden Thema um Solidarität zu bilden, ganz nach dem Motto „People over Power“; eine moralische Dringlichkeit für Aktionen, um das Problem zu lösen und sozialen Wandel herbeizuführen und letztendlich das Sichern von öffentlicher und politischer Unterstützung, indem Gegenbewegungen ausgeschaltet werden.

Dennis/Chadwick (2017) untersuchen Online Campaigning Organizations im Vereinigten Königreich anhand des Fallbeispiels 38 Degrees. In ihrer Forschung liegt der Fokus insb. auf dem Konzept der Hybridität, Mobilisierung und dem Umgang der Organisation mit Medien bzw. ihren Strategien für eine professionelle Medienberichterstattung. Dennis/Chadwick (ebd.) kommen zu dem Ergebnis, dass die 38 Degrees-Führung eine Breite an Online-Repertoires kreiere, die individuelle Autonomie und Selbstdarstellung unter den Mitgliedern stärke. Dieses Repertoire wechsele je nach Ziel und Fokus der verschiedenen Phasen einer Kampagne. Häufig würden digitale Medien verwendet, insb. E-Mails, Online-Umfragen und Online-Petitionen, aber auch Social-Media-Diskurse gäben

²⁷ Vgl. www.campact.de/wp-content/uploads/2019/08/1908_campact_transparenzbericht_2019.pdf (Transparenzbericht 2019: 55)

²⁸ Zur Finanzierung der Organisation folgen mehr Informationen in Abschnitt 4.2.

Mitgliedern bottom-up die Möglichkeit Kampagnen-Strategien in Echtzeit mitzugestalten. Lose Netzwerke zwischen Individuen, Technik und Informationen würden kreiert, die zeitlich begrenzt existierten und sich über eine Breite von Themen erstreckten.

Chadwick (2007) geht davon aus, dass die Interaktion zwischen Sozialen Medien und langfristige Entwicklungen hin zu einer Personalisierung, politischem Konsum und postmaterialistischer „Lifestyle Politics“ (Bennett 1998) u. a. auch eine neue politische Form kreiert habe: Sogenannte Hybrid Mobilization Movements (HMMs). Zu diesem Typ von Organisation zählt er MoveOn, GetUp! und 38 Degrees. Laut Chadwick basierten HMMs auf einer Neukonfiguration des Politischen, welche wiederum auf digitaler Kommunikation basiere. Eine weitere Eigenschaft sei das Mischen von älteren Kampagnen-Repertoires aus dem Bereich der Parteien, Interessengruppe und Sozialen Bewegungen mit der Nutzung digitaler Medien, um sich schnell anzupassen und reagieren zu können, zwischen Online- und Offline-Aktionen zu wechseln und elitäre Strategien und Mitglieder-Strategien ergänzend zueinander zu verwenden. Da digitale Medien größtenteils ihre eigenen organisationalen Strukturen schaffen, durchleben HMMs in besonders hohem Maße eine Gestaltveränderung (vgl. Chadwick 2007: 285 f.; Eaton 2010: 187 f.). HMMs fehlen jene bürokratischen Strukturen, die es nicht-digitalen Organisationen so schwer machen, schnell ihre Strukturen zu verändern (vgl. Bimber 2003; Bimber et al. 2005, 2012). Stattdessen mobilisieren HMMs ihre Mitglieder über lose Verbindungen von digital vernetzten Individuen.

38 Degrees ist laut Chadwick (2017) Teil einer neuen Generation von Organisationen, die die Logik alter und neuer Medien und realweltliche Events miteinander verbinden, um so zu mobilisieren und Druck auf politische Entscheidungsträger auszuüben. Entsprechend spricht er von hybriden Mediensystemen, vergleicht detailliert alte und neue Medienlogiken und plädiert dafür, in der Analyse beide Logiken miteinzubeziehen, anstatt nur die eine oder nur die andere zu betrachten. Man müsse sich einerseits anschauen, wie sich neue Logiken der Medien im Feld von Medien und Politik anpassen und sich in Praktiken alter Medienlogiken integrieren. Andererseits müsse man betrachten, wie sich alte Logiken der Medien anpassen und sich in Praktiken neuer Medienlogiken integrieren.

Chadwick (ebd.) bezieht sich im Weiteren auf Latour (2007, 1996) und seine Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT), welche ebenso davon ausgeht, dass die Welt auf hybriden Netzwerken (zwischen Mensch und Nicht-Mensch oder Subjekt und Objekt) basiert. Nicht-menschliche Aktanten haben demnach ebenso eine Agency, die sich aus der gegenseitig abhängigen Interaktion mit anderen Ressourcen – technischen und menschlichen – in gegebenen soziotechnischen Systemen ergibt

(vgl. Chadwick 2017: 16 f.). Die Idee der ANT basiert stark auf dem Gedanken der Hybridität: Weg vom Entweder-oder, hin zu einer Symmetrie zwischen Menschen und Dingen.²⁹

Aufbauend auf Chadwick (2017) plädiert auch Treré (2018, 2019) für eine intensive Auseinandersetzung mit dem Begriff der Hybridität im Kontext von Mediennutzung in Protestpraktiken. In von ihm untersuchten Sozialen Bewegungen beobachtet er fünf Typen von Medienhybridität: Online/offline Praktiken, alte/neue Medien, interne/externe Kommunikationstechnologien, kommerzielle/alternative Kommunikationskanäle und menschliche/nicht-menschliche Akteure (Treré 2018: 146). Treré (ebd.:147) betont insb. auch die Bedeutung digitaler Medien für Mobilisierung – sowohl online als auch offline. Er beschreibt eine „continuous interconnection between activists on the streets and activists at home: Both actively use media and communication technologies, but with the different affordances that their divers situations allow.“ Für viele Soziale Bewegungen stellten digitale Medien Möglichkeiten dar, Menschen auf die Straße zu bewegen, Demonstrationen zu koordinieren oder Offline-Aktionen zu bewerben. Gleichzeitig gäbe es aber auch Online-Praktiken, die ausschließlich zu weiterem Online-Aktivismus führen sollten, nicht zwangsläufig zu Offline-Praktiken. Treré (ebd.: 147 f.) schlussfolgert „[...] the online/offline interplay that lies at the center of many contemporary mobilizations does not account for all the new practices of activism. This does not mean that the ones that are not aimed at getting people in the streets are useless forms of slacktivism. Rather, a wide and varied repertoire of communication should be recognized.“

Dafür entwickelt er den Begriff der „Media Ecologies“ (Treré 2019; Treré/Mattoni 2016) und spricht sich dafür aus, die Wichtigkeit des Zusammenwirkens und der gegenseitigen Beeinflussung von verschiedenen Medien, Sozialen Bewegungen, kulturellen Praktiken und politischen Gegebenheiten anzuerkennen, anstatt Technik als neutrale Kanäle anzusehen, sich immer nur auf ein ausgewähltes Medium zu konzentrieren oder Dynamiken in Sozialen Bewegungen als technikunabhängig zu verstehen. Anhand von drei empirischen Fallbeispielen – der mexikanischen Protestbewegung #YoSoy132, den spanischen Indignados und einer italienischen Studentenbewegung – zeigt Treré (2019) auf, welche wichtige Rolle „ecologies“, „imaginaries“ und „algorithms“ für die Protestierenden spielen. Je nach Situation kamen digitalen Medien dabei unterschiedliche Rollen und Vorteile zu, abhängig vom jeweils spezifischen Kontext

²⁹ Die ANT spielt im weiteren Verlauf dieser Arbeit keine tragende Rolle, soll aber im Kontext von (Konzepten von) Hybridität an dieser Stelle zumindest Erwähnung finden.

und der Umwelt eben dieser Proteste. Treré (2019: 15) beschreibt eine „media/movement dynamic“, die beidseitig funktioniert: Nicht nur Medientechnologie wird von unterschiedlichen Faktoren beeinflusst, die Technik selbst beeinflusst auch ihr Umfeld.

Während Forscher*innen vor den Protesten im Kontext des Arabischen Frühlings häufig politische Gelegenheitsstrukturen und dessen Rolle für die Entstehung von Protest untersuchten, spielen jetzt auch mediale Gelegenheitsstrukturen eine wichtige Rolle für die Entstehung von Protest. Insbesondere Erleichterungen in der Protestkommunikation und –mobilisierung durch Soziale Medien (vgl. Castells 2012; Kraushaar 2012: 129 ff.) haben zu einer veränderten Machtbeziehung zwischen Massenmedien und Protestakteuren und zwischen Protestakteuren und nationalen Regierungen geführt. Hier kann ein Zugewinn an Definitions- und Deutungsmacht auf Seiten der Bürger*innen beobachtet werden (vgl. Baringhorst 2015a: 76).

Auch im Kontext von Hybrid Campaigning Organizations wie 38 Degrees zeigt sich ein solcher Zuwachs an Einflussmöglichkeiten für die einzelnen Akteure. Die Mitarbeiter*innen der Organisation nehmen zwar eine Rolle als Gatekeeper und Filter ein und können bzgl. des Designs der Aktionen ihre Macht ausspielen, trotzdem ist die Organisation keine elitendominierte Lobbygruppe, sondern bietet nur Strukturen an und Mitglieder können letztendlich selbst entscheiden, welche Kampagnen sie unterstützen möchten und welche nicht (vgl. Dennis/Chadwick 2017). Wie andere HMMs vermarkten sie den Rückgang von collective identity frames, indem sie personalisierte Möglichkeiten für Engagement anbieten (vgl. Karpf 2012; Kavada 2012: 44; Vromen 2008, 2015). Viele Mitgliedschaften von Unterstützer*innen von 38 Degrees sind durch solche personalisierten Mitmachmöglichkeiten begründet (Dennis/Chadwick 2017: 55). Dennis/Chadwick (2017) benennen die Führung der Organisation 38 Degrees in Anlehnung an Gerbaudo (2012) als „choreographical leadership“ – anders als bei der Mutterorganisation MoveOn, für die Eaton (2010) eine deutliche Top-down-Struktur beschrieben hat. Bei 38 Degrees jedoch bestimme eine Masse an Individuen die Strategie der Organisation mit, indem sie netzbasiert eingreift und ihre Meinung z. B. in Form von Umfragen kundtut. Die Organisationsführung bietet ihrerseits die Strukturen an und entscheidet über Faktoren wie Timing und Ähnliches.

Neben Kritiken, wie der des Clicktivism und Vorwürfen, dass Hybrid-Organisationen nicht effektiv seien (vgl. Morozov 2011), wird auch kritisiert, dass sie intern nicht so demokratisch seien bzw. nicht so direktdemokratisch arbeiten würden, wie manch andere NGOs. Voss (2013: 221) stellt dazu

fest: „Hybrid-Organisationen versuchen zwar, die breite Bevölkerung anzusprechen und diese zu mobilisieren, aber sie sind definitiv keine Bottom-Up-Grasswurzelorganisationen. Daran ändern auch Befragungen oder Online-Abstimmungen, wie sie manche dieser Organisationen durchführen, nichts.“ MoveOn baut auf solche Kritiken reagierend lokale Ortsgruppen auf, doch auch weiterhin basiert die Arbeit auf nur sehr wenigen direktdemokratischen Elementen. In Hybrid-Organisationen werden die Themen und Kampagnen meist von einem kleinen Stab von Mitarbeiter*innen festgelegt und konzipiert, das interaktive Potenzial des Social Web wird nicht ausgeschöpft, wie man es ausschöpfen könnte. Meist bleibt es dabei, dass Unterstützer*innen Online-Petitionen unterzeichnen und eventuell an Freund*innen und Bekannte weiterleiten. Dass Hybrid-Organisationen flexibel sind und schnell auf Entwicklungen im politischen Entscheidungsfindungsprozess eingehen können, geht zulasten direktdemokratischer Elemente. Zusätzlich wird es immer schwerer für einzelne Kampagnen, ausreichende Aufmerksamkeit zu erreichen und einen Einfluss auf politische Prozesse zu nehmen, da die Zahl an aktuell laufenden Kampagnen immer mehr in die Höhe schnell (vgl. Voss 2013: 222). Deswegen versuchen Hybrid-Organisationen vermehrt, auf Straßenaktionen zu bauen und Partizipationsangebote außerhalb des Netzes zu entwickeln. MoveOn geht dieser Strategie insb. durch die Gründung lokaler Ortsgruppen nach. Campact veranstaltet häufiger kleinere Straßenaktionen, medienwirksam inszenierte Unterschriftenübergaben und in verschiedenen Bündnissen große Straßendemonstrationen. Inwieweit Individuen auf diese Angebote der Organisation eingehen, soll in der Analyse ausführlich diskutiert werden.

2.4 Neue Formen des Protests: Von Clicktivism bis Lifestyle Politics

Eröffnet das Internet neue Möglichkeiten der politischen Partizipation, die dazu führen, dass sich mehr Menschen engagieren und sich ein Gehör für ihre Anliegen verschaffen können? Oder bewirkt das Internet mit seinen Möglichkeiten, sich unverbindlich, schnell, unkompliziert und kostengünstig bspw. in Form einer Unterzeichnung einer Online-Petition für etwas einzusetzen, dass Menschen faul werden und hält sie davon ab, ihre Meinung anderweitig – bei einer Straßendemo oder mit einem Infostand – auszudrücken? In der Literatur gehen die Meinungen diesbezüglich auseinander und decken das komplette Spektrum von Netz-Pessimisten bis –Optimisten ab. An dieser Stelle sei vorab schon angemerkt, dass sich die vorliegende Arbeit weder der einen noch der anderen Richtung

uneingeschränkt anschließt. Vielmehr plädiert sie dafür, Protestengagement und deren Konsequenzen für Demokratie und Gesellschaft jeweils individuell abzuwägen und den Fokus auf den jeweiligen Handlungs- und Wirkungszusammenhang verschiedener (Online- und Offline-)Praktiken der Individuen zu legen und sie in ihrer Gesamtheit zu betrachten, anstatt entweder Online-Aktivismus grundsätzlich als Clicktivism abzuwerten oder ihn grundsätzlich als Bereicherung für Demokratie zu verstehen. Der folgende Abschnitt arbeitet den Forschungsstand zu diesem Thema auf und benennt sowohl bisherige Forschungsschwerpunkte und -ergebnisse von Wissenschaftler*innen der Protestforschung als auch noch offene Forschungslücken. Dafür wird Protestpartizipation zuerst als niedrigschwelliges Handeln beschrieben, dann werden Aspekte der Konnektivität und Individualisierung diskutiert und zuletzt Partizipation als Lifestyle-orientiertes Handeln dargestellt.

2.4.1 Protestpartizipation als niedrigschwelliges Handeln

Der gebürtig weißrussische Politikwissenschaftler Morozov bezeichnet den (Großteil von) Online-Aktivismus als sogenannten „Slacktivism“ (2011) – frei übersetzt als Faulenzer-Aktivismus. Er stellt fest, dass „thanks to its granularity, digital activism provides too many easy ways out.“ (Morozov 2011: 190) Laut Morozov bietet das Internet zu viele zu einfache und unverbindliche Wege der Partizipation. Politisch interessierte Bürger*innen würden ihr Engagement demzufolge auf Online-Aktivismus reduzieren und sogenannte Low-Cost- und Low-Threshold-Aktivitäten ausüben, anstatt sich aufwendig, verbindlich und intensiv – z. B. in einer Organisation oder Partei – zu engagieren. Dies führt zu der Sorge, „dass Menschen sich zwar immer mehr im Internet engagieren, aber das dann gleichzeitig für eine ausreichende Form des Protests halten und sich nicht dauerhaft und außerhalb des Internets engagieren, also nicht mehr für andere Protestformen wie Demonstrationen mobilisieren lassen.“ (Voss 2013: 192) Online-Campaigning-Plattformen stünden im Verdacht, zivilgesellschaftliches Engagement auf solchen Slacktivism oder Clicktivism zu reduzieren. Laut Morozov (2011: 190) ist die beste Möglichkeit „to tell whether a digital campaign is serious or ‘slacktivist’ [...] to look at what it aspires to achieve. Campaigns of the latter kind seem to be premised on the assumption that, given enough tweets, the world’s problems are solvable [...]. But with global issues, whether it’s genocide in Darfur or climate change, there are diminishing returns to awareness rising. At some point one must convert awareness into action, and this is where tools like Twitter and Facebook prove much less successful.“ In „The

Net Delusion“ (2011) weist Morozov folglich darauf hin, dass bspw. bei den Protesten im Iran 2008 der Einfluss des Internets vielmehr von westlichen Beobachtern gewünscht war, als dass er tatsächlich stattgefunden habe. „If anything, Iran’s Twitter Revolution revealed the intense Western longing for a world where information technology is the liberator rather than the oppressor, a world where technology could be harvested to spread democracy around the globe rather than entrench existing autocracies.“ (ebd.: 5) Morozov kommt zu dem Schluss, dass das Internet zivilgesellschaftliches Engagement eher schwäche als fördere.

Die Argumente von Netzskeptikern wie Morozov sind jedoch nicht ganz widerspruchsfrei (vgl. Baringhorst 2015b: 330). Auf der einen Seite beklagen sie eine Überforderung der Bürger*innen auf zwei Ebenen: Eine kognitive Überforderung in Form von sogenanntem ‚Information Overload‘ und eine zeitliche Überforderung in Form einer Erschöpfung der individuellen Engagement-Ressourcen. Auf der anderen Seite wird aber auch eine Unterforderung der Bürger*innen durch niedrigschwellige Formate wie Online-Petitionen festgestellt.

Ähnlich wie Morozov (2011) argumentiert auch White (2010) in seinem Essay. Er beschreibt, dass Kampagnen-Organisationen wie MoveOn Ideologien des Marketing und Taktiken von Werbung und Marktforschung übernehmen würden und Analysen und Überwachungen von quantitativem Erfolg dazu führten, dass aus Aktivismus Clicktivism wird: „The obsession with tracking clicks turns digital activism into clicktivism.“ (ebd.) Der Glaube an die Kraft einer Idee würde durch A/B Testing und „echter“ Aktivismus durch eine Reihe von Online-Petitionen ersetzt. In Konsequenz bezeichnet White Online-Aktivismus als Gefahr für linken Aktivismus, was wiederum zu politischer Passivität führe: „However, any activism that uncritically accepts the marketisation of social change must be rejected. Digital activism is a danger to the left. Its ineffectual marketing campaigns spread political cynicism and draw attention away from genuinely radical movements. Political passivity is the end result of replacing salient political critique with the logic of advertising.“ (ebd.) Nichtsdestotrotz prophezeit White das Aufkommen eines neuen Aktivismus, der mit seiner Ideologie, Leidenschaft und Kritik an der Konsumgesellschaft dann Fokusgruppen und Marketing ähnlichen Aktivismus ablösen würde.

Pessimistischer äußert sich Shulman (2009), der ebenfalls am Beispiel von Kampagnen-Organisationen wie MoveOn Konsequenzen von neuen Formen der Partizipation untersucht. Ergebnis seiner Forschungen ist, dass Interessensgruppen vermehrt Online-Mobilisierung nutzen, um Aufmerksamkeit zu erzeugen, Spenden zu sammeln und neue Mitglieder zu akquirieren. Die von MoveOn versendeten E-Mails (in der entsprechenden Untersuchung ein Datensatz von 1.000 der längsten E-Mails der Organisation) und die darauffolgenden öffentlichen

Kommentare enthielten aber nur zu einem Bruchteil potentiell neue und relevante Informationen. Der Großteil der Kommentare seien entweder exakte Duplikate eines zwei-Sätze Briefes von MoveOn oder Varianten einer kleinen Anzahl von Forderungen bzgl. eines unangemessenen Gesetzesvorschlages (vgl. Shulman 2009: 23). Laut Shulman (ebd.: 25) habe das Internet mit seinen vermeintlichen Mobilisierungs- und Partizipationsformen die alte Logik des kollektiven Handelns zerstört, er schreibt E-Mail-Kampagnen perverse Anreize und schlechte Qualität der öffentlichen Partizipation zu: „I introduce the theory of perverse incentives in the context of interest groups-initiated mass e-mail campaigns about U.S. regulatory policy. Stated bluntly, the logic of collective action many scholars my age and older grew up with is dead. The Internet killed it.“ Shulman argumentiert, dass die von der Organisation und ihren Unterstützer*innen gesendeten E-Mails keinen wirklichen Einfluss auf die Gesetzgebung hätten, aber wichtigen Input dazu liefern könnten, welche Themen in naher Zukunft aufgegriffen werden sollten. E-Mail-Kampagnen könnten zwar dazu führen, dass Menschen für Aktionen mobilisiert werden, dieser Erfolg sei aber nur oberflächlich. In der täglichen Arbeit erschwere die hohe Anzahl von E-Mails es den Mitarbeiter*innen der Regierung, die wirklich guten und gehaltvollen E-Mails zu erkennen (ebd.: 46 f.).

Gladwell (2010), der in einem Artikel das Beispiel der Bürgerrechtsbewegung der 1960er Jahre in den USA beschreibt, um zu verdeutlichen, wie ausschließlich mit Mundpropaganda und Zeit aus nur vier Protestierenden 70.000 Protestierende wurden, betont die wichtige Rolle von Risiko und Gefahr für Proteste. Mit Verweis auf McAdams Mississippi Freedom Summer Projekt (1989) zeigt auch Gladwell (2010), dass Teilnehmer*innen von risikoreichen Protestaktionen oft enge Freundschaften innerhalb der Gemeinschaft hätten und sich deswegen dort engagierten. Facebook, Twitter & Co. basierten hingegen nur auf schwachen Bindungen (weak ties) und ermöglichten keine risikohohen Aktivitäten, so Gladwell. Er betont die Wichtigkeit von Strategien und Hierarchien bei „echtem“ Aktivismus und benennt Nachteile von Netzwerken gegenüber Hierarchien. „Echter“ Aktivismus benötige laut Gladwell (ebd.) Face-to-Face-Interaktionen, die Vertrauen aufbauen und dazu führten, dass Leute das Risiko eingehen, sogar verhaftet zu werden. Mit Bezug auf Shirky (2008) merkt Gladwell an, dass Online-Kampagnen erfolgreich sein könnten, wenn von den Teilnehmer*innen nicht zu viel erwartet werde und die Aktivitäten nicht unbequem seien. Am Beispiel einer erfolgreichen Kampagne zeigt Shirky, wie öffentlicher Druck positiven Einfluss auf den Verlauf einer Kampagne haben kann. Gladwell (2010: 9) merkt zu diesen Veränderungen im Aktivismus an: „[...] it is simply a form of

organizing which favors the weak-tie connection that give us access to information over the strong-tie connection that help us persevere in the face of danger. It shifts our energies from organizations that promote strategic and disciplined activity and toward those which promote resilience and adaptability. It makes it easier for activists to express themselves, and harder for that expression to have any impact.“ In seinem Buch „Here comes everybody: The power of organizing without organizations“ (2008) befasst sich Shirky insb. mit Fragen der Autorenschaft (Beispiel Wikipedia) und Gruppendynamiken kollektiven Handelns im Kontext des Internets und neuer ICTs.

Auch Lupia und Sin (2003) wollen ein Update für Olsons Logik des kollektiven Handelns (1965) vornehmen. Um ihre Forschungsfrage „What kinds of collective goods do evolving technologies advantage and which collective goods do they endanger?“ (ebd.: 317) zu beantworten, dekonstruieren sie Olsons Ansatz zuerst, um dann ihrem Ziel nachzugehen, ihn in einer Rekonstruktion wiederum stärker zu machen. Laut der beiden Autoren ist Olsons Annahme bzgl. der Gruppengröße und ihrer selektiven Anreize abhängig von Kommunikationskapazitäten, welche jedoch durch neue ICTs verändert würden (ebd.: 318 f.). Neue Techniken und Kommunikationsformen relativierten Olsons Annahme folglich und verdünnten die Macht kleiner Gruppen. ICTs würden Organisationskosten und Wahrnehmbarkeit beeinflussen und von solchen reduzierten Kosten profitierten auch große Gruppen mit einer hohen Mitgliederzahl. Während zuvor die Annahme galt, dass in größeren Gruppen mehr sogenannte ‚free rider‘ vorkamen (da es für sie einfacher war, nicht aufzufallen), verringern ICTs laut Lupia und Sin (ebd.: 321) diesen Zusammenhang. Nach Olson kommt es allerdings weniger auf die wirkliche Gruppengröße an, als vielmehr auf die Wahrnehmbarkeit der Gruppe. Neue ICTs beeinträchtigen diese Wahrnehmbarkeit. Das Internet erlaube zu sehr geringen Kosten eine Vielzahl von Menschen zu erreichen. Die Vorteile der ICTs führten folglich dazu, dass die Abhängigkeit von Wahrnehmbarkeit geringer werde. Lupia und Sin (ebd.: 323) argumentieren weiter, dass heute durch ICTs ein Einzelner einen enorm großen sozialen Druck auf eine Vielzahl von Menschen ausüben könne, so wie man es sich früher nie hätte träumen lassen.

Folgt man der Annahme, dass das Netz durch Kommunikationsgeschwindigkeit und Reichweite die Transaktionskosten von Protestmobilisierung verringert, trägt es durch niedrighschwellige Mitmachangebote zur Lösung des Problems kollektiven Handelns bei. Denn „je geringer die Kosten der Teilnahme an kollektiven politischen Aktionen, desto geringer die Gefahr, dass Trittbrettfahrer in den Genuss der Erfolge kollektiven Handelns kommen können, ohne selbst zu dem Gelingen der Aktionen beizutragen.“ (Baringhorst 2015a: 76)

Nach Halupkas (2014: 116) Verständnis kann Online-Aktivismus nicht grundsätzlich als Clicktivism abgetan werden: Das Teilen von Inhalten auf Social Media, das Unterzeichnen von Online-Petitionen und das Nutzen von Social-Buttons wie dem Like-Button auf Facebook möchte er differenziert betrachten und nicht einheitlich als faul und praktisch abtun. Er fordert eine Heuristik, um ein besseres Verständnis für das Phänomen Online-Aktivismus entwickeln zu können, und gründet diese auf den zwei Begriffen „Cause“ und „Object.“ (ebd.: 120) Ein „Cause“ ist die Verbindung aus Erfahrungen, Vorprägungen, Veranlagungen, Wissen usw. und bezieht sich auf aktuelle Geschehen, die Medien, eine politische Ideologie, Glaubensstrukturen, Werte und Ähnliches. Das „Object“ hingegen bezeichnet Inhalte, die in einer virtuellen Umwelt geschaffen wurden. Gegensätzlich zum Begriff „User-generated Content“ solle der Begriff des Objects jedoch alle Facetten der Online-Welt mit beachten (vgl. ebd.). Um Clicktivism (nicht negativ konnotiert) nun von anderen Formen des Online-Verhaltens abzugrenzen, müsse es laut Halupka ein politisches Element beinhalten. Diese politische Komponente müsse spezifisch genug sein, um sich von anderen Formen des Online-Aktivismus abzuheben: „Clicktivism should be understood as a response to, and engagement with, an established political Object.“ (ebd.: 121) Sieben Eigenschaften von Clicktivism beschreiben das Phänomen zusammenfassend (ebd.: 124): Clicktivism sei ein Akt, der in einer Online-Umwelt stattfinde. Es sei eine spontane Antwort auf ein schon bestehendes politisches Objekt. Clicktivism erfordere keine weitere Verbindlichkeit in der auf den Akt selbst folgenden Kampagne. Es werde kein spezielles Wissen benötigt, minimale Fähigkeiten seien ausreichend. Clicktivism sei einfach genug, als dass es von der Bevölkerung nachgemacht werden könne. Es sei eine Reaktion auf ein etabliertes politisches Objekt. Clicktivism sei ein vom Individuum verübter Akt und damit unabhängig von einer Kampagne (selbst wenn es diese unterstützt) und einer größeren politischen Ideologie.

Ähnlich wie Shulman hat sich auch Karpf (2010) ausführlich mit der Kampagnen-Organisation MoveOn beschäftigt und nimmt Stellung zu Kritikern wie Shulman, Gladwell, Morozov und White. Karpf (ebd.) würdigt zwar Shulmans empirische Beweise (2009) für qualitativ niedriges, redundantes und substanzloses Kommentieren durch die Öffentlichkeit, präsentiert jedoch eine alternative Perspektive basierend auf teilnehmender Beobachtung und der Analyse eines Datensatzes, der die E-Mail-Aktivitäten von 70 Organisationen über einen Zeitraum von sechs Monaten beinhaltet. Er kommt zu einem Ergebnis, das sich in drei Aussagen zusammenfassen lässt: 1) Massen-E-Mails sind eigentlich das Pendant zu Kopien, gefaxten Petitionen oder Postkarten-Aktionen und repräsentieren damit eher ein „difference-of-degree“ als ein „difference-in-kind.“

(Karpf 2010: 3) 2) Es gibt keine „mass email campaign“ – diese qualitativ niedrigen Aktionen sind nur eine von mehreren Taktiken innerhalb eines strategischen Repertoires der Organisation und damit nur ein Teil einer größeren Kampagne. 3) Die empirische Realität scheint der durch Shulman (2009) geäußerten Kritik zu widersprechen, denn dort gibt es keine Fluten an Online-Kommentaren, die andere verbindliche Formen von Engagement ersetzen (vgl. Karpf 2010: 3).³⁰ An Shulmans Forschung kritisiert Karpf, dass seine Analyse hauptsächlich auf der Sicht von gesetzmachenden Akteuren basiere, während er jedoch die Sicht der Organisationen selbst einnehme. Morozov, White und Gladwell dagegen würden ihre Thesen größtenteils auf Anekdoten aufbauen (ebd.: 5). Mit einem eigenen Datensatz, der darauf basiert, dass Karpf (ebd.: 11 f.) mit einem extra angelegten E-Mail-Account die E-Mails von 70 Advocacy Organisationen empfangen hat, untersucht er aus der Sicht eines Mitglieds Mobilisierungsstrategien der betreffenden Organisationen. Er kommt zu dem Ergebnis, dass es kein permanentes Campaigning gegeben habe, sondern massive E-Mail-Aktionen nur in strategisch besonders günstigen Gelegenheiten eingesetzt wurden und darüber hinaus eine breite Vielfalt an Taktiken genutzt wurde (ebd.: 22 ff.). Zur weiteren Entkräftigung von Shulmans Kritik (2009) führt Karpf außerdem aus, dass MoveOn mehr als 200 „local councils“ gegründet habe und auch offline sehr aktiv sei.

Langjährige Erfahrungen als Aktivist beim Sierra Club und seine Perspektive als Politikwissenschaftler verbindet Karpf in seinem Buch „The MoveOn Effect“ (2012). Es dokumentiert den Wandel von Graswurzel-Formen der Organisation bis hin zu netzbasierten Formen der Organisation. Karpf (2012) beschäftigt sich ausführlich mit der Organisation MoveOn, politischen Blogs und neuen Tendenzen weg von mitglieder-gestützten Organisationen und hin zu netzgestützten Formen wie Thinktanks. Basierend auf geringen Transaktionskosten habe das Internet die Natur von Fundraising, Mitgliedschaft und Organisationsstrukturen verändert, im Falle von Mitgliedschaft zeige sich eine Entwicklung vom „small donor“ zum „message recipient“ (ebd.: 31).

Darüber hinaus befasst sich Karpf (2016: 59) insb. mit „Analytic Activism“ (2016, 2018) und Online-Petitionen als wichtigste und flexibelste Form von Analytic Activism, da Online-Petitionen im Vergleich zu Twitter-Nachrichten, Likes und Shares über die E-Mail-Adresse einen digitalen Fußabdruck hinterließen. Laut Karpf müsse zwischen dem Unterzeichnen und dem Erstellen einer Online-Petition unterschieden werden. Der Vorwurf des Clicktivism missachte dabei, dass

³⁰ Diesem Verständnis schließt sich auch die vorliegende Arbeit an, welche ebenso davon ausgeht, dass Online-Petitionen in vielen Fällen nur Teil einer größeren Kampagne sind und von zusätzlichen Offline-Engagementformen begleitet werden.

es um weit mehr als nur das Unterzeichnen oder Erstellen gehe. Die Plattformen würden Petitionen listen, Wachstum erzielen, intern mit Logiken arbeiten, die berechnen, welche Online-Petition viral gehen und eine Bewegung hervorrufen könnte und nicht zuletzt durch die Online-Petitionen auch Möglichkeiten erschaffen, wie Kommunikation zwischen Petent*innen, den Unterzeichner*innen und der Plattform selbst entstehen könnte (vgl. Karpf 2016: 62). Durch das Unterzeichnen und das damit verbundene Hinterlassen einer E-Mail-Adresse sei ein erster Schritt getan, der auf einer „ladder of engagement“ (ebd.: 63) später zu mehr Engagement führen könne. Wie dies im Detail geschehen kann, beschreibt auch Han (2014) empirisch fundiert.

In einem Artikel befasst sich Karpf (2018) nochmals detaillierter mit Techniken des Messens von Mitglieder-Interessen, Datenanalyse und einer „culture of testing“. Er bezeichnet Analytic Activism als „a particular constellation of online activist practices, most frequently associated with large-scale ‘netroots’ advocacy associations that tend to prioritize progressive, reformist policy objectives.“ (ebd.: 2) Drei Eigenschaften würden Analytic Activism von bisherigen Formen des Aktivismus unterscheiden: 1) Analytic Activism umfasse eine „culture of testing“, die das Lernen innerhalb der Organisation fördere und die Praktiken der Organisation mit forme. Anstatt vorzugehen, wie man es immer schon gemacht habe, würden Formen für Verbesserung gesucht. 2) Es gehe darum, der Analytik zuzuhören. Das umfasse externes/indirektes und internes/direktes Zuhören. Bei Ersterem liege die Kontrolle bei einer anderen Plattform, z. B. Facebook, im zweiten Fall liege die Kontrolle bei der Organisation selbst, weil die Datenanalyse über die Webseite, E-Mails usw. laufe. 3) Analytic Activism benötige Skalen. Von Unternehmen wie Facebook sei gelernt worden, dass von rohen Daten viele Informationen über Verhalten und Interessen abgelesen werden könnten. Dabei gilt: Umso größer die Zahlen, desto aussagekräftiger die Analytik. Dies gilt auch für Organisationen: Umso mehr Mitglieder, desto aussagekräftiger sind die Zahlen. Die Bedeutung von Analytic Activism steige folglich mit der Organisationsgröße (ebd.: 2 f.).

Mit Ausnahme von Shulman (2009), der seine Kritik am Clickivism mit einer empirischen Untersuchung belegt, basiert ein Großteil der Argumente von anderen Netzpessimisten auf Annahmen, Anekdoten und Theorien. In der Praxis können einige Forschungsergebnisse die These der Faulheit durch Netzaktivismus jedoch entkräften. Kwak et al. (2018: 198) untersuchen den Zusammenhang zwischen der Wahrnehmung von Social Media und politischer Partizipation online und offline und stellen die Frage: „can positive perceptions of the expressive potential of a political communication technology in one domain

influence political behavior in another?“ Diese Frage ist insb. vor dem Hintergrund der Slacktivism-Debatte interessant, denn Morozov (2013) behauptet, dass die Teilnahme an niedrighschwelligen Protestformen online, dazu führe, dass die Bereitschaft für höherschwellige Protestformen offline abnehme. Andere Literatur argumentiert hingegen, dass niedrighschwellige politische Partizipation im Netz einen „Spill-over“-Effekt auf höherschwellige Offline-Partizipation habe (vgl. Boulianne 2015; Lane/Dal Cin 2017). Der Studie von Kwak et al. (2018: 200) liegt wiederum die Annahme zugrunde, dass die Wahrnehmung des Potenzials von Social Media wichtiger sei als die Technik selbst.

Die Ergebnisse der Studie lauten zusammengefasst: 1) Umso mehr Individuen politische Partizipation auf Social Media als einflussreich („impactful“) oder leicht („easy“) empfinden, umso höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie sich politisch auf Social Media äußern. 2) Wer sich auf Social Media politisch äußert, partizipiert mit höherer Wahrscheinlichkeit auch offline. 3) Die Wahrnehmung, dass Social Media einflussreich oder einfach ist, erhöhte die politische Partizipation offline dadurch, dass Individuen ermutigt werden, sich politisch auf Social Media zu äußern. 4) Die Beziehung zwischen dem wahrgenommenen Einfluss von Social Media und dem politischen Sich-ausdrücken auf Social Media wird durch Netzwerk-Homogenität beeinflusst, nicht aber durch den Faktor Alter. 5) Die Beziehung zwischen dem politischen Sich-Ausdrücken auf Social Media und politischer Partizipation außerhalb des Netzes wird durch die Faktoren Netzwerk-Homogenität und Alter beeinflusst (vgl. ebd.: 209).

In Konsequenz hieße das, dass der einfache Zugang zu Social Media und die Einschätzung dessen Einflusses in der Tat Auswirkungen auf die Nutzung von Social Media hätten. Gegensätzlich zur Slacktivism-Kritik sei das Ergebnis, dass diejenigen, die sich online über Social Media ausdrücken auch offen gegenüber höherschwelligen offline Formen der politischen Partizipation seien (vgl. ebd.: 213). Relativiert wird dieses Ergebnis jedoch durch die Einschränkung, dass diese Ergebnisse nicht für Individuen in politisch heterogenen Netzwerken und für jüngere Menschen gelten. Hier liegt laut den Autoren die Vermutung nahe, dass für sie eine politische Äußerung in manchen Kontexten zu riskant sein könnte. Menschen in homogenen Netzwerken würden hingegen durch Gleichgesinnte gestärkt und ihre Bereitschaft zu partizipieren – auch offline – steige dadurch. Problematisch an diesem Ergebnis sei, dass somit kaum Austausch mit Andersdenkenden stattfände. Für den demokratischen Prozess seien Deliberation und Austausch jedoch von enormer Bedeutung. Eine mögliche Erklärung für die abweichenden Ergebnisse der verschiedenen Alterskohorten könnte laut Kwak et al. in unterschiedlichen Bürgerschaftsverständnissen – „dutiful vs. actualizing citizenship“ (Bennett et al. 2011) – liegen.

Andere empirische Studien, die zur Entkräftigung der Slacktivism-Kritik beitragen, kommen aus der deutschen Forschungslandschaft. Während Voss (2014) bei einer Umfrage unter Bundestagsabgeordneten herausgefunden hat, dass diese sich eher weniger von Online-Petitionen und Ähnlichem beeinflussen lassen, reagieren laut einer Untersuchung von Baringhorst et al. (2010) größere Unternehmen schon häufiger auf Online-Petitionen mit einer hohen Unterstützer*innen-Anzahl und nehmen sie durchaus als Warnung für potentielle Kundenverluste oder andere Missstände wahr. Unverbindliche Formen des Netz-Engagements sollten folglich nicht einheitlich abgewertet werden, denn sie können je nach Fall durchaus Resonanz beim adressierten Gegner haben. Auch das Argument, Bürger*innen würden Online-Petitionen in Sekundenschnelle unterzeichnen, ohne sie zu hinterfragen oder wirkliches Fachwissen zum Thema zu besitzen, wird durch Forschungsergebnisse von Baringhorst et al. entkräftet. In Partizipationstagebüchern beschrieb eine Teilnehmerin der Studie, wie sie sich zeitintensiv mit einer Vielzahl von Petitionsaufrufen beschäftigen musste, um zu entscheiden, welchen Aufruf sie unterstützen wolle und welchen nicht. „Gegensätzlich zur Behauptung des Slacktivism, dass Protest im Netz nur etwas für Faule sei, lehnten es in dieser Untersuchung viele Teilnehmer*innen ab, einfach zu unterschreiben ohne Hintergrundinformationen recherchiert zu haben.“ (Baringhorst 2015c: 48)

Der Wandel von Protestpartizipation im Zuge der Digitalisierung und die Zunahme niedrigschwelliger Partizipationsangebote zeigen auch Folgen für die Demokratie bzw. das Demokratieverständnis der Bürger*innen. Crouch (2004: 49) argumentiert unter dem Schlagwort „Post-Demokratie“, dass das politische Leben mittlerweile größtenteils von einer kommerziellen Handlungslogik bestimmt werde und sich die politische Beteiligung der Bürger*innen auf ein Konsumverhalten umgestellt habe: „Politics and other types of news have been increasingly redefined as items of very short-term consumer spending. The consumer has triumphed over the citizen.“ Blühdorn (2013) wiederum bezeichnet gegenwärtige Demokratien als „Simulative Demokratie[n]“, die es zum Ziel hätten, zu verschleiern, dass Demokratie gegenwärtig ihre Gültigkeit als Norm verloren habe und sie nicht (mehr) in der Lage sei, auf die widersprüchlichen Bedürfnisse ihrer Bürger*innen einzugehen. Der Begriff schlägt vor, dass eine authentischere Alternative zur tatsächlichen politischen Praxis nicht mehr zur Verfügung stehe „weil dafür die systemischen Imperative längst zu übermächtig sind, die normativen Grundlagen fehlen, die Interessenskonstellationen zu veränderlich, komplex und widersprüchlich sind und jene vermeintlich authentische Politik mit den postdemokratischen Bedürfnissen der Bürger in Konflikt geraten würde.“ (Blühdorn 2013: 182 f.) Blühdorn (ebd.: 197) stellt fest, „dass es bei New Politics 2.0, anders als bei der neuen Politik der partizipatorischen

Revolution, ganz wesentlich darum geht, den eigenen Subjekt-Status zu inszenieren, präsentieren und erleben. Beteiligung an kollektiven Partizipationsformen wird dementsprechend zur Inszenierung und zum Erlebnis des kollektiven Subjekts.“ Auf die Konzepte von „Post-Demokratie“ und „Simulative Demokratie“ wird ausführlicher in Abschnitt 5.2 „Bürgerschaftsverständnis“ eingegangen. An dieser Stelle wurden die Begrifflichkeiten als Konsequenz aus dem Wandel von Protestpartizipation aus Gründen der Vollständigkeit jedoch erwähnt.

2.4.2 Protestpartizipation als konnektives und individualisiertes Handeln

Die tunesische Netzaktivistin und Dozentin für Linguistik Ben Mhenni (2011: 44) fordert: „Vernetzt Euch!“ und ist davon überzeugt, dass das Internet insb. durch seinen vernetzten Charakter dazu geschaffen sei, sich zu solidarisieren und engagieren: „Das Netz ist so mächtig, weil es unmittelbar reagieren und unbegrenzt viele Menschen miteinander verbinden kann. [...] Das Netz ist wie geschaffen, um Solidarität zu üben.“ In ihrem 2011 von der Deutschen Welle ausgezeichneten Blog „A Tunisian Girl“ setzt sich Ben Mhenni für die Durchsetzung der Menschenrechte und gegen Zensur in Tunesien ein. In ihrem Essay betont sie die Bedeutung des Internets für den Arabischen Frühling und ruft zur Nutzung der sozialen Netzwerke für die Mobilisierung von mehr direkter Demokratie auf.

Auch Gerbaudo (2012: 134) betont die Vorteile von Sozialen Medien wie Facebook, insb. für Rekrutierungs- und Mobilisierungszwecke. Gerbaudo (ebd.) untersucht basierend auf einer qualitativen ethnografischen Studie die Mobilisierungsfunktion von Sozialen Medien und kommt zu dem Ergebnis, dass Kritik an Netzkommunikation wie von Gladwell (2012: 134), welcher insb. die Schwäche der sozialen Bindungen zwischen Nutzer*innen kritisiert, für soziale Netzwerke wie Facebook nur teilweise zutreffe. Das besondere Potenzial liege hier darin, dass Protestbotschaften vergleichsweise einfach in soziale und persönliche Netzwerke getragen werden könnten und Facebook-Mitglieder auf direktem Weg in diesen privaten Sozialbeziehungen angesprochen werden würden. Baringhorst (2015b: 337) stellt dazu fest: „Die virale Verbreitung von Protestforderungen gelingt dann, wenn Produzer zu Botschaftern der guten Sache werden und die mit Protesten verbundenen Informationen und Deutungsmuster weiterleiten, in ihren eigenen sozialen Netzwerken bekannt machen und sie ggf. auch in die Sprache ihrer Freunde übersetzen.“ Eine Einbettung in leicht zu verbreitende Formate, eine sogenannte „Spreadability“ (Jenkins et al. 2013), sei für die Aufmerksamkeitserzeugung in Sozialen Medien bedeutungsvoll. Dass sich Inhalte

sowohl top-down als auch bottom-up verbreiten ließen, habe die Kommunikationslandschaft „viel partizipativer, aber auch unordentlicher und unberechenbarer, als oft angenommen“ (Baringhorst 2015a: 75) gemacht.

Auch Bimber/Flanagin/Stohl (2005) befassen sich mit Tendenzen einer Individualisierung von Protestpraktiken und setzen sich zum Ziel, die Theorie kollektiven Handelns neu zu konzipieren. Dabei bauen sie auf Lupia und Sin (2003) auf. Diese hätten bereits eine alte Annahme widerlegt, nämlich Olsons These, dass kleine Gruppen erfolgreicher seien als große. Die Frage sei aber nun grundsätzlich, ob die Theorie von Olson (1965) der Fülle an gegenwärtigen technischen Möglichkeiten noch gerecht werde (Bimber/Flanagin/Stohl 2005: 366). Bimber/Flanagin/Stohl entwickeln ein erweitertes Modell, das zwei fundamentale Aspekte in der Theorie kollektiven Handelns überprüft: Erstens die binäre Unterscheidung zwischen Teilnahme und Nicht-Teilnahme und zweitens die Rolle formeller Organisationen. Die Autor*innen argumentieren, dass die traditionelle Theorie kollektiven Handelns zwar wichtige Aspekte berücksichtige, aber nicht mehr alle gegenwärtig relevanten. Deswegen definieren sie kollektives Handeln als Phänomen, das die Grenzen zwischen privat und öffentlich verschwimmen lässt: „a set of communication processes involving the crossing boundaries between private and public life.“ (ebd.: 367)

Mit einem solchen Verschwimmen der Grenzen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit setzt sich auch Papacharissi (2010, 2009) auseinander. Ihr Argument ist, dass durch die Kommerzialisierung und Verbreitung von ICTs die Öffentlichkeit nicht länger das Zentrum von demokratischen Debatten sei. Ergebnis sei, dass zivilgesellschaftliche Aktivitäten mehr und mehr aus der sicheren und bequemen Sphäre des Privaten heraus praktiziert würden. Das Verschwimmen der Grenzen zwischen privat und öffentlich führe laut Papacharissi (2010) dazu, dass Bürger*innen basierend auf neuen Technologien, Praktiken und Räumen ihre zivilgesellschaftlichen Gewohnheiten umstellen und Verständnisse von Bürgerschaft verändern. Papacharissi argumentiert, dass Sichtbarkeit und Kollektivität nicht mehr länger ausschlaggebend dafür seien, ob sich Bürger*innen in einer öffentlichen Debatte beteiligen oder nicht. In gegenwärtigen Demokratien habe sich die Bandbreite von Praktiken insofern vergrößert, als dass sie in den Raum des Privaten und Mobilien hinein reicht.

Bimber/Flanagin/Stohl (2005) beziehen sich auf Bennett, der schon 2003 beschrieb, wie kollektives Handeln online möglich sei und wie neue Techniken die Kosten dafür geringhielten. Während große Organisationen zuvor vom Zugang zu zentralisierten Medienapparaten profitiert hätten und kleine Organisationen dadurch einen Nachteil hatten, schließen ICTs nun diese Lücke und verringern diese Abhängigkeit: „With the rise of micromedia [...] and ‚middle‘

media [...], formal organizations, flexible decentralized organizations, networks and even individuals now have the potential to communicate and coordinate with others in ways that until recently were feasible almost exclusively for formal organizations.“ (Bimber/Flanagin/Stohl 2005: 375; siehe dazu auch Bennett 2003)

Ein Model, das auf dem Wandel von privat zu öffentlich basiert, ist laut Bimber/Flanagin/Stohl das Herzstück von neuem ICTs-basiertem kollektiven Handeln. Die Autor*innen sprechen von „precollective action“, welche sich von kollektiven Handlungen dahingehend unterscheidet, dass sie individuell und nicht öffentlich sei. Kollektive Aktionen wiederum fänden in der Öffentlichkeit statt und erforderten somit Anreize und Bemühungen, Menschen davon zu überzeugen, ihren privaten Raum zu verlassen und in der Öffentlichkeit persönliche Interessen auszudrücken, während sie andere dabei sehen können (Bimber/Flanagin/Stohl 2005: 377). Bei klar definierten Grenzen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit seien die Kosten für ein solches Überschreiten meist sehr hoch. Wenn die Grenzen verschwimmen, scheine eine Überschreitung der Grenzen weniger aufwändig. Bimber/Flanagin/Stohl (ebd.: 381) nennen Blogs als eines der offensichtlichsten Beispiele dafür, wie Privates und Öffentliches verschwimmen können. Eigentlich private Gedanken werden hier öffentlich geteilt. Diese Entwicklung geht den Autor*innen nach jedoch nicht nur auf Technikentwicklung zurück, sondern auch auf Veränderungen in der Gesellschaft an sich. So komme es nicht allein auf die Technik an, sondern darauf, wie Menschen Technik anwenden und welche neuen Praktiken sich daraus entwickeln (ebd.: 383 f.).

Mit einem Fokus auf Individuen, die sich in Organisationen engagieren, entwickeln Bimber/Flanagin/Stohl (2012) darauf aufbauend das Konzept von „Collective Action Space“, welches Elemente aus Social Capital Theory, Organization Theory, Collective Action Theory und Interest Group Theory vereint und eine neue Theorie des kollektiven Handelns und Organisierens darstellen soll. Diese Theorie hat zum Ziel, Interaktionen und Engagement von Individuen abzubilden, die Mitglied in einer Organisation sind. Basierend auf Befragungen und Interviews bestimmen die Autor*innen die individuelle Partizipation, den Identifikationsgrad und den Vertrauensgrad von Aktivist*innen, um zu visualisieren, wo Mitglieder von Organisationen im sogenannten Collective Action Space stehen (vgl. ebd.: 74 ff.). Eine dann folgende Analyse der individuellen Motive, Interaktionen und des Engagements ergibt, dass bei der Erklärung von Mitglieder-Beteiligung individuelle Faktoren mindestens genauso wichtig seien wie organisationale und dass individuelle Ziele und Motive für Engagement bessere Voraussagen über die Wahrscheinlichkeit von Partizipation treffen könnten als Faktoren wie Alter, Bildung und andere traditionelle Einflussfaktoren (vgl. Bimber/Flanagin/Stohl 2012: 106 ff.).

Bennett/Seegerberg (2012) fassen Tendenzen der zunehmenden Personalisierung und Individualisierung in ihrer „logic of connective action“ zusammen. Immer stärker verbreitete „digitally enabled action networks“ zeichnen sich den Autor*innen nach insb. dadurch aus, dass Netzwerke von Issue Advocacy Organizations die Koordination im Hintergrund übernehmen würden und damit konventionelle Kollektive und deren starre Mitgliedschaftverständnisse ersetzen. „Instead they cast a broader public engagement net using interactive digital media and easy-to-personalize action themes, often deploying batteries of social technologies to help citizens spread the word over their personal networks.“ (ebd.: 742) Digitale Plattformen übernehmen die Rolle von etablierten Organisationen und politische Forderungen würden in persönlichen Kontexten über Soziale Medien, E-Mail und andere Online-Formen geteilt werden. Im Vergleich zu konventionellen Sozialen Bewegungen seien digitale Aktionsnetzwerke flexibler und schneller: „compared to many conventional social movement protests with identifiable membership organizations leading the way under common banners and collective identity frames, these more personalized, digitally mediated collective action formations have frequently been larger; have scaled up more quickly; and have been flexible in tracking moving political targets and bridging different issues.“ (ebd.)

Um zu beschreiben, wie solche Netzwerke funktionieren, was sie zusammen hält und was ihre politischen Effekte sind, entwerfen Bennett/Seegerberg (ebd.: 743) drei Idealtypen von politischen Aktionen, die zwei verschiedenen Logiken zuzuordnen sind: Der „logic of collective action“ und der „logic of connective action“. Grundlage dessen ist eine Unterscheidung zwischen „collective action frames“ einerseits und „personalized action formations“ andererseits. Letzteres zeichne sich durch einen Rückgang von Mitgliedschaften und Loyalität gegenüber Institutionen aus und führe zu Veränderungen in den sozialen und politischen Orientierungen der Bürger*innen. Dieser Aspekt wird – sowohl theoretisch mit Bezug auf Bennett/Seegerberg (2012) als auch empirisch – ausführlich in Abschnitt 5.3.2 „Kollektive Identität und Mitgliedschaft“ beleuchtet.

Individualisierte Orientierungen bewirken laut Bennett/Seegerberg (ebd.: 744), dass zivilgesellschaftliches Engagement als Ausdruck von persönlichen Hoffnungen, Lebensstilen und Missständen verstanden würde. Politische Identifikation basiere dabei eher auf persönlichen Lebensstilen als auf Gruppenidentifikation oder Ideologien und entsprechend entstünden flexible soziale Netzwerke mit schwachen Bindungen.

Personalisierung und Individualisierung von politischer Partizipation zeigen sich auch in den Wegen, wie einzelne Themen es auf die Agenda der Öffentlichkeit schaffen und wie Organisationen sich für oder gegen bestimmte Themen entscheiden. In manchen Fällen ist es die Aufmerksamkeit der Bürger*innen,

die es Organisationen ermöglicht zu handeln und sich einem Thema anzunehmen und nicht anders herum, die Organisation, die es den Bürger*innen ermöglicht für oder gegen etwas aktiv zu werden (vgl. Bimber 2017). Karpf (2012) argumentiert, dass eine neue Art von Organisationen sich dem neuen Umfeld der digitalen Medien angepasst habe und ihre Agenda basierend auf steigenden und sinkenden öffentlichen Aufmerksamkeiten für einzelne Themen aufbaue. Diese Organisationen bieten Bürger*innen dann Mitmachmöglichkeiten – so gesehen aber als erweiterte Agency der Bürger*innen selbst. Eine andere Möglichkeit sei es wiederum, dass Individuen Möglichkeiten geboten werden, sich bei der gleichen Organisation einzubringen, dies aber auf personalisierten Wegen geschehe (Bimber/Flanagin/Stohl 2012). Bennett/Segerberg (2012) argumentieren, dass solche Organisationen entscheiden, ob sie Aktionen selbst „framen“ und strukturieren oder ob sie zurücktreten und personalisierte Arten von „networked action and expression“ erleichtern, die sich insb. jüngere Generationen mittlerweile wünschen. Bimber (2017) schlägt in diesem Kontext eine Dreiteilung vor und differenziert zwischen „organizational-prompted behavior“, „socially-prompted behavior“ und „self-directed behavior“. Im Falle des ersten folge die Entscheidung zu partizipieren einer Aufforderung durch eine Organisation. Diese sei eindeutig identifizierbar und genieße eventuell eine gewisse Autorität oder Legitimität. Dieser Weg entspräche dem klassischen Verständnis einer organisationsgeführten politischen Mobilisierung. Heutzutage müssten Individuen dabei nicht mehr zwangsläufig auch Mitglied der entsprechenden Organisation sein oder sich besonders stark mit ihr identifizieren, diese Faktoren würden die Wahrscheinlichkeit der Partizipation jedoch erhöhen. Im Fall von „socially prompted behavior“ entscheide sich das Individuum zur Teilnahme, weil ihm bewusst werde, dass auch andere mitmachen. Dies könne auch beinhalten, dass eine Organisation ihre Netzwerke so aktiviere, dass andere auf Aktionen aufmerksam würden, ohne dabei diese Strategie der Mobilisierung zu erkennen. In anderen Fällen organisierten sich Bürger*innen selbst und ließen ihre Aktionen durch soziale Netzwerke oder Nachrichtenmedien sichtbar werden. Der dritte und etwas seltenere Typ von „self-directed behavior“ umfasse Fälle, in denen Individuen unabhängige Trigger erfahren. Diese Bürger*innen könnten zwar auch in Informationsflüsse von anderen Quellen wie Organisationen oder Bekannten eingeschlossen sein, die explizite Anfrage für Partizipation käme in diesem Fall aber von keinem der beiden. Beispiele dafür wären, wenn jemand nach Lesen einer Nachricht einen Politiker kontaktiert, einen politischen Post verfasst oder Geld an eine Organisation spendet, weil etwas in der Nachricht dieses Verlangen bei ihm/ihr ausgelöst hat (vgl. Bimber 2017: 13). Unterstützung erhält dieser dritte Typ u. a. in den Forschungsergebnissen von Earl/Kimporf (2009), die feststellen,

dass sogenannte „movement tactics“ wie Petitionen oder Boykotts sich aus Verhaltensnormen und alltäglichen Praktiken heraus entwickeln können, die keinerlei weitere externe Aufforderungen benötigen.

Dolata/Schrape (2016) befassen sich hingegen mit der Frage, wie die Vielzahl verschiedener durch Personalisierung und Individualisierung entstandener Akteure im Netz unterschieden und klassifiziert werden können und welchen Einfluss technische Infrastrukturen haben, in denen diese Akteure operieren. Dabei unterscheiden die Autoren zwischen zwei Haupttypen von sozialen Kollektiven: „non-organized collectives“ und „collective actors“. Dolata/Schrape (2016) untersuchen das Zusammenwirken von technologischen Infrastrukturen, in die diese Kollektive eingebettet sind, und sozialen Prozessen der Koordination und Institutionalisierung. Sie stimmen vorhergehender Forschung von Bennett/Seegerberg (2012) und Bimber/Flanaging/Stohl (2012) in der Hinsicht zu, als dass in allen Fällen von neuen Formen der Mobilisierung und Organisation von politischem Protest im Netz Technologien als „organizing agents“ (Bennett/Seegerberg 2012: 752) oder zumindest als „technological tools that fundamentally enhance connectivity among people“ (Bimber/Flanaging/Stohl 2012: 3) dienen. Jedoch bemängeln sie fehlende soziologische Studien und Konzepte bzgl. der Auswirkungen technischer Infrastrukturen.

Der erste Typ, „non-organized collectives“, habe die Hauptaufgabe, ähnliche Entscheidungen und Verhaltensweisen von Individuen zu bündeln. Diese Akteure hätten keinen organisierten oder aktionsgeleiteten Kern, verfügen aber über eine gemeinsame Wahrnehmung von einem Problem, was zu einem Massenverhalten führen könne: „[...] non-organized collectives do not act as one entity [...] they are characterized by spontaneous and volatile forms of collective behaviour“ (Dolata/Schrape 2016: 3). Dieses Verhalten könne in Sozialen Bewegungen oder Communities münden, die geteilte Ziele, Regeln und Identitätseigenschaften hätten. Sie könnten in Form von strategischen Aktionen auftreten, über die Zeit eine Gruppenidentität entwickeln und sich durch Institutionalisierung stabilisieren. Darüber hinaus differenzieren sie sich intern aus (Aktive vs. Mitläufer) und entwickeln eventuelle Machthierarchien. Solche „collective actors“ seien keine formellen Organisationen, aber sie seien organisiert. Soziale Bewegungen oder Communities mit Bezug zu Online- wie Offline-Kontexten definieren Dolata/Schrape (ebd.: 8) auch als „groups of people who are consciously and deliberately connected by shared views of reality or specific objectives rather than any geographical or friendship ties. [...] [They] are neither based on any explicit hierarchical order, as exists in organizations, nor do they have a formal membership structure or binding rules of conduct.“ Akteure, die diesem zweiten Haupttyp zuzuordnen seien, hätten bestimmte institutionelle Charaktereigenschaften wie

Konventionen, Werte, Standards, Wissensstrukturen usw., die das Verhalten der Mitglieder beeinflussen und Grenzen der Gemeinschaft markieren würden.

Für beide Haupttypen bilden die Autoren nochmal jeweils Untertypen. Innerhalb von „non-organized collectives“ unterscheiden Dolata/Schrape (2016: 4 f.) in Anlehnung an Blumer (1939) zwischen „masses“, „crowds“ und „issue publics“. Sie werden charakterisiert durch eine situative Spontaneität, hohe Flüchtigkeit und Unbeständigkeit, keine eigene Koordination und Entscheidungsstrukturen und keine so gute Wiedererkennbarkeit wie autonome soziale Akteure. Der zweite Haupttyp kann wiederum in sechs Untertypen unterschieden werden: 1) Soziale Bewegungen im klassischen Sinne, 2) „loosely networked movements“, 3) „internet-mediated issue generalists“, 4) „elite-structured and clearly focused groups“, 5) „hacktivist collective“ und 6) „production-oriented communities“ (Dolata/Schrape 2016: 11 f.). Bei allen Formen ließen sich situationsübergreifende Institutionalisierungsprozesse beobachten, während denen sich Gruppenidentitäten, geteilte Regeln und Ziele und Koordinations- und Organisations-Kernstrukturen herausbilden, die kollektive Aktionen ermöglichen.

Neu an der Typisierung von Dolata/Schrape ist die signifikante Rolle von Technik, spezifischer gesagt, von technischen Infrastrukturen, welche kollektives Verhalten oder kollektive Aktionen formen und organisieren. Beide Haupttypen können nicht länger als rein soziale Phänomene beschrieben werden, sondern als enge Vernetzung von sozialen und technischen Faktoren (vgl. ebd.: 13 ff.). Technik ermöglicht in diesem Kontext die Formation von Kollektiven (u. a. durch reduzierte Transaktionskosten, schnelle Austauschmöglichkeiten, erweiterte Reichweite usw.).

Grundsätzlich schreiben Dolata/Schrape (ebd.: 5 f.) Web-Infrastrukturen drei Eigenschaften zu: Empowerment, Koordination und Kontrolle: 1) Empowerment: Die verschiedenen Internet-Plattformen erweitern Optionen für die Beschaffung von Informationen, erhöhen Interaktivität und Geschwindigkeit kollektiver Formen der Kommunikation und des Austausches und ermöglichen Kommunikation unabhängig von einem Ort. 2) Koordination: Web-Infrastrukturen entwickeln Koordinations- und Regulations-Charakteristiken. Feste, aber dennoch reproduzierbare Applikationen, Funktionen und Konditionen einer Plattform tragen zu einer sozialen Strukturierung von sogenannten „non-organized collectives“ und kollektivem Verhalten bei und führen damit zu mehr Stabilisierung. 3) Kontrolle: Web-Infrastrukturen generieren eine fundamental neue Bedeutung von sozialer Kontrolle. Sie ermöglichen das Beobachten, Auswerten und Beurteilen von Profilen und Präferenzen von Individuen und „non-organized collectives“ besser als es zuvor jemals möglich war. Diese Kontrolle kann aber nicht nur von privaten Operateuren ausgeführt werden, sondern auch von Staaten und Regierungen.

Zivilgesellschaftliches Engagement wird sowohl von technischen als auch gesellschaftlichen Entwicklungen beeinflusst. Digitale Medien fördern durch ihre technische Struktur und teilweise Loslösung von Örtlichkeiten vernetzte Formen der sozialen Organisation (vgl. Bennett/Seegerberg 2012; Castells 2012). Webgestützte Protestnetzwerke werden als Ausdruck einer zunehmend individualisierten sozialen Vernetzung verstanden. Castells (2005: 145) bezeichnet dies als „vernetzte(n) Individualismus“, Papacharissi (2009) spricht von „networked selves“, die in Social Media als Individuen agieren, und Reckwitz (2017) von „Neogemeinschaften“.

Eine solche Individualisierung kann jedoch nicht nur im Bereich politischen Protests und zivilgesellschaftlichen Engagements beobachtet werden, sondern beschreibt grundsätzliche gesellschaftliche Entwicklungstendenzen im 21. Jahrhundert. Beck (1986, 2008) beschreibt Individualisierung und Flexibilisierung schon früh und meint damit bspw. die Auflösung von starren Schichtzugehörigkeiten, traditionellen Familienbildern oder der Vorstellung, dass Menschen ihr Leben lang ein und demselben Beruf an nur einem festen Wohnort nachgehen. Bürger*innen gestalten ihre Biografien nach Beck (1993) und Beck-Gernsheim (1994) heutzutage selbstständig, aus der Normalbiografie wird die Bastelbiografie. In Anlehnung an Sartre (1993) sei der Mensch zur Individualisierung verdammt, so Beck (1993).

Diese gesellschaftlichen Entwicklungen zeichnen sich auch im Bereich der politischen Partizipation ab. Personalisierung von Politik führt zu einer neuen Form von Lebensstilpolitik, die sich durch eine stärkere lebensweltliche Verankerung von Engagement im Alltag der Bürger*innen auszeichnet. Dies geht einher mit einem schwächer werdenden Verständnis von Bürgerschaft als Pflicht – „dutiful citizenship“ – zugunsten einer zunehmenden Vorstellung einer selbstbestimmten Bürgerschaft – „actualizing citizenship“ (Bennett 2008). Mit solchen Tendenzen von Protestpartizipation als Lifestyle-orientiertes Handeln befasst sich das nächste Unterkapitel.

2.4.3 Protestpartizipation als Lifestyle-orientiertes Handeln

Politischer Konsum ist ein besonders anschauliches Beispiel für das, was Bennett „lifestyle politics“ (1998) nennt. In der Wissenschaft befassen sich einige Forscher*innen mit politischem Konsum und dessen Bedeutung für politische

Partizipation.³¹ Diese Form von Konsum beinhaltet das Ausdrücken von politischen Werten und moralischen Bedenken in Aktionen, die traditionell von Forscher*innen eher als privat, individuell und nicht-politisch bezeichnet wurden und für die nicht von Organisationen oder Netzwerken politischer Aktionen aufgefördert werden muss. Forschung zu sozialen Einflüssen zeigt, dass soziale Signale in der Regel stärker sind, wenn die Zahl der Unterstützer*innen hoch ist oder Aktionen besonders gut sichtbar sind. Wer später solchen Aktionen beitrifft ist dann in der Regel stärker von sozialen Signalen beeinflusst worden, als es die Initiatoren wurden, die eher „self-directed“ gehandelt haben (vgl. Bimber 2017).

Van Deth (2014) und de Moor (2014) befassen sich ausführlich mit der Frage, wie politische Partizipation im Kontext von Personalisierung und Individualisierung definiert werden kann, da es neue Formen der Partizipation erschweren, politische Partizipation trennscharf von anderen Phänomenen zu unterscheiden. Um die Ausbreitung politischer Aktivitäten systematisch, effizient und konsistent zu konzeptualisieren, entwickelt van Deth (2014) eine operative Definition politischer Partizipation. Er möchte ein gemeinsames Verständnis davon schaffen und Intentionen und Ziele von Individuen als Kriterium für die Charakterisierung von politischer Partizipation miteinbeziehen. Politisch wäre dann folglich alles, was das Individuum selbst als politisch versteht. Laut van Deth (ebd.: 349) enthält die Expansion der Partizipationsformen durch neue, kreative, personalisierte und individualisierte Formen mit politischem Konsum, Straßenparties oder Guerilla-Gardening an sich unpolitische Formen, die jedoch für politische Zwecke genutzt werden.

Vier Aspekte sind laut van Deth (ebd.: 351 f.) in der Literatur unumstritten und können demnach als Minimaldefinition politischer Partizipation gelten: 1) Politische Partizipation ist eine konkrete Aktivität oder Aktion, nur Fernsehen schauen oder eine Webseite besuchen, gehört folglich nicht dazu. Ebenso wenig Meinungen, Einstellungen oder Orientierungen. 2) Politische Partizipation wird verstanden als etwas, dass Menschen in ihrer Rolle als Bürger*in tun, nicht als Politiker*in oder Lobbyist*in. Die Aktivität ist also nicht-bezahlt, nicht-professionell und amateurhaft. 3) Politische Partizipation sollte freiwillig sein und nicht durch Gesetze, Regeln oder Einschüchterungen erzwungen werden. 4) Politische Partizipation hat im weitesten Sinne mit dem Staat, Regierungen oder Politik zu tun und ist nicht eingeschränkt auf bestimmte Phasen oder Level. Sind

³¹ Siehe dazu u. a.: Baringhorst/Yang/Witterhold (2019); Baringhorst et al. (2015); Jaeger-Erben/Rückert-John/Schäfer (2017); Boström/Micheletti/Oosterver (2019); Micheletti/Follesdal/Stolle (2004).

alle diese vier Aspekte erfüllt, erhält man laut van Deth (2014: 354) den ersten Typ politischer Partizipation, welcher Aktivitäten wie Wählen, eine offizielle Petition absenden, einen Kandidaten oder eine Partei unterstützen oder aber auch ‚participatory budgeting‘ umschließt. Eine häufige übergeordnete Bezeichnung für Aktivitäten, die diese minimale Definition erfüllen, ist „conventional modes of participation“ (Kaase & Marsh 1979).

Drei weitere Anschlussfragen führen zu drei weiteren Typen von politischer Partizipation: 5) Zielt die Aktivität auf eine Sphäre des staatlichen, politischen oder regierenden ab? Van Deths (2014: 357) zweiter Typ politischer Partizipation heißt „targeted political participation“ und umfasst Aktivitäten, die nicht innerhalb von Staat, Regierung oder Politik stattfinden, aber darauf abzielen. Viele dieser Aktivitäten werden angewendet, um Aufmerksamkeit auf Probleme zu lenken, die entweder noch nicht als problematisch empfunden wurden oder bei denen noch nicht anerkannt wurde, dass sie den Staat, die Regierung oder das Politische betreffen. Häufige Bezeichnungen für diesen Aktivitätstyp sind: „contentious politics“ (Tilly 2008: 5) oder „elite-challenging politics“ (Inglehart 1990: 338 ff.). 6) Hat die Aktivität zum Ziel, dass ein kollektives oder gemeinschaftliches Problem gelöst wird? Aktionen, die nicht die Regierung, den Staat oder die Politik angreifen oder in deren Sphäre stattfinden, können trotzdem als politische Partizipation gelten, wenn sie zum Ziel haben, ein kollektives oder gemeinsames Problem zu lösen. Solche Aktionen werden oft „individualized collective action“ (Micheletti 2003; Shirky 2008; van Deth 2010) genannt. Diesen dritten Typ nennt van Deth (2014: 358) „second variant of a targeted definition of political participation“ und er umfasst z. B. Bürgerinitiativen oder Nachbarschaftsgemeinschaften. 7) Wird die Aktivität genutzt, um politische Ziele und Intentionen von Partizipation auszudrücken? Jede Aktivität, welche die ersten drei Minimalbedingungen erfüllt (Aktivität, als Bürger*in, freiwillig), aber weder in der politischen Arena angesiedelt ist, noch politische Akteure oder kollektive Problemlösung zum Ziel hat, kann als Form von politischer Partizipation verstanden werden, wenn sie politische Ziele oder Intentionen ausdrückt. Micheletti (2003: 14) betont, dass „political consumerism is politics when people knowingly target market actors to express their opinions on justice, fairness, or noneconomic issues that concern personal and family well-being.“ Bennett (2012: 30) nennt dieses Phänomen „profusion of self-actualizing, digitally mediated DIY politics“. Dieser vierte Typ von van Deths (2014) Konzeptualisierung beschreibt folglich eine auf Motive bezogene Form und deckt alle freiwilligen nicht-politischen Aktivitäten von Bürger*innen ab, die ihre politischen Intentionen oder Ziele ausdrücken.

De Moor (2014) baut auf van Deths (2014) Konzeption auf und will die Nützlichkeit dessen explizit für Lifestyle Politics prüfen. Dazu systematisiert

de Moor (2014: 7 ff.) Lifestyle Politics und entwickelt sechs Typen. Er stellt fest, dass Lifestyle Politics häufig in verschiedenen privaten, öffentlichen und institutionellen Rahmen ausgeübt würden und damit oft auf mehrere soziale und politische Akteure gleichzeitig abgezielt werde. Entsprechend schlägt de Moor eine Anpassung von van Deths Konzept vor, sodass die Komplexität von erweiterten Möglichkeiten der politischen Partizipation ausreichend erfasst werde.

De Moor (ebd.: 4) definiert Lifestyle Politics mit Bezug auf Bennett (1998), Giddens (1991) und Micheletti (2003) als „politization of everyday life, including ethically, morally or politically inspired decisions about, for example, consumption, transportation or modes of living“. Er versteht diese neue Form der politischen Partizipation als Konsequenz aus der Machtverschiebung weg vom einzelnen Staat hin zu internationalen Regierungsorganisationen, multinationalen Konzernen und privatisierten Anbietern. In Konsequenz sei der Staat nicht mehr so oft Zielscheibe von Protesten und Menschen würden direkt selbst Veränderungen durch alltägliche Entscheidungen bewirken wollen. Damit bringen Lifestyle Politics das Politische in den Raum des Privaten und zu privaten Entscheidungen. Doch dabei gäbe es weiterhin eine kollektive und eine individuelle Ebene. Lifestyle Politics „concerns both the politization of individual lifestyle choices, and the mobilization of fellow citizens into making politically or ethnically motivated lifestyle choices.“ (de Moor 2014: 5) Die Politisierung von Lifestyle Entscheidungen könne sich auf den gesamten Alltag erstrecken, besonders evident ist der Bereich des Konsums.

Basierend auf den Dimensionen Organisation, Zielgruppe, Ziele und Mobilisierung entwickelt de Moor (ebd.: 7 ff.) sechs Typen, die er nicht als wechselseitig exklusiv, sondern als sich ergänzend versteht: 1) individual lifestyle change: Die Entscheidung eines Individuums bzgl. seines Lebensstils ist motiviert durch politische oder ethische Berücksichtigungen und baut auf dem Verständnis auf, dass sozialer Wandel bei den eigenen Lebensstil-Entscheidungen anfängt. Beispiel: Die Wahl von Kleidung oder welches Essen man einkauft. 2) individual lifestyle mobilization: Übereinstimmung mit Typ 1, plus zusätzliches Informieren von Freund*innen, Familie usw. und Öffentlich-Machen dieser persönlichen Entscheidung, um andere dafür zu mobilisieren. 3) collective lifestyle change: Dieser Typ will sozialen Wandel dadurch erreichen, dass der bewusste Lebensstil der einzelnen Mitglieder des Kollektivs gestärkt wird. Beispiel: Solidarische Landwirtschaft. 4) collective lifestyle mobilization: Übereinstimmung mit Typ 3, zusätzlich werden auch Mit-Mitglieder adressiert, denn es herrscht das Verständnis vor, dass für das Ziel des sozialen Wandels möglichst viele Menschen die Nachricht des Kollektivs erhalten müssen. 5) lifestyle politics as prefigurative politics: Lifestyle Politics gelten als Modell dafür, wie Gesellschaft als Ganzes

umorganisiert werden müsste, wobei dafür auch politische Eliten miteinbezogen werden müssten. Lifestyle Politics dienen folglich als Vorreiter, die Akteure sind aber auf eine Zusammenarbeit mit politischen Akteuren und Institutionen angewiesen, um den Wandel auf ganzer Ebene durchzusetzen und rechtlich bindend zu machen. 6) *lifestyle politics as consensus mobilization*: Wenn Bewegungen bestimmte Lebensstile bewerben, liegt dem ein bestimmtes Weltbild zugrunde. Ein dominantes Glaubenssystem muss dann durch ein neues Glaubenssystem ersetzt werden. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung müssen politische Eliten und Entscheidungsträger ihr Handeln ggf. nochmal überdenken. Die Bewegung kann so den politischen Entscheidungsprozess beeinflussen (vgl. de Moor 2014: 11).

Haenfler/Johnson/Jones (2012) kritisieren eine von vielen Forscher*innen vorgenommene Unterscheidung zwischen Sozialen Bewegungen einerseits und Individualebene von politischer Partizipation in Form von Lifestyle Politics andererseits und benennen dies als Schwachstelle im Konzept von Contentious Politics. Die Autoren beobachten einen blinden Fleck an der Schnittstelle von „private action and movement participation, personal and social change, and personal and collective identity“ (ebd.: 1). In Konsequenz schlagen sie das Konzept von Lifestyle Movements vor, welches einen anderen Lebensstil beschreibe, der das Ziel habe, sozialen Wandel zu bewirken.

Bisher haben Forscher*innen immer streng zwischen Sozialen Bewegungen und Lifestyle unterschieden, „conceptualizing movements as organized, change-oriented collective action aimed at the state or other authority structures, and lifestyles as more diffuse, internally focused, style-oriented groupings driven by consumption and popular culture.“ (ebd.) Während Bewegungen als kollektives Handeln verstanden wurden, mit einem Fokus auf sozialen Wandel, einen hohen Grad an Organisiertheit, Kontinuität und Handlungen außerhalb konventioneller politischer Institutionen und Lifestyle hingegen eher verstanden wurde als alltägliche Handlungen, die sich mit Geschmack und Konsum auseinandersetzen, Ausdruck des Selbst und der Freizeit zuzuordnen sind, blieben alternative Lebensstile in dieser Kategorisierung außen vor. Haenfler/Johnson/Jones (ebd.: 2) beschäftigen sich mit eben diesem Zwischenraum zwischen Sozialen Bewegungen und Lifestyle als „individualized collective action [...] that consciously and actively promote a lifestyle, or way of life, as their primary means to foster social change.“

Lifestyle Movements zeichnen sich insb. durch vier Charakteristika aus: Erstens begünstigen sie individuelle Aktivitäten, die Partizipation findet eher auf Individualebene statt, folgt aber gleichzeitig dem Verständnis, dass andere das Gleiche tun (sollten) und dies gebündelt dann zu sozialem Wandel beiträgt.

Zweitens finden diese Aktivitäten eher im privaten Bereich statt und sind kontinuierlich mit dem täglichen Leben verwoben. Drittens werden diese individuellen und privaten Handlungen als Bestrebungen hin zu einem sozialen Wandel verstanden und viertens betreiben sie Identitätsarbeit, indem sich eine moralisch vertretbare, persönlich bedeutungsvolle Identität im Kontext von kollektiver Identität kultiviert. Individuen in Lifestyle Movements haben häufig wenig Kontakt zu Organisationen: „Much of the structure of LMs, including movement ideology and authority, tends to emerge from a diffuse discursive field rather than in the course of a highly organized campaign.“ (Haenfler/Johnson/Jones 2012: 10) Ihre Struktur bildet sich eher aus informellen sozialen Netzwerken, Cultural Entrepreneurs³² und losen Kontakten zu formalen Organisationen, einschließlich sogenannter Lifestyle Movement Organizations (LMOs), Nonprofits und Social Movement Organizations. „LMOs, nonprofits, and businesses nevertheless structure these LMs as they organize and groom leaders, build a collective identity, refine movement ideology, organize public events and social networks, and mobilize adherents to spread movement ideology.“ (ebd.: 11) Haenfler/Johnson/Jones (ebd.: 14) fassen ihr Konzept von Lifestyle Movements zusammen als „loosely bound collectivities in which participants advocate lifestyle change as a primary means to social change, politicizing daily life while pursuing morally coherent ‘authentic’ identities.“

Eine weitere Konsequenz des Wandels von Protestpartizipation ist eine Zunahme von kreativen Formen der Partizipation. Betz (2016) untersucht in empirischen Studien die Rolle von Vergnügen in Protestaktionen und betont den Ereignischarakter von Veranstaltungen wie Schnibbelpartys oder Nachtanzdemos (siehe Abschnitt 5.3.1 „Ursprung und Motivation“). Auch kreative Formen des Upcyclings und Reparierens erfahren großen Zulauf (vgl. Kannengießer 2018a, 2018b; Kuni 2016), ebenso neue Formen des Landwirtschaftens und Umgangs mit Lebensmitteln, wie Solidarische Landwirtschaft und foodsharing (vgl. Kraiß 2009; Yang/Villioth/Radtke 2019), die sich gleichwohl als politische Formen der Partizipation verstehen und auf Missstände in Landwirtschaft und Lebensmittelkonsum hinweisen. Rund um den Begriff „Culture Jamming“ untersucht Baringhorst (2012) kreative Formen des politischen Protests, die Kunst und Politik miteinander verschwimmen lassen. Das konkrete Machen und Anpacken,

³² Lifestyle Movements haben oft keine formellen Führer, sondern es bilden sich individuelle Cultural Entrepreneurs als Autoritäten hinaus, z. B. indem sie bekannte Bücher veröffentlichen, Newsletter versenden und in Dokus oder Magazinen auftreten. Individuen folgen ihnen nicht, weil sie der Anführer sind, sondern wegen ihren charismatischen Werken, Texten, Ansprachen usw.

welches eine Vielzahl dieser neuen Formen von im Alltag verankerter Partizipation kennzeichnet, spielt für viele Bürger*innen eine wichtige Rolle in ihrer Motivation für politische Partizipation und wird im Weiteren in Abschnitt 5.3.1 „Ursprung und Motivation“ genauer betrachtet.

Betrachtet man diese und weitere neue Formen politischer Partizipation, die im Zuge der Digitalisierung entstanden sind und/oder sich dadurch weiter ausgebreitet haben, könnte vermutet werden, das Netz würde nun mehr Bürger*innen in politische Prozesse einbeziehen als zuvor und Protest könnte sich diversifizieren. Doch online zeigt sich ein ähnliches Bild wie offline: Hohe Bildung, überdurchschnittliches politisches Interesse, eine starke Überzeugung von der politischen Wirksamkeit des eigenen Handelns und eine überdurchschnittliche Zufriedenheit mit dem politischen System zeichnen die Engagierten im Netz aus (vgl. Vowe 2014: 48). Viele junge, männliche „digital citizens“ sind insb. an Themen der Freiheit und Selbstbestimmung interessiert, weniger an Themen der Gleichheit oder Sicherheit. Damit bestätigt sich erneut die These von Verba/Schlozman/Brady (2010: 487), dass das Internet eine „weapon of the strong“ ist und weniger eine Waffe der ressourcenarmen Bürger*innen.

Doch wie von Baringhorst (2015b: 335) beschrieben, liegen die Besonderheit und der Erfolg netzgestützter politischer Partizipation nicht darin, dass das Internet mehr Bürger*innen wie zuvor zu Partizipation motiviert, sondern der „entscheidende Vorteil der Netzkommunikation besteht vielmehr darin, dass die vielen oft weniger aufwendigen Einzelbeiträge durch Praktiken des kollaborativen Producers in kollektiven Schwarmaktionen oder anderen Formen der Kollaboration schnell und flexibel zu höchst wirkungsvollen Protestaktionen gebündelt werden können.“ Eine sinkende Schwelle und gute Einstiegs Optionen für politische Partizipation, sowie ein Gefühl der Wirksamkeit zeichnen den gegenwärtigen Netzprotest aus: „Netzaktivismus senkt die Schwelle des politischen Mitmachens und kann insb., aber nicht nur, mit Blick auf jüngere Bürger neue Einstiegs Optionen in politisches und zivilgesellschaftliches Engagement schaffen. Neben der Vervielfältigung von Zugängen zum politischen Raum kann das Internet auf der individuellen Ebene der Bürger Gefühle der Efficacy, des selbsttätigen Einwirkens auf das soziale und politische Geschehen stärken und damit Ohnmachtsgefühle und Apathie entgegenwirken. Zwar sind die vom Einzelnen geforderten Leistungen beim sogenannten Click-Aktivismus gering. Doch können die vielen kleinen Beiträge im kollaborativen Producers zuweilen Medienwirksamkeit und auch politische Folgen verursachen, wie Proteste gegen ACTA oder die Rücktritte von Ministerin Schavan oder Verteidigungsminister von Guttenberg eindrücklich gezeigt haben.“ (ebd.: 347 f.)

Darüber hinaus fordert Netzkommunikation von politischen Institutionen und Organisationen mehr Transparenz und sorgt damit für mehr Kontrollmöglichkeiten durch Bürger*innen. „Mehr Partizipation, mehr Offenheit und mehr Interaktivität – so lassen sich die positiven Effekte der Netzkommunikation auf die Politik zusammenfassen.“ (Baringhorst 2015b: 347)

Während insb. Treré (2019) bereits eine kontextabhängige und fallspezifische Analyse des Handlungs- und Wirkungszusammenhangs von Online- und Offline-Praktiken durchgeführt hat, mangelt es in der Protestforschung weiterhin an subjektzentrierten Untersuchungen dieses Zusammenhangs. Zahlreiche Forscher*innen und Projekte haben gesamtgesellschaftliche Konsequenzen einer Digitalisierung von Protestpartizipation untersucht und Vor- und Nachteile aus Sicht der Organisationen und Sozialer Bewegungen als Kollektivakteur beschrieben. Dabei decken die Meinungen das komplette Spektrum von Netz-Pessimisten zu -Optimisten ab. Insbesondere die Forschungen, die mit Konzepten von Hybridität und unter Berücksichtigung zahlreicher Kontextfaktoren arbeiten, nähern sich der Herangehensweise, die auch die vorliegende Arbeit verfolgt. Doch individuelle Motive und die Berücksichtigung zahlreicher persönlicher Faktoren wie Ressourcen, Emotionen, Bürgerschaftsverständnissen oder auch die Einschätzung zur Wirksamkeit einzelner Protestpraktiken, fanden in dieser Kombination von Faktoren in der Vergangenheit kaum Einfluss in wissenschaftliche Untersuchungen. Warum entschließen sich individuelle Bürger*innen, ganz spezifischen Protestpraktiken – online wie offline – nachzugehen und anderen Praktiken nicht? Welche Vor- und Nachteile sehen die Subjekte in den einzelnen ihnen zur Verfügung stehenden Kanälen und Kommunikationsformaten? Die vorliegende Arbeit plädiert dafür, Protestpartizipation und dessen Konsequenzen für Demokratie und Gesellschaft jeweils individuell abzuwägen und den Fokus auf den jeweiligen Handlungs- und Wirkungszusammenhang verschiedener (Online- und Offline-)Praktiken der Individuen zu legen und sie in ihrer Gesamtheit zu betrachten, anstatt entweder Online-Aktivismus grundsätzlich als Clicktivism abzuwerten oder ihn grundsätzlich als Bereicherung für Demokratie zu verstehen, ohne dabei spezifische Protestpraktiken, -intensitäten und andere Faktoren zu berücksichtigen.

Dabei soll auch untersucht werden, wie individuelle Unterstützer*innen der Umweltschutz-Bewegung auf die ihnen heute zur Verfügung stehende Bandbreite von Praktiken reagieren, während sie in den 1980er Jahren viele der heutigen Online-Praktiken noch nicht nutzen konnten. Haben sich Engagement und Bürgerschaftsverständnis über die Jahrzehnte hinweg verändert und wenn ja, welche Rolle spielen technische Entwicklungen dabei? Nutzen jüngere Aktive automatisch digitale Kommunikationskanäle und Protestpraktiken,

nur weil sie als Digital Natives mit entsprechender Technologie aufgewachsen sind? Ein Vergleich verschiedener Protestgenerationen, verschiedener Intensitäten und Räume von Protest steht derzeit noch aus.³³ Die vorliegende Arbeit hat sich zum Ziel gesetzt, diese Lücke zu schließen und Protestpartizipation – welche als gleichwertiger Wirkungszusammenhang von Aktionen im Netz und auf der Straße verstanden wird – aus Sicht der Individuen und unter Berücksichtigung zahlreicher Kontextfaktoren zu untersuchen.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



³³ Insbesondere rund um FFF erscheint derzeit (Stand Sommer 2021) jedoch Literatur, die sich mit den spezifischen Ansichten, Motiven und Protestpraktiken der „Generation Greta“ (Hurrelmann/Albrecht 2020) auseinandersetzt.



Im nun folgenden Kapitel wird die methodische Herangehensweise dieser Arbeit erläutert. Dazu werden zuerst der Mixed-Method-Ansatz vorgestellt und die einzelnen Schritte des Feldzugangs sowie der Materialerhebung beschrieben. In Anlehnung an die Grounded Theory Methode (GTM) wurde hierbei mit einem explorativen und qualitativen Ansatz gearbeitet. Anschließend werden die Faktoren für die Sample-Zusammensetzung erläutert und die Interview-Partner*innen jeweils mit einem Kurzprofil vorgestellt. Danach folgen eine Darstellung der Kategorienbildung nach der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse und eine Ausführung zur Typenbildung. Ziel dieses Kapitels ist es, das methodische Vorgehen der Arbeit nachvollziehbar zu machen.

3.1 Erläuterungen zum Mixed-Method-Ansatz und zum Vorgehen im Feld

In der vorliegenden Arbeit wurde mit einem Methoden-Mix gearbeitet. Um den Feldzugang zu ermöglichen, wurden teilnehmende Beobachtungen auf Straßendemonstrationen der Umweltschutz-Bewegung durchgeführt, Kontakte geknüpft und schließlich 18 leitfadengestützte Interviews mit Aktivist*innen geführt. In Anlehnung an die Methode der Grounded Theory nach Glaser/Strauss (1967) und Strauss/Corbin (1996) und die inhaltlich strukturierende qualitative Inhaltsanalyse (vgl. Kuckartz 2018) wurde ein ausführliches Kategoriensystem ausgearbeitet.

Ergänzende Information Die elektronische Version dieses Kapitels enthält Zusatzmaterial, auf das über folgenden Link zugegriffen werden kann
https://doi.org/10.1007/978-3-658-40532-8_3.

Dieses Kategoriensystem besteht einerseits aus Codes, die sich aus bisheriger Literatur bereits vorab ableiten ließen, von denen angenommen wurde, dass sie auch in den Interviews mit Bürger*innen der Umweltschutz-Bewegung relevant sein werden und die entsprechend bereits im Leitfaden der Interviews berücksichtigt wurden (Kuckartz 2018: 64, 72 ff.). Andererseits konnte das Kategoriensystem um zahlreiche neue Codes, wie bspw. den der Frustrationstoleranz, ergänzt werden. Während zwar bestimmte Annahmen aus der bisherigen Literatur der Protest- und Partizipationsforschung mit in die Arbeit und insb. die Erstellung des Leitfadens eingingen, stand jedoch jederzeit das erhobene Material selbst im Mittelpunkt der Forschung. Somit wurde sowohl induktiv als auch deduktiv vorgegangen. Laut Brosius/Koschel/Haas (2009: 157 ff.) kann nur ein Prozess der Kategorienbildung, der sowohl induktiv als auch deduktiv abläuft, ein vollständiges Erfassen des Gegenstandsbereichs gewährleisten. Dieser These schließt sich die Autorin der vorliegenden Arbeit an. Auch Kuckartz (2018: 72) beschreibt ein solches Vorgehen bei einer deduktiv-induktiven Kategorienbildung als gängig: „Wenn bei der Datenerhebung strukturierende Mittel, bspw. ein Interviewleitfaden bei offenen Interviews, eingesetzt werden, wird häufig so vorgegangen, dass für die erste Phase der qualitativen Inhaltsanalyse Kategorien direkt aus dem Interviewleitfaden abgeleitet werden, d. h. mit deduktiven Kategorien begonnen wird. Die Weiterentwicklung der Kategorien und die Bildung von sogenannten Subkategorien erfolgt dann unmittelbar am Material.“

Der Arbeit liegt die Annahme zugrunde, dass sich im Zuge der Digitalisierung u. a. auch im Bereich der Protestpartizipation Veränderungen ergeben und wir es mit einer neuen Form von Protestpartizipation zu tun haben, die es nun detaillierter zu erforschen gilt. Einen solchen angenommenen Wandel von Protestpartizipation kann diese Arbeit (rückblickend) nicht empirisch belegen, denn es wird nicht Interviewmaterial aus verschiedenen Jahrzehnten miteinander verglichen. Ziel ist es vielmehr, durch Biografien und Narrative der Interview-Partner*innen einen solchen Wandel von Protestpartizipation und Motive für verschiedene Protestpraktiken zu beschreiben.

Zu Beginn der Feldforschung wurden verschiedene Schwerpunktsetzungen für die Arbeit abgewogen und die Entscheidung getroffen, eine auf individuelle Subjekte und nicht auf Organisationen zentrierte Perspektive einzunehmen und sich auf die aktiven Bürger*innen selbst, auf ihre Motivationen, Einstellungen und Praktiken zu konzentrieren. Welche Protestpraktiken praktizieren diese Bürger*innen in den verschiedenen Protesträumen und warum? Die Dissertation soll insb. einen Beitrag zur Clicktivism-Debatte leisten und u. a. Erklärungsansätze dazu liefern, unter welchen Bedingungen sich Bürger*innen sowohl

online engagieren als auch die Zeit und den Aufwand aufbringen Straßenprotest mitzugestalten.

Die Entscheidung für die Umweltschutz-Bewegung als Untersuchungsgegenstand basiert auf der Annahme, dass eine schon länger bestehende Soziale Bewegung einen möglichst ergiebigen Vergleich verschiedener Protestformen und der jeweiligen Motive der Protestaktiven ermöglicht. Denn bei der Umweltschutz-Bewegung handelt es sich um eine klassische Offline-Bewegung, die insb. in den 1980er Jahren und nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl 1985 Tausende Menschen auf die Straße trieb. Somit scheint sich die gegenwärtige Umweltschutz-Bewegung sehr gut für einen Vergleich verschiedener Protestformen zu eignen. Denn sie umfasst gegenwärtig auch Aktivist*innen, die schon in den 1980er Jahren auf die Straße gegangen sind und die eine Protestkultur ohne das Internet erlebt haben. Hier stellt sich die Frage, wie diese Bürger*innen auf ein um Online-Protestformen erweitertes Repertoire reagieren, nachdem sie in den vergangenen Jahrzehnten ihres Engagements ‚nur‘ Offline-Möglichkeiten zur Verfügung hatten. Zusätzlich sind in der gegenwärtigen Umweltschutz-Bewegung auch sogenannte Digital Natives engagiert, sodass sich Vergleiche in den verschiedenen Untersuchungsdimensionen (Alter des Subjekts, Ort des Protests, Grad der Organisiertheit, Intensität des Engagements; Details siehe unten) anbieten bzw. interessante Ergebnisse versprechen.

Um u. a. die verschiedenen Organisationsgrade untersuchen zu können, in denen politisch aktive Bürger*innen organisiert sind, wurde bei der Interviewpartner*innen-Akquise der vergleichende Fokus besonders auf die beiden Organisationen Campact und BUND gelegt. Damit ließe sich – so die Vermutung – auch ein eventuell unterschiedliches Mitgliedschaftsverständnis der Unterstützer*innen verschiedener Organisationen untersuchen. Denn der BUND verfolgt ein eher klassisches Mitgliedschaftsmodell mit beitragszahlenden Unterstützer*innen, während Campact von einem offenen und fluiden Mitgliedschaftsverständnis ausgeht. Alle Faktoren der Samplezusammensetzung werden im Abschnitt 3.3 genauer beschrieben.

Feldzugang und Datenerhebung

Am 22. März 2014 fand die erste explorative Feldforschung und teilnehmende Beobachtung auf der Energiewende-Demonstration in Düsseldorf statt, welche in einem breiten Demobündnis u. a. von Campact organisiert wurde. Bei dieser teilnehmenden Beobachtung wurden erste Protestpraktiken der Aktivist*innen auf der Demo dokumentiert und Gespräche mit einigen Demonstrierenden geführt. Hierbei ergaben sich die ersten beiden Interviewkontakte: Felix und Sybille. Unter einer teilnehmenden Beobachtung wird hier „die persönliche Teilnahme

des Sozialforschenden bzw. der Sozialforscherin an der Praxis derjenigen, über deren Handeln und Denken er bzw. sie Daten erzeugen möchten“ (Lüders 2003: 151), verstanden. Ziel war es nicht, alleinig durch die teilnehmende Beobachtung Daten zur Auswertung zu erheben. Vielmehr diente die teilnehmende Beobachtung im Fall der vorliegenden Arbeit dazu, den Feldzugang zu ermöglichen, Kontakte für Interviews zu knüpfen und durch Beobachtungen auf Straßendemos das Protestrepertoire der Teilnehmenden kennenzulernen.

Am 10. Mai 2014 folgte die große Energiewende-Demonstration in Berlin, auf der erneut eine teilnehmende Beobachtung durchgeführt wurde. Hier wurden zahlreiche Gespräche mit Demonstrierenden geführt und weitere vier Interview-Kontakte hergestellt (die später zu verschiedenen Zeitpunkten und an verschiedenen Orten stattfanden): Kilian, Valeria, Gerd und Franz.

Im Februar 2015 wurde dann eine kurze Online-Umfrage auf der Webseite www.umfrage-online.de erstellt¹, die das Ziel hatte, dadurch in Kontakt mit möglichen Online-Aktivist*innen zu gelangen. Nach einer Probephase wurde der Link zur Online-Umfrage über Facebook, die Uni-Siegen Gruppe auf Facebook und beim BUND Frankfurt über den Newsletter der Ortsgruppe des BUND Frankfurt gestreut. Es wurden verschiedene BUND Gruppen bzw. deren Sprecher*innen mit der Bitte um Distribution angeschrieben, so z. B. auch der BUND NRW, jedoch mit nur wenigen Rückmeldungen. Nachdem ca. 60 Personen an der Online-Umfrage teilgenommen hatten, wurde eine zweite Offensive gestartet und via persönlichem Facebook-Account ein Aufruf zur Teilnahme an der Umfrage auf den Facebook-Seiten folgender Organisationen gepostet: Köln stellt sich quer, Netzfrauen, Mal schnell die Welt retten, Amnesty International Hochschulgruppe Köln und Düsseldorf, Atomkraft? Nein Danke!, Energiewende Demo 2014, Anti Atom Track, 100-Gute-Gründe, Mehr Demokratie e. V., contrAtom, WWF Jugend, NABU, Avaaz Deutschland, Campact und BUND. Insgesamt ergaben sich – besonders durch den BUND-Newsletter – kurz darauf einige Interviewgespräche (Olaf, Sven, Sarah, Markus, Helena und Isabelle) innerhalb von Hessen und aus diesen Gesprächen in einem Fall wiederum ein neuer Kontakt für ein weiteres Interview (Julia) per Telefon.

Mit den potentiellen Interview-Partner*innen der Online-Umfrage wurde vorab jeweils ein kurzes Telefongespräch geführt, um einige Rückfragen zu stellen und einen Termin für ein Treffen zu vereinbaren. Etwa zeitgleich wurde begonnen, über die Petitionsplattform Change.org mit einem kurzen Anschreiben an Petent*innen (Ersteller*innen von Online-Petitionen) heranzutreten. Nachdem über Mitarbeiter*innen von Campact oder Change.org aus Datenschutzgründen

¹ Die Online-Umfrage befindet sich im Anhang dieser Arbeit.

kein direkter Kontakt hergestellt werden konnten, erschien dieser Weg als der einzig mögliche. Daraus ergaben sich zwei weitere Interviewmöglichkeiten (Stefanie und Sonja). Über die Aufrufe auf Facebook entstand ein Kontakt zur Gründerin einer informellen Online-Organisation (Daniela). Im März und April 2015 konnte daraufhin eine Vielzahl von Interviews im Raum Frankfurt und Umgebung, Gießen und Umgebung und Essen durchgeführt werden. Die Rückmeldungen der beiden Online-Potent*innen führten u. a. dazu, dass das Sample um netzaktivere Interview-Partner*innen ergänzt wurde. Aus dem Interview mit der Organisations-Gründerin ergab sich wiederum ein zweiter Kontakt (Mareike), während ein anderer Gesprächspartner (Günter) über das persönliche Umfeld gefunden wurde. Abgesehen von einem Interview (Julia) wurden alle Gespräche persönlich geführt. Die Ausnahme war ein Gespräch per Telefon, da Julia das verabredete Treffen kurzfristig absagen musste und kein weiterer Termin gefunden werden konnte. Alle 18 Interviews wurden mit dem Einverständnis² der Gesprächspartner*innen aufgezeichnet und anschließend eigenhändig transkribiert. Die Interviews dauerten jeweils zwischen 50 und 120 Minuten, wobei die deutliche Mehrheit zwischen 90 und 120 Minuten lang war, und fanden bei den Interviewpartner*innen Zuhause, in Cafés oder öffentlichen Parks statt.

Nach 18 durchgeführten Interviews wurde die Datenerhebung abgeschlossen und das Sample für diese Zwecke als gesättigt erklärt. In Anlehnung an die Methode der Grounded Theory und ihr theoretisches Sampling (mehr dazu im nächsten Unterkapitel), gab es einen „Verzicht auf einen vorab bestimmten Auswahlplan zugunsten einer schrittweisen Entwicklung des Samples, orientiert an der im Forschungsprozess iterativ entwickelten Theorie“ (Strübing 2003: 154). So wurde im Rahmen des Forschungsprozesses in einem ständigen Abwägen zwischen Empirie und Theorie das Sample sukzessive zusammengesetzt. Dieser Prozess gilt als beendet, „wenn die theoretische Sättigung erreicht ist, d. h. wenn im Zuge weiterer Vergleichsprozesse keine neuen Einsichten erfolgen und Modifikationen nur noch zur Verbesserung der internen Konsistenz nötig sind.“ (Mey/Mruck 2011: 29) Basierend auf den teilnehmenden Beobachtungen und der Feldforschung schienen nach 18 Interviews die wichtigsten im Feld beobachteten Protestpraktiken im Sample abgebildet. Während es zunächst schwierig war, insb. online aktive Bürger*innen für das Sample zu gewinnen – diese Form von Protestengagement jedoch als existent vermutet wurde – konnte diese Lücke u. a.

² Die Einverständniserklärung befindet sich als Beispiel in blanko im Anhang. Alle Interview-Partner*innen haben diese Erklärung zweifach unterschrieben und ein Exemplar behalten.

durch die Interviews mit Sonja, Stefanie, Daniela und Mareike geschlossen werden. Die Faktoren für die Zusammensetzung des Samples wurden durch die 18 Interview-Partner*innen in verschiedenen Ausprägungen und Kombinationen als erfüllt betrachtet.

Interviewleitfaden

Alle Interviews wurden mit Hilfe eines Leitfadens geführt. Damit können die Gespräche als teilstrukturierte Interviewsituationen (vgl. Schnell/Hill/Esser 2005: 322 ff.) bezeichnet werden. Bei solchen können zwar die Reihenfolge der Fragen und ihre konkrete Ausformulierung je nach Verlauf des Gesprächs angepasst werden, die interviewende Person ist jedoch dazu angehalten, den gesamten Fragenkatalog abzuarbeiten. Befragungen wie diese eignen sich besonders gut für die Datenerhebung, wenn es um die Ermittlung von Einstellungen, Meinungen oder Bewertungen sozialwissenschaftlicher Phänomene oder auch um das Verhalten der Befragten geht. Andere Formen mündlicher Befragungen, wie bspw. Gruppeninterviews, Gruppendiskussionen oder auch stark strukturierte Einzelbefragungen oder ein narratives Interview³ wurden als weniger passend empfunden.

Um sowohl der Vielzahl von Einflussfaktoren auf Protestpartizipation als auch den individuellen Motiven der Befragten gerecht werden zu können, wurde der Interviewleitfaden⁴ im Laufe der Datenerhebung immer wieder überarbeitet und basierend auf telefonischen oder persönlichen kurzen Vorgesprächen oder der ausgefüllten Online-Umfrage jeweils auf den/die Interview-Partner*in zugeschnitten. Der Interviewleitfaden umfasst mehrere größere Themenblöcke, wie bspw. Fragen zum Ursprung und zur Entstehung der Engagementbereitschaft, zur gegenwärtigen Motivation, zur Einstellung zum Thema Netzaktivismus und auch zu den eigenen Protestpraktiken, deren Reihenfolge je nach Interview variable abgehandelt wurde. Diese Themenblöcke hatten zu späterem Zeitpunkt Einfluss auf die Bildung der Schlüsselkategorien (vgl. Kuckartz 2018: 101 f.) Aufgrund einiger inhaltlicher Überschneidungen (z. B. der Frage nach den selbst praktizierten

³ In der vorliegenden Arbeit wurde sich gegen das narrative und für das Leitfaden-gestützte Interview entschieden, da vorab befürchtet wurde, dass mit einer Erzählaufforderung und internen Nachfrageteilen nicht die Vielzahl von Aspekten hätte berücksichtigt werden können, die durch das Leitfaden-gestützte Interview mit unterschiedlichen Abschnitten zu den einzelnen Einflussfaktoren von Partizipation thematisiert werden konnte. Eine leichte Vorstrukturierung der Fragen durch den Leitfaden schien es wahrscheinlicher zu machen, innerhalb eines zumutbaren Zeitraums der Vielzahl von Faktoren durch entsprechende Interview-Fragen gerecht werden zu können.

⁴ Ein Beispiel für den Interview-Leitfaden befindet sich im Anhang dieser Arbeit.

Protestformen einerseits und den persönlichen Einstellungen zur Wirksamkeit möglicher Protestpraktiken andererseits), ergaben sich teils Situationen, in denen ein Themenblock kurz angeschnitten wurde, dann aber auf später vertagt werden musste. Insgesamt verliefen die Interviews in ausgesprochen freundlicher Atmosphäre, mit Ausnahme eines Interviews, in dem die Gesprächspartnerin zuerst ausschweifend biografischen Erzählungen nachging und dann nach einem Blick auf die Uhr feststellte, dass sie nun nicht mehr viel länger Zeit habe. In dieser Situation wurden die restlichen Fragen des Leitfadens mit einem gewissen Zeitdruck abgearbeitet.

Besondere Herausforderungen

Eine methodische Schwierigkeit, die sich im Rahmen der Feldforschung und Datenerhebung ergab, war das Kontaktieren von Umweltschutz-Aktivist*innen, die größtenteils nur im Netz aktiv sind und kaum bis gar nicht auf der Straße. Vermutlich füllen aufgrund sozialer Erwünschtheit (vgl. Schnell/Hill/Esser 2005: 355 ff.) solche Personen eine Online-Umfrage zum Thema „Straßen- und Netzprotest“ tendenziell seltener aus und reagieren zurückhaltend auf Kontaktversuche.⁵ Eine weitere Vermutung wäre, dass es nicht so viele Personen gibt, die – wie die Kritik des Clicktivism behauptet – nur im Netz aktiv sind und sich für keinerlei Partizipation außerhalb dessen aktivieren lassen. Eine weitere methodische Herausforderung war die eigenständige Transkription aller Interviews. Um eine sehr intensive Auseinandersetzung mit dem Interviewmaterial zu ermöglichen, wurden alle Gespräche eigenständig transkribiert und das Material zuerst händisch auf Papier und dann ein zweites Mal mit MAXQDA kodiert (vgl. Kuckartz 2018: 56 f.). So konnten sowohl Doppelkodierungen übersichtlich erfasst, als auch die Kodierungen mehrfach überprüft und angepasst werden. Wie im Anhang ersichtlich ergab sich aus dem umfangreichen Interviewmaterial ein detailliertes Kategoriensystem mit über 200 unterschiedliche Subkategorien (Ausprägungen von Kategorien).

⁵ Dieser Annahme liegt die Vermutung zugrunde, dass Menschen, die sich hauptsächlich oder sogar ausschließlich online engagieren, bei einer Interview-Anfrage zum Thema „Straßen- und Online-Aktivismus“ zurückhaltender reagieren könnten, weil sie befürchten, dass sie entweder dafür ‚verurteilt‘ werden könnten, sich nicht auch bei Straßenprotesten einzubringen oder nichts zum Thema „Straßenprotest“ beitragen können. Dies könnte dazu führen, dass Menschen, die (fast) nur im Netz aktiv sind, im Sample dieser Arbeit weniger vertreten sind.

3.2 Explorativer, offener und qualitativer Ansatz in Anlehnung an die Grounded Theory Methode (GTM)

Die Grounded Theory Methode (GTM) wird im hier verwendeten Mixed-Method-Ansatz als wichtiges Element verstanden, da sie sich insb. für noch unerforschte Themen eignet. Laut Corbin (2003: 70) ist sie „eine qualitative Forschungsmethodologie, deren Endzweck die Theoriebildung auf der Basis von empirischen Daten ist.“ Diese qualitative Methode erlaubt es, in einem Zusammenspiel von Erarbeitung der Theorie und Erhebung des empirischen Materials immer wieder das eine mit dem anderen abzugleichen. Datenerhebung, -kodierung und -auswertung finden im sogenannten theoretischen Sampling gleichzeitig statt. Diese „sukzessive Auswahl von im Zuge der Theorieentwicklung sich als relevant erweisenden, neu zu erhebenden Daten“ (Mey/Mruck 2011: 15) wird als einer der größten Vorteile der GTM verstanden. Da mit den Auswahl Faktoren Grad bzw. Art der Organisiertheit, Alter bzw. Dauer des Engagements, Ort des Protests und Intensität des Engagements bereits vorab die Annahme bestand, dass hier interessante Unterschiede gefunden werden könnten, war es in der Feldforschung von erheblichem Vorteil, das Sample Interview für Interview zusammensetzen zu können, bis verschiedenste Ausprägungen der oben genannten Auswahl Faktoren durch die Interviews abgedeckt waren. Nach 18 Interviews wurde das Sample als gesättigt erachtet und die verschiedenen, aufgrund der Feldforschung vermuteten, Typen von Aktivist*innen bzw. Formen von Protestpraktiken waren in ihrer Bandbreite im Sample enthalten.

Qualitative Methoden eignen sich grundsätzlich besser als quantitative, wenn es darum geht, ein neues und noch zu erschließendes Feld zu erforschen. So kann das Phänomen besser in seiner komplexen Gesamtheit beschrieben und erste Vermutungen und Theorien über dieses Feld erstellt werden. Mit ihrem theoretischen Sampling erlaubt die GTM genau diese Offenheit bei der Datenerhebung und -analyse. Detaillierte Beschreibungen, individuelle Motive und eine Analyse, wer sich warum wie verhält, sind das Herzstück der GTM (vgl. Brosius/Haas/Koschel 2009: 20). Andererseits eignen sich quantitative Methoden besser, wenn „empirische Beobachtungen über wenige, ausgesuchte Merkmale systematisch mit Zahlenwerten belegt und auf einer zahlenmäßig breiten Basis gesammelt werden“ (ebd.: 19) sollen. Dies ist in der vorliegenden Arbeit nicht der Fall. Stattdessen soll das komplexe und vergleichsweise neue Feld des Handlungs- und Wirkungszusammenhangs von Netzprotest und Straßen-Aktivismus im Detail beschrieben und erschlossen, und damit eine Forschungslücke in der bisherigen Protestforschung geschlossen werden.

Eine detaillierte Analyse des Materials, die generelle Offenheit gegenüber der Datenerhebung und die Möglichkeit, Theorien anpassen und gegebenenfalls modifizieren zu können, sind Stärken einer Arbeit mit der GTM. Im Falle der vorliegenden Arbeit geht es einerseits um die empirische Überprüfung der Kritik des Clickivism in Form einer detaillierten Analyse der individuellen Motive von politisch aktiven Bürger*innen im Feld des Netz- und Straßenprotest am Beispiel der Umweltschutz-Bewegung und andererseits um die Erstellung einer Typologie verschiedener Protest-Aktivist*innen unter Berücksichtigung der Faktoren Organisationsgrad, Ort des Protests und Dauer und Intensität des Engagements.

Die GTM versteht sich nicht nur als Auswertungsmethode empirischer Daten, sondern vielmehr als eigenständiger Forschungsstil, „der sich deutlich von jenem traditionellen sequentiellen Vorgehen unterscheidet, in dem Planung, Datenerhebung, Datenanalyse (und Theoriebildung) als getrennte Arbeitsphasen aufgefasst werden“ (Mey/Mruck 2011: 23). Sie ist auf die Entwicklung oder Überprüfung einer Theorie gerichtet, ohne an spezielle theoretische Interessen gebunden zu sein. Der Begriff Grounded Theory drückt vielmehr zwei Charakteristika aus: „[...] den Prozesscharakter der Generierung einer Theorie und die Verankerung der gewonnenen Theorie in empirischen Daten.“ (Badawia 2002: 51) Die Eingebundenheit in die empirischen Daten und der Prozesscharakter der Datenerhebung stehen hier folglich im Vordergrund. So beschreiben es auch Glaser/Strauss (2005: 19): „Eine Theorie auf der Grundlage von Daten zu generieren, heißt, dass die meisten Hypothesen und Konzepte nicht nur aus den Daten stammen, sondern im Laufe der Forschung systematisch mit Bezug auf die Daten ausgearbeitet werden. Theorie zu generieren, ist ein Prozess.“ Dieser Prozess und das Sammeln von Daten sind der wichtigste Arbeitsabschnitt in der Arbeit mit der GTM. Demzufolge bietet die Methode einen alternativen Umgang mit bzw. ein alternatives Verständnis von Theorie: Theorie wird basierend auf dem Material generiert und Hypothesen und Konzepte entstehen nicht nur aus dem Material heraus, sondern im Prozess der Forschung und damit auch im Prozess der Datenerhebung.⁶

Eine wichtige Rolle in diesem Prozess der Theoriebildung spielt das Kodieren. In der GTM gibt es drei Basistypen des Kodierens: Das offene, das axiale und das selektive Kodieren.⁷ Diese drei Typen tendieren dazu, fluide zu sein und sich

⁶ In der vorliegenden Arbeit wird keine grundlegend neue Theorie gebildet, sondern einerseits kritisch hinterfragt, ob bereits bestehende Theorien im Zuge des Wandels von Protestpartizipation in Zeiten von Digitalisierung noch aktuell sind oder einer Anpassung bedürfen und andererseits eine Typenbildung von Protestpartizipation ausgearbeitet.

⁷ Neuere Ansätze der GTM (vgl. Charmaz 2006 oder Clarke 2005, 2012) arbeiten mit Abwandlungen dieser drei Kodiertypen – Charmaz (2006: 47 ff.) bspw. mit „initial coding“ und „focused coding“.

im Gebrauch gegenseitig zu überlappen (vgl. Corbin 2003: 73). Strauss (1991) und Strauss/Corbin (1996) beginnen mit dem offenen Kodieren als eine Art Öffnung des Texts. Hier werden u. a. verschiedene W-Fragen gestellt: Worum geht es? Wer ist beteiligt? Wie werden die Aspekte des Phänomens behandelt? Warum wird etwas gemacht? Dabei spielen auch Vergleiche eine wichtige Rolle, um sich Zugang zu allen Bereichen des Phänomens zu verschaffen und um in Form einer Bildung von Dimensionen Subkategorien bzw. Ausprägungen der Kategorien benennen zu können. Im Rahmen des axialen Kodierens wird das Auswerten dann immer präziser und es werden Beziehungen zwischen den einzelnen Konzepten erstellt. Beim selektiven Kodieren werden wiederum Kernkategorien gebildet. So entsteht schließlich ein System mit Kategorien, verschiedenen Ausprägungen und übergeordneten Schlüsselkategorien.

3.3 Faktoren für die Sample-Zusammensetzung

Da es in der vorliegenden Arbeit insb. um einen Vergleich der Motive für eine Teilnahme am Netz- bzw. Straßenprotest geht, war u. a. der Auswahl-Faktor ‚Ort des Protests‘ ein entscheidender Aspekt bei der Zusammensetzung des Samples. Jedoch stellte sich schnell heraus, dass diese beiden Protesträume nur schwer voneinander zu trennen sind bzw. sich häufig vermischen, da z. B. auch Teilnehmende von Straßenprotest mit Smartphones parallel zur Demonstrations-Teilnahme im Netz unterwegs sein können (z. B. wenn ein Tweet von der Demo abgesendet oder ein Foto des Protests auf Facebook geteilt wird). Folglich ist die hier getroffene Unterscheidung zwischen Netz- und Straßenprotest gemeint als: Die Person ist ‚überwiegend im Netz‘ oder ‚überwiegend auf der Straße‘ politisch aktiv. Keiner der Interview-Partner*innen verweigert sich gewissen Vorteilen des Internets gänzlich, es lassen sich jedoch – insb. mit Blick auf die Freizügigkeit im Umgang mit persönlichen Daten – erhebliche Unterschiede bei der Bereitschaft zum Unterzeichnen von Online-Petitionen feststellen. Umgekehrt sind auch diejenigen, die insb. im Netz aktiv sind, in irgendeiner Form (Organisation, Verein oder lokale Initiative) zumindest partiell auch offline aktiv.

Insbesondere mit Blick auf ein eventuell unterschiedliches Verständnis von Mitgliedschaft und einem Verbundenheitsgefühl gegenüber Organisationen wurde der Faktor ‚Grad bzw. Art der Organisiertheit‘ für die Sample-Auswahl berücksichtigt. Wie zuvor erwähnt, galten dabei die Organisationen Campact und BUND als Ausgangspunkt, da sie auf unterschiedlichen Mitgliedschaftsverständnissen basieren und diese entsprechend nach außen kommunizieren: Beim BUND ist

Mitglied, wer einen Antrag unterschrieben hat und den Mitgliedsbeitrag überweist – Compact hingegen geht von einem sehr fluiden Mitgliedschaftsverständnis aus.⁸ Hier wurde neben den Unterscheidungen ‚hochgradig‘, ‚mittel‘ und ‚gering organisiert‘ auch die Ausprägung ‚selbst organisiert‘ hinzugezogen, da auch solche Aktivist*innen einbezogen wurden, die bspw. ihre eigene Organisation oder ihren eigenen Verein gegründet haben. Während die ersten drei Unterscheidungen sich gegenseitig ausschließen, wird die vierte als Zusatz verstanden. Jemand kann also bspw. ‚hochgradig‘ und gleichzeitig ‚selbst organisiert‘ sein, jedoch nicht gleichzeitig ‚mittel- und hochgradig organisiert‘.

Sample Faktor	Ausprägung	Definition der Ausprägung
Ort des Protests	(überwiegend) Straße	Person ist überwiegend in Offline-Organisationen, bei Straßenständen, Monatstreffen, bei Straßendemos usw. aktiv
	Straße und Netz	Person nutzt ungefähr gleichermaßen die Möglichkeiten, im Netz und auf der Straße aktiv zu werden
	(überwiegend) Netz	Person nutzt überwiegend Möglichkeiten politische Anliegen im Netz auszudrücken, unterzeichnet oder erstellt Online-Petitionen, nutzt Social Media für politische Zwecke usw.
Grad der Organisiertheit	gering	Keine Mitgliedschaften
	mittel	1-2 aktive Mitgliedschaften
	hoch	Mehr als 2 aktive Mitgliedschaften
	selbst	Hat selbst eine Organisation gegründet
Alter bzw. Dauer des Engagements	jung bzw. kurz	Bis 35 Jahre alt bzw. bis 5 Jahre aktiv
	Mittel bzw. mittel	36-63 Jahre alt bzw. 6-20 Jahre aktiv
	alt bzw. lang	Über 63 Jahre alt bzw. mehr als 20 Jahre aktiv
Intensität des Engagements ⁵⁰	gering	Bis 3 Stunden/Woche
	mittel	4-7 Stunden/Woche
	hoch	Mehr als 7 Stunden/Woche

Abbildung 3.1 Faktoren der Sample-Zusammensetzung

⁸ Dies bedeutet jedoch nicht, dass nur offizielle Mitglieder beim BUND Infomaterial der Organisation erhalten. Auch unabhängig von einer Mitgliedschaft erhalten bspw. sporadische Spender*innen den Newsletter oder Post.

Da es in der Analyse des Interviewmaterials u. a. auch eine Rolle spielt, ob eine Person schon lange engagiert ist und nun mit den Möglichkeiten neuer ICTs ihren Aktivismus erweitert oder nicht, oder ob eine Person erst durch die Möglichkeiten neuer ICTs aktiv wird, ist der dritte Auswahlfaktor das Alter bzw. die Dauer des Engagements. Von diesem Faktor werden sich Erkenntnisse über eventuelle Unterschiede zwischen dem Engagement von Digital Natives und Digital Immigrants erhofft. Zusätzlich wird viertens die Intensität des Engagements berücksichtigt, um die Berechtigung der Kritik des sogenannten Clickivism genauer beurteilen zu können. Als weiterer Faktor, welcher bei der Erhebung berücksichtigt wurde, ergab sich eine nahezu ausgeglichene Verteilung auf die Geschlechter weiblich und männlich (10 Frauen und 8 Männer), wobei jedoch vorab keine Annahmen über geschlechterspezifische Unterschiede im Engagement auf der Straße und im Netz formuliert wurden.

An dieser Stelle folgt nun eine Beschreibung dessen, wie die Ausprägungen der Faktoren für die Sample-Zusammensetzung im Detail definiert worden sind (Abbildung 3.1):

3.4 Sample-Zusammensetzung

3.4.1 Kurzbeschreibung der Interview-Partner*innen⁹

Felix¹⁰ ist 24 Jahre alt, männlich und Student der Politikwissenschaft. Er absolvierte bei Campact ein mehrmonatiges Praktikum und ist auch danach immer wieder auf Demos eingeteilt, u. a. um Campact-Plakate zu verteilen. Er ist besonders an den Themen Energiewende und TTIP interessiert und recherchiert viel im Internet. Felix teilt seine politische Meinung auch online auf Social Media und unterzeichnet sehr selektiv Online-Petitionen, zu denen er sich zuerst ausreichend informiert haben möchte. Auf Straßendemos ist er eher alleine unterwegs, als dass er gemeinsam mit Freund*innen teilnehmen würde.

⁹ Alle folgenden Aussagen und Kurzcharakterisierungen beziehen sich auf Angaben der Interviewten und werden hier basierend auf den geführten Gesprächen ungeprüft wiedergegeben.

¹⁰ Abgesehen von Stefanie und Sonja, welche sich über ihre Online-Petitionen im Netz selbst öffentlich präsentieren und damit ein Stück weit Personen des öffentlichen Lebens sind, sind die Namen aller anderen Interview-Partner*innen inkl. eventueller Freund*innen oder kleinerer Städte, die Rückschlüsse auf die Identität zugelassen hätten, anonymisiert worden.

Sybille ist 60 Jahre alt, weiblich und als Biologin an einer Volkshochschule tätig. Sie unterstützt Campact Straßenaktionen in ihrer Heimatstadt, unterzeichnet häufig Online-Petitionen und ist darüber hinaus bei Transition Town und einem Urban Gardening Projekt aktiv. Für Sybille spielen Umweltbildung und Kindererziehung eine sehr wichtige Rolle. Sie nutzt keine Social-Media-Kanäle, jedoch ausgiebig die Möglichkeit, sich durch Recherchen und Newsletter online zu informieren.

Franz ist 62 Jahre alt, männlich und bereits Rentner. Er unterstützt nahezu jede Campact-Straßenaktion in Berlin und auch viele der Online-Petitionen. Franz nutzt kein Social Media, aber unterschreibt sehr aktiv Online-Petitionen, obwohl er ihnen kaum eine Wirkung zuschreibt. Bei Greenpeace ist er als Trommler aktiv und in dieser Rolle auch häufig auf Straßendemos. Er verfügt über ausgeprägte finanzielle Ressourcen und unterstützt viele verschiedene Organisationen u. a. durch Spenden.

Valeria ist 70 Jahre alt, weiblich und ebenfalls Rentnerin. Sie bezeichnet sich als Deutsch-Brasilianerin und sieht viele Ursprünge ihres Engagements u. a. in ihrer in Brasilien verbrachten Jugend. Valeria nimmt häufig an Campact Aktionen in Berlin teil, selektiert dabei aber auch Themen aus. Während sie zwar häufig Online-Petitionen unterzeichnet, versteht sie es – insb. als Rentnerin – auch als Pflicht, sich bei Straßenprotesten zu beteiligen. Sie hat ein großes Interesse an sozialer Gerechtigkeit und Wohlstand für alle sowie für das Thema Energiewende. Valeria beschreibt eine ausgeprägte Sympathie zur Roten Armee Fraktion (RAF) und eine Tendenz dazu, grundsätzlich Opposition zu betreiben.

Kilian ist 23 Jahre alt, männlich und Student der Fächer Mathematik und Psychologie. Er unterstützt Campact online und offline, verteilt bspw. auf Demos Flaggen von Campact und unterzeichnet Online-Petitionen. Insgesamt unterschreibt er nahezu täglich Online-Petitionen und nutzt das Netz auch, um politische Informationen zu recherchieren und zu teilen. Social Media verwendet Kilian dazu jedoch nicht (mehr). Darüber hinaus ist er auch offline in lokalen Organisationen engagiert. Er studiert seit drei Semestern absichtlich weniger als es der Regelstudienplan vorsieht, um mehr Zeit für politisches Engagement zu haben.

Gerd ist 67 Jahre alt, männlich und Rentner. Er ist stellvertretender Landrat, im Vorstand eines Wasserverbandes, im Aufsichtsrat einer Energiegenossenschaft und bei Bündnis 90/Die Grünen aktiv. Gerd partizipiert häufig an Straßendemos und nimmt dabei gern auch seinen 8-jährigen Enkel mit. Er nutzt Social Media um politische Inhalte zu teilen und unterschreibt häufig Online-Petitionen – insb., wenn er diese von Bekannten weitergeleitet bekommen hat. Den BUND und viele andere Organisationen unterstützt er mit Spenden. Eines seiner Motive für das

Engagement ist, dass er der Gesellschaft etwas zurückgeben möchte, nachdem er als Kind mit Fluchterfahrung in Deutschland so viel ermöglicht bekommen hat.

Günter ist 66 Jahre alt, männlich und ebenfalls Rentner. Als studierter Wirtschaftsingenieur hat er ein eigenes Institut für Nachhaltigkeit gegründet, in dessen Vorstand er sitzt. Er ist beim BUND aktives Mitglied im Kreis und Ortsvorstand und blickt auf eine lange Geschichte in der Umweltschutz-Bewegung zurück. Günter war bereits in den 1960er Jahren gegen den Vietnamkrieg und in den 1980er Jahren gegen Atomkraft auf der Straße. Er praktiziert keinen Online-Aktivismus und begründet dies insb. mit Datenschutzbedenken. Günter verfügt über viele Ressourcen (finanziell, zeitlich und mit Blick auf Wissen und Vernetzung) und versteht Engagement als Muss.

Daniela ist 53 Jahre alt, weiblich und betreibt als Vollzeittätigkeit eine Webseite zum Thema Frauenrechte und Umweltschutz. Sie erzählt, Occupy Germany mitgegründet zu haben, ist seit vielen Jahren für ihre informelle Organisation aktiv und beliefert u. a. den WDR und SWR regelmäßig mit ihren Recherchen, die man dem Bereich investigativer Journalismus zurechnen könnte. Daniela ist bereits seit Anfang der 1990er Jahre online, hat zuvor 30 Jahre als Bankerin gearbeitet und ist seit dem 14. Lebensjahr politisch aktiv. Sie unterstützt die Umweltschutz-Bewegung durch Teilnahmen an Straßendemos und E-Mail-Aktionen. Online-Petitionen unterzeichnet sie nicht, findet Campact intransparent und äußert Datenschutzbedenken.

Olaf ist 43 Jahre alt, männlich und arbeitet als Referent bei einer Landtagsabgeordneten der Grünen. Er engagiert sich sehr für den BUND, sowohl in verschiedenen AGs, als auch im Kreisverband und bei Infoständen. Olaf nimmt an Straßendemos teil und hält diese für wichtiger als Netzaktivismus. Trotzdem unterschreibt er ausgewählte Online-Petitionen und nutzt Twitter für politische Zwecke. Darüber hinaus ist er Social Media gegenüber skeptisch. Olaf ist studierter Biologe und hat sich explizit für eine Teilzeitstelle entschieden, um mehr Zeit für politisches Engagement zu haben.

Sven ist 62 Jahre alt, männlich und arbeitet als selbstständiger Software-Entwickler, größtenteils im Homeoffice. In seinem BUND-Ortsverband ist er Sprecher und lokal sehr aktiv. Darüber hinaus unterstützt er Lobby-Control, das Umweltinstitut München, Campact und eine Bürgerinitiative gegen Fluglärm. Er unterzeichnet häufig Online-Petitionen, beteiligt sich jedoch gleichermaßen auch an Straßendemos und Infoständen. Sven ist der Meinung, dass man insb. vor Ort hartnäckig an Problemen dranbleiben und selbst mitgestalten muss. Er verbindet Straßendemos mit viel Freude und Zusammenhalt und versteht solche Aktionen auch als Zeit mit der Familie und Freund*innen.

Sarah ist 51 Jahre alt, weiblich und arbeitet mit einer 50 % Stelle bei einem Landesverband der BUNDjugend. Ihre restliche Zeit investiert sie insb. in die Imkerei, den Obst- und Gemüseanbau und weitere Ehrenämter. Sarah ist Mitglied im Vorstand des Imkervereins und im Sprechteam ihres BUND-Kreisverbands. Neben aktiver Teilnahme an BUND-Aktionen, unterstützt sie Attac, Campact, den VCD, den VEN und einen lokalen botanischen Garten finanziell. Neben vielseitigem Engagement auf der Straße unterzeichnet sie auch häufig Online-Petitionen. Social Media nutzt Sarah hingegen nicht.

Markus ist 71 Jahre alt, männlich und Rentner. Er engagiert sich seit dessen Gründung sehr für den BUND und ist dort in vielen AGs und verschiedenen Funktionen, u. a. als Vorstand, tätig. Martin bezeichnet sich selbst als „68er“, der auf der Straße bereits gegen den Vietnamkrieg und Atomenergie protestierte und versteht Engagement als Muss. Er äußert sich sehr kritisch gegenüber Avaaz, unterzeichnet aber ab und zu Online-Petitionen auf verschiedenen Plattformen, sowie auf der BUND Webseite. Markus nutzt ausgiebig Recherchemöglichkeiten im Internet, liest und verschickt dort viele Berichte und Newsletter und organisiert sich über E-Mail-Kommunikation. In seinem Engagement profitiert er u. a. von seiner früheren Berufstätigkeit in der Wirtschaftsentwicklung mit Fokus auf erneuerbare Energien und von einem ausgezeichneten Netzwerk, das ihn gegenwärtig als Berater bis in den Landtag hinein Einfluss nehmen lässt.

Helena ist 62 Jahre alt, weiblich und arbeitet mit einer halben Stelle als Apothekerin. Ihr Ehrenamt für den BUND – mit vielen lokalen Aktionen zum Anpacken sowie als Vorstand ihres Ortsverbandes – versteht sie als zweite Teilzeitstelle und hat sich bewusst für diese Zeiteinteilung entschieden. Darüber hinaus unterstützt sie Campact, sowohl bei Straßenaktionen in ihrer Nähe als auch durch Unterzeichnung von Online-Petitionen. Auch das Umweltinstitut München, der WWF, LobbyControl, foodwatch und andere Organisationen werden von Helena aktiv oder finanziell gefördert. Sie nutzt kein Social Media, aber unterzeichnet häufig Online-Petitionen und vernetzt sich intensiv über E-Mails. Helena beschreibt ausführlich die von ihr empfundene Gemeinschaft bei Straßendemos und wie sie durch die Schwangerschaft bzw. ihre Kinder für Umweltschutz-Themen sensibilisiert wurde.

Isabelle ist 27 Jahre alt, weiblich und Studentin des Masterstudiengangs Sustainability, Economics and Management. Sie ist weder Mitglied einer Partei, noch einer Organisation. Isabelle engagiert sich in lokalen und eher informellen Initiativen wie Repair Cafés oder Urban Gardening Projekten, will Dinge selbst anpacken und direkt mitgestalten. Sie versteht Nachhaltigkeit ganzheitlich und möchte ihren kompletten Alltag danach ausrichten. Isabelle nutzt kein Social Media und verbringt – trotz ihres Alters – insgesamt sehr wenig Zeit

im Internet. Stattdessen lässt sie sich lieber über Freund*innen oder alternative Medien informieren. Sie partizipiert selten bei Straßendemos, hält es aber für nötig, sich über Wahlen hinaus zivilgesellschaftlich einzubringen und Gesellschaft aktiv mitzugestalten.

Stefanie ist 28 Jahre alt, weiblich und Studentin der Umweltwissenschaft. Sie betreibt einen eigenen Blog zum Thema Upcycling, nutzt aktiv verschiedene Social-Media-Kanäle und hat gemeinsam mit der DUH auf Change.org eine Online-Petition zum Thema Plastikvermeidung erstellt. Stefanie unterzeichnet auf verschiedenen Plattformen Online-Petitionen und beschreibt eine ausgeprägte Nähe zum Medium Internet. In Zusammenarbeit mit lokalen Initiativen hat sie bereits verschiedene Aktionen wie Infostände und Tüten-tausch-Tage organisiert. Stefanie meidet Straßendemos, u. a. weil sie sich in großen Menschenmassen unwohl fühlt. Reisen in sogenannte Entwicklungsländer und ein Meditationskurs haben sie neben anderen Faktoren zu mehr Engagement bewogen.

Sonja ist 56, weiblich und arbeitet als selbstständige Übersetzerin. Die Arbeit an einem Buch von Naomi Klein hat bei Sonja nach einer längeren Familienpause erneut den Wunsch nach Aktivismus geweckt. Sie ist Mitbegründerin einer lokalen Bürgerinitiative gegen Fracking, Vorsitzende einer BUND-Ortsgruppe und Mitglied bei den Grünen. Sonja nutzt aktiv Social Media, recherchiert und teilt Informationen im Internet. Sie unterzeichnet sehr häufig Online-Petitionen auf verschiedensten Plattformen und hat selbst eine Online-Petition gegen Fracking gestartet. Dabei wurde sie aktiv von Change.org unterstützt. Sonja organisiert oft Straßenaktionen, partizipiert an großen Demos und unterstützt Organisationen wie PETA finanziell. Sie nennt ihre Schwangerschaft während der Tschernobyl-Katastrophe als einschneidendes Erlebnis, das sie politisiert habe und beschreibt insgesamt ein sehr geringes Vertrauen in Politiker*innen. Sonja setzt sich für mehr direktdemokratische Mitbestimmungsmöglichkeiten ein.

Mareike ist 49, weiblich und Beraterin für Social Media. Sie zeichnet sich durch sehr ausgeprägte Online-Praktiken aus, unterschreibt häufig Online-Petitionen, nutzt Social Media sehr intensiv – insb. auch zur Verbreitung politischer Inhalte – und recherchiert Informationen, die sie in ihrem Blog zu internetrelevanten Themen veröffentlicht. Mareike rät Privatpersonen, im Netz sehr vorsichtig mit ihren Daten umzugehen, sieht grundsätzlich aber zahlreiche Vorteile im Internet und ist die einzige Interview-Partnerin, die online ein Gemeinschaftsgefühl empfindet. Außerhalb des Internets ist sie eher in Initiativen aktiv, die nicht zum Umweltschutz zählen, aber von denen sie persönlich betroffen ist oder zu denen sie einen lokalen Bezug hat. Mareike wurde schon in ihrer

Kindheit durch sozialistische Jugendfreizeiten politisiert und beschreibt gegenwärtig ein sehr geringes Vertrauen in Politiker*innen. Sie sucht entsprechend explizit alternative Einflussmöglichkeiten über das Internet.

Julia ist 22 Jahre alt, weiblich und studiert Psychologie. Sie ist im Landesvorstand der BUNDjugend und investiert viel Zeit für ihr Engagement für den BUND. Julia unterschreibt Online-Petitionen bei Campact, Change.org und auf der Webseite des BUND – jedoch nur, wenn sie sich mit dem entsprechenden Thema gut auskennt. Sie beschreibt, bereits in der Kindheit mit ihren Eltern bei Demos und Castorblockaden mitgewirkt zu haben, und versteht es als Verantwortung eines jeden, sich einzusetzen. Julia nimmt zwar gelegentlich an Straßendemos teil, jedoch lieber privat als im T-Shirt ihres Verbandes. Sie reflektiert ausführlich die Vorteile des Internets für Organisationen wie die BUNDjugend und benennt gegenwärtige Herausforderungen in der Arbeit mit Ehrenämter*innen.

3.4.2 Übersicht über Interview-Partner*innen nach Auswahlfaktoren

Die folgende Tabelle bietet noch einmal eine Übersicht über die Auswahlfaktoren der Sample-Zusammensetzung und die einzelnen Ausprägungen bei allen 18 Interview-Partner*innen. Bereits an dieser Stelle wird deutlich, dass sich ein Großteil der Gesprächspartner*innen sowohl im Netz als auch auf der Straße engagiert. Die anderen Faktoren zeigen größtenteils eine gewisse Ausgewogenheit, jedoch mit leichter Tendenz zu einer mittleren bis hohen Intensität des Engagements und einer mittelmäßigen bis hochgradigen Organisiertheit (Abbildung 3.2).

3.5 Kategorienbildung nach der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse

Während der Analyse des Datensatzes bestehend aus 18 Interviews wurde ein umfangreiches Kategoriensystem gebildet. Dieses Kategoriensystem besteht einerseits aus Kategorien, die schon vor Erhebung der Daten (d. h. Durchführung der Interviews) aus der bisherigen Literatur heraus abgeleitet und im Leitfaden der Interviews berücksichtigt wurden (z. B. Ressourcen, Ursprung und Entstehung von Engagementbereitschaft, Motive für Engagement, Emotionen oder kollektive

Auswahl-Faktor	Grad der Organisiertheit	Alter bzw. Dauer des Engagements	Ort des Protests	Intensität des Engagements
Name	gering organisiert, mittelmäßig organisiert, hochgradig organisiert, selbst organisiert	jung/kurz, mittel/mittel, alt/lang	überwiegend Straße, Straße & Netz, überwiegend Netz	gering, mittel, hoch
Felix	gering	jung/kurz	Straße & Netz	gering
Sybille	mittel	mittel/lang	Straße & Netz	hoch
Franz	hoch	mittel/lang	Straße & Netz	hoch
Valeria	mittel	alt/lang	Straße & Netz	gering
Kilian	mittel	jung/kurz	Straße & Netz	mittel
Gerd	hoch	alt/lang	Straße & Netz	hoch
Günter	mittel + selbst	alt/lang	Straße	hoch
Daniela	mittel + selbst	mittel/lang	Netz	hoch
Olaf	mittel	mittel/lang	Straße & Netz	mittel
Sven	hoch	mittel/lang	Straße & Netz	mittel
Sarah	hoch	mittel/lang	Straße & Netz	hoch
Markus	mittel	alt/lang	Straße	hoch
Helena	hoch	mittel/lang	Straße & Netz	hoch
Isabelle	gering	jung/kurz	Straße	gering
Stefanie	mittel	jung/kurz	Netz & Straße	mittel
Sonja	hoch	mittel/lang	Netz & Straße	hoch
Mareike	mittel	mittel/lang	Netz	mittel
Julia	mittel	jung/kurz	Straße	mittel

Abbildung 3.2 Sample-Auswahlfaktoren bei den Interview-Partner*innen

Identität) und andererseits aus weiteren Kategorien, die aus dem erhobenen Material selbst abgeleitet wurden (z. B. Ortsbezug, Selbstverständnis, Nachhaltigkeit und Effizienz von Engagement, Position zu Straßenprotest, Position zu Netzprotest und Clicktivism). Die vorliegende Arbeit folgt damit der Kategorienbildung der inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Kuckartz (2018). Hierbei werden Hauptthemen bereits von den Forschungsfragen abgeleitet und bei der Datenerhebung im Leitfaden der Interviews berücksichtigt (ebd.: 101). Häufig entsprechen einzelne Kodiereinheiten dann den Antworten auf bestimmte Fragen des Leitfadens (vgl. ebd.: 104). Neben dieser deduktiven Kategorienbildung werden jedoch auch induktiv im laufenden Verfahren der Inhaltsanalyse weitere Kategorien gebildet und alle Kategorien ständig weiterentwickelt. Insbesondere die Subkategorien (hier „Ausprägungen“) basieren auf einer induktiven Kategorienbildung (vgl. ebd.: 72, 95 f.).

Die 14 in dieser Arbeit deduktiv-induktiv gebildeten Kategorien werden fünf verschiedenen Schlüsselkategorien zugeordnet, die sich schlussendlich auch in der Gliederung dieser Arbeit in Form von Unterkapiteln wiederfinden. Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über das Kategoriensystem mit seinen Schlüsselkategorien, Kategorien und jeweils einem Beispiel für eine mögliche Ausprägung sowie dem dazugehörigen Kürzel. Die komplette Übersicht aller Ausprägungen befindet sich im Anhang dieser Arbeit (Abbildung 3.3).

Schlüsselkategorie	Kategorie	Ausprägung	Kürzel
Ressourcen und Intensität (RI)	Ressourcen	Zeit und Geld als wichtigste Ressourcen	RI_R_1
Ressourcen und Intensität (RI)	Intensität	Teilnahme an Straßendemonstrationen	RI_I_1
Ursprung und Motive (UM)	Ursprung und Entstehung von Engagementbereitschaft	Naturverbundene Kindheit und Einfluss von Eltern und Großeltern	UM_U_1
Ursprung und Motive (UM)	Wertorientierte Motive für gegenwärtiges Engagement	Besonders mit Blick auf nachfolgende Generationen muss eine Lebensgrundlage erhalten werden	UM_WM_1
Ursprung und Motive (UM)	Emotionale Motive für gegenwärtiges Engagement	Protest als spaßiges Happening	UM_EM_1
Ursprung und Motive (UM)	Ortsbezug als zweckrationales Motiv für gegenwärtiges Engagement	Vor der eigenen Haustür anfangen und durch persönliche Betroffenheit Probleme vor Ort angehen	UM_O_1
Kollektive Identität und Mitgliedschaft (KIM)	Kollektive Identität	Mit Gleichgesinnten über ein Thema zusammenkommen	KIM_KI_1
Kollektive Identität und Mitgliedschaft (KIM)	Mitgliedschaft	Mitgliedschaft als konkrete Praktik und aktive Mitarbeit	KIM_M_1
Demokratie und Bürgerschaft (DB)	Demokratie und Politik	Meinungs- und Demonstrationsfreiheit als (deutsches) Privileg & Engagement als „Muss“	DB_D_1
Demokratie und Bürgerschaft (DB)	Selbstverständnis	Zivilgesellschaftliches Engagement als Bürgerpflicht	DB_SV_1
Demokratie und Bürgerschaft (DB)	Nachhaltigkeit und Effizient von Engagement	Größe des Themas und Macht bestimmen die Einflusschancen	DB_N_1
Einstellung zu Protestformen (EP)	Position zu Straßenprotest	Innenwirksamkeit von Straßendemonstrationen: Solidarisierung und Gemeinschaftsbildung	EP_S_1
Einstellung zu Protestformen (EP)	Position zu Netzprotest	Mobilisierungspotenzial, Zugang zu Informationen und große Reichweite als Vorteile des Internets gegenüber des Offline-Engagements	EP_N_1
Einstellung zu Protestformen (EP)	Position zu Clickivism-Kritik	Online-(Petitionen) als zusätzlicher Kanal zum Offline-Aktivismus, der ergänzt und den jeder auch noch mitmachen kann	EP_C_1

Abbildung 3.3 Übersicht Kategoriensystem

Um die Kategorienbildung detaillierter zu veranschaulichen, folgt nun ein Beispiel für eine Kategorie, inkl. Zuordnung zur Schlüsselkategorie, Definition der Kategorie und einem Beispiel aus der Empirie, welches dieser Kategorie zugeordnet wurde. Eine Übersicht über alle Kategorien inkl. Definitionen und Beispielen befindet sich ebenfalls im Anhang dieser Arbeit.

Kategorie: „Ressourcen“ (Schlüsselkategorie: RI)

Definition:

Aussagen darüber, welche Ressourcen die Interviewten für ihr zivilgesellschaftliches Engagement zur Verfügung haben, in der Vergangenheit hatten oder in der

Zukunft gerne hätten und darüber, welche Ressourcen generell nötig sind, um sich zivilgesellschaftlich einzubringen. Beinhaltet auch Information über Ausbildung, Studium, Berufserfahrung und Ähnliches, egal ob fachlich oder fachfremd.

Beispiel:

„Na ja, es gibt ja zwei wichtige Ebenen – oder es gibt wahrscheinlich auch mehr. Also, die eine wichtige ist natürlich überhaupt die Zeit und dann die finanzielle. Das heißt, wenn ich mich ehrenamtlich engagiere, kriege ich ja kein Geld dafür. Und vielleicht könnte ich ja sonst eben mehr für Geld arbeiten und dann hätte ich im Monat mehr in der Tasche. Das ist natürlich eine Sache, die sich alle Leute überlegen müssen, die ehrenamtlich tätig sind. Weil sie das eben als Zusatzbelastung haben, zeitlich und eben auch körperlich, psychisch, wie auch immer.“ (Olaf, Z. 284 ff.)

3.6 Typenbildung

Für die in Kapitel 8 „Typen von Protest-Aktivist*innen“ erläuterte Typisierung wurden alle Aspekte des Kategoriensystems zusammengefügt und basierend auf diesen Faktoren drei Typen von Protest-Aktivist*innen skizziert. Jeder Typ zeichnet sich wiederum nochmal durch zwei Abstufungen aus. Die Typen unterscheiden sich insb. bzgl. der ausgeübten Protestpraktiken und darin, wie intensiv sie das Netz in ihr Engagement einbinden¹¹ und sind als jeweilige Steigerung zueinander zu verstehen. Vom ersten Typ bis zum dritten Typ nehmen sowohl die Bandbreite an Praktiken als auch die Extensität des Engagements zu. Für die Typenbildung wurden entsprechend alle 18 Interview-Partner*innen auf diese beiden Faktoren geprüft und anschließend diejenigen Personen ausgewählt, die neben einer prototypischen Steigerung der Bandbreite und Extensität in der Kombination dieser sechs Bürger*innen gleichzeitig auch eine möglichst vielfältige Abbildung anderer, das Engagement beeinträchtigender, Faktoren – u. a. aus den Kategorien Ressourcen, Motive oder Mitgliedschaft – ermöglichten. Dafür wurde eine umfangreiche Fallübersicht erstellt (vgl. Kuckartz 2018: 115 f.), die

¹¹ Da sich keine der Bürger*innen den Vorteilen des Internets komplett verschließt, zeichnen sich zwar alle drei Typen durch digitale Praktiken aus, unterscheiden sich jedoch in der Extensität dessen.

die Typenbildung und Zusammensetzung der verschiedenen Fälle für die Veranschaulichung der Typen ermöglichte.¹² Mit der Darstellung dieser ausgewählten sechs Fallbeispiele sollen sowohl eine möglichst große Vielfalt an Engagementunterstützenden oder -verhindernden Faktoren abgebildet werden, als auch die Steigerung der Vielfalt und Extensität von Protestpraktiken veranschaulicht werden.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



¹² Ein Foto dieser auf Papier erstellten Fallübersicht befindet sich im Anhang dieser Arbeit.



Forschungsgegenstand und historische Einordnung

4

Im nun folgenden vierten Kapitel wird die Geschichte der Umweltschutz-Bewegung in Deutschland mit ihren verschiedenen Entwicklungsphasen skizziert, es werden Ziele und Strategien der Bewegung vorgestellt und Akteure sowie relevante Organisationen benannt. Außerdem wird die gegenwärtige Situation der Umweltschutz-Bewegung mit zuletzt besonders relevanten Protestaktionen und zum Teil neuen Kollektivakteuren beschrieben. Anschließend folgt eine Vorstellung der in der Analyse des Interviewmaterials relevanten Organisationen MoveOn, Campact, Change.org und BUND mit ihren jeweils spezifischen Konzepten, Positionen und Strategien. Ziel dieses Kapitels ist, den historischen und gegenwärtigen Kontext der in dieser Arbeit untersuchten Sozialen Bewegung kennenzulernen und die Kollektivakteure vorzustellen, welche die individuellen Protestpraktiken der Subjekte rahmen.

4.1 Die Geschichte der Umweltschutz-Bewegung in Deutschland

Soziale Bewegungen sind nicht immer trennscharf voneinander zu unterscheiden und weisen häufig einige Überschneidungen auf, doch insb. in der historischen Herleitung der Umweltschutz- und Anti-Atom-Bewegung¹ lassen sich auch einige Unterschiede aufzeigen. Im Folgenden wird die Geschichte beider Bewegungen erläutert und zusammengeführt. Insbesondere bei der historischen Herleitung liegt der Fokus dabei jeweils stärker auf West- als auf Ostdeutschland.

¹ In dieser Arbeit wird die Anti-Atomkraft-Bewegung (auch Anti-Atom-Bewegung) als Teil der Umweltschutz-Bewegung verstanden.

Die Anti-Atomkraft-Bewegung umfasst laut Rucht (2008: 246) „die Individuen, Gruppen und Organisationen, die sich im Rahmen eines größeren, netzwerkartigen Zusammenhangs, dem sie sich selbst zurechnen, aktiv und insb. mit Mitteln des kollektiven öffentlichen Protests gegen die zivile Nutzung der Atomenergie wenden.“ An dieser Stelle wird bewusst auf die alternative Bezeichnung als Anti-Atomkraftwerk/Anti-AKW-Bewegung verzichtet, da sich die Anti-Atomkraft-Bewegung nicht nur gegen Kraftwerke richtet, sondern gegen sämtliche Formen der Atomkraftnutzung: Auch die Urananreicherung, den Transport und die Lagerung von Atommüll, die Fabrikation von Brennstäben usw. Die Anti-Atomkraft-Bewegung stellt sich gegen jegliche zivile Nutzung der Atomkraft in allen Ländern der Welt.

Die Umweltschutz-Bewegung hingegen lässt sich weiter fassen als die Anti-Atom-Bewegung. Insbesondere in der gegenwärtigen Umweltschutz-Bewegung geht es um ein neues Verständnis von gesellschaftlicher Naturbeziehung, es geht ganz allgemein um alle Auswirkungen des menschlichen Lebens auf die Natur als Lebensraum für Tiere, Pflanzen und den Menschen selbst. Darunter fällt auch die Ablehnung von Atomkraft und Unterstützung von erneuerbaren Energien. Deswegen wird die Anti-Atom-Bewegung im Folgenden als Bereich der Umweltschutz-Bewegung verstanden. Dieses Kapitel beschreibt die Geschichte der Umweltschutz-Bewegung in Deutschland und geht dabei auf Spezifika der Anti-Atom-Bewegung ein, um die im Anschluss beschriebenen Erfahrungen und Praktiken der Interview-Partner*innen im Kontext analysieren zu können.

Ausgangssituation und historische Vorläufer

Laut Brand (2008: 220) kann die organisierte Umweltschutz-Bewegung auf die Kampagnen der frühen viktorianischen Zeit gegen Tierquälerei und für Vogelschutz, die schnelle Verbreitung der sogenannten ‚natural history societies‘ in England seit Mitte des 19. Jahrhunderts und die deutschen Anfänge eines romantisch inspirierten Denkmal- und Naturschutzes zurückgeführt werden. Um die Wende zum 20. Jahrhundert verlieh die „kompensatorische Verklärung von Natur und ländlichem Leben“ (ebd.: 221) dem Umweltschutz Rückenwind. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hatten Technikfaszination, Sozialdarwinismus und mechanischer Fortschrittsglaube vorgeherrscht, doch ausgelöst durch die in den 1880er Jahren einsetzende wirtschaftliche Depression zeigten sich auch die hässlichen Seiten der Industrialisierung, z. B. die starke Luft- und Wasserverschmutzung (vgl. ebd.). Folglich verbreiteten sich Idealisierungen von landwirtschaftlicher Schönheit, unberührter Natur und sanft kultivierten Gartenlandschaften als Gegenpol dazu.

Die Forderung nach Natur- und Heimatschutz hatte bald eine breite organisatorische Basis: 1899 wurde der Deutsche Bund für Vogelschutz gegründet, 1904 der Deutsche Bund Heimatschutz, 1909 der Verein Naturschutzpark und 1913 schließlich der Bund Naturschutz Bayern, aus dem später die Gründung des BUND Deutschland hervorging (vgl. Brand 2008: 222).

Während der Weimarer Republik blieb die Randstellung von Natur- und Heimatschutz zwar bestehen, Naturschutz und Ökonomie wurden jedoch nicht mehr länger als Gegensatz gesehen. Naturschutz wurde neu definiert und um eine soziale Perspektive erweitert: Die Erhaltung der Natur als Erhaltung des menschlichen Erholungsraumes. Nachdem 1935 das Reichsnaturschutzgesetz verabschiedet wurde, folgte darauf jedoch wieder das Ziel der Effizienzsteigerung der Kriegswirtschaft (vgl. ebd.: 223). Nach dem Zweiten Weltkrieg fasste der Naturschutz in Westdeutschland nur schwer wieder Fuß. Auch weil Begriffe wie Heimat, Landschaft und Natur durch die nationalsozialistische Ideologie entwertet wurden. Kriegszerstörungen machten wirtschaftlichen Wiederaufbau zuerst vorrangig. Die bislang unkoordiniert handelnden Naturschutzvereine gründeten 1950 die gemeinsame Dachorganisation „Deutscher Naturschutzring“ mit ca. 500.000 Mitgliedern. In der DDR wurden 1949 die nach dem Ende des Krieges gegründeten Natur- und Heimatschutzverbände dem „Kulturbund“ zwangseingegliedert (vgl. ebd.).

Die Anti-Atom-Bewegung hat im Gegensatz zur Umweltschutz-Bewegung keine so weit zurückreichenden Vorläufer, da erst ab 1953 die zivile Nutzung von Atomenergie vom damaligen US-Präsidenten Eisenhower öffentlich angepriesen wurde. Zivile atomare Anlagen entstanden zuerst in jenen Ländern, die schon über Atomwaffen verfügten: USA, Großbritannien, Frankreich und Sowjetunion. In Deutschland folgte die Realisierung der zivilen Nutzung mit einigen Jahren Verspätung. Laut Rucht (2008: 247; Hervorh. im Orig.) bestand gerade darin aber ein gewisser Legitimationsvorteil, „hatten sich doch im Zuge der Kampagne gegen die atomare Bewaffnung der Bundeswehr führende Atomphysiker zwar gegen die Ausrüstung mit Atomwaffen, zugleich aber sehr nachdrücklich für die zivile Nutzung der Atomenergie ausgesprochen.“ Dafür wurden schon früh die forschungspolitischen Weichen gestellt. Bereits 1949 wurde im Rahmen des Deutschen Forschungsrates die Kernphysikalische Kommission etabliert, ab 1953 waren westdeutsche Atomphysiker in Genf am Europäischen Kernforschungszentrum CERN beteiligt und 1955 erhielt die Bundesrepublik volle Souveränitätsrechte und die Bundesregierung richtete auf Drängen der Industrie das Bundesministerium für Atomfragen ein (vgl. ebd.: 247 f.). Die ein Jahr später gegründete Deutsche Atomkommission entwickelte sich zum „treibenden Motor

der Atompolitik“ (Rucht 2008: 248) und im Jahr 1957 wurde mit dem Eltviller Programm die Grundlage des ersten Atomprogramms der Bundesregierung gelegt.

Entwicklungsphasen der Umweltschutz-Bewegung

Der frühe Naturschutz war ein kulturelles Anliegen, gegensätzlich zur Verstädterung und Industrialisierung sollte das Verhältnis zur Natur bewahrt werden. Mitte der 1960er Jahre änderte sich diese Perspektive: „Die Folgeprobleme der industriellen Naturnutzung wurden nun nicht mehr als >>Naturschutz<<- sondern als >>Umwelt<<-Probleme thematisiert.“ (Brand 2008: 223) Wissenschaftliche Publikationen aus den USA wie „Silent Spring“ (Carson 1962) oder „Limits to Growth“ (Meadows et al. 1971) rüttelten die Bevölkerung wach und stießen eine Diskussion an.² Die bedrohlichen Auswirkungen industrieller Naturnutzung auf die Lebensbedingungen und -räume der Menschen rückten fortan in den Vordergrund.

Kern (2008: 104 f.) führt die plötzlich aufkommende Aufmerksamkeit für ökologische Probleme auf drei Ursachen zurück: Eine erhöhte Sensibilität für ökologische Risiken, eine höhere Zahl von Umweltkatastrophen und die Formierung lokaler Gruppen und Bürgerinitiativen. Beispiele hierfür sind: Der Untergang des Öltankers Torrey Canyon vor der englischen und französischen Küste im Jahr 1967, Zwischenfälle in Kernkraftwerken, die Ölpest des Santa-Barbara-Kanals in den USA und generell die zunehmende Vergiftung von Wasser, Luft und Böden in den USA, Europa und Japan (vgl. ebd.: 105). Zuletzt bildeten sich mehr Bürgerinitiativen und regionale Gruppen, die gegen den Abbau der Wälder, die Trockenlegung von Sümpfen oder den Bau von Straßen, Startbahnen und Ähnlichem vorgehen. Aus diesen Gruppen bildete sich später der organisatorische Kern der Umweltschutz-Bewegung.

Für die Zeit bis 2006 unterteilt Brand (2008: 224 ff.) die Umweltschutz-Bewegung in fünf Phasen:³

1) 1969–1974 Die Etablierung von Umweltschutz als politisches Handlungsfeld: Erst Ende der 1960er Jahre wurde die Umweltdebatte aus den USA auch in Deutschland aufgegriffen. Umweltschutz als Handlungsfeld gelangt top-down durch die sozialliberale Regierung unter Willy Brandt, nach seiner Regierungserklärung von 1969, dem „Sofortprogramm Umweltschutz“ 1970 und dem

² „Silent Spring“ (Carson 1962) befasste sich mit der chemischen Verseuchung von Böden und Gewässern und hielt sich in den USA 31 Wochen auf Platz 1 der Bestsellerliste der New York Times (vgl. Kern 2008: 104).

³ Die Benennung der Phasen erfolgte in Anlehnung an Brand (2008: 224 ff.).

Umweltprogramm 1971 auf die Agenda – nicht durch den Druck der Bevölkerung. Damit wurden die Grundsteine für ein neues institutionelles Politikfeld gelegt. Begünstigt durch eine Reform- und Aufbruchsstimmung und neue politische Mobilisierung von unten, welche durch die Jugend- und Studentenbewegung entstand, gründeten sich zunächst in der eher bürgerlichen Mittelschicht städtische und ländliche Bürgerinitiativen. 1972 fand die erste Umweltkonferenz der Vereinten Nationen in Stockholm statt. Von da an erfuhr das Thema nicht nur eine breitere Öffentlichkeit, sondern auch eine internationale Vernetzung.

2) 1975–1982 Polarisierung zwischen Ökonomie und Ökologie: Mitte der 1970er Jahre schlug der umweltpolitische Konsens um. Die Ölkrise 1973 sorgte für einen Anstieg der Ölpreise, führte zu einer weltweiten wirtschaftlichen Rezession und verschob innenpolitisch die Handlungsprioritäten. Der Kanzlerwechsel von Brandt zu Schmidt stand für einen Kurs hin zu wirtschaftlicher Modernisierung und einem beschleunigten Ausbau der Kernenergie (vgl. Brand 2008: 225). Ökonomie und Ökologie standen sich von nun an polar gegenüber. Umweltproteste erfuhren dadurch eine fundamentalistische Stoßrichtung, insb. Konflikte um den Bau von neuen Atomanalagen und andere Großprojekte erhielten vermehrt Gegenwind. Dieser Protest führte „zur Herausbildung eines dichten Netzwerks grün-alternativer Projekte, >>basisdemokratischer<< Bewegungsorganisationen und Wählerlisten, die zur Gründung der Partei *Die Grünen* führte.“ (ebd.)

3) 1983–1990 Institutionalisierung der Umweltbewegung: Mit Beginn der 1980er Jahre ließen sich deutliche Institutionalisierungstendenzen in der Umweltschutz-Bewegung beobachten. Die Partei Die Grünen zog 1983 als viertstärkste Kraft erstmals ins Bundesparlament ein und Bundeskanzler Kohl nutzte eine öffentlichkeitswirksame Debatte um das Waldsterben, um sich als europäischer Vorreiter in Sachen Umweltschutz zu positionieren. 1986 führte die Reaktor-Katastrophe von Tschernobyl zur Entstehung neuer Graswurzel-Bewegungen, ebenso wie zur Schaffung eines eigenen Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit. Neben den Grünen setzte sich von nun an auch die SPD für den Ausstieg aus der Kernenergie ein. Damit war das Thema endgültig auf der politischen Tagesordnung der Bundesrepublik. Die Kämpfe in Wackersdorf⁴ und Co. erhielten starken Rückenwind und Grüne besetzten erstmals Minister- und Dezernenten-Posten auf Kommunal- und Landesebene. „Die Umweltbewegung wurde – zum Teil wider Willen und

⁴ Zu Wackersdorf und der Protestbewegung gegen Wiederaufarbeitungsanlagen siehe auch Kretschmer/Rucht (1987: 134 ff.).

mit erheblichen Identitätsproblemen – von einer antiinstitutionellen Massenbewegung zu einem akzeptierten, auch wegen seines Sachverstands gefragten gesellschaftspolitischen Akteur.“ (Brand 2008: 227)

4) 1991–1995 Standortdebatte und die Umweltbewegung in der Defensive: Zu Beginn der 1990er Jahre wurden umweltpolitische Debatten von der deutschen Vereinigung und Debatten um deren wirtschaftlichen und sozialen Folgen überlagert. Unter anderem für den Aufbau Ost mussten ökologische Belange zurückgestellt werden. Doch neue Fokussierungen auf globale Umweltfragen wie das Ozonloch, Abholzung der Regenwälder oder die Desertifikation verhinderten, dass bisherige inhaltlich erreichte Standards der Umweltdebatte verloren gingen. Umweltpolitik orientierte sich neu und musste sich als präventives Umweltmanagement etablieren (vgl. ebd.: 228).

5) 1996–2006 Neurahmung der ökologischen Problematik unter dem Leitbild einer nachhaltigen Entwicklung: Seit der UNCED Konferenz (United Nations Conference on Environment and Development) in Rio 1992 verbreitete sich langsam ein neues Leitbild der nachhaltigen Entwicklung. Fortan lag die Verknüpfung von ökologischen, ökonomischen und sozialen Entwicklungsaspekten im Fokus. Exemplarisch für diese Neuorientierung standen das sogenannte Drei-Säulen-Modell „Schutz des Menschen und der Umwelt“ im Jahr 1994 und die Studie des Wuppertaler Instituts für Klima, Umwelt und Energie „Zukunftsfähiges Deutschland“ aus dem Jahr 1996, welche vom BUND und MISEREOR in Auftrag gegeben wurde (vgl. ebd.: 229). Mit der Gründung eines Staatssekretärsausschusses für nachhaltige Entwicklung, der Ausarbeitung der deutschen Nachhaltigkeitsstrategien und der Bildung eines nationalen Nachhaltigkeitsrates wurde die Debatte um umweltpolitische Fragen immer konkreter. Die Veröffentlichung des vierten Berichts des UN-Weltklimarates 2007 und die darin erwähnten drastischen zu erwartenden Folgen der Klimaerwärmung bildeten eine neue Zäsur in der öffentlichen Debatte um Umweltprobleme.⁵

Phasen der Anti-Atom-Bewegung

Die Anti-Atom-Bewegung, als Teil der Umweltschutz-Bewegung, lässt sich nach Rucht (2008) wiederum in die drei Phasen Formierungsphase, Phase der Eskalation und schrittweiser Einstieg in den Ausstieg unterteilen.

1) 1956 erwähnte das Atomministerium zwar das Problem einer sogenannten Strahlenangstpsychose und in den 1950er/60er Jahren kam es vereinzelt zu kleineren, lokalen Protesten, doch eine fachliche Kritik am Atomprogramm der

⁵ Auf die Entwicklung der Umweltschutz-Bewegung nach 2006 und insb. auf ihre gegenwärtige Situation 2021 wird am Ende dieses Kapitels eingegangen.

Bundesrepublik blieb nur wenigen Wissenschaftler*innen vorbehalten (vgl. Rucht 2008: 248 f.). Erst 1970/71 formierten sich erste organisierte Bürger*innen gegen geplante Atomkraftwerke in Neckarwestheim, Bonn, Breisach und Esenshamm. Von der Atomlobby wurde dies mit mehr Verwunderung als Besorgnis wahrgenommen, da man die Proteste auf mangelnde Sachkenntnis zurückführte. Doch mit den Bürgerprotesten am badischen Oberrhein legte die Bewegung an Masse und Dynamik zu. An dieser Stelle können nicht alle Widerstände erwähnt werden, bekannt ist jedoch insb. der Widerstand in Wyhl: Im Anschluss an eine Großdemonstration besetzten ab Februar 1975 rund 28.000 Personen das Wyhler Baugelände (vgl. ebd.: 249). „Von dieser mehrmonatigen Besetzung, an der sich neben wenigen Daueraktivisten viele Besucher aus dem Umland zumindest sporadisch beteiligten, ging eine Signalwirkung auf die gesamte Anti-Atomkraft- und Ökologiebewegung aus“, beschreibt Rucht (ebd.) die Konsequenzen der Aktion. Die Besetzer*innen hatten den Rückhalt der lokalen Bevölkerung und die noch protestunerfahrene Landesregierung vermied es, Proteste mit Gewalt niederzuschlagen. Ein langwieriger Verhandlungsprozess endete schließlich mit dem Kompromiss, dass weitere Studien zu Gefahrenquellen des Atomkraftwerkes erstellt werden würden und die Besetzer*innen verließen das Baugelände.

2) Ab Mitte der 1970er Jahre mussten sich die Betreiber von Atomanlagen an fast allen geplanten Standorten mit wachsendem Widerstand auseinandersetzen. Lokale Initiativen arbeiteten untereinander eng zusammen, da sie Kraftwerke nicht nur vor der eigenen Haustür verhindern, sondern generelle Ablehnung demonstrieren wollten. „Kein AKW in X und anderswo“, (ebd.: 250) lautete der Slogan. Inspiriert von der Besetzung in Wyhl bildeten sich auch radikalere politische Gruppen, die sich nach anfänglicher Zurückhaltung oder gar Kritik an den bürgerlichen Initiativen der Widerstandsbewegung anschlossen.

Gegenstrategien der Politik waren kleine institutionelle Korrekturen wie die Verlagerung der Verantwortung für Reaktorsicherheit weg vom Forschungs- hin zum Innenministerium, eine Informationskampagne mit dem Ziel die Bevölkerung von Atomenergie überzeugen zu können, Auftragsstudien zur Akzeptanzproblematik und die aktive Mobilisierung der eigenen Lager. Im Dezember 1977 korrigierte die Bundesregierung ihre „Zweite[n] Fortschreibung des Energieprogramms“ mit einer Reduzierung des Atomprogramms um 50 Prozent und einem verstärkten Gewicht auf Energiesparmaßnahmen und der Entwicklung neuer, nicht-nuklearer Energien. Trotzdem entspannte sich der Konflikt nicht. Besonders gegenüber direkten Aktionen von Atomkraftgegner*innen war Härte angesagt. Versuchte Platzbesetzungen in Brokdorf und Grohnde wurden blutig niedergeschlagen. Zehntausende Menschen beteiligten sich 1976/77 an Massendemonstrationen und „speziell in dieser Phase wirkte der Atomkonflikt über

seinen unmittelbaren Anlass hinaus stark polarisierend. Es ging vielfach um einen Grundsatzstreit“, beschreibt Rucht (2008: 252).

1977/78 zeichnete sich ab, dass ein Atomprogramm auf direktem Weg nicht grundsätzlich zu verhindern war. Einige Aktivist*innen machten sich entsprechend auf die Suche nach alternativen Aktionsmöglichkeiten: Energiesparmaßnahmen und die Entwicklung erneuerbarer Energien, Aufbau von Umweltschutzorganisationen und schließlich auch die Etablierung alternativer bzw. grüner Parteien.

Ab den späten 1970er Jahren wurde der Konflikt um Fragen der Wiederaufbereitung und Endlagerung ergänzt. Gorleben rückte in den Mittelpunkt der Diskussion, doch auch Wyhl und Brokdorf blieben Brennpunkte. Im Februar 1981 demonstrierten rund 100.000 Teilnehmer*innen in Brokdorf, im Januar 1982 etwa 30.000 in Wyhl. Die bundesweit größte Demonstration gegen Atomkraft fand im Herbst 1979 mit rund 150.000 Teilnehmer*innen in Bonn statt. Die Katastrophe von Tschernobyl im April 1986 führte – nachdem es zuvor zu einer vorübergehenden Abnahme der Proteste gekommen war – zu einer Verstärkung und Revitalisierung der bundesdeutschen Anti-Atomkraft-Bewegung.

3) Bereits auf dem Nürnberger Parteitag 1986 setzten die Atomkraftgegner*innen in der SPD einen Ausstiegsbeschluss durch. Auch im Bundestag war das Thema ein Streitpunkt geworden, da insb. mit dem Einzug der Grünen im Jahr 1983 die Atomkraftgegner*innen eine erhebliche Stärkung erfuhren (vgl. ebd.: 254). Der Ausbau der Atomenergie war faktisch bereits zum Stillstand gekommen, noch bevor formell über die Zukunft dieser Stromerzeugungsform entschieden worden war. Die sogenannten Konsensgespräche von 1992/93 markierten den Einstieg in den Ausstieg aus der Atomenergie. Damit gingen auch die Aktivitäten der Atomkraftgegner*innen zurück. Zu einer Vereinbarung, längerfristig aus der Atomenergie auszusteigen, kam es 2000 zur Zeit der rot-grünen Bundesregierung. So verloren zwar die Auseinandersetzungen um bestehende Atomkraftwerke an Schärfe, doch die Anti-Atom-Bewegung war damit nicht am Ende: Viele Menschen waren mit den vereinbarten Restlaufzeiten nicht einverstanden und es herrschte ein großes Misstrauen gegenüber der Industrie- und Energiewirtschaft. Weiterer Streitpunkt blieb die Frage der Entsorgung; der Widerstand gegen Atommülltransporte verlieh der Bewegung eine neue Dynamik. Von 1994 an rückten insb. die Castortransporte in den Mittelpunkt der Proteste.

Ideologie und Ziele der Umweltschutz-Bewegung

Die Entwicklung der Umweltschutz-Bewegung ist in einen umfassenden Mobilisierungszyklus der sogenannten Neuen Sozialen Bewegungen eingebettet. Diese

weisen einen hohen Grad an Vernetzung und kultureller Integration auf.⁶ Innerhalb der Umweltschutz-Bewegung kann zwischen drei verschiedenen Strömungen unterschieden werden: Dem traditionellen Naturschutz, dem modernen pragmatisch orientierten Umweltschutz und der politischen Ökologie (vgl. Brand 2008: 231; Rucht 1994: 246 ff.). Die neue Umweltdebatte ging Anfang der 1970er an den traditionell orientierten Umweltschützer*innen vorbei, ab Mitte der 1970er Jahre und mit Polarisierung der Debatte prägten die radikal-ökologischen Positionen die Bewegung am stärksten. Politisch linke Positionen sind in der Umweltschutz-Bewegung im Verhältnis zur bundesdeutschen Gesamtbevölkerung und auch im europäischen Vergleich überrepräsentiert (vgl. Brand 2008: 231). Durch die Institutionalisierung der Bewegung und die Integration der Ökologie-Thematik in die etablierte Politik verloren radikale und traditionelle Bereiche der Umweltschutz-Bewegung an Bedeutung und „pragmatisch-reformistische Positionen wurden dominant.“ (ebd.)

Die Anti-Atom-Bewegung hat die vollständige Abkehr von ziviler Nutzung der Atomenergie zum Ziel. Begründet wird dieses Ziel mit einer Vielzahl von Argumenten – z. B. den Bedenken zur ungelösten Endlagerfrage, der Katastrophengefahr oder Unwirtschaftlichkeit – und über eine Bandbreite von ideologischen Positionen hinweg von der politisch radikal Linken bis zur radikal Rechten. In ihrem Entwicklungsprozess hat die Anti-Atom-Bewegung jedoch ein Profil angenommen, in dem überwiegend aus der politisch Linken rekrutiert wird. Nichtsdestotrotz beteiligen sich insb. in ländlichen Regionen auch konservative Kreise am aktiven Widerstand gegen Atomenergie.

Kritikpunkte der Aktivist*innen sind bspw. der Vorrang wirtschaftlichen Profitstrebens gegenüber gemeinwohlorientierten Aspekten (ink. der Sicherheitsfrage), mangelnde Transparenz bei staatlichen Entscheidungen, die in einigen Ländern fehlende Trennung zwischen militärischer und ziviler Nutzung der Atomenergie, unzureichende bürgerliche Mitbestimmung und Tendenzen der Abschirmung und Überwachung, die unter dem Schlagwort des sogenannten ‚Atomstaats‘ zusammenkommen (vgl. Rucht 2008: 257 f.). Ein weiterer Kritikpunkt sind die Kosten der Stromerzeugung, sprich mangelnde Wirtschaftlichkeit: Würde man alle einfließenden Kosten, folglich auch die staatliche Forschungsförderung und die Entsorgung, mitberechnen, sei die Atomenergie deutlich teurer als andere Formen der Energieerzeugung, so das Argument. Das wichtigste, mobilisierungskräftigste Argument der Bewegung gegen Atomenergie ist jedoch das des Gefahrenpotenzials. Dieses Argument bezieht sich erstens auf das Risiko

⁶ Zur Einbettung der Umweltschutz-Bewegung in die Neue Soziale Bewegung siehe auch Brand in Brand/Eder/Poferl (1997: 186 ff.) und Roth in Brand (1985: 20 ff.).

von Unfällen durch technisches oder menschliches Versagen, zweitens auf die radioaktiven Emissionen im normalen Betrieb eines Kraftwerks und drittens auf Strahlungsrisiken, die von der Zwischenlagerung und der bis heute ungeklärten Frage der Endlagerung der Abfälle ausgehen. Daneben wird auch auf externe Einwirkungen wie (beabsichtigte oder unbeabsichtigte) Flugzeugabstürze, Erdbeben oder Kriege hingewiesen.

Diese Argumente hat die Bewegung neben Veranstaltungen auch über zahlreiche Publikationen, Aufklärungsschriften und Handbücher verteilt. Nicht unerheblich ist dabei, dass sich auch renommierte Wissenschaftler*innen und darunter sogar Nobelpreisträger auf die Seite der Atomkraftgegner*innen gestellt haben (vgl. Rucht 2008: 258).⁷

Organisation und Netzwerke der Umweltschutz-Bewegung

Bezüglich der internen Organisation in der Umweltschutz-Bewegung unterscheidet Brand (2008: 233 ff.) zwischen drei Sektoren: Autonome Basislager, wahl- und parteipolitische Organisationen und Naturschutzverbänden, und Umweltorganisationen. Rucht (1994: 246 ff.) wiederum unterscheidet zwischen traditionellen Naturschutzverbänden, sogenannten Organisationen des pragmatischen Umweltschutzes und Organisationen der politischen Ökologie.

In den 1970er Jahren dominierten laut Brand autonome Basislager mit ihren regionalen und themenspezifischen Netzwerken das Erscheinungsbild der Umweltschutz-Bewegung, bspw. bei den Auseinandersetzungen im Rahmen von Standortkonflikten. Viele dieser Initiativen waren lose im 1972 gegründeten BBU (Bundesverband Bürgerinitiativen Umweltschutz) vernetzt. Diesem kam damit in den 1970er Jahren eine strategisch und politisch wichtige Rolle in der Bewegung zu. In den 1980er Jahren verloren viele Netzwerke ihre zentrale Bedeutung für die Entwicklung der Umweltschutz-Bewegung, doch die Katastrophe von Tschernobyl brachte 1986 die neue Basisbewegung „Mütter gegen Atomkraft“ ins Leben (vgl. Brand 2008: 233). Die Reaktorkatastrophe sorgte dafür, dass die Skepsis gegenüber Atomkraft und die Bereitschaft zum Ausstieg es bis in etablierte Parteien schaffte und ein Institutionalisierungsschub des Ökologiethemas⁸ erfolgte (siehe oben).

Rucht (1994: 253) wiederum ordnet den BBU dem Bereich „Organisationen der politischen Ökologie“ zu – ebenso Die Grünen, das Öko-Institut in Freiburg

⁷ Z. B. die Organisation IPPNW (International Physicians for the Prevention of Nuclear War; Name der deutschen Sektion IPPNW Deutschland – Internationale Ärzte für die Verhütung des Atomkrieges, Ärzte in sozialer Verantwortung e. V.).

⁸ Zur Institutionalisierung der Umweltschutz-Bewegung inklusive empirischer Befunde, siehe auch Rucht/Roose (2001: 173 ff.) und Rucht (1987: 238 ff.).

und Robin Wood. Zeitgleich zum Verlust an Einfluss des BBU erfolgte der Aufstieg der Partei Die Grünen. Dass die Partei 1983 erstmals mit 5,6 Prozent in den Bundestag einzog, hatte erhebliche finanzielle Zuflüsse zur Folge und Die Grünen „avancierten so bis Mitte der 1980er Jahre, trotz ihrer vergleichsweise geringen Mitgliederanzahl, zur dominanten, ressourcenstärksten Organisation innerhalb der Ökologiebewegung Westdeutschlands.“ (Brand 2008: 234) Die Institutionalisierung des Ökologiethemas und der Zerfall des alternativen Milieus ab Mitte der 1980er lösten jedoch einen Konflikt zwischen den sogenannten Realos und Fundis um die Neubestimmung der grünen Identität aus. Nach langen Verhandlungen kam es 1993 zum Zusammenschluss von Bündnis 90 und Die Grünen, 1998 wird die Partei erstmals in der rot-grünen Koalition unter Gerhard Schröder ein Teil einer Bundesregierung.

Weitere Akteure im Netzwerk der politischen Ökologie sind das Öko-Institut und Robin Wood. Das Institut ist das größte und bekannteste unter den ökologisch orientierten Forschungsinstituten in Deutschland und finanziert sich durch Projektaufträge, Spenden und Mitgliedsbeiträge der mehr als 2.400 Vereinsmitglieder.⁹ Robin Wood wiederum entstand 1982 in Norddeutschland aus einer Abspaltung von Greenpeace, als die Debatte um das Waldsterben ihren Aufwind erlebte.¹⁰ Die Organisation achtet im Gegensatz zu Greenpeace strikt auf basisdemokratische Entscheidungsstrukturen und beschränkt sich auf ein nationales Level. Personell und finanziell verfügt Robin Wood nur über einen Bruchteil der Ressourcen von Greenpeace, arbeitet jedoch mit ähnlichen Aktionstypen (vgl. Rucht 1994: 254).

Die von Brand unter „Naturschutzverbände und Umweltorganisationen“ zusammengefassten Akteure unterteilt Rucht (ebd.: 247 ff.) nochmal in „Traditionelle Umweltschutzverbände“ (Bund für Vogelschutz/NABU, WWF, DNR) und „Organisationen des pragmatischen Umweltschutzes“ (BUND, Greenpeace). Während Die Grünen eine konfliktreiche Phase der Ablösung vom ursprünglich fundamentalistischen Selbstverständnis durchlebten, gewannen sowohl neue als auch modernisierte alte Umweltverbände stetig an Mitgliedern (vgl. Brand 2008: 235). Als eines von knapp 100 Mitgliedern¹¹ und zugleich potentieller Gegenspieler des DNR nimmt

⁹ <https://www.oeko.de/>

¹⁰ <https://www.robinwood.de/>

¹¹ Der DNR hat knapp 100 Mitglieder. Eine vollständige Liste aller Mitglieder ist online einsehbar unter: <https://www.dnr.de/der-dnr/mitglieder/>

der BUND eine zweiseitige Rolle ein.¹² Er wurde 1975 von einigen wenigen Funktionären gegründet, der Bund Naturschutz in Bayern war dabei programmatisch und organisatorisch Modell für den Bundesverband.¹³ Nicht zuletzt unter dem Einfluss des BUND öffnete sich auch der DNR einer Perspektive eines umfassenden Umweltschutzes. Gleiches gilt für den WWF (World Wide Fund of Nature) und den Deutschen Bund für Vogelschutz, welcher unter neuem Namen (NABU, Naturschutzbund Deutschland) 1989 erst eine ökologische Wende vollzog. Darüber hinaus entstand eine neue Generation von Bewegungsorganisationen, bekanntestes und ressourcenstärkstes Beispiel hierfür ist der 1980 gegründete deutsche Ableger von Greenpeace (vgl. ebd.). Weitere Vertreter dieser neuen Generation von Umweltorganisationen sind auch der VCD (Verkehrsclub Deutschland), der ADFC (allgemeiner Deutscher Fahrrad Club), Robin Wood und das Öko-Institut in Freiburg.

Insgesamt entwickeln Verbände und Organisationen in den 1980er/90er Jahren eine bemerkenswerte Stabilität bzgl. Gruppenzahl, Mitgliederentwicklung, Bestandsdauer, Professionalisierungsgrad und finanzieller Ressourcen (vgl. ebd.). Insbesondere große Verbände wie BUND, NABU, Greenpeace und WWF erfuhren seit 1980 einen Anstieg der Mitgliederzahlen. Auch das finanzielle Budget der Gruppen wuchs in dieser Zeit erheblich. „So stieg das durchschnittliche Budget nationaler Organisationen von 1988 bis 1998 von 5,2 Millionen DM auf 8,2 Millionen DM“ (ebd.: 236). Darüber hinaus lassen sich Professionalisierungstendenzen und eine Zunahme fest angestellter Mitarbeiter*innen beobachten.

Strategien und Aktionen

Nachdem die Umweltinitiativen der 1970er Jahre teils bürgerkriegsähnliche Konflikte mit einem gegenüber ökologischen Anliegen abgeschotteten politischen System ausgetragen hatten (vgl. ebd.: 238), wurde bald deutlich, dass auf diesem Weg keine weiteren Erfolge erzielt werden würden. Vielmehr drohte sogar eine „Delegitimation des Protests durch den gesteigerten Einsatz von Gewalt“ (Brand 2008: 238). Infolgedessen kam es zu einer Ausdifferenzierung der Aktionsformen und Handlungsstrategien, bspw. dem verstärkten Ausbau eines Netzwerkes

¹² Der Aufschwung des Umweltthemas brachte auch innerorganisatorische Konflikte mit sich. Diese zeigten sich vor allem in der größten Dachorganisation, dem Deutschen Naturschutzring (DNR), in welchem Konflikte zwischen modernem Umweltschutz und unpolitischem Naturschutz aufbrachen. Daraus resultierte u. a. die Gründung des Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND). Zum Konflikt DNR-BUND siehe auch Rucht (1987: 245 ff.).

¹³ Mehr zum BUND in Abschnitt 4.2

von alternativen Projekten, der Mobilisierung für gewaltfreie Widerstandsformen, Bemühungen um eine Entwicklung konkreter Alternativen oder auch die grün-alternative Wahlbewegung auf Landesebene, aus der später die Bundespartei Die Grünen entstand. Je mehr Aktivität auf Bundes- und Länderebene aufkam, desto sinnloser wurde die Auseinandersetzung mit fundamentaloppositionellen Strategien. An die Stelle von Konfrontation traten Dialog und zum Teil auch Kooperation (vgl. ebd.: 239).

Brand (ebd.: 240) unterscheidet bei den Veränderungen der Aktionsformen drei Ebenen: Die Ausdifferenzierung der Handlungsfelder, die Professionalisierung der Aktionsformen und die Zunahme an transnationalen Aktivitäten. Die meisten Umweltorganisationen nutzten fortan neben der herkömmlichen Protestmobilisierung auch klassische Lobbyarbeit und eine strategische Kooperation mit Behörden oder Industrieverbänden zur Entwicklung von ökologischen Alternativen. Bspw. gab Greenpeace wissenschaftliche Studien in Auftrag, um eigene Kampagnen themenspezifisch und fachlich zu unterfüttern oder der BUND und Greenpeace kooperierten mit Firmen, um sogenannte grüne Technologien zu fördern (bekanntestes Beispiel ist der FCKW-freie Kühlschrank aus der Greenfreeze-Kampagne 1991/92). Darüber hinaus nahm die Gewaltbereitschaft in Protesten stark ab. Zwischen 1980 und 1984 unterstützten noch 21,9 Prozent der Protestler*innen gewaltförmigen Protest, 1990 bis 1994 nur noch 1,6 Prozent (vgl. ebd.).

Ein Trend der Professionalisierung lässt sich insb. an einer Zunahme bezahlter Mitarbeiter*innen, wachsender Verwissenschaftlichung, organisatorischer Umstrukturierung und dem Einzug von Marketingmethoden in der Öffentlichkeitsarbeit erkennen. In der zweiten Hälfte der 1980er Jahre gewannen wissenschaftliche Expert*innen an Bedeutung. Die Verwissenschaftlichung von umweltpolitischem Engagement lässt sich bspw. am Freiburger Öko-Institut zeigen: Es entstand 1977 aus der Widerstandsbewegung um das Atomkraftwerk Wyhl und ist heute eines der größten unabhängigen ökologischen Forschungsinstitute.

Darüber hinaus nahm auch der Einfluss auf EU-Ebene auf die Aktionsformen der Kollektivakteure zu. Einflussnahme erschien fortan fast nur noch über Lobbying möglich. Im Rahmen einer Global Environmental Governance verschoben sich strategische Akzente hin zu einer Beteiligung an internationalen Konferenzen und Verhandlungsprozessen, einer Einbindung in transnationale Netzwerke und zur Umsetzung von Alternativen im eigenen Land mit Blick auf internationale Absichtserklärungen und Vereinbarungen (vgl. Brand 2008: 241). Folglich gewannen transnationale Aktivitäten der Umweltorganisationen an Gewicht.

Entgegen des allgemeinen Trends in der gesamten Umweltschutz-Bewegung, gestaltete sich die Gewaltbereitschaft in der Anti-Atom-Bewegung etwas anders. Hier erreichten konfrontative und gewaltförmige Aktionen erst in den 1990er Jahren ihren Höhepunkt (vgl. Rucht 2008: 264). Grundsätzlich kann in der Anti-Atom-Bewegung im Vergleich mit anderen Bewegungen ein vergleichsweise höherer Grad an Militanz festgestellt werden (vgl. ebd.). Atomkraftkritiker*innen gingen schnell von Informationsveranstaltungen und verbalen Auseinandersetzungen zu handfesten politischen Aktionen über, „war doch aus ihrer Sicht eine politische Intervention zwingend geboten, zumal ein enormer Ausbau der Atomenergie vorgesehen war.“ (ebd.: 262) Symbolisch für die Ausweitung des Aktions-Repertoires der Anti-Atom-Bewegung steht die Besetzung des Baugebietes in Wyhl, mit einer Nachahmung der Platzbesetzung in Gorleben. Neben vielen Massendemonstrationen insb. an vorhandenen Atomanlagen, verübten linksradikale Gruppierungen auch Anschläge auf Firmen, die sich mit Atomenergie befassten, auf Strommasten und Stromleitungen, sowie auf Anlagen der Bundesbahn (vgl. ebd.: 263). Gegen Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre gewann die Suche nach konstruktiven Lösungen an Bedeutung. Eine Möglichkeit bestand darin, den eigenen Lebensstil ökologisch auszurichten und Konsumverzicht zu praktizieren. Eine andere Möglichkeit war die Entwicklung regenerativer Energien.

Gegenwärtige Situation der Umweltschutz-Bewegung

Laut Brand (2008: 242) herrscht breiter Konsens darüber, dass die Umweltschutz-Bewegung einen Prozess der Institutionalisierung durchlaufen hat. Dies bedeutet jedoch nicht, dass sie ihren ursprünglichen Bewegungscharakter verloren hat. „Vielmehr kann von einer Institutionalisierung von ‚Bewegungspolitik‘ als einer neuen, alltäglich gewordenen Form sowohl professionellen wie situativen Engagements einzelner Bürger ausgegangen werden.“ (ebd.) Umweltschutz ist mittlerweile gesellschaftsfähig geworden, in Politik und Wirtschaft hat ein Bewusstsein für die Notwendigkeit von nachhaltiger Entwicklung Fuß gefasst. Das zeigt sich u. a. auch im Bereich des politischen Konsums (vgl. Baringhorst/Yang/Witterhold 2019; Yang/Baringhorst 2014) und anhand zahlreicher Start-Ups, die nachhaltige Ziele verfolgen. Immer wieder wird dem Thema Umweltschutz auch anhand von Katastrophen Nachdruck verliehen: Die Flutkatastrophe im August 2002, der sogenannte europäische Jahrhundertssummer 2003, Fukushima 2011 und die Sommer der Jahre 2018 und 2019.

Das letzte Jahrzehnt wurde die Umweltschutz-Bewegung neben einer Zunahme an Umweltkatastrophen u. a. von den Themen erneuerbare Energie,

Braunkohleabbau und Hambacher Forst, Castor-Transporte, dem Pariser Klimaabkommen 2015 und seit 2018 auch von Fridays for Future (FFF) und Extinction Rebellion geprägt. Das im Jahr 2000 in Kraft getretene Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG) wurde in den Jahren 2014 und 2017 jeweils einer Reform unterzogen. Das Bundesministerium für Wirtschaft und Energie bezeichnet den Ausbau erneuerbarer Energien als „zentrale Säule der Energiewende“¹⁴ und beabsichtigt laut EEG einen Anteil erneuerbarer Energien von 40–45 Prozent im Jahr 2025 und 65 Prozent im Jahr 2030. Der Ausbau von Windkraftanlagen und die für die Verteilung des Stromes nötige Nord-Süd-Trasse erhalten jedoch immer wieder starken Widerstand von Natur- und insb. Vogel-Schützer*innen und betroffenen Anwohner*innen. Die geplante Trasse Südlink soll über eine Strecke von 700 Kilometern Windenergie vom Norden in den Süden Deutschlands bringen und ruft damit die Gründung zahlreicher Bürgerinitiativen hervor, die sich vor Ort gegen den Bau der Trasse einsetzen.¹⁵

Mit dem Ausbau erneuerbarer Energien geht die Forderung zur Beendigung des Braunkohleabbaus einher. Unter dem Slogan „Hambi bleibt“¹⁶ kämpfen seit 2012¹⁷ zahlreiche Umweltschützer*innen im Hambacher Forst u. a. mit Waldbesetzungen gegen eine Abholzung des Waldes und für einen früheren Ausstieg aus der Braunkohleenergie. Im Herbst 2018 eskalierte eine Auseinandersetzung zwischen Besetzer*innen des Waldes und der Polizei, nachdem der Energiebetreiber RWE weitere Teile des Waldes für den Braunkohleabbau roden wollte, da eine Verbandsklage vom BUND abgewiesen worden war und die zuständige Bezirksregierung in Arnberg den Tagebau für 2018 bis 2020 genehmigt hatte. Es fanden Großdemonstrationen mit bis zu 50.000 Teilnehmer*innen statt, bei Räumungsversuchen verunglückte am 19.09.2018 ein Aktivist tödlich und nachdem die Rodung durch das Oberverwaltungsgericht Münster vorerst gestoppt wurde, stellte die Landesregierung von NRW die Räumung des Waldes ein.¹⁸ Im Jahr 2020 zog wiederum insb. der nordhessische Dannenröder Forst zahlreiche Umweltschützer*innen an, die sich dort gegen eine Rodung des Waldes und den Ausbau der A49 einsetzten.¹⁹ Auch hier veranstaltete ein Bündnis von Akteuren

¹⁴ <https://www.bmwi.de/Redaktion/DE/Dossier/erneuerbare-energien.html>.

¹⁵ Vgl. <https://www.tagesschau.de/inland/suedlink-protest-103.html>.

¹⁶ <https://hambacherforst.org/>

¹⁷ Vgl. <https://hambacherforst.org/besetzung/waldbesetzung/>

¹⁸ Vgl. Chronologie zur Besetzung und Räumung des Hambacher Forsts 2012–2018 beim WDR: <https://www1.wdr.de/nachrichten/landespolitik/hambacher-forst-raeumung-chronologie-100.html>.

¹⁹ Vgl. https://www.deutschlandfunkkultur.de/a-49-und-der-dannenroeder-forst-in-hessen-protest-gegen.1001.de.html?dram:article_id=485807.

Demonstrationen, Waldbesetzungen und andere Aktionen – was jedoch schlussendlich die Rodung einer Trasse für die geplante Autobahn nicht verhindern konnte.

Mit dem „Ziel, den Tagebau zu blockieren und die Kohleförderung und -verstromung zu verhindern“²⁰ gehen Aktivist*innen im Aktionsbündnis Ende Gelände noch einen Schritt weiter und besetzen aktive Braunkohlewerke. Mit einem nach eigenen Angaben breiten und bunten Repertoire an Mitmachmöglichkeiten, inklusive zivilem Ungehorsam, will es Ende Gelände jedem ermöglichen, aktiv zu werden: „Alle zusammen für Klimagerechtigkeit: Ungehorsam gegen Kapitalismus und für den sofortigen Kohleausstieg. Unsere Aktion wird ein buntes und vielfältiges Bild zivilen Ungehorsams sein. In den verschiedensten Aktionen werden sich alle einbringen können, die sich mit uns gegen die Klimakrise stellen wollen. Die Aktion wird ein Dreiklang aus einer Massenaktion zivilen Ungehorsams, einer niederschweligen Aktion zivilen Ungehorsams und einer angemeldeten Demonstration.“²¹

Auch die Anti-Atom-Bewegung setzte ihre Aktivitäten innerhalb der Umweltschutz-Bewegung in den letzten Jahren fort. Insbesondere an den Jahrestagen der Katastrophen von Tschernobyl und Fukushima finden jährlich an zahlreichen Orten über ganz Deutschland verteilt Kundgebungen und Demonstrationen statt, die einen sofortigen Ausstieg aus der Atomenergie fordern.²² Auch Blockaden von Castor-Transporten mobilisierten in den vergangenen Jahren immer wieder Aktivist*innen der Anti-Atom-Bewegung und erregten zum Teil hohe mediale Aufmerksamkeit. 2017 wurde zum ersten Mal Atommüll mit einem Schiff auf dem Neckar transportiert und auch hier blockierten Atomkraftgegner*innen, in diesem Fall von der Organisation Robin Wood, den Transport.²³ Seit 2016 übernimmt das Bundesamt für kerntechnische Entsorgungssicherheit die Genehmigung von nuklearen Transporten. Für die Endlagersuche wurde im Dezember 2016 ein Nationales Begleitgremium ins Leben gerufen, welches die Aufgabe hat „das Standortauswahlverfahren für ein Endlager für hochradioaktive Abfälle vermittelnd und unabhängig zu begleiten. Dabei soll es insb. die Umsetzung der Öffentlichkeitsbeteiligung begleiten mit dem Ziel, Transparenz und

²⁰ <https://www.ende-gelaende.org/faq2019/>

²¹ <https://www.ende-gelaende.org/lausitz-aktion2019/>

²² <https://www.ausgestrahlt.de/mitmachen/jahrestag-fukushima/>

²³ <https://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/neckar-erster-atommuelltransport-in-deutschland-per-schiff-A-1154835.html>.

Vertrauen in das Standortauswahlverfahren zu schaffen.“²⁴ Das Gremium setzt sich aus Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens und Bürger*innen zusammen, die in einem Beteiligungsverfahren nominiert und vom Bundesumweltministerium ernannt wurden.²⁵ Transparenz und Nachvollziehbarkeit sollen dafür sorgen, dass Bürger*innen Vertrauen aufbauen und Konflikte wie in Gorleben in der Zukunft vermieden werden können. Ob dies gelingt, wird sich zeigen, wenn mögliche Standortregionen benannt und dort sogenannte Regionalkonferenzen abgehalten werden.

Ein weltweit für Umweltschutz mobilisierendes Ereignis stellte das Pariser Klimaabkommen im Dezember 2015 dar. Auf der internationalen Konferenz unterzeichneten nach vielen Jahren intensiver Verhandlungen mehr als 150 Staats- und Regierungschefs ein Abkommen, das sie dazu verpflichtet, die Weltwirtschaft auf klimafreundliche Weise zu verändern und das Ziel einzuhalten, die Erderwärmung auf unter zwei Grad und möglichst unter 1,5 Grad zu beschränken.²⁶ Im Vorfeld demonstrierten hunderttausende Menschen weltweit am 29. November 2015 im Rahmen des Global Climate March.²⁷ Eine neue Mobilisierungswelle für eine weltweite Umweltschutz-Bewegung löste 2018 die schwedische Klimaaktivistin Greta Thunberg aus, die ab dem 20. August 2018 drei Wochen lang täglich und danach wöchentlich immer freitags vor dem Schwedischen Reichstag in Stockholm mit einem Schild mit der Aufschrift „Skolstrejk för klimatet“ (Schulstreik für das Klima) demonstrierte, anstatt zur Schule zu gehen. Thunberg erzeugte mit ihrer Aktion weltweite öffentliche Aufmerksamkeit und konnte schnell tausende Nachahmer*innen in vielen anderen Ländern gewinnen. Damit begründete sie die Fridays For Future-Aktivitäten (FFF), welche seit Sommer 2018 rund um den Globus zahlreiche Demonstrationen, Klimacamps und andere Aktionen organisieren, die größtenteils von Schüler*innen und Student*innen getragen, aber auch von einer Vielzahl anderer Gesellschaftsgruppen unterstützt werden (vgl. Sommer et al. 2019). Kernforderung der Aktivist*innen ist, die auf dem Pariser Klimagipfel 2015 gesetzten Ziele zur weltweiten Reduktion von CO₂-Emissionen einzuhalten und die damit verbundene Erderwärmung auf maximal 1,5 Grad zu begrenzen. Auf

²⁴ <https://www.bmu.de/themen/atomenenergie-strahlenschutz/endlagerprojekte/das-nationale-begleitgremium/>

²⁵ https://www.nationales-begleitgremium.de/DE/WerWirSind/Das_Gremium/Das_Gremium_node.html.

²⁶ <https://www.bmu.de/themen/klima-energie/klimaschutz/internationale-klimapolitik/pariser-abkommen/>

²⁷ <https://www.tagesspiegel.de/politik/weltweit-demonstrationen-fuer-das-klima-in-paris-stehen-schuhe-fuer-verhinderte-demonstranten/12654930.html>.

FFF-Demonstrationen kommen Schüler*innen, Umweltverbände, Wissenschaftler*innen, NGOs und kreative Zusammenschlüsse wie bspw. Omas for Future²⁸ zusammen. Die Umweltschutz-Bewegung hat durch Greta Thunberg und die durch sie motivierten Schüler*innen-Proteste einen Aufwind erlebt, der seinen gegenwärtigen Höhepunkt beim dritten globalen Klimastreik von FFF am 20. September 2019 mit rund 1,4 Millionen Teilnehmer*innen weltweit erreichte.²⁹ Durch die Corona-Pandemie erlebte auch FFF im Jahr 2020 einen Dämpfer, da Straßendemos mit tausenden Teilnehmer*innen nicht organisiert werden durften. Dies hielt FFF jedoch nicht davon ab, weiterhin für Klimagerechtigkeit einzustehen und so wurde bspw. am 24. April 2020 ein digitaler Klimastreik organisiert.³⁰ Mit digitalem Protest, kleineren lokalen Aktionen und Corona-konformen Straßendemos kann FFF auch gegenwärtig als wichtiger Akteur der Umweltschutz-Bewegung benannt werden.

Im Oktober 2018 gründete sich mit Extinction Rebellion im Vereinigten Königreich in London eine neue Gruppe von Klima-Aktivist*innen, die mit der Aktionsform des zivilen Ungehorsams auf eine weltweite Klimakatastrophe und das damit verbundene Artensterben hinweisen will. Deziidiert gewaltfrei agiert auch in Deutschland eine Gruppe von Extinction Rebellion, die nach dem Vorbild aus London erreichen möchte, dass sich deutsche Politiker*innen verstärkt für den Klimawandel einsetzen: „Es funktioniert: Frühling 2019, London. Über sechstausend Menschen blockieren eine Woche lang die Brücken der Stadt. Wenige Tage später erklärt das britische Parlament den Klimanotstand. Gemeinsam können wir auch in Deutschland die Politik dazu bewegen, endlich effektiv zu handeln.“³¹

Gegenwärtig zeigt sich sowohl in der Wahl der Aktionsform als auch in den Teilnehmer*innenzahlen von Klima-Demonstrationen, dass die Umweltschutz-Bewegung ähnlich bunt, kreativ und gesellschaftlich verbreitet ist, wie sie es in den 1980er Jahren in Deutschland in der Anti-Atom-Bewegung war. Die Aktionen basieren auf vielerlei Bündnissen aus ganz unterschiedlichen Gruppen, auf Straßenaktionen und Mobilisierung durch persönliche Netzwerke sowie durch digitale Medien. Bilder von tausenden Teilnehmer*innen von Klima-Demos gehen Dank traditioneller Massenmedien und neuer ICTs um die Welt und erreichen auch abgelegene Orte in Entwicklungsländern und auf Insel-Staaten. Die Umweltschutz-Bewegung hat Dank Greta Thunberg und FFF einen Höhepunkt

²⁸ <https://www.omasforfuture.de/>

²⁹ Vgl. <https://www.fr.de/politik/klimastreik-demos-freitag-2092019-millionen-fridays-future-zr-13012060.html>.

³⁰ Vgl. <https://www.dw.com/de/klimastreiks-in-zeiten-von-corona/a-53230926>.

³¹ <https://extinctionrebellion.de/>

erreicht, der einen bisher noch nie so sichtbaren Rückhalt in der Bevölkerung für Umweltthemen findet.³²

4.2 MoveOn, Campact, Change.org und der BUND: Konzept, Positionen und Strategien

Nachdem in Kapitel 2 „Wandel von Protestpartizipation im Zuge der Digitalisierung“ bereits einige Kampagnen-Organisationen benannt und ihre Eigenschaften beschrieben wurden, geht das folgende Kapitel nun nochmal explizit auf die Kollektivakteure ein, die im weiteren Verlauf von besonderer Bedeutung sein werden, da die Interview-Partner*innen teils Mitglieder dieser Organisationen sind. Dies ist zuerst die US-amerikanische Organisation MoveOn, die als Vorbild für Campact gilt und mit welcher Campact gemeinsam im OPEN Network vernetzt ist. Im Anschluss werden ausführlich Campact und die dazugehörige Petitions-Plattform WeAct vorgestellt. Darauf folgt eine Beschreibung der Struktur und Strategien von Change.org. Zuletzt folgen Entstehungsgeschichte, inhaltliche Schwerpunkte, Strategie und Struktur vom BUND.³³

MoveOn

Die US-amerikanische Organisation MoveOn gilt als Vorbild und Mutterorganisation für die deutsche Kampagnen-Organisation Campact, 38 Degrees im Vereinigten Königreich, GetUp! in Australien und andere Organisationen in weiteren Ländern.

Am 18. September 1998 starteten die zwei Unternehmer*innen aus dem Silicon Valley Joan Blades und Wes Boyd ihre Online-Petition „Censure President Clinton and Move On to Pressing Issues Facing the Nation.“³⁴ Obwohl laut eigenen Angaben keiner der beiden Erfahrungen in der Politik hatte, waren sie hoch

³² In ihrer Umweltbewusstseinsstudie stellt das Umwelt Bundesamt fest, dass im Jahr 2019 68 % der Befragten Umwelt- und Klimaschutz als sehr wichtige Herausforderung einstufen und damit ein Anstieg im Vergleich zum Vorjahr erfolgte. Siehe: <https://www.umweltbundesamt.de/daten/private-haushalte-konsum/umweltbewusstsein-umweltverhalten#das-umweltbewusstsein-in-deutschland>.

³³ Von den Organisationen MoveOn, Campact, Change.org und BUND gibt es leider keinerlei eigene Erhebungen oder Veröffentlichungen zur Mitgliederstruktur und Sozialprofilen der Unterstützenden. Entsprechend basieren die hier genannten Angaben ausschließlich auf Informationen, die über die entsprechenden Webseiten oder Jahres- und Transparenzberichte zugänglich sind.

³⁴ <https://front.moveon.org/a-short-history/>

frustriert über die in ihren Augen unsinnige Beschäftigung einer gesamten Nation mit dem Thema des Amtsenthebungsverfahrens von Bill Clinton. Die Petition war als einmalige Sache geplant und forderte: „Congress must Immediately Censure President Clinton and Move On to pressing issues facing the country“ (Voss 2013: 214). Doch da die Petition eine unerwartet hohe Resonanz erfuhr – innerhalb weniger Tage unterzeichneten mehr als 100.000 Menschen – arbeiteten Blades und Boyd weiter als Campaigner*innen. Am Ende unterstützten mehr als eine halbe Millionen Menschen die Aktion und es wurden beträchtliche Geldsummen gesammelt.

In den darauffolgenden Jahren entwickelte MoveOn eine Reihe von Kampagnen, insb. rund um die Themen Waffen-Kontrolle, Gesundheitsreform, ökonomische Gleichstellung und gegen den Irak-Krieg. Nach dem 11. September 2001 mobilisierte die Organisation gegen die Bush-Regierung: „MoveOn members have played crucial roles in persuading the Democratic Party to oppose and eventually end America’s war in Iraq, in helping Democrats retake Congress in 2006 with our influential ‘Caught Red Handed’ campaign, in securing the Democratic nomination for President Obama in 2008 with a pivotal endorsement before the Super Tuesday primaries, and in passing health care reform in 2010.“³⁵ Laut Karpf (2012: 28) kann die Organisation bezeichnet werden als „a leading voice for self-identifying progressives in America.“

MoveOn ist eine Non-Profit-Organisation, die sich durch viele kleine Spenden finanziert und trotz ihrer hohen Mitgliederzahl und großen Popularität in den USA nur einen recht kleinen Mitarbeiterstab von 20 bis 35 Leuten hat. Doch Karpf (ebd.: 30) weiß: „This core staff is augmented by a phantom staff numbering in the hundreds – short-term employees brought in to organize in election season, for instance.“

Neben Campact gibt es zahlreiche andere Organisationen, die nach dem Vorbild von MoveOn entstanden sind oder gerade im Entstehen sind: Bspw. GetUp! (2005) in Australien und 38 Degrees (2008) in Großbritannien. Außerdem unterstützte MoveOn 2007 die Gründung von Avaaz, eine Online-Petitions-Plattform, die internationale Kampagnen betreibt und weltweit Bürger*innen die Möglichkeit bietet, eigene Online-Petitionen zu erstellen. 2013 wurde das OPEN Network (Online Progressive Engagement Network) von fünf Schwesterorganisationen aus der MoveOn Familie gegründet. Im Jahr 2021 umfasst das OPEN Network bereits 13 Mitglieder-Organisationen aus ebenso vielen Ländern,

³⁵ <https://front.moveon.org/a-short-history>.

fünf Start-Up-Organisationen und hat weltweit insgesamt mehr als 20 Millionen Unterstützer*innen.³⁶ Zu den Mitgliedern und Start-Ups zählen neben oben schon genannten Organisationen, u. a. noch Leadnow (Kanada), Skiftet (Schweden), Action Station (Neuseeland), Uplift (Irland), #aufstehn (Österreich), Zazim (Israel) und Akcja Demokracja (Polen). Im OPEN Network agieren alle Organisationen unabhängig und an ihren jeweils länderspezifischen Kontext angepasst, das Netzwerk soll jedoch gemeinsame Interessen bündeln und über gemeinsame Strategien produktive Arbeit gewährleisten.

Campact & WeAct

Die Kampagnen-Organisation Campact wurde im Jahr 2004 basierend auf dem US-amerikanischen Vorbild MoveOn gegründet. Campact organisiert netzgestützte politische Protestkampagnen, entwickelt aber zunehmend (mit Blick auf die vergangenen 17 Jahre) auch verschiedene Straßenaktionen und beteiligt sich an großen Demo-Bündnissen. Durch Netzaktivismus und Straßenaktionen bietet Campact interessierten Bürger*innen die Möglichkeit, sich punktuell und verhältnismäßig unverbindlich mit geringem Aufwand und wenigen Kosten für ihre Interessen einzusetzen und politische Entscheidungen mit zu beeinflussen.

Die Gründung von Campact 2004 wurde durch die Bewegungsstiftung gefördert, welche auch schon andere Organisationen wie LobbyControl oder den Verein Mehr Demokratie gefördert hat. Insbesondere bzgl. der Online-Grassroots-Elemente orientiert sich Campact stark an der Mutterorganisation MoveOn. Der Slogan der deutschen Organisation lautet: „Campact – Bewegt Politik“. Der Name Campact setzt sich aus den englischen Begriffen Campaigning und Action zusammen – Kampagne und Aktion. Die Organisation arbeitet insb. an Themen wie Agrarpolitik, Ausstieg aus der Atomenergie, faire Finanzpolitik, Bürgerrechte, Gleichberechtigung und internationale Gerechtigkeit.³⁷ Auf Campacts Homepage gibt die Organisation an, sich für „progressive Politik“ einzusetzen. Im Detail heißt das: „Politik, die ... unsere Umwelt schützt und Frieden schafft, ... demokratische Teilhabe stärkt und gleiche Bildungschancen gewährleistet, ... Bürgerrechte verteidigt und geflüchtete Menschen willkommen heißt, ... für soziale Gerechtigkeit sorgt und für eine solidarische Steuerpolitik eintritt, ... Diskriminierung abbaut und Gleichberechtigung herstellt.“³⁸

Campact ist ein eingetragener Verein mit Sitz in Verden/Aller. Der geschäftsführende Vorstand setzt sich aktuell (Stand August 2021) zusammen aus:

³⁶ Vgl. <https://www.the-open.net/> und <https://www.the-open.net/our-members>.

³⁷ Vgl. <https://www.campact.de/campact/>

³⁸ <https://www.campact.de/campact/>

Christoph Bautz, Dr. Astrid Deilmann, Daphne Heinsen und Dr. Felix Kolb.³⁹ Diese vier Personen sind u. a. verantwortlich für Themenauswahl, Geschäftsführung und Außendarstellung des Vereins. Laut der aktuellen Satzung vom 24. April 2020⁴⁰ hat der Verein zwölf Mitglieder, welche sich aus verschiedenen Gruppen zusammensetzen: Vier Vertreter*innen aus der Gruppe der Campact-Förderer, vier Vertreter*innen aus der Gruppe der Campact-Mitarbeiter*innen und weitere vier Personen, die weder für Campact arbeiten, noch die Organisation fördern, aber mit ihr sympathisieren und externen Sachverstand einbringen. Diese zwölf Mitglieder kontrollieren und unterstützen die Arbeit des Vorstands, welcher wiederum selbst nicht in der Gruppe der Mitglieder sein darf. Die Mitgliederversammlung hat außerdem folgende Aufgaben: „Wahl und Entlastung des Vereinsvorstands, Beschluss von Änderungen der Vereinssatzung, Entscheidung über Ausschlüsse aus dem Verein, Wahl der Mitglieder des Haushaltsausschusses, Genehmigung der Jahresabschlussrechnung und des Haushalts, Diskussion der strategischen Ausrichtung von Campact.“⁴¹

Auf der einmal jährlich stattfindenden Ideenwerkstatt, auf welcher zahlreiche Förderer des Vereins zusammenkommen, werden die vier Vertreter*innen von dieser Seite gewählt, es wird rückblickend die Arbeit von Campact betrachtet und es werden zukünftige Themen und Kampagnen diskutiert. Die mehr als 83.000 regelmäßigen Förderer von Campact erhalten von der Organisation viermal jährlich eine Förder-Info mit Infos zu Kampagnen und Hintergrundberichten. Aktuell (Stand Januar 2021) erreicht Campact nach eigenen Angaben mit dem Newsletter 2.333.010 Menschen, welche von der Organisation selbst auf ihrer Homepage als „Bürgerbewegung“ bezeichnet werden, der man sich u. a. über das Abonnement des Newsletters anschließen kann. Über den Newsletter informiert die Organisation Interessierte über laufende Online-Petitionen und andere Aktivitäten. Unterstützer*innen können sich darüber hinaus auch bei Straßenaktionen offline einbringen, bspw. bei Unterschriften-Übergaben vor dem Bundestag in Berlin oder Kundgebungen und Demobündnissen. Auf der Homepage des Vereins beschreibt dieser das Engagement seiner „Bürgerbewegung“ folgendermaßen: „Wenn wichtige Entscheidungen anstehen, wenden wir uns mit Online-Appellen direkt an die Verantwortlichen in Parlamenten, Regierungen und

³⁹ Christoph Bautz und Felix Kolb haben Campact 2004 gemeinsam mit Dr. Günter Metzges gegründet. Metzges stieg 2016 bei Campact aus und arbeitet derzeit als Strategie- und Führungcoach, siehe dazu: <https://metzges-diez.de/>

⁴⁰ https://www.campact.de/content/uploads/2020/05/2020_4_24-Vereinssatzung.pdf.

⁴¹ <https://www.campact.de/campact/ueber-campact/der-verein/>

Konzernen. Wir schmieden Bündnisse, debattieren mit Politiker*innen und tragen unseren Protest auf die Straße: mit großen Demonstrationen und lokalen Aktionen. So treiben unsere Kampagnen sozialen, ökologischen und demokratischen Fortschritt voran – für eine Welt, in der alle Menschen in Frieden leben und ihre Freiheit gleichermaßen verwirklichen können.“⁴² Vor dem Start einer neuen Kampagne befragt Campact mindestens 5.000 zufällig ausgewählte Newsletter-Empfänger*innen über eine Online-Umfrage. Nur wenn hierbei ausreichend positives Feedback zurückkommt, wird die entsprechende Kampagne gestartet. Laut Organisation werden alle Campact-Unterstützer*innen zusätzlich regelmäßig per E-Mail nach ihren Einschätzungen zu gegenwärtigen politischen Entwicklungen befragt.⁴³

Campact finanziert sich ausschließlich über Spenden. Dabei werden Unternehmenspartnerschaften und öffentliche Fördermittel ausgeschlossen, der Verein betont in seinem Transparenzbericht die „partizipative Schwarmfinanzierung“ (Transparenzbericht 2019: 53) und die daraus resultierende Unabhängigkeit. Im Jahr 2019 konnten Einnahmen in Höhe von 12,6 Millionen Euro generiert werden, davon 61 Prozent (7,68 Millionen Euro) aus regelmäßigen Förderbeiträgen, 27,3 Prozent aus zweckgebundenen Kampagnen- und Projektspenden (3,43 Millionen Euro), 10 Prozent aus freien Spenden (1,26 Millionen Euro) und 1,7 Prozent aus sonstigen Einnahmen wie z. B. Erbschaften (0,22 Millionen Euro) (vgl. Transparenzbericht 2019: 50 f.). Ende 2019 förderten 79.127 Unterstützer*innen die Organisation finanziell mit regelmäßigen Geldbeträgen, im Durchschnitt 8,96 Euro pro Monat. 94 Prozent aller Spenden stammen von Unterstützer*innen, die insgesamt nicht mehr als 200 Euro im Jahr an Campact überwiesen haben. Kleinspenden machen somit den Großteil von Campacts Finanzierung aus. Im Oktober 2019 wurde Campact vom Bundesfinanzhof die Gemeinnützigkeit aberkannt. Begründet wurde dies u. a. damit, dass nicht Informationen über politische Prozesse im Vordergrund stünden, sondern die Beeinflussung politischer Prozesse selbst.⁴⁴ Wie sich diese Entscheidung langfristig auf die Spendenbereitschaft der Campact-Unterstützer*innen auswirkt, ist derzeit (Stand Januar 2021, Transparenzbericht für 2020 steht noch aus) noch

⁴² <https://www.campact.de>.

⁴³ Vgl. <https://www.campact.de/campact/ueber-campact/der-verein/>

⁴⁴ Vgl. <https://daserste.ndr.de/panorama/aktuell/Campact-verliert-Gemeinnuetzigkeit.geminnuetzigkeit118.html>.

offen. Ein Vergleich der Transparenzberichte von 2018 und 2019 zeigt jedoch eine erhöhte Spendenbereitschaft für die Organisation.⁴⁵

Neben der Webseite mit ihren Online-Petitionen, Newslettern und Straßenaktionen, erreicht die Organisation Menschen auch über Social-Media-Kanäle. Campact betreibt Accounts auf Twitter, Facebook, YouTube und Flickr. Zusätzlich zur Webseite besitzt Campact noch einen Blog und ist auch auf Instagram vertreten.⁴⁶

Seit Ende 2014 betreibt Campact zusätzlich die Online-Petitions-Plattform WeAct⁴⁷, auf der Interessierte ähnlich wie bei Change.org eigene Online-Petitionen starten können. Campact ruft dazu auf, Veränderung selbst zu bewirken: „Starten Sie Ihre Petition. Bewegen Sie Politik – mit einer Online-Petition auf WeAct. Starten Sie Ihre eigene Kampagne in wenigen Minuten. WeAct ist die Petitionsplattform von Campact. [...] Auf WeAct haben Sie selbst die Chance, Veränderung anzustoßen – mit Ihrer eigenen Petition.“⁴⁸ Online-Petitionen, die auf große Zustimmung stoßen, werden daraufhin von Campact-Mitarbeiter*innen zusätzlich unterstützt. Alle Interessierten erhalten auf der Webseite eine Anleitung und Tipps zum Erstellen einer eigenen Online-Petition. Die Petitionen sind auf WeAct nach 17 Kategorien sortiert (z. B. Landwirtschaft, Gender, Rechtspopulismus oder Umwelt- und Tierschutz) und können auch über eine Suchfunktion gefunden werden. Die Nutzungsbedingungen von WeAct legen fest, dass sich Ersteller*innen einer eigenen Online-Petition an die Grundsätze von Campact halten müssen: „Zulässig sind Anliegen zu politischen und gesellschaftlichen Themen, soweit sie sich im Rahmen der Campact-Grundpositionen für eine sozial gerechte, ökologisch nachhaltige und friedliche Gesellschaft bewegen, insb. für einen ökologischen Umbau der Gesellschaft, demokratische Teilhabe und Bürgerrechte, Sozialstaatlichkeit, Steuergerechtigkeit, Gleichberechtigung, internationale Gerechtigkeit sowie friedliche Konfliktlösung.“⁴⁹ Jede Privatperson und auch Organisation kann auf WeAct eine Petition erstellen, Träger*innen politischer Ämter dürfen es in dieser Funktion nicht.

⁴⁵ „Im Vergleich zum Vorjahr konnte Campact die Erträge erheblich steigern und viele wichtige Kampagnen anstoßen – trotz des Verlusts der Gemeinnützigkeit. Die Förderbeiträge stiegen um 1,18 Millionen Euro, die freien Spenden um 307.500 Euro und die zweckgebundenen Spenden um 905.000 Euro.“ (Transparenzbericht 2019: 50).

⁴⁶ <https://twitter.com/campact>, www.facebook.com/campact, www.youtube.com/channel/UCFIVLBEz8BImvDRHLjfoYbw, www.flickr.com/photos/campact, <https://blog.campact.de/> und www.instagram.com/campact.de/

⁴⁷ <https://weact.campact.de>.

⁴⁸ <https://weact.campact.de>.

⁴⁹ <https://weact.campact.de/tos>.

Laut Voss (2013: 216) kann Campact als „Verstärker, der im richtigen Moment Menschen mobilisiert“, verstanden werden. Dementsprechend müssen Kampagnen-Themen einige Kriterien erfüllen: Sie müssen bereits ausreichend öffentliche Aufmerksamkeit haben, Aufhänger wie direkt anstehende Entscheidungen und Abstimmungen sind von Vorteil, das Thema darf nicht zu komplex (formuliert) sein und sollte klare Forderungen enthalten und das Thema muss eine gewisse Anschlussfähigkeit haben, da Campact nicht mit radikalen Forderungen arbeitet, sondern diese eine Chance auf Umsetzung haben sollten, um den politischen Entscheidungsprozess zu eigenen Gunsten beeinflussen zu können. Die Unterstützer*innen der Organisation sollen nicht frustriert werden, sondern die Erfolge ihres Engagements sehen können. Die Unterstützung für potentielle Kampagnen-Themen wird entsprechend durch eine Online-Umfrage unter 5.000 zufällig ausgewählten Newsletter-Empfänger*innen vorab getestet, um das durchschnittliche Erfolgspotenzial einer möglichen Kampagne abschätzen zu können.

Online-Petitionen sind das Herzstück von Campacts Arbeit, doch der Verein organisiert auch vermehrt Straßenaktionen und andere Events. So beteiligte er sich z. B. 2010 am Aufruf zur Bildung einer Menschenkette gegen Atomkraft, unterstützte die Demos von Stuttgart21 und mobilisiert häufig für kleinere Aktionen wie bspw. gegen Genmais, Fracking oder TTIP. Und auch die in den Online-Petitionen gesammelten Unterschriften werden im Anschluss medienwirksam in einer Straßen-Aktion übergeben, häufig vor dem Bundestag in Berlin und meist an den/die verantwortliche/n Politiker*in. Dabei werden Bilder von der Straßenaktion gekonnt und häufig auch sehr kreativ inszeniert, in der Hoffnung, dass die Bilder ihren Weg in die Massenmedien finden und auch bei der Verbreitung über die eigenen Online-Kanäle auf viel Zuspruch stoßen. Laut einer Analyse von Voss (ebd.: 218) erreichen Campacts Online-Aktionen nur begrenzte Aufmerksamkeit in den traditionellen Massenmedien. Die Aktionen außerhalb des Netzes – und insb. auch die Aktionen in Kooperation mit anderen Organisationen, wie z. B. große Demo-Bündnisse wie die „Wir-haben-es-satt!“-Demo in Berlin – erreichen hingegen eine höhere Aufmerksamkeit. Meist befinden sich rund zehn Kampagnen gleichzeitig auf der Homepage von Campact. Eine sogenannte 5-Minuten-Info bringt Leser*innen auf den Wissensstand, der laut Campact benötigt wird, um darüber zu entscheiden, ob diese oder jene Kampagne unterstützenswert ist oder nicht. Außerdem kann der Aufruf der Online-Petition über Facebook und Twitter geteilt oder per E-Mail weitergeleitet werden. Es können zusätzliche Informationen eingeholt und der Aufruf unterzeichnet werden. Abhängig von der Kampagne können teilweise auch Banner oder Studien heruntergeladen

und Videos angeschaut werden. Darüber hinaus gibt es die Möglichkeit, zweckgebunden für die entsprechende Kampagne zu spenden. Chronologisch gelistet werden einzelne Schritte und Erfolge der Kampagne dargestellt. Häufig werden auch Kampagnen-Partner*innen von Campact erwähnt bzw. es wird auf deren Seiten verwiesen. Da Campact keine Fachorganisation ist, sondern eine sogenannte ‚Multi-issue‘-Organisation, arbeitet sie häufig mit Partnerorganisationen zusammen, so z. B. mit dem BUND, der Deutschen Umwelthilfe, Oxfam, Attac, LobbyControl und Mehr Demokratie.

Change.org

Change.org ist eine internationale digitale Petitions-Plattform, die ausschließlich für individualisierte Partizipation in Form von durch Bürger*innen erstellte Online-Petitionen steht. Das im Jahr 2007 von den zwei Stanford-Studenten Ben Rattray und Mark Dimas gegründete Sozialunternehmen operiert seit 2010 als Online-Petitions-Plattform und hat seinen Hauptsitz in San Francisco in den USA. Als weltweit größte Plattform im Netz verfügt Change.org nach eigenen Angaben im Jahres- und Wirkungsbericht 2019 inzwischen über mehr als 349 Millionen registrierte Nutzer*innen (vgl. Jahres- und Wirkungsbericht 2019: 27). Die deutschsprachige Plattform wird derzeit von 22 Mitarbeiter*innen betreut und verfügte zum Jahresende 2019 über 6.227.896 registrierte Nutzer*innen (vgl. ebd.: 5). Im Jahr 2019 wurden insgesamt 9.508 Petitionen in Deutschland auf Change.org registriert (vgl. ebd.).

Change.org e. V. (im Folgenden Change.org) ist ein unabhängiger Verein mit Sitz in Berlin. Er ist Lizenznehmer von dem am Gemeinwohl ausgerichteten Sozialunternehmen Change.org PBC (Public Benefit Corporation). Change.org nutzt die technische Plattform und globale Infrastruktur von Change.org PBC, ist nach eigenen Angaben darüber hinaus aber in keiner Weise mit Change.org PBC rechtlich verbunden. Deutschland-Chef und Vorstandsmitglied des Vereins ist seit 2014 Gregor Hackmack. Der Verein finanziert sich mittlerweile ausschließlich aus Spenden- und Förderbeiträgen. Bis 2016 waren bei Change.org jedoch auch sogenannte gesponserte Kampagnen möglich. Die Plattform generierte über Spenden hinaus zusätzliche Einnahmen, indem Organisationen wie Amnesty International, Oxfam, WWF oder Unicef für gesponserte Kampagnen bezahlten. Diese NGOs erhielten im Gegenzug Kontaktdaten von Nutzer*innen, die die entsprechende Petition unterstützt hatten, aber nur sofern sie zuvor zugestimmt hatten. Diese Kampagnenpraxis ist in den USA durchaus üblich, stieß in Deutschland allerdings auf Kritik von Datenschützer*innen. Mit der Vereinsgründung 2016 gab Change.org das kritisierte Bezahlmodell in Deutschland auf und bietet nun keine gesponserten Kampagnen mehr an. Bis zum Ende des Kalenderjahrs 2019

wurden 368.691 Euro aus Einzelspenden und 1.324.068 Euro aus regelmäßigen Förderbeiträgen (78 Prozent der Einnahmen) generiert (vgl. Jahres- und Wirkungsbericht 2019: 35 f.). Mindestens sieben Personen oder Unternehmen haben laut des Berichts 1.000 Euro oder mehr gespendet, was insgesamt 2,5 Prozent der Jahresgesamteinnahmen ausmacht. Damit unterscheidet sich Change.org von Campact insofern, als dass der Verein Unternehmensspenden annimmt. Dadurch, dass keine Online-Petitionen von der Organisation selbst erstellt werden, gibt es bei Change.org jedoch nicht die Möglichkeit einer zweckgebundenen Spende.

Auf Change.org kann jede dort registrierte Person eine eigene Online-Petition starten. Weder Thema, Ziel noch Adressat oder Zielgruppe sind hierbei vorgegeben. Nutzer*innen müssen sich jedoch an die Community-Richtlinien⁵⁰ und Nutzungsbedingungen⁵¹ halten, womit zu Gewalt aufrufende oder rechtswidrige Inhalte, sowie Hassreden und Privatsphären-Verletzungen verboten sind. Im Gegensatz zu Campact erfolgt bei Change.org keine dauerhafte Bindung über ein bestimmtes politisches Milieu. Entsprechend offen formuliert die Organisation folglich auch ihr Selbstverständnis: „Wir ermöglichen Menschen, die Welt im positiven Sinne zu verändern. Derzeit nutzen mehr als 7 Millionen Menschen in Deutschland die Plattform und verändern so Kampagne für Kampagne ihr Umfeld – lokal, national und global.“⁵² Dabei geht es Change.org laut eigenen Angaben auf ihrer Webseite insb. um die Vernetzung untereinander und darum, dass Menschen Vertrauen in ihr eigenes Handeln zurückgewinnen: „In Zeiten der digitalen Vernetzung kann ein einzelner Mensch ganze soziale Bewegungen auslösen. Wir glauben, dass Menschen durch gemeinsames Handeln beginnen, ihren eigenen Möglichkeiten wieder stärker zu vertrauen und die Gesellschaft voranzubringen.“⁵³

In der Praxis sind die Online-Petitionen auf Change.org unterschiedlich gut sichtbar und erfolgreich. Beim Erstellen einer neuen Petition unterstützt die Webseite mit Tipps zur Rahmung des Textes und macht Vorgaben für die Ausgestaltung der Petition. Unter dem Stichwort „Kampagnentraining“⁵⁴ geben die Mitarbeiter*innen Hilfestellungen zur Erstellung der Petition mit einer möglichst persönlichen Geschichte und einem Bild oder Video. Zudem geben sie konkrete Tipps zur Verbreitung der Online-Petition auf Social-Media-Kanälen und zum Umgang mit Massenmedien und raten dazu, die Entscheidungsträger*innen zu

⁵⁰ <https://www.change.org/policies/community>.

⁵¹ <https://www.change.org/policies/terms-of-service>.

⁵² <https://changeverein.org/>

⁵³ <https://changeverein.org/>

⁵⁴ <https://changeverein.org/kampagnentraining/>

kontaktieren und eine Unterschriftenübergabe zu inszenieren. Danach sind die Petent*innen erst mal auf sich selbst gestellt und müssen ihre Online-Petition selbst voranbringen und sichtbar machen. Mitarbeiter*innen von Change.org filtern dann erfolgreiche bzw. erfolgsversprechende Kampagnen heraus, meist solche mit besonders ‚guten‘ Geschichten, d. h. mit einer klaren Ungerechtigkeit und umsetzbaren Lösungsvorschlägen, und bewerben diese Petitionen testweise per E-Mail-Newsletter. Ergibt sich daraus eine wachsende Unterstützung für die Kampagne, wird die entsprechende Online-Petition auch darüber hinaus gefördert, z. B. durch Interviews mit Petent*innen, die dann auf der Webseite und auf Social Media veröffentlicht werden oder durch Unterstützung und Beratung bei der Pressearbeit (vgl. Sonja Schuhmacher mit ihrer „Anti-Fracking-Kampagne“). Für alle Online-Petitionen, unabhängig von der eventuellen Unterstützung durch Change.org, sind die persönlichen und privaten Netzwerke, insb. auf Social Media, ausschlaggebend. Nur, wenn die Petent*innen ihre Online-Petition entsprechend in den eigenen Netzwerken bewerben, besonders per E-Mail oder auf Facebook, hat die Petition die Chance auf eine hohe Unterstützung.

Ähnlich wie Campact betreibt auch Change.org Social-Media-Kanäle auf Facebook, Twitter, YouTube und Instagram und berichtet dort über aktuelle Petitionen, Erfolge einzelner Aktionen und petitionsrelevante politische Entwicklungen.⁵⁵ Auf Facebook verzeichnet Change.org über 1,7 Millionen Gefällt-mir-Angaben (Likes) und auf Twitter folgen 34.225 Nutzer*innen der Organisation. Die Videos auf YouTube haben hingegen nur eine geringe Anzahl an Aufrufen und auf Instagram haben nur gut 11.000 Menschen den Account von Change.org abonniert.

BUND

Am 20.07.1975 gründeten 21 Männer und eine Frau, darunter auch der langjährige Vorsitzende Hubert Weiger, in Marktheidenfeld den Bund für Natur- und Umweltschutz Deutschland. Im Jahr 1977 erfolgte die Umbenennung in BUND: Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland. Unter Anderem engagiert sich der BUND für eine ökologischere Landwirtschaft und gesunde Lebensmittel, für den Ausbau regenerativer Energien und den Klimaschutz, sowie für den Schutz bedrohter Arten, des Wassers und des Waldes. Laut eigenen Angaben setzt er sich „ein für den Schutz unserer Natur und Umwelt – damit die Erde für alle, die auf ihr leben, bewohnbar bleibt“⁵⁶ und ist einer der größten

⁵⁵ <https://facebook.com/Change.orgDeutschland>, <https://twitter.com/ChangeGER>, <https://youtube.com/user/ChangeDeutschland> und https://instagram.com/changeorg_deutschland.

⁵⁶ [Http://www.bund.net/ueber_uns/](http://www.bund.net/ueber_uns/)

Umweltschutz-Verbände in Deutschland. Der BUND sieht sich als „die treibende gesellschaftliche Kraft für eine nachhaltige Entwicklung in Deutschland. Unsere Vision ist ein zukunftsfähiges Land in einer zukunftsfähigen und friedfertigen Welt.“⁵⁷

Nach der Gründung erhielt der BUND in den 1980er Jahren immer mehr Einfluss. Der Widerstand gegen die Atomkraft und Warnungen vor einem Waldsterben waren in der Arbeit des BUND schon früh zwei zentrale Aspekte. Im Jahr 1983 wurde Hubert Weinzierl zum Vorsitzenden des BUND gewählt und am 17.11.1984 wurde die BUNDjugend (unabhängiger Jugendverband Jugend im Bund für Umwelt und Naturschutz e. V.) gegründet. Schon damals hatte der BUND über 100.000 Mitglieder. Fünf Jahre später, 1989, wurde der Verband Mitglied von ‚Friends of the Earth International‘, dem weltweit größten Zusammenschluss im Umweltschutzbereich von 73 verschiedenen Mitgliedsorganisationen und über 5.000 lokalen Aktivistengruppen, über den ganzen Kontinent verteilt.⁵⁸ Nach der Wiedervereinigung wurden 1990 in Ostdeutschland fünf neue Landesverbände gegründet. Fünf Jahre später veröffentlichte der BUND zusammen mit Misereor eine Studie mit dem Titel „Zukunftsfähiges Deutschland“, welche eine lebhafte Diskussion rund um das Thema Nachhaltigkeit auslöste. Bis heute orientiert sich die Arbeit des Verbandes an dieser Studie. Von 2007 bis 2019 war Hubert Weiger Vorsitzender des BUND, im November 2019 wurde er von Olaf Bandt abgelöst.

Der BUND ist föderativ organisiert und hat pro Bundesland jeweils einen BUND-Landesverband. In rund 2.300 Kreis- und Ortsgruppen, die über ganz Deutschland verteilt sind, organisieren sich die Mitglieder des Verbandes. Insgesamt hat der BUND aktuell über 650.000 Mitglieder und Fördernde und finanziert sich vor allem aus Mitgliedsbeiträgen und Spenden, um eine unabhängige Arbeit leisten zu können.⁵⁹ Der Wissenschaftliche Beirat des BUND ist die „fachliche Seele“⁶⁰ des Vereins. Mehr als 1.000 Fachleute arbeiten in 20 Bundesarbeitskreisen an den umweltpolitischen Positionen des BUND. Die durch die Bundesdelegiertenversammlung demokratisch gewählten Sprecher*innen dieser 20 Arbeitskreise, der Vorsitzende und eine Vertreterin der BUNDjugend bilden den Wissenschaftlichen Beirat des Vereins. Hier werden aktuelle Themen diskutiert, der Vorstand und die Geschäftsführung werden beraten und nach Bedarf

⁵⁷ <https://www.bund.net/ueber-uns/transparenz/leitbild/>

⁵⁸ <http://www.foei.org/about-foei>.

⁵⁹ Vgl. http://www.bund.net/ueber_uns/

⁶⁰ http://www.bund.net/ueber_uns/wissenschaftlicher_beirat/

dient der Beirat auch als Schlichtungsstelle in Fachfragen. Zudem werden regelmäßig Artikel in der ‚politischen ökologie‘ veröffentlicht, einer Zeitschrift, mit welcher der BUND kooperiert. Der Bundesvorstand des BUND hat wiederum bis zu zehn Mitglieder: Bis zu sieben Personen, die von der Delegiertenversammlung des BUND für drei Jahre gewählt werden, und drei Personen, die jeweils aufgrund ihrer Funktion (Vorsitz des Wissenschaftlichen Beirats, Vorsitz des Verbandsrats und Vertreter*in für die BUNDjugend) dem Vorstand angehören.⁶¹

Informiert man sich auf der Homepage des BUND über Mitmachmöglichkeiten im Verband, so schlägt dieser u. a. folgende Formen vor: Die europäische Bürgerinitiative zur Rettung von Bienen, Bauern und Bäuerinnen unterstützen, mit der ToxFox-Produktcheck-App Schadstoffe aufdecken, eine Aktion zum Plastik-fasten unterstützen, Mitglied werden, spenden, eine BUND-Gruppe in der Nähe finden, den Bundesfreiwilligendienst beim BUND absolvieren, in der Projektdatenbank ANNA lokale Umweltschutzprojekte finden und deren Termine einsehen, die BUND-Akademie besuchen oder den Newsletter bestellen.⁶² Die im oberen Bereich der Webseite durchlaufenden/durchklickbaren Aktionen beinhalten nicht nur Online-Aktionen oder nur die Möglichkeit, Mitglied beim BUND zu werden, sondern leiten zu vielfältigen Formen des Engagements weiter. Mitglied werden bedeutet wiederum Förderer des BUND und durch eine finanzielle Spende Unterstützer*in der Arbeit des Verbands zu werden. Der Hinweis auf die lokalen BUND-Gruppen zeigt, dass für den BUND insb. das praktische Arbeiten vor Ort eine wichtige Rolle spielt. Das zeigt sich auch in den vielen Hinweisen, unter nahezu allen Rubriken, wie man im Alltag durch Veränderungen des eigenen Handelns die Arbeit des BUND unterstützen kann: Anleitungen zum Anlegen eines Bienenparadieses, einer Vogelnisthilfe, einer Schmetterlings-Oase oder die Übernahme einer Wildkatzen-Partnerschaft.⁶³

Der BUND betont insb. auch das ehrenamtliche Engagement seiner Aktiven in den BUND-Gruppen und Projekten vor Ort: „Der BUND ist deutschlandweit in mehr als 2.000 Gruppen organisiert. Mit Ihrem Engagement als Mitglied können Sie sich aktiv in die Projekte Ihrer Regionalgruppe einbringen. Helfen Sie aktiv bei sich vor Ort mit, Umwelt und Natur zu schützen.“⁶⁴ Es wird der sinnvolle Einsatz für Projekte, bei denen man anpacken und gestalten kann, beworben.

⁶¹ Vgl. http://www.bund.net/ueber_uns/vorstand/

⁶² Vgl. <https://www.bund.net/mitmachen/mitmachseite/>

⁶³ <https://www.bund.net/themen/tiere-pflanzen/alle-tiere-pflanzen/>

⁶⁴ <https://www.bund.net/spenden-und-unterstuetzen/hier-koennen-sie-helfen/mitglied-werden/mitgliedschaft-im-bund/>

Spaß und neue Leute dabei kennenzulernen, sind laut BUND Vorteile von diesem Engagement.

Wie andere große NGOs wie Greenpeace oder Amnesty International, aber gegensätzlich zu Kampagnen-Organisationen wie Campact, hat auch der BUND eine explizite Jugendorganisation, die BUNDjugend. Hier ist automatisch Mitglied, wer sich im BUND angemeldet hat und noch unter 27 Jahren alt ist. Die BUNDjugend ist eigenverantwortlich und selbstständig tätig, orientiert sich aber bei den Zielen am BUND: „Wir engagieren uns für Umweltschutz und globale Gerechtigkeit. Wir wollen eine Zukunft, in der wir lebenswerte Städte und die Vielfalt der Natur erleben können. Eine Zukunft in einer weltoffenen Gesellschaft, die alles daransetzt, die Klimakrise aufzuhalten. Eine Zukunft mit fairem Welthandel, 100 % erneuerbaren Energien, sauberem Wasser, Artenvielfalt und glücklichen Tieren.“⁶⁵ Die BUNDjugend teilt sich auf zwei große Organe auf, die Bundesdelegiertenversammlung und den Bundesvorstand. Außerdem strukturiert sie sich in verschiedene Arbeitskreise und ist, ähnlich wie der BUND, Teil der Young Friends of the Earth.⁶⁶ Neben der Mitarbeit in einem Landesverband bewirbt die BUNDjugend auch die aktive Teilnahme in einzelnen Projekten und Kampagnen wie bspw. dem globalen Schulstreik für Klimaschutz, sie bietet ein Toolkit für Aktionen an, lädt in Arbeitskreise und Themen-Teams ein und ruft zum Ausprobieren eines sogenannten Klimaexperiments auf.⁶⁷ Ähnlich wie beim BUND werden auch hier praktische und alltägliche Aktionen vorgestellt, die Einzelne im Alltag ausprobieren können: Sich einen Monat vegan ernähren, Energie sparen, mit dem Rad fahren oder ein Jahr lang keine neue Kleidung zu kaufen.

Der BUND und BUNDjugend bespielen aktiv jeweils ihre eigenen Kanäle auf Facebook (BUND 137.512 und BUNDjugend 7.311 Likes) und Twitter (148.882 und 14.530 Follower). Die beiden YouTube-Kanäle erreichen hingegen deutlich weniger Unterstützer*innen und halten nur wenig Material zur Verfügung. Gleiches gilt für Flickr, wo dem BUND Bundesverband bspw. nur 63 Personen folgen (Stand August 2021).⁶⁸ Auf Instagram verzeichnet der BUND Bundesverband mehr als 23.000 Abonnent*innen und die BUNDjugend knapp 7.500.

Ein Artikel aus dem *BUNDmagazin* (Thielcke 2005: 26) reflektiert die Position des BUND gegenüber Kampagnen bzw. betont deren Wichtigkeit für die

⁶⁵ <http://bundjugend.de/ueber-uns/>

⁶⁶ <https://www.foeurope.org/yfoee>.

⁶⁷ <https://www.bundjugend.de/kampagne/klimaexperimente/>

⁶⁸ www.facebook.com/bund.bundesverband/, www.facebook.com/BUNDjugend.Bundesverband/, https://twitter.com/bund_net, <https://twitter.com/BUNDjugend>, www.youtube.com/user/bundgermany, www.youtube.com/user/bundjugend und https://www.flickr.com/photos/bund_bundesverband/

eigene Arbeit: „Große Kampagnen für den Naturschutz halfen dem BUND schon früh, Verbündete und Spenden zu gewinnen“ heißt es in der Unterüberschrift. In einem Abriss der vergangenen Jahrzehnte wird die besondere Rolle von Werbefachmann Rudolf Schreiber für den BUND deutlich. Mit den Kampagnen „Rettet die Vögel“ (1977) und „Rettet die Frösche“ (1983/84) verhilft er dem BUND mehrfach zu großem Erfolg. Erfolge sind für den BUND an dieser Stelle das Anwerben von Mitgliedern, das Eintreiben von Spendengeldern und insb. auch das Auftreten in den klassischen Massenmedien: „>>Rettet die Frösche<< wurde ebenfalls zu einem großen Erfolg: Bei einer vorläufigen Bilanz im Sommer 1984 konnte der Kampagnenleiter Jürgen Resch stolz vermelden: Mehr als 1000 Artikel hatten in Zeitungen und Magazinen auf die BUND-Kampagne hingewiesen. [...] Und – vielleicht der größte Erfolg der Aktion: Das öffentliche Ansehen der Amphibien war deutlich gestiegen.“ (Thielcke 2005: 27) Im Jahr 2019 nutzt die Organisation vielfältige Wege, um ihre Kampagnen zu positionieren und Aufmerksamkeit für ihre umweltpolitischen Anliegen zu erhalten. Von Online-Petitionen bis zur lokalen Ortsgruppe bietet der BUND eine große Bandbreite an Mitmachmöglichkeiten.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





Voraussetzungen und Motive für Protestpartizipation in der Umweltschutz-Bewegung – Empirische Befunde

5

Bei der Betrachtung der Motive für Partizipation in der Umweltschutz-Bewegung auf der Individualebene einzelner Bürger*innen spielt eine Vielzahl von Komponenten eine wichtige Rolle. Warum engagieren sich einige in Verbänden und Organisationen wie dem BUND, bei Straßenaktionen und lokalen kleineren Projekten? Warum engagieren sich andere Bürger*innen zusätzlich oder stattdessen durch Online-Formate politischer Partizipation wie bspw. bei Online-Petitionen? Um zu verstehen, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, dass sich Individuen zivilgesellschaftlich engagieren, müssen insb. die Ressourcen dieser Personen berücksichtigt werden. Zeit, Geld, Bildung, Netzwerke und auch Fähigkeiten zu kommunizieren und organisieren, zählen zu diesen Ressourcen. Darüber hinaus spielt aber auch ihr Bürgerschaftsverständnis eine wichtige Rolle. Ist es die Pflicht eines jeden, sich über Wahlen auf Bundes-, Landes- und Lokalebene hinaus zivilgesellschaftlich zu engagieren? Bedeutet Demokratie ‚von unten‘ mitzugestalten? Auch Emotionen und Affekte beeinflussen die Wahrscheinlichkeit für Partizipation. Wie Bürger*innen aufgewachsen sind und von ihrem Umfeld geprägt wurden, ist ein ebenso wichtiger Faktor wie konkrete Schlüsselmomente und Erfahrungen, die in der Vergangenheit gemacht wurden und das zivilgesellschaftliche Engagement bis heute motivieren. In dieser Arbeit wird dabei zwischen dem Ursprung von Engagementbereitschaft als in der Vergangenheit liegendes Ereignis einerseits und der gegenwärtigen Motivation für das Engagement andererseits unterschieden. Emotionen spielen insb. bei dem partizipationsbegünstigenden Faktor der kollektiven Identität eine Rolle. In einer Gemeinschaft aktiv zu sein und sich als Mitglied einer Organisation oder Gruppe zu fühlen, bestärkt Bürger*innen in ihrem zivilgesellschaftlichen Engagement.

Diese Aspekte werden in den nächsten drei Unterkapiteln untersucht. Dabei besteht jeder Abschnitt aus einer Einführung in relevante Theorien aus der Forschung zu politischer Partizipation und einer daran anschließenden Diskussion der

Ergebnisse aus der Empirie. Hierbei bilden die aus dem Interviewmaterial herausgearbeiteten Kategorien die Grundlage.¹ Nach jeder Kategorie – bspw. Ursprung oder Kollektive Identität – erfolgt eine kurze Zusammenfassung der Erkenntnisse, bevor in Abschnitt 5.4 ein Zwischenfazit gezogen wird. Basierend auf den herausgearbeiteten Kategorien (Kapitel 5), einer Analyse der Protestpraktiken (Kapitel 6) und der Einstellungen zu Straßen- und Netzprotest (Kapitel 7), wird in Kapitel 8 eine eigene neue Typisierung von Protest-Aktivist*innen vorgeschlagen.

Der Aufbau des nun folgenden Kapitels stimmt mit den von Weber (1922) genannten vier Typen sozialen Handelns überein: Das zweckrationale Handeln, das wertrationale Handeln, das affektuelle Handeln und das traditionale Handeln. Ersteres bezeichnet das Abwägen von Zweck, Mitteln und Folgen für die Entscheidung über das eigene Handeln. Dieser Handlungstyp kommt dem Ansatz von Rational-Choice-Theorien am nächsten und wird in Abschnitt 5.1 mit Blick auf Ressourcen Einsatz finden. Der zweite Typ, wertrationales Handeln, bezeichnet Handlungen, die auf persönlichen Überzeugungen und Glaubensentwürfen basieren. Hier handelt das Individuum nach selbst aufgestellten Vorsätzen und nicht zweckrational (vgl. Abschnitt 5.2). Affektuelles und traditionales Handeln spielen wiederum in Abschnitt 5.3 unter dem Aspekt des Ursprungs, der Motive, der Mitgliedschaft und der kollektiven Identität eine Rolle. Dieses Handeln wird durch Emotionen, Gewohnheiten oder Erziehung erklärt.

5.1 Ressourcen: Kompetenzen und Voraussetzungen für Protestpartizipation

5.1.1 Ressourcen-Theorien zur Erklärung von Protestpartizipation

Der folgende Abschnitt gibt einen Überblick über Konzepte und Theorien der Partizipationsforschung, die sich mit den Ressourcen der Individuen auseinandersetzen. Der Begriff der politischen Partizipation bezeichnet hierbei „alle freiwilligen Aktivitäten, mittels derer Bürger – nicht die Inhaber politischer oder administrativer Positionen – versuchen, Personal- oder Sachentscheidungen auf

¹ Diese Kategorien basieren einerseits auf schon in bisheriger Forschung vorkommenden Phänomenen, bei denen sich gezeigt hat, dass sie auch im Interview-Material dieser Arbeit von Relevanz sind und andererseits auf von den Interview-Partner*innen angesprochenen Themen, die in bisheriger Forschung noch nicht oder nur kaum beachtet wurden. Welche Kategorien welchen dieser beiden Ursprünge haben, wurde in Kapitel 3 „Methode“ ausführlich beschrieben.

verschiedenen Handlungsebenen des politischen Systems zu beeinflussen oder unmittelbar an diesen mitzuwirken.“ (Gabriel 2013: 383; Verweis auf Kaase 1997:167)

Dass sich diese Aktivitäten in den letzten Jahrzehnten stark verändert haben und vielfältiger geworden sind, wurde in Kapitel 2 „Wandel von Protestpartizipation im Zuge der Digitalisierung“ aufgezeigt. Während einerseits ein Anstieg neuer, kreativer Partizipationsformen beobachtet werden kann, hat andererseits die Mitgliedschaft in politischen Parteien in den letzten Jahrzehnten stark abgenommen. Doch wie lässt sich im Einzelnen erklären, warum ein Individuum verschiedene Partizipationsformen nutzt oder warum nicht? Bei der Frage nach den Ursachen und Motiven für politische Partizipation lassen sich verschiedene Erklärungsansätze nennen. Gabriel (2012: 11) unterscheidet zwischen der Mikro- und Makroebene und dabei wiederum jeweils zwischen institutionenbezogenen, sozio-ökonomischen und psycho-kulturellen Erklärungsansätzen. Modelle zur Erklärung politischer Partizipation berücksichtigen einerseits Kontextfaktoren, die sich aus der sozialen und ökonomischen Situation eines Individuums heraus ergeben, müssen aber auch individuelle Wahrnehmungen und Einschätzungen beinhalten. Denn nur „wenn Menschen ihre Umweltbedingungen erkennen, sie zu ihrer Handlungssituation in Beziehung setzen und Folgerungen aus ihnen ziehen, können soziale und politische Kontextfaktoren überhaupt eine Rolle für das Handeln und Verhalten spielen.“ (Gabriel 2013: 393)

Die mikroanalytische Partizipationsforschung setzt dabei auf zwei Arten von Erklärungsfaktoren: Die politische Einstellung und die demografischen Charakteristika von Individuen. Die Arbeiten der Political Action Group um Barnes und Kaase (1979) und der Forschergruppe um Verba (1972, 1978, 1995) haben die Auswahl von Erklärungsvariablen theoretisch begründet. Die Political Action Group führte u. a. „die politischen Werteorientierungen und die kognitive Kompetenz von Individuen als wichtigste Bestimmungsfaktoren konventioneller und unkonventioneller Formen politischer Partizipation ein“ (Gabriel 2013: 393f.), während Verba et al. (1972, 1978, 1995) den Fokus auf die Analyse der Beziehung zwischen Ressourcenausstattung und Partizipation legten. Den vorläufigen Schlusspunkt dieser Debatte bildet das Civic Voluntarism Model (CVM) von Verba/Schlozman/Brady (1995), welches sich in der empirischen Partizipationsforschung als Standardmodell durchgesetzt hat und auch in dieser Arbeit eine wichtige Rolle spielen wird.

Zuvor sollen der Vollständigkeit halber jedoch auch sozio-ökonomische Theorien vorgestellt werden. Der Fokus liegt dabei auf der Mikroebene, da

die vorliegende Arbeit individuelle Ursachen und Motive von verschiedenen Partizipationsformen untersucht.²

Sozio-ökonomische Ansätze

Bourdieu (1983) plädiert für eine Wiedereinführung des Kapitalbegriffs und das Konzept der Kapitalakkumulation. Kapital ist dabei „akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Materie oder in verinnerlichter, ‚inkorporierter‘ Form“ (ebd.: 183). Diese Akkumulation braucht wiederum Zeit. Während die Wirtschaftswissenschaften nicht die Gesamtheit der gesellschaftlichen Austauschprozesse sehen, sondern sich nur auf den Warenaustausch fokussieren und hierbei Profitmaximierung und ökonomischen Eigennutzen in den Vordergrund stellen, erklären sie damit implizit alle anderen Formen des sozialen Austausches als uneigennützig (vgl. ebd.: 184). Nach Bourdieu können drei Formen des Kapitals unterschieden werden: Erstens das ökonomische Kapital, welches direkt in Geld umwandelbar ist, zweitens das kulturelle Kapital, welches sich bspw. in Form von Titeln und Abschlüssen zeigt und unter bestimmten Voraussetzungen in ökonomisches Kapital umwandelbar ist und drittens das soziale Kapital in Form von sozialen Verpflichtungen und Beziehungen, welches sich ebenfalls unter bestimmten Voraussetzungen in ökonomisches Kapital umwandeln lässt.

Das kulturelle Kapital kann wiederum in drei Unterformen auftreten: Inkorporiert, objektiviert und institutionalisiert. Inkorporiertes Kulturkapital ist grundsätzlich körpergebunden und setzt eine Verinnerlichung voraus. Dieser Verinnerlichungsprozess kostet Zeit und da diese Zeit vom Investor selbst investiert werden muss, lässt sich Bildungskapital nicht durch eine fremde Person aneignen. „Inkorporiertes Kapital ist ein Besitztum, das zu einem festen Bestandteil der ‚Person‘, zum Habitus geworden ist; aus ‚Haben‘ ist ‚Sein‘ geworden. Inkorporiertes und damit verinnerlichtes Kapital kann deshalb [...] nicht durch Schenkung, Vererbung, Kauf oder Tausch kurzfristig weitergegeben werden“ (ebd.: 187). Diese Inkorporierung von kulturellem Kapital vollzieht sich jedoch häufig unbewusst

² Andere Ansätze und Modelle wie z. B. das General Incentives Model von Seyd/Whiteley (1992) oder die Political Opportunity Structures (POS) nach Tarrow (1989) werden hier nicht ausgeführt, da sie sich nicht auf die Mikroebene der Bürger*innen beziehen, sondern mit politischer Partizipation innerhalb von Parteien oder Gelegenheitsstrukturen für Kollektivakteure befassen. Der sozial-psychologische Ansatz nach Campbell et al. (1954) beschäftigt sich mit der wahrgenommenen politischen Wirksamkeit von Individuen und der Responsivität des politischen Systems. Dieser Aspekt wird in Abschnitt 5.2 unter dem Stichwort Bürgerschaftsverständnis beleuchtet. Entsprechend wird der Ansatz von Campbell et al. erst dort vorgestellt.

und oft auch unsichtbar. Anders als das ökonomische, wird das kulturelle Kapital deswegen leicht auch als nur symbolisches Kapital aufgefasst. Die zweite Form kulturellen Kapitals ist das objektivierte Kulturkapital, bspw. Denkmäler, Schriften, Gemälde oder auch Instrumente oder Maschinen. Diese lassen sich zwar ebenso gut übertragen wie ökonomisches Kapital, jedoch muss der Besitzer auch über die kulturellen Fähigkeiten verfügen, die z. B. das Verstehen einer Schrift oder das Bedienen einer Maschine erlauben. Diese Fähigkeiten sind wiederum inkorporiertes Kulturkapital, was der Besitzer entweder selbst besitzen oder sich in Form von den Diensten eines solchen Inhabers verfügbar machen muss. „Kulturelle Güter können somit entweder zum Gegenstand materieller Aneignung werden; dies setzt ökonomisches Kapital voraus. Oder sie können symbolisch angeeignet werden, was inkorporiertes Kulturkapital voraussetzt“ (Bourdieu 1983: 188 f.). Die dritte Form ist das institutionalisierte Kulturkapital, bspw. in Form von schulischen Titeln. Diese Form von kulturellem Kapital ist relativ unabhängig von der Person des Trägers und auch vom kulturellen Kapital, das diese Person zu einem bestimmten Moment tatsächlich besitzt. Durch einen (schulischen oder akademischen) Titel wird dem Kulturkapital einer bestimmten Person institutionelle Anerkennung verliehen.

Das soziale Kapital bei Bourdieu bezeichnet „die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind oder, anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“ (ebd.: 190 f.). Das Gesamtkapital einer Gruppe gibt dieser wiederum Sicherheit und verleiht ihr Kreditwürdigkeit. Der Umfang des Sozialkapitals jedes Einzelnen ist davon abhängig, welches Netz an Beziehungen er oder sie mobilisieren kann und über welchen Umfang ökonomischen, kulturellen und symbolischen Kapitals seine/ihre Beziehungen jeweils verfügen. Das Bestehen eines solchen Beziehungsnetzes ist wiederum das Ergebnis fortlaufender Institutionalisierungsarbeit. Diese ist notwendig „für die Produktion und Reproduktion von dauerhaften und nützlichen Verbindungen, die Zugang zu materiellen und symbolischen Profiten verschaffen. [...] Das Beziehungsnetz ist das Produkt individueller oder kollektiver Investitionsstrategien, die bewußt oder unbewußt auf die Schaffung und Erhaltung von Sozialbeziehungen gerichtet sind, die früher oder später einen unmittelbaren Nutzen versprechen“ (ebd.: 192). Bei dieser Beziehungsarbeit wird Zeit und Geld und damit direkt oder indirekt auch wieder ökonomisches Kapital ausgegeben.

Unter ökonomischem Kapital versteht Bourdieu den Besitz jeder Art von Ware, bspw. Produktionsmittel, Unternehmen, Grund und Boden oder anderes

Vermögen wie Kunstwerke, Geld, Aktien oder Schmuck. „Das ökonomische Kapital ist unmittelbar und direkt in Geld konvertierbar und eignet sich besonders zur Institutionalisierung in der Form des Eigentumsrechts“ (Bourdieu 1983: 185). Der Umfang eines solchen Kapitals ist abhängig von der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Klasse.

Die drei Kapitalarten lassen sich nicht immer streng voneinander trennen, so gehören bspw. der Besitz und die Wertschätzung eines wertvollen Bildes gleichzeitig zum kulturellen und ökonomischen Kapital. Wie schon beschrieben, lassen sich die Kapitalarten jeweils ineinander umwandeln. Einerseits gibt es bestimmte Güter oder Dienstleistungen, die mithilfe von ökonomischem Kapital erworben werden können, andererseits gibt es aber auch solche, die sich nur mithilfe eines „sozialen Beziehungs- oder Verpflichtungskapitals“ (ebd.: 195) erwerben lassen. An dieser Stelle ist Beziehungsarbeit nötig. Bourdieu geht von einer doppelten Annahme aus: Einerseits liegt das ökonomische Kapital allen anderen Kapitalarten zugrunde, andererseits können die transformierten Erscheinungsformen des ökonomischen Kapitals aber niemals ganz auf dieses zurückgeführt werden. Die Umwandlung von ökonomischem in soziales Kapital setzt allerdings Arbeit – Zeit, Aufmerksamkeit, Mühe und Sorgen – voraus und deswegen ist das beste Maß für soziales Kapital die für den Erwerb aufgebrauchte Zeit. Die Möglichkeiten, eine solche Zeit aufzubringen, hängen wiederum von der Verfügung über ökonomisches Kapital ab. Wie viel nutzbare Zeit die Familie (oder das Beziehungsnetzwerk) zur Verfügung stellt, um die Weitergabe des kulturellen Kapitals zu ermöglichen und erst später in den Arbeitsmarkt einzutreten, ist abhängig davon, über wie viel ökonomisches Kapital die Familie verfügt (vgl. ebd.: 197). Diese Aspekte werden im Verlauf der Arbeit durch das Interview-Material veranschaulicht und spielen eine wichtige Rolle bei der Entscheidung für oder gegen zivilgesellschaftliches Engagement einzelner Bürger*innen.

Aufbauend auf die Annahmen von Bourdieu (1983), welche die Wichtigkeit von sozialen Verbindungen und geteilten Normen betonen, entwickelt Putnam in den beiden Werken „Making Democracy Work“ (1993) und „Bowling Alone“ (2000) eine Theorie des sozialen Kapitals, die heute als Klassiker der Sozialkapital-Forschung gilt. Putnam setzt die Theorie des sozialen Kapitals in Beziehung zur wichtigen Bedeutung von zivilgesellschaftlichen Organisationen und anderen Organisationen für politische Partizipation, Demokratie und Good Governance. Seine Theorie des sozialen Kapitals basiert auf zwei Hauptkomponenten: Sozialen Netzwerken und sozialem Vertrauen. Er definiert soziales Kapital als „connection among individuals – social networks, and the norms of reciprocity and trustworthiness that arises from them“ (Putnam 2000: 19). Soziale Beziehungen und Vertrauen als Basis für einen Konsens über Normen und Werte

erzeugen demnach Möglichkeiten für bessere Koordination und Kommunikation zwischen den Akteuren, was wiederum zu besserer Kooperation führt. Damit handelt es sich um ein strukturelles Phänomen bei sozialen Netzwerken und ein kulturelles Phänomen bei sozialen Normen. Putnam beschreibt soziales Kapital weiter als „features of social life – networks, norms, and trust – that enable participants to act together more effectively to pursue shared objectives. [...] Social capital, in short, refers to social connection and the attendant norms and trust.“ (Putnam 1995: 664 f.)

Laut Norris (2002: 138 ff.) bilden drei Hauptaussagen den Kern von Putnams Theorie: Erstens spielen soziale Netzwerke und soziale Normen für gesellschaftliche Kooperation, Koordination und Kollaboration eine wesentliche Rolle. Besonders Netzwerke von Freund*innen, Kolleg*innen und Nachbar*innen mit gemeinsamen Pflichten und Verantwortungen festigen dieses gesellschaftliche Zusammenspiel. Zweitens hat soziales Kapital Konsequenzen für die Demokratie insofern, als einerseits eine aktive Zivilgesellschaft soziales Kapital fördert, und andererseits soziales Kapital mit seinen Netzwerken und Normen – die aus der Zivilgesellschaft heraus entstehen – politische Partizipation und Good Governance begünstigt (vgl. ebd.: 139). In Demokratien, die reich an sozialem Kapital sind, machen wachsame Bürger*innen ihre gewählten politischen Vertreter*innen häufiger für ihre Handlungen verantwortlich und diese wiederum fühlen öfter, dass sie selbst für ihre Handlungen verantwortlich gemacht werden. Zivilgesellschaft und zivile Normen stärken so die Verbindung zwischen Bürger*innen und dem Staat, z. B. in Form von höherer Wahlbeteiligung oder dem Ermutigen zu politischen Diskussionen. Good Governance soll die Verbindung zwischen Bürger*innen und dem Staat stärken, welche wiederum die Konditionen für zivilgesellschaftliches Engagement und partizipative Demokratie fördern (vgl. Putnam 1993). Hauptaussage ist nicht, dass die Verbindung zwischen sozialem und politischem Vertrauen auf der individuellen Basis operiert, sodass soziales Vertrauen eines Individuums zu besonders hohem Vertrauen in die Regierung führt, sondern dass die Verbindung von sozialem und politischem Vertrauen auf dem gesellschaftlichen Level sichtbar wird, da Sozialkapital ein Phänomen ist, das sich in Gruppeneigenschaften, lokalen Communities und Nationen zeigt, aber nicht auf individuellem Level. Drittens ist laut Putnam (1993) ein Rückgang des sozialen Kapitals im Nachkriegs-Amerika zu beobachten, welchen er u. a. auf Entwicklungen im Bereich Technologie zurückführt, insb. im Aufstieg des Fernsehens und der Unterhaltungsindustrie als Zeitvertreib Nummer Eins in den USA. Putnam beobachtet eine Entwicklung weg von kollektiven Freizeitaktivitäten wie Kinobesuchen, Essen gehen oder ein Town Hall Meeting zu besuchen, hin zu Fernsehenden alleine zuhause – „Bowling Alone“ (2000), eben.

Neue digitale Kommunikationsmöglichkeiten erweitern die Möglichkeiten der Kontaktaufnahme und –erhaltung mit Freund*innen und Familie, auch über große Distanzen hinweg. Many-to-many-Kommunikationsformen können dabei auch größere Netzwerke koordinieren. Folglich gibt es „gute Gründe zur Annahme, das Internet könnte zur Bildung und Aufrechterhaltung von Sozialkapital beitragen“ (Meißelbach 2009: 42).

In der Rational-Choice-Theorie bilden Downs und Olson mit „Ökonomische Theorie der Demokratie“ (1968) und „The Logic of Collective Action“ (1965) eine wichtige Grundlage für ökonomische Theorien der Politik. Downs (1968) betrachtet in seiner Theorie Akteure der Politik – Wähler*innen und Parteien – unter ökonomischen Gesichtspunkten als wären sie Anbietende und Nachfragende auf einem Markt der politischen Möglichkeiten. Olson (1965) wiederum untersucht Vereine, Verbände und andere zivilgesellschaftliche Akteure und geht der Frage nach, warum Menschen sich hier als Mitglieder einbringen, insb. wenn es um Kollektivgüter geht, von denen im Endeffekt alle Bürger*innen profitieren können. Das Menschenbild, welches solchen Ansätzen zugrunde liegt, ist das des Homo Oeconomicus, der sich bei anstehenden Entscheidungen rational verhält und abwägt, welche Handlungsoption unter dem Aspekt der Nützlichkeit für ihn die beste ist.

Ausgangspunkt der ökonomischen Theorie der Demokratie bei Downs (1968) ist die Idee der Unterscheidung zwischen privaten Motiven einer Handlung einerseits und ihrer sozialen Funktion andererseits. Dies bedeutet, „dass man die individuellen Gründe, die eine Person zu ihrem Handeln motivieren, nicht gleichsetzen darf und soll mit den daraus entstehenden gesellschaftlichen Folgen“ (Dehling/Schubert 2011: 49). Ein Beispiel: Ein Bäcker backt Brot und dieses Backen erfüllt die gesellschaftliche Funktion, etwas zur Ernährung der Gesellschaft beizutragen. Jedoch ist die individuelle Motivation des Bäckers weniger die Ernährung der Gesellschaft, als vielmehr das Verdienen eines Lebensunterhalts. Aus ökonomischer Sicht ist diese Unterscheidung nachvollziehbar, sie verlässt sich auf das Prinzip der privaten Motivation, wenn es darum geht, gesellschaftliche Funktionen zu erfüllen.

In der Politikwissenschaft ist diese Theorie jedoch umstritten. Downs (1968), der auf Ideen von Schumpeter (1942) aufbaut³, betritt hier neues Terrain. Zuvor ging man davon aus, dass politische Akteure sich mit ihren Tätigkeiten an einem Allgemeinwohl orientieren. Schumpeter (1942) und Downs (1968) sprechen sich

³ Schumpeter vertritt in „Capitalism, Socialism and Democracy“ (1942) den provozierenden Ansatz, die Motivation der Regierungstätigkeit genauso von ihrer sozialen Funktion zu trennen, wie dies im Bereich der Produktion von Konsumgütern der Fall ist.

gegen eine solche normative Aufladung aus und setzen den bisherigen Theorien eine sogenannte ‚positive Theorie der Demokratie‘ entgegen. ‚Positiv‘ meint hier jedoch nicht, wie eine Demokratie besser funktionieren würde, sondern wie sie in den Augen Schumpeters und Downs faktisch in der Realität funktioniert. Die Trennung zwischen privater Motivation und sozialer Funktion sowie der Verzicht auf normative Aussagen lassen damit einen neuen Blick auf Demokratie zu.

Es folgt ein genauerer Blick auf rationale Wähler*innen und das Paradox des Wählens. Um Wähler*innen besser zu verstehen, die laut Downs (1968) immer die Partei wählen, von der sie sich im Falle einer Regierungsübernahme den größten Nutzen erhoffen, argumentiert Downs mit dem sogenannten ‚erwarteten Parteiendifferenzial‘. Dieses setzt sich zusammen aus dem erwarteten Nutzenergebnis und künftigen Leistungen. Dabei spielt eine ausschlagende Rolle, ob und wenn ja, in welcher Höhe, Wähler*innen Kosten entstehen, wenn sie sich über Inhalte und Ziele der politischen Parteien informieren. Da das Lesen von Informationen immer mit Kosten verbunden ist, kann folglich der Fall eintreten, dass diese Kosten den Nutzenzuwachs der Wähler*innen übertreffen und sie daraufhin der Wahl fernbleiben. Es gibt jedoch auch optimistische Argumente, die der Theorie der rationalen Ignoranz widersprechen: Durch moderne ICTs sind die Informationskosten stark gesunken, verschiedenste Medien bieten nahezu kostenfrei und (vereinfacht) aufbereitet eine Vielzahl von wichtigen und aktuellen Informationen. Dass diese Aspekte für Bürger*innen bei der Entscheidung für Partizipation eine Rolle spielen, wird im weiteren Verlauf der Arbeit noch empirisch belegt.

Downs ökonomische Theorie der Demokratie (1968) formuliert ein Paradox des Wählens, welches an dieser Stelle noch einmal erläutert werden soll: Rationale Wähler*innen treffen ihre Wahlentscheidung nutzenorientiert und überlegen, welchen Nutzen sie persönlich durch den Gewinn der bevorzugten Partei erzielen können. Diese Logik gilt auch für die Entscheidung, überhaupt zur Wahl zu gehen – was Bürger*innen nach diesem Modell nur tun, wenn der Nutzen die aufzubringenden Kosten übersteigen würde. Paradox ist daran nun, dass bei der Vielzahl von Wähler*innen eine einzelne Stimme nur sehr unwahrscheinlich den entscheidenden Ausschlag für das Wahlergebnis gibt (vgl. Dehling/Schubert 2011: 63 ff.). Neben einer Vielzahl von Lösungsansätzen für dieses Paradox, scheint an dieser Stelle der Ansatz der „D-Lösungen“ (ebd.: 70 ff.) erwähnenswert. Hierbei handelt es sich um einen zusätzlichen Nutzen, der Bürger*innen durch die Teilnahme an einer Wahl entsteht – bspw. ein intrinsischer Wert – oder wie Downs (1968: 265) es ausführt: „Demokratie [ist] in gewissem Sinne eine Belohnung für die Wahlbeteiligung. Wir nennen den Teil dieser Belohnung, den der Bürger bei der Wahl erhält, seinen langfristigen Partizipationswert.“

Unabhängig davon, was Bürger*innen zu einer Wahlbeteiligung motiviert – Loyalität gegenüber des politischen Systems, langfristig gedachte Unterstützung der Demokratie oder der Spaß am Abstimmen – zeigt dieses Paradox bzw. seine Lösungsansätze, wo die Grenzen von rein ökonomischen Theorien liegen. Deswegen benötigt es Modelle, die soziologische und psychologische Faktoren mit einberechnen.

Vereine, Verbände und andere zivilgesellschaftliche Organisationen spielen in demokratischen Gesellschaften eine tragende Rolle. Politik und Politikmachende stehen unter ständigem Einwirken verschieden gebündelter Interessen, mal kleiner Gruppen, mal größerer und einflussreicherer Gruppen. Den Mitgliedern einer Organisation unterstellt man dabei häufig, dass sie gemeinsame Interessen haben und sich aus diesem Grund zusammengeschlossen haben, um gemeinsam stärker agieren zu können. Olson stellt diese scheinbare Selbstverständlichkeit in „Die Logik des kollektiven Handelns“ (1965) in Frage und untersucht Organisationsdynamiken und –zusammenschlüsse unter Hinzunahme von ökonomischen Theorien.

Ausgangspunkt seiner Theorie ist die Überlegung, dass Organisationen kollektive bzw. öffentliche Güter bereitstellen. So setzt sich Amnesty International bspw. weltweit für Menschenrechte ein, der BUND kämpft für Umwelt- und Naturschutz und der ADFC für bessere Bedingungen für Fahrradfahrer*innen. Jede dieser und andere Organisationen sind davon abhängig, dass sich Menschen mit einem Interesse an dem jeweiligen öffentlichen Gut auch für dessen Bereitstellung einsetzen. Doch profitieren können von diesen Gütern letztendlich alle, unabhängig davon, ob Mitglied der Organisation oder nicht. Aus ökonomischer Sicht ergeben sich bei solchen kollektiven Gütern Probleme, da sie zwei Eigenschaften (von marktwirtschaftlichen Gütern) nicht erfüllen: Das Ausschlussprinzip und die Rivalität im Konsum. Ersteres bedeutet, dass andere Menschen nicht daran gehindert werden können, ein bestimmtes Kollektivgut zu nutzen. Das Zweite bedeutet, dass im gleichen Moment mehrere Individuen das entsprechende Gut benutzen können und die Anzahl der Nutzer*innen somit unbeschränkt ist.

Olson (1965) unterscheidet bei der Beteiligung an der Bereitstellung von Kollektivgütern verschiedene Engagement-Stufen: Von keinem Einsatz, zu passivem oder inaktivem Mitglied, über aktiv engagiertes Mitglied bis zu sehr hohem persönlichem Einsatz. Unterscheidet man aber grundsätzlich zwischen Engagement und Nicht-Engagement, lässt sich aus Sicht des Individuums sagen, dass die Option, sich für die Bereitstellung eines Kollektivguts einzusetzen und dazu beizutragen, dass dieses Gut tatsächlich bereitgestellt wird, nicht die beste seiner Möglichkeiten ist. Am vorteilhaftesten für das rational denkende Individuum wäre es, wenn das Kollektivgut bereitgestellt werden würde, ohne dass es dafür

etwas tun muss – nämlich, weil sich andere dafür engagieren. Individuen, die einer solchen Logik folgen, nennt Olson (1965) Trittbrettfahrer bzw. „free rider“. Olson hat als Erster das Trittbrettfahrerproblem systematisch auf gesellschaftliche Organisationen übertragen.

Ein Problem von Organisationen liegt also darin, dass sich nicht alle, die theoretisch Interesse an bzw. Nutzen von einem Kollektivgut haben, in genügendem Maße an den Kosten der Bereitstellung beteiligen. Den ökonomischen Erklärungsmodellen nach beteiligen sich Individuen nur, wenn ihre individuelle Kosten-Nutzen-Rechnung eine positive Bilanz aufweist. Rechnet man aber mit ein, dass man von einem Kollektivgut bzw. dessen Nutzung nicht ausgeschlossen werden kann, müsste die Rechnung häufig negativ ausfallen. Trotzdem kommt die Trittbrettfahrerproblematik nicht gleichhäufig in Gruppen und Interessensvertretungen vor. Olson (ebd.) argumentiert, dass die Gruppengröße entscheidend ist für die Organisierbarkeit von Interessen. Gruppengröße meinte dabei alle Personen, die ein Interesse an dem jeweiligen Kollektivgut haben. Große Gruppen sind dabei schwerer zu organisieren, als kleine. Denn: Umso größer die Gruppe, umso geringer die Auswirkungen von einzelnen Inaktiven. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Möglichkeit des Trittbrettfahrens genutzt wird, ist damit folglich höher. Zweitens nimmt auch die Sichtbarkeit der Inaktivität bei einer größeren Gruppe ab und damit auch der soziale Druck in einer Gruppe, sich an den Kosten des entsprechenden Guts zu beteiligen. Drittens kann bei manchen Kollektivgütern der Nutzen für den Einzelnen abnehmen, wenn die Gruppe besonders groß ist (bspw. wird die Nutzung eines neuen Fahrradweges schwierig, wenn zu viele Menschen ihn gleichzeitig nutzen wollen). In Konsequenz heißt das, dass die individuelle Bereitschaft zur Erstellung des entsprechenden Guts abnimmt, wenn die Gruppengröße einen negativen Einfluss auf den Nutzen des Einzelnen hat. Und viertens nehmen mit einer steigenden Gruppengröße auch Organisations- und Koordinationsaufwand zu.

Neben der Größe einer Gruppe ist auch die Un-/Gleichheit von Bedürfnisintensitäten ein entscheidender Faktor für die Organisierbarkeit von Gruppeninteressen. In der Praxis profitieren häufig verschiedene Mitglieder in verschiedenem Maße von dem entsprechenden Kollektivgut, nicht alle haben einen ähnlich großen Nutzen. Diese „Ausbeutung der Großen durch die Kleinen“ (Olson 1968: 3) findet dann statt, wenn bspw. ein Gruppenmitglied häufiger Gebrauch vom entsprechenden Kollektivgut macht als andere, im Endeffekt aber beide davon profitieren. Dieses unterschiedlich stark ausgeprägte Interesse führt dazu, dass das erste Mitglied vermutlich eine positive Kosten-Nutzen-Rechnung aufstellt und sich für die Bereitstellung des Kollektivguts einbringt, obwohl es weiß,

dass andere nicht aktiv werden und trotzdem von dem Gut profitieren (vgl. Dehling/Schubert 2011: 119 f). Unterschiede gibt es unter den Mitgliedern auch bzgl. ihres Veränderungspotenzials. So können einflussreiche Mitglieder weit mehr zum Erfolg beitragen als andere. Damit ist im Umkehrschluss der Druck auf diese Mitglieder höher, sich nicht der Trittbrettfaheroption hinzugeben – denn auch im Negativen hätten sie damit mehr Einfluss auf die Gruppe bzw. das entsprechende Kollektivgut.

Trotz der gerade beschriebenen Herausforderungen für die Organisationsfähigkeit von Gruppeninteressen, gibt es in der Realität weit mehr und vielfältigere Organisationen als vielleicht erwartet. Olsons (1965) Erklärung hierfür sind „selektive Anreize“. Diese Anreize sind zusätzliche Güter oder Leistungen, für die das Ausschlussprinzip gilt. Das bedeutet, sie stehen nur solchen Mitgliedern zur Verfügung, die sich im Vorfeld ausreichend an der Bereitstellung des entsprechenden Guts beteiligt haben. „Selektive Anreize dienen letztlich dazu, die Kosten-Nutzen-Kalkulation eines Individuums zu beeinflussen: Geht es darum, den Nutzen der Beteiligung zu erhöhen, spricht man von positiven selektiven Anreizen; geht es darum, die Kosten der Nicht-Beteiligung zu erhöhen, spricht man von negativen selektiven Anreizen. ‚Selektiv‘ werden die Anreize deshalb genannt, weil sie gezielt zwischen Beitragenden und Nicht-Beitragenden diskriminieren.“ (Dehling/Schubert 2011: 122) Positive selektive Anreize können z. B. Service- oder Hilfeleistungen, materielle Unterstützung, Zurverfügungstellung von Informationen oder Zugang zu bestimmten Netzwerken sein. Negative selektive Anreize erhöhen die Kosten für Nicht-Mitgliedschaft oder verhindern diese völlig. So müssen Ärzte in Deutschland bspw. verpflichtend Mitglied bei der Ärztekammer sein.

Einen weiteren Aspekt bringt Olson mit der Unterscheidung von starken und schwachen Interessen ein. Politik bzw. Politikmachenden sind auf die Artikulation von Interessen angewiesen, Interessensgruppen funktionieren folglich als Input-Lieferanten des politischen Systems (vgl. ebd.: 124). Demnach ist es kritisch anzusehen, wenn einige Gruppen aufgrund ihrer Gruppengröße und/oder Organisationsfähigkeit mehr Einfluss ausüben als andere. Doch wann gelten Interessensgruppen als stark und wann als schwach? Hier spielen weitere Faktoren eine Rolle, bspw. die Frage, ob die betroffenen Personen überhaupt erkennen, dass sie ein gemeinsames Interesse mit anderen betroffenen Personen teilen. Ist dies nicht oder kaum ausgeprägt der Fall, ist eine zentrale Organisationsvoraussetzung nicht erfüllt. Auch die Höhe der Organisationskosten spielt eine Rolle. Sind die Mitglieder geografisch weit voneinander entfernt, sind Treffen teurer und aufwendiger. Dieser Aspekt spielt bspw. bei der Entscheidung für oder gegen die Teilnahme an einer Straßendemo eine Rolle.

Sozial-strukturelle Ansätze

Verba/Nie/Kim (1978) bzw. Verba/Schlozman/Brady (1995) haben verschiedene Ressourcen-Modelle zur Erklärung von politischer Partizipation entwickelt. In „Participation in America. Political Democracy and Social Equality“ haben Verba und Nie (1972) ein Modell zur Erklärung der Abhängigkeit von Partizipation von der entsprechenden Ressourcenausstattung eines Individuums vorgestellt, es in „Participation and Political Equality“ (1978) weiterentwickelt und in „Voice and Equality – Civic Voluntarism in American Politics“ (1995) dann als Civic Voluntarism Model (CVM) präsentiert. Dieses Modell gilt bis heute als eines der wichtigsten Grundlagenmodelle für die Erklärung von politischer Partizipation. Das CVM spielt für die vorliegende Arbeit eine tragende Rolle, da es sowohl sozio-ökonomische als auch psychologische Faktoren einbezieht und damit die Grundlage der im Anschluss folgenden Analyse bildet. Ursprünglich für die Partizipationsforschung im Zusammenhang von Wahlen entwickelt, kann das CVM jedoch auch im Zusammenhang mit Sozialen Bewegungen (vgl. Barkan 2004; Han 2009; Kern/Marien/Hooghe 2015) oder Online-Aktivismus (vgl. Kim/Khang 2014) betrachtet werden.

Im Modell von 1972 betonen Verba und Nie (1972: 13) insb. die Ressourcen eines Individuums und erklären: „According to this model, the social status of an individual – his job, education, and income – determines to a large extent how much he participates. It does this through the intervening effects of a variety of ‘civic attitudes’ conducive to participation: attitudes such as a sense of efficacy, of psychological involvement in politics and a feeling of obligation to participate.“ Einstellungen und psychologische Aspekte werden in dieser Version des Modells zwar schon erwähnt, spielen aber keine so große Rolle wie in späteren Versionen. Verba und Nie haben 1972 eine erste empirische Typologie von sechs verschiedenen Partizipationsmodi entwickelt, basierend auf verschiedenen Aktivitäten oder dem Ausbleiben von Aktivitäten. Seyd und Whiteley (2002: 38) fassen diese Typen folgendermaßen zusammen: „There are, first, the inactives, who as the name suggests do little or nothing; second, the voting specialists, who vote regularly but do nothing else; third, the parochial participants, who contact officials in relation to specific problems but are otherwise inactive; fourth, the communalists, who intermittently engage in political action on broad social issues but are not highly involved; fifth, campaigners who are heavily involved in campaigns of various kinds; and, finally, the complete activists, who participate in all kinds of activities.“

Das Modell von 1978 betont wiederum insb. die Unterscheidung zwischen Ressourcen eines Individuums und Ressourcen einer Gruppe (Verba/Nie/Kim 1978: 10 ff.). In einem Sieben-Länder-Vergleich zeigen die Autoren auf, dass

eine Organisation bzw. ihre Ideologie durch Gruppenzusammenschlüsse ressourcenschwache Individuen zu ressourcenstarken Individuen machen kann.

Das CVM von 1995 vereint alle bisherigen Komponenten und berücksichtigt individuelle Ressourcen, Fragen der Einstellung und ebenso das Netzwerk. Verba/Schlozman/Brady (1995: 269) fragen dabei nicht, warum Individuen sich einbringen, sondern warum sie es nicht tun: „[...] one helpful way to understand the three factors is to invert the usual question and ask instead why people do not become political activists. Three answers come to mind: because they can't; because they don't want to; or because nobody asked. In other words people may be inactive because they lack resources, because they lack psychological engagement with politics, or because they are outside of the recruitment networks that bring people into politics.“

Das CVM hat folglich die drei grundlegenden Komponenten „resources“, „(psychological) engagement“ und „recruitment“, sowie die zusätzliche Komponente „issue engagements“ (ebd.: 269 ff.). Diese Komponenten werden im Folgenden detailliert beschrieben, da sie eine wichtige Grundlage für die anschließende Analyse sind.

Die erste Komponente befasst sich mit Ressourcen wie Zeit, Geld, Kommunikations- und Organisations-Skills und Bildung. Je höher der Bildungsgrad und die Qualifikation, desto höher ist in der Regel das Einkommen. Individuen mit einem höheren sozioökonomischen Status sind mit größerer Wahrscheinlichkeit politisch engagiert. Die Autoren nennen Zeit und Geld als wichtigste Faktoren für politische Aktivität: „Money and time are the resources expended the most directly in political activity. It is impossible to contribute to a campaign or other political cause without some discretionary income. Similarly, it is impossible to write a letter to a public official, attend community meetings, or work in a campaign without free time to do so.“ (ebd.: 289) Neben Zeit und Geld beeinflussen auch Bildung, Organisations- und Kommunikationsfähigkeiten die Wahrscheinlichkeit für politische Partizipation. Denn wer diese Fähigkeiten besitzt, muss weniger Zeit und Aufwand investieren, um sich effektiv einzubringen: „Citizens who can speak or write well or who are comfortable organizing and talking part in meetings are likely to be more effective when they get involved in politics. Those who possess civic skills should find political activity less daunting and costly and, therefore, should be more likely to take part.“ (ebd.: 304) Dabei spielen Bildung und Sprache wiederum eine ausschlaggebende Rolle, denn die Fähigkeit zu Sprechen und zu Schreiben wird meist in der Schule erlangt. Bildung erleichtert außerdem den Zugang zu Informationen (über Politik) und ermutigt einen „sense of civic responsibility or political efficacy that predispose an individual to political involvement“ (ebd.: 305). Zusätzlich fördert Bildung Aktivitäten

indirekt dadurch, dass Personen mit hohem Bildungsstand größere Chancen auf lukrative Jobs haben, in denen sie die Möglichkeit haben, auch Führungsqualifikationen zu entwickeln, welchen wiederum politisch relevante Fähigkeiten (auf der Arbeit, in einer Organisation oder anderen zivilgesellschaftlichen Akteuren) fördern.

Die zweite Komponente Psychological Engagement bezieht sich auf die Einstellung des Individuums zu anderen Bürger*innen und zu Politik. Dies beinhaltet ein generelles Interesse an politischen Themen, den Glaube, dass das eigene Engagement den politischen Willensbildungsprozess beeinflussen kann und ein Gefühl von Vertrauen in Politiker*innen und andere Bürger*innen. Die Autoren nennen diesbezüglich die Dimensionen „political interest, political efficacy, political information, and partisanship“ (Verba/Schlozman/Brady 1995: 345). Je positiver die Einstellung des Individuums bzgl. dieser Aspekte ist, desto wahrscheinlicher engagiert es sich zivilgesellschaftlich. Diese Aspekte werden ausführlich in Abschnitt 5.2 „Bürgerschaftsverständnis“ dargestellt, da sie für die dortige Analyse relevant sind.

Die dritte Komponente des CVM Rekrutierung bezieht sich auf das Netzwerk von Freund*innen und Kolleg*innen eines Individuums (ebd.: 369 ff.). Solche Netzwerke finden sich im Umfeld von Arbeitsplätzen, in Vereinen oder Organisationen und auch Glaubensgemeinschaften. Einige Bürger*innen wären vielleicht in der Lage und gewillt sich politisch zu engagieren, wurden aber noch nie gefragt. Individuen, die in solche Netzwerke eingebunden sind, sind mit größerer Wahrscheinlichkeit bereit, sich für politischen Aktivismus rekrutieren zu lassen. Sie werden vielleicht von einem Freund oder einer Kollegin gefragt, ob sie an einer Protestaktion teilnehmen oder einer zivilgesellschaftlichen Organisation beitreten wollen. Außerdem ergeben sich in solchen Gruppen Gelegenheiten, in denen (über einen Kandidierenden oder eine Entscheidung) abgestimmt werden muss und anderweitig zu (politischen) Aktivitäten aufgefordert wird. Ganz informell kommen Bürger*innen so dann mit Politik in Berührung: „These institutions bring citizens into politics in another way as well – by exposing them to political cues, even in the context of endeavors having no connection to politics.“ (ebd.: 370) Ob in der Mittagspause, nach dem Gottesdienst oder beim Fußballspiel – wenn Menschen sich über Politik unterhalten, und eventuell von anderen angeregt werden, steigt die Wahrscheinlichkeit für Aktivismus.

Neben diesen drei grundlegenden Komponenten fügen Verba/Schlozman/Brady (ebd.: 391 ff.) dem Model noch eine letzte ‚Zutat‘ hinzu: Themenspezifisches Engagement. Individuen sorgen sich eher um ein bestimmtes Thema, wenn sie selbst vom entsprechenden Thema betroffen sind oder ihre moralischen oder politischen Wertvorstellungen dazu führen, dass sie

sich sorgen, unzufrieden oder wütend sind. Deshalb sind jene Bürger*innen involvierter, die von den entsprechenden Themen betroffen sind. Die bisherigen Komponenten erklären Partizipation eher auf der Basis von einer generellen Orientierung, diese vierte und letzte Komponente fügt nun noch einen bestimmten Themen- oder Situationsbezug hinzu. „Even the various forms of political engagement – political efficacy, political information, and especially, political interest – are general orientations, not concerns about particular issues. [...] we move beyond these general political orientations to investigate the independent role in motivating activity played by the policy concerns that arise from citizens’ differing needs and preferences – what we shall call ‘issue engagements’.“ (Verba/Schlozman/Brady 1995: 391) Die Autoren unterscheiden bei themenspezifischem Engagement zwischen solchem, das daraus resultiert, dass ein Individuum von der Politik bzw. bestimmten Entscheidungen der Regierung direkt betroffen ist und solchen, die auf Moralvorstellungen begründet sind. Beispiele für ersteres wären Änderungen in Gesetzen, die eine Bürgerin als Autofahrerin oder Mutter zweier Schulkinder betreffen würden. Tiefes und moralisch verknüpftes themenspezifisches Engagement basiert häufig auf kulturellen Werten oder Überzeugungen, die sich in Bürgerrechten, der Friedensbewegung oder dem Umweltschutz manifestiert haben (vgl. ebd.: 392 f.).

Obwohl das CVM großes Ansehen genießt und in der politischen Partizipationsforschung eines der meistzitierten Modelle ist, lassen sich auch Schwachstellen ausmachen. Seyd und Whiteley (2002) kritisieren u. a., dass das Modell nicht erklären kann, warum eine Vielzahl von Individuen mit hohem sozio-ökonomischen Status trotzdem nicht partizipiert. In einer Gruppe von sehr aktiven Teilnehmer*innen sind zwar diejenigen mit hohem sozio-ökonomischen Status überrepräsentiert, doch kann das Modell nicht erklären, warum sich ein Großteil weiterhin nicht engagiert. Das Paradox lautet also: „If socioeconomic status is such an important determination of political participation, then societies that are gradually becoming more middle class and better educated over time should experience increased rates in participation [...] However, there is no evidence of increased political participation in these countries.“ (ebd.: 39) Ein zweiter Kritikpunkt wird von Verba/Schlozman/Brady (1995:281) selbst genannt; eine fehlende Verbindung zwischen sozialem Status und Aktivitäten: „The SES model is weak in its theoretical underpinnings. It fails to provide a coherent rationale for the connection between the explanatory socioeconomic variables and participation. Numerous intervening factors are invoked – resources, norms, stake in the outcome, psychological involvement in politics, greater opportunities, favorable legal status, and so forth. But there is no clear specified mechanism linking social status to activity.“ Laut Seyd und Whiteley (2002) schlagen Verba/Schlozman/Brady

vor, den Fokus auf allgemeine Ressourcen wie zur Verfügung stehende Freizeit und Geld zu legen, doch auch dann lasse sich nicht erklären, warum ein Individuum seine freie Zeit und das Geld für zivilgesellschaftliches Engagement ausgeben solle, anstatt bspw. für Urlaub, Sport oder Erholung. Hauptproblem des Modells sei sein ausschließlicher Fokus auf die Angebots-Perspektive, ohne Berücksichtigung der Nachfrage-Perspektive: „the key problem [...] is that it focuses exclusively on the supply side of the equation and neglects the demand side aspects. Thus individuals supply more participation if they have the resources or a psychological sense of efficacy. What is missing is any understanding of why individuals have a demand for participation, of what incentives they have to get involved in politics.“ (Seyd/Whiteley 2002: 40). Viele Individuen mit hohem sozioökonomischem Status hätten solche Anreize nicht und würden deshalb nicht partizipieren.

Bei der Betrachtung bisheriger Theorien und Ansätze wird deutlich: Es fehlen konkrete und individuelle Motive und eine Analyse der Anreize für zivilgesellschaftliches Engagement. Dieser Frage will wiederum die vorliegende Arbeit nachgehen. Was genau motiviert Bürger*innen – einige davon mit hohem sozioökonomischem Status, andere wiederum nicht – ihre Ressourcen in Partizipation zu investieren? Ein im CVM nicht berücksichtigter Aspekt ist der der Technik- und Social Media-Kenntnisse, welche in der gegenwärtigen Protestlandschaft für einige (digitale) Partizipationsformen jedoch benötigt werden. Weiterhin fehlen im CVM Ausführungen dazu, was bei Überreizung der individuellen Ressourcen geschieht. Denn auch unter Aktivist*innen ist das Phänomen ‚Burnout‘ nicht unbekannt.

Neben Ressourcen spielen Bürgerschafts- und Mitgliedschafts-Verständnisse und Fragen nach der Effizienz von Engagement eine wichtige Rolle bei der Entscheidung für oder gegen (Protest-)Partizipation. Ebenso gegenwärtige Motivationen und (häufig erziehungsbedingte) Ursprungsmomente für zivilgesellschaftliches Engagement. Diese Aspekte werden in späteren Unterkapiteln ausführlich betrachtet. An dieser Stelle folgt nun zuerst eine Analyse der den Interview-Partner*innen zur Verfügung stehenden Ressourcen als Voraussetzung für zivilgesellschaftliches Engagement.

5.1.2 **„Ich wünschte mir, ich hätte noch mehr Zeit für die Politik.“ – Die Wichtigkeit von Ressourcen für zivilgesellschaftliches Engagement**

Kategorie „Ressourcen“

„Ich wünschte mir, ich hätte noch mehr Zeit für die Politik. Aber ich muss halt leider auch Geld verdienen [...]“ (Sonja) – Zeit und Geld als wichtigste Ressourcen

Übereinstimmend mit sozio-ökonomischen Ansätzen und dem CVM nennt auch der Großteil der Interview-Partner*innen Zeit und Geld als grundlegende Ressourcen für zivilgesellschaftliches Engagement. Sich für etwas einzubringen kostet Zeit, kann – meist – nicht während der Arbeitszeit erledigt werden und fällt somit auf die private Zeiteinteilung. Zeit und Geld beeinflussen sich als Ressourcen gegenseitig, denn wer Zeit für Engagement aufbringt, kann in dieser Zeit kein Geld verdienen und nur wer ausreichend Geld verdient, kann es sich leisten, Zeit für Engagement aufzubringen. Olaf formuliert dieses Zusammenspiel folgendermaßen: *„Na ja, es gibt ja zwei wichtige Ebenen [...]. Also, die eine wichtige ist natürlich überhaupt die Zeit und dann die finanzielle. Das heißt, wenn ich mich ehrenamtlich engagiere, kriege ich ja kein Geld dafür. Und vielleicht könnte ich ja sonst eben mehr für Geld arbeiten und dann hätte ich im Monat mehr in der Tasche. Das ist natürlich eine Sache, die sich alle Leute überlegen müssen, die ehrenamtlich tätig sind.“* (Olaf, Z. 283 ff.) Dass Zeit als eine der wichtigsten Ressourcen eingeschätzt wird, ruft bei vielen Aktiven den Wunsch hervor, mehr davon zu besitzen. Doch der Druck, Geld verdienen zu müssen und auch anderen Verpflichtungen wie der Familie nachzukommen, ist hoch. Sonja erzählt dazu: *„Ich wünschte mir, ich hätte noch mehr Zeit für die Politik. Aber ich muss halt leider auch Geld verdienen und natürlich möchte ich auch Zeit für die Familie haben. Jetzt wo die Kinder groß sind, ist es auf jeden Fall einfacher.“* (Sonja, Z. 439 ff.) Hier zeichnet sich bereits ab, was die Ressourcen Zeit und Geld in Konsequenz bedeuten: Nämlich auch die Frage nach der Vereinbarkeit von Engagement mit Familie und Beruf. Dieser Aspekt wird anschließend ausführlicher thematisiert. Zuerst liegt der Fokus weiterhin auf den Ressourcen Zeit und Geld. Beides hält auch Sven für die wichtigsten Ressourcen und plädiert deshalb für mehr bezahlte Stellen in Organisationen, wie bspw. dem BUND. Ehrenamtliche wie er seien ausgelastet und am Ende hinge es nun mal an Zeit und Geld. Mehr Festangestellte in Organisationen könnten die Ehrenamtlichen entlasten, damit einen Motivationsschub auf Ebene der Freiwilligen auslösen und würde in Konsequenz den Handlungsspielraum der Organisation erweitern. Um mehr Festangestellte einstellen zu können,

müssten Organisationen aber über höhere finanzielle Ressourcen verfügen bzw. mehr finanzielle Ressourcen für Personal ausgeben.⁴

„Ich bin den ganzen Tag alleine zuhause.“ (Daniela) – Rentner*innen und Selbstständige mit großzügigen und flexiblen Zeitressourcen

Die kostbare Ressource Zeit haben in größerem Umfang insb. die Menschen zur Verfügung, die noch vor Beginn ihres Arbeitslebens stehen oder dieses schon geleistet haben. In Organisationen wie dem BUND ebenso wie in Parteien⁵ liegt der Altersdurchschnitt oft deutlich über dem der deutschen Bevölkerung. Neben Zeit haben Rentner*innen durch die Zahlung der Rente – wenn auch häufig nicht viel – Geld zur Verfügung, welches sie ohne die Gegenleistung einer Arbeit erhalten. Daraus resultiert, dass ein Großteil der (beim BUND) Aktiven im Rentenalter ist und die dann zur freien Verfügung stehende Zeit für zivilgesellschaftliches Engagement nutzt. Für Valeria ist es eine logische Konsequenz, die Zeit nach dem Arbeitsleben in dieser Form zu verbringen: „Ja, einfach nochmal zu zeigen, und da habe ich das Gefühl, man muss an einem Wochentag wo wirklich die jungen Menschen ihrem Beruf nachgehen, also wenn der Rentner keine Zeit hat und da nicht hingehet, dann ist das strafbar für mich. Ja, da muss ich da sein.“ (Valeria, Z. 437 ff.) Über eine eventuelle Pflicht, sich zu engagieren, wird ausführlich in Abschnitt 5.2 zum Thema Bürgerschaft und Selbstverständnis der Aktiven eingegangen.

Wer im höheren Alter über viel Zeit verfügt, kann neben dem Engagement in einer Organisation wie dem BUND jedoch auch eine eigene Initiative gründen. Dazu sind weitere Ressourcen – wie das nötige Netzwerk, Know-how, Organisations-Skills und Ähnliches – nötig. So hat Günter (66 Jahre, studierter Wirtschaftsingenieur) nach dem Berufsleben ein Nachhaltigkeitsinstitut gegründet. Auch die anderen Institutsmitglieder sind alle in Rente und ähnlich wie Günter Fachmänner und –frauen aus dem Bereich Nachhaltigkeit.

Neben Rentner*innen, die über die meiste Zeit verfügen, sind auch Studierende und Selbstständige in der Situation, dass sie zumindest freier als manch andere Arbeitnehmer*innen über ihre Zeiteinteilung verfügen können. So auch Sven, der als Programmierer selbstständig ist und von zuhause arbeitet. Er

⁴ „Gerade eben im Bereich BUND, das ist jetzt mein Empfinden, sind die alle dicht [...]. Und auch die hauptberuflichen Leute, die kommen nicht nach. Die Geschäftsstelle könnte mit mehr Leuten ausgerüstet sein, dann braucht es natürlich wieder Geld. [...] Mehr Stellen. Oder vielleicht jetzt nicht auf die Freiwilligen runter, dass dann Leute sagen: ‚Hier, ich mache in dem Arbeitskreis mehr oder ich mache in dem Arbeitskreis mehr.‘ Es muss mehr Zeit geschaffen werden.“ (Sven, Z. 1045 ff.)

⁵ <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/192255/umfrage/durchschnittsalter-in-den-parteien/>

beschreibt sowohl die Möglichkeit, zwischendurch etwas machen zu können, das nicht zur regulären Arbeit gehört, als auch unter der Woche tagsüber an Protestaktionen teilnehmen zu können.⁶ Als Selbstständiger verfügt Sven über freie Zeiteinteilung, er hat Aufgaben, die er erledigen möchte, dies jedoch tun kann, wann es ihm gut passt. Er spricht von einer klaren Einteilung, andererseits aber auch davon, etwas zwischendurch machen zu können. Ähnlich geht es Daniela, die ebenfalls von zuhause arbeitet und flexibel mit ihrer Zeit umgehen kann. Auch sie spricht die Vereinbarkeit von Engagement und Familie an: *„Ich bin den ganzen Tag alleine zuhause. Meine Kinder sind erwachsen. Ich kann mir das jetzt erlauben.“* (Daniela, Z. 746 ff.) Sie arbeitet genau wie Sven größtenteils am Computer, ist aber – anders als Sven, der viel an Straßenständen und Protestaktionen teilnimmt – fast ausschließlich mit Online-Aktivismus bzw. ihrer Webseite beschäftigt.

„Dann habe ich mich halt eben mehr engagiert und weniger studiert.“ (Sarah) – Arbeit oder Studium für das Engagement zurückstellen

Um neben anderen Verpflichtungen genug Zeit für zivilgesellschaftliches Engagement zu finden, haben einige Interview-Partner*innen ihre persönliche Strategie gefunden: Die bewusste Entscheidung für eine Teilzeit-Stelle, Altersteilzeit im Blockmodell oder das Studium geplant nicht in Regelstudienzeit zu beenden, sondern explizit weniger zu studieren. Sarah, die schon seit einiger Zeit im Berufsleben steckt, erinnert sich an ihre Studienzeit: *„Und ich weiß ja, damals als ich studiert habe, das ging ja schon auch auf Kosten des Studiums. Dann habe ich mich halt eben mehr engagiert und weniger studiert. Und dann nochmal ein Urlaubssemester gemacht. Und irgendwann habe ich dann gesagt: So, jetzt ist mal Schicht, jetzt muss ich meine Diplomarbeit schreiben und das mal abschließen.“* (Sarah, Z. 670 ff.) Ob sie aus finanziellen Gründen, persönlichen Ansprüchen oder anderen Motiven dann das Gefühl hatte, das Studium beenden zu müssen, blieb im Interview offen. Ähnlich ergeht es Kilian, der sich nach zwei Jahren in seinem Bachelorstudium bewusst gegen die Regelstudienzeit entschieden hat, da er ein Vollzeitstudium als zu stressig und nicht kompatibel mit anderen Interessen empfunden hat.⁷

⁶ *„Ich habe das Glück, zwischendurch jetzt Mails zu lesen, zu verfassen, Webseiten zu pflegen und kann auch – wie jetzt am Mittwoch, da ist Tag gegen Lärm, da haben wir eine Veranstaltung in Kelkheim – kann da auch den ganzen Vormittag weg gehen.“* (Sven, Z. 317 ff.)

⁷ *„Und wenn du das in der Regelstudienzeit studierst, nimmt das einfach unglaublich viel Zeit ein. Dann machst du eigentlich nichts anderes und davon gehen die eigentlich auch aus, ist ja ein Vollzeitstudium. [...] Es war mir einfach zu stressig und ich habe auch gemerkt, ich habe zu viele andere Interessen und das reicht mir nicht.“* (Kilian, Z. 452 ff.)

Helena und Sarah beschreiben vergleichbare Situationen. Helena arbeitet 30 Stunden in der Woche und ist nach eigenen Aussagen 30 weitere Stunden ehrenamtlich beim BUND aktiv. Sarah arbeitet mit einer halben Stelle beim BUND und versteht die Aktivitäten mit ihren Bienen und dem Garten als zweite halbe Stelle. Helena begründet ihren Lebensstil u. a. damit, dass sich in ihrer Branche – der Pharmazie – Teilzeitstellen gut umsetzen ließen. Außerdem schreibe sie ab, wie viel die Kolleginnen und ihr Chef arbeiten. Da sie mit dem verdienten Geld auskomme, wolle sie nicht mehr arbeiten, sondern stattdessen diese Zeit in Engagement investieren – in Engagement, das ihr gleichzeitig auch Spaß mache. *„Aber ich sehe das bei meinen Kollegen, ich nehme mir das ganz bewusst, dass ich sage: Ich habe 30 Stunden und diese 30 Stunden, die reichen mir, um das Geld zu verdienen, was ich brauche. Nie im Leben wollte ich so wie mein Chef 70 Stunden oder meine Kolleginnen 40 Stunden. [...] Das ist nicht mein Lebensentwurf. Ich möchte wirklich Zeit haben, um mich außerhalb des Arbeitslebens noch zu engagieren. Zum einen, weil es mir Spaß macht, ich mache ganz klar wirklich nur Sachen, die mir Spaß machen, gebe ich zu.“* (Helena, Z. 331ff.) Helena wägt ab, was für sie persönlich Lebensqualität bedeutet. Sie entscheidet sich bewusst für weniger Geld und mehr Freizeit, Engagement und Spaß. Der Spaßfaktor als Motivation wird in Abschnitt 5.3 „Emotionen und Affekte“ ausführlich beleuchtet.

„[...] dieses Hin- und Hergerissen-Sein zwischen Beruf und Politik [...].“ (Sonja) – Fehlende Zeit für mehr Engagement

Viele der Interview-Partner*innen sind beim BUND und/oder bei Campact und zusätzlich noch bei anderen Initiativen oder Verbänden engagiert. Aus den Interviews geht hervor, dass sich gerade diese engagierten Bürger*innen wiederum wünschen, noch mehr machen zu können. Sie kennen sich im Feld ihres Engagement-Bereichs gut aus, besitzen häufig Fachwissen und wissen um die Missstände, gegen die sie sich engagieren. So haben in den Gesprächen sechs Interview-Partner*innen betont, dass sie gerne mehr machen würden, ihnen jedoch die Zeit für mehr Aktionen fehle. Häufig geht die beschriebene fehlende Zeit auf berufliche Verantwortungen zurück. Sonja beschreibt es sogar als „Hin- und Hergerissen Sein“ zwischen der Arbeit und dem Engagement: *„Ich würde gerne mehr lesen, vor allem auch Klimaretter und so, aber ich komme halt oft nicht dazu. Das ist eben wie gesagt dieses Hin- und Hergerissen Sein zwischen Beruf und Politik [...].“* (Sonja, Z. 738 ff.) Auch Gerd erfährt diesen inneren Kampf, wenn er sich zwischen Terminen als stellvertretender Landrat und einer Protestaktion entscheiden muss. Für ihn ist zwar klar, dass er sich an Protestaktionen beteiligen möchte, die seiner politischen Einstellung entsprechen, doch häufig muss

er dafür dann andere Verpflichtungen absagen.⁸ Da Gerd schon in Rente ist und keinem Arbeitsverhältnis im klassischen Sinne nachgeht, ist es bei ihm mehr eine Entscheidung zwischen dem einen Ehrenamt und dem anderen Engagement, als zwischen Beruf und Engagement.

„Es geht ja Familienzeit bei drauf.“ (Gerd) – Vereinbarkeit von Familie oder Beruf mit Engagement

Das CVM von Verba/Schlozman/Brady (1995: 294 f.) berücksichtigt (Zeit-)Ressourcen im Hinblick auf das Zusammenspiel von bezahltem Arbeitsverhältnis und Engagement und stellt darüber hinaus fest, dass Engagement besonders erschwert wird, wenn sich kleine Kinder im Haushalt befinden. In Familien mit kleinen Kindern bleibt neben der Versorgung dieser Kinder und einem Arbeitsverhältnis oft nicht viel Zeit für zivilgesellschaftliches Engagement.

Bei der Frage nach Vereinbarkeit von Engagement mit Familien und/oder Beruf gehen die Meinungen der Interview-Partner*innen stark auseinander. Nur wenige halten die verschiedenen Lebensbereiche für miteinander kombinierbar, laut Kilian und Julia sind bspw. eine bewusste Entscheidung für das Engagement und eine entsprechende Priorisierung nötig. Geld und Zeit sind auch bei der Frage nach Familie, Beruf und Ehrenamt ausschlaggebende Faktoren, wie Mareike und Olaf beschreiben. Sven und Helena gehen wiederum so weit, dass sie sagen, die drei Bereiche seien nur extrem schwierig miteinander kombinierbar. Drei der jüngeren Interview-Partner*innen gehen noch einen Schritt weiter und fordern ein neues Arbeitszeitmodell, das explizit Zeit für Engagement vorsieht, Arbeit gerechter verteilt und sich die Automatisierung von Arbeitsabläufen zunutze macht.

Die beiden grundlegenden Ressourcen Zeit und Geld spielen auch bei der Frage nach der Vereinbarkeit von Engagement mit Familie und Beruf eine wichtige Rolle. Mareike schlussfolgert, dass es für Personen mit Familie schwierig sei, zu weit entfernt stattfindenden Veranstaltungen zu fahren, sei es wegen der Zeit oder auch, weil man aus finanziellen Gründen zwölf Stunden am Tag arbeiten

⁸ „Also, ich sage mal, dass auch die Armut der Dritten Welt ein Ergebnis der Landwirtschaft hier ist und das ist für mich völlig klar: Wenn da was ist, geh ich mit auf die Straße! Wenn ich kann. Und natürlich gibt es dann so Punkte, da habe ich manchmal Verpflichtungen. Wo ich sage, ich möchte gerne, aber ich bin nun mal stellvertretender Landrat und wenn ich dann angefordert werde, sage ich jetzt mal so vom DLRG und die sagen, wir haben ein ganz wichtiges Treffen, 25 Jahre oder so, dann kämpfe ich mit mir, ob ich dann da absagen kann oder nicht.“ (Gerd, Z. 382 ff.)

müsse. Alleine könne man hingegen auch weiter fahren.⁹ Olaf (Z. 289 ff.) betont insb. den Zeit-Faktor und beschreibt, wie Kinder abends und am Wochenende versorgt werden müssten und dass in seiner Ortsgruppe vom BUND folglich kaum Leute wären, die Kinder hätten oder deren Kinder noch im gleichen Haushalt wohnten. Diejenigen, die sich mit viel Zeit im BUND einbringen, können Olafs Beschreibung nach keine Kinder im Haushalt mitversorgen. Nur bei größeren Kindern, lasse sich Engagement mit Familie dann wieder besser vereinbaren.

Gerd kommt folglich zu dem Ergebnis, dass Engagement phasenweise besser und schlechter mit Familie und Beruf vereinbar sei, grundsätzlich aber schon. In einer Familien-Phase habe auch er aus guten Gründen weniger Zeit für Engagement gehabt. Die Zeit, die er mit seinem Ehrenamt verbringe, würde in Konsequenz von der Familienzeit abgehen: *„Und es geht ja immer auch Zeit dabei drauf. Es geht ja Familienzeit bei drauf. Die Zeit, die wir jetzt hier sitzen, die geht meinem Enkel, meiner Tochter, meinem Sohn oder wem auch immer verloren.“* (Gerd, Z. 240 ff.) Grundsätzlich spricht sich Gerd für eine Vereinbarkeit aus, spricht dabei auch aus eigener Erfahrung und räumt kurz darauf aber ein, dass auch er Abstriche machen musste, insofern als er seiner früheren Frau versprechen musste, zu Berufszeiten nicht auch noch ehrenamtlich in die Politik zu gehen.

Im Idealfall entspricht die Engagement-Zeit gleichzeitig der Familien-Zeit. Gerd beschreibt seine Familie als eine der wenigen Familien in seiner Fraktion der Grünen, in der die Kinder das Engagement der Eltern unterstützen und für richtig halten und ihn sogar das ein oder andere Mal bei Protestaktionen begleiten: *„[...] meine Frau geht dann auch mal mit zu Demonstrationen, obwohl sie beruflich ganz viel zu tun hat und mein Enkel geht mit, meine Tochter geht mit, mein Sohn geht mit – also, die tragen das auch mit, die sind auch alle Mitglied der Grünen Partei. Das ist also eine der wenigen Familien in denen das gelungen ist. Also alle anderen Grünen sagen: ‚Nee, also meine Kinder, die sagen: Bloß nichts mit den Grünen.‘ Die Eltern waren nie da und so. Und das ist bei uns genau umgedreht.“* (Gerd, Z. 249 ff.) Nichtsdestotrotz fühlt sich aber auch Gerd – wie schon beschrieben – manchmal in einer Zwickmühle, wenn er sich zwischen einer Protestaktion und Verpflichtungen als stellvertretender Landrat entscheiden muss.¹⁰

⁹ *„Weil es ist einfach schwierig, dann auch immer so weit zu fahren. Und das ist es ja für die meisten Leute auch! [...] Hat man Familie oder ist man alleine? Alleine würde ich wahrscheinlich auch weiter weg fahren, aber da versucht man dann doch dem Umfeld so gut wie möglich zu helfen.“* (Mareike, Z. 1204 ff.)

¹⁰ *„Ich gucke dann schon genau auf das Thema und wenn ich dann in der Zwickmühle stecke, dann muss ich mich vielleicht manchmal für meinen Job entscheiden. Ich versuche schon, das eine mit dem anderen immer unter einen Hut zu bringen.“* (Gerd, Z. 401 ff.)

Kilian und Julia sprechen sich für eine Vereinbarkeit aus, merken jedoch an, dass es einer bewussten Entscheidung bedarf und die Prioritätensetzung zugunsten des Engagements ausfallen muss. Neben anderen Freizeitgestaltungen wie Sport oder Musik, gäbe es so viele schöne Sachen, die man machen könne und da fällt es Kilian (Z. 428 ff.) schwer, sich nur auf wenige Dinge zu konzentrieren. Ist man in einer selbstbestimmten Situation wie während des Studiums, hält Kilian es für möglich, Engagement mit anderen Lebensbereichen zu verbinden, doch mit einer 40-Stunden-Woche sei es schwieriger. Auch Julia kennt das Gefühl, vieles gleichzeitig zu machen, spricht dabei aber nur von ihrer Erfahrung zu Schul- oder Studienzeiten. Sie habe ihre Prioritäten so gesetzt und sei daran gewöhnt. „[...] das ist halt irgendwie so eine Entscheidung, was so Priorität hat. [...] Also, ich bin total dran gewöhnt, dass neben der Schule damals oder jetzt neben dem Studium einfach noch voll viele andere Baustellen zu laufen haben. Und da finde ich, geht das eigentlich dann schon ganz gut.“ (Julia, Z. 50 ff.) Beide Interview-Partner*innen sind zum Zeitpunkt des Interviews noch Studierende. Obwohl sowohl Julia als auch Kilian durch ihren Studierendenstatus keinen hohen ökonomischen Status besitzen, unterstreichen diese Aussagen die These von Seyd und Whiteley (2002:39), dass Modelle wie das CVM nicht erklären können, warum eine Vielzahl von Individuen mit hohem sozio-ökonomischen Status trotzdem nicht partizipiert. Denn sie veranschaulichen, dass Bürger*innen mit hohem Sozialkapital und vielfältigen Interessen oft mehreren Projekten nachgehen und ihre Zeit nicht ausreicht, um alles unterstützen zu können, was sie vielleicht gern unterstützen würden.

Helena (Teilzeitjob in einer Apotheke) und Sven (selbstständiger Software-Entwickler) halten die Bereiche Engagement, Beruf und Familie für nicht oder nur schwer miteinander vereinbar. „Grausam. Das ist extrem schwierig. Und da muss die Familie entweder mitmachen oder extremes Verständnis aufbringen. Und da kenne ich hier im Umfeld sehr viele Beispiele und auch sehr viele Beispiele von extremen Aktiven aus der Anfangszeit, die dann irgendwann gesagt haben: ‚Nee, meine Familie geht vor.‘“ (Sven, Z. 350 ff.) In seinem Bekanntenkreis haben viele Aktive ihr Engagement nach einiger Zeit wieder runtergefahren und den Fokus mehr auf die Familie gelegt. Svens Meinung nach müsse eine Familie entweder extrem viel Verständnis aufbringen oder – ähnlich zu Gerds Situation – sich ebenfalls engagieren. Er selbst sehe die Gefahr, dass das Umfeld daran auch kaputt gehen könne und kenne keinen Fall, in dem eine ganze Clique oder Familie das Engagement gemeinsam betreibt.¹¹ Auch Helena findet es schwierig einen

¹¹ „Und auch aufpassen, wenn man jetzt hier auf die Demo rennt, auf die Demo rennt, dass einfach sein Umfeld nicht kaputt geht. Es sei denn, man ist eine komplette Clique und cliquet

Vollzeitjob mit Engagement zu verbinden und kann aus der Erfahrung ihres Ortsverbandes sagen, dass es kaum berufstätige Frauen gibt. Für sie war es früher eine Entscheidung zwischen Arbeit und Kindern und ist es heute eine ganze bewusste Entscheidung für eine Teilzeitstelle. *„Vollzeitjob finde ich ganz schwierig mit politischem Engagement zu verbinden. [...] Ich finde für mich habe ich eine total gute Lösung gefunden, ja. Es ist auch einfach dadurch bedingt, dass ich jetzt nicht so die großen finanziellen Ansprüche stelle. [...] Und ich bin auch endlos dankbar, dass ich diese Zeit einfach zuhause bleiben konnte bei meinen Kindern. Das möchte ich um nichts in der Welt missen. [...] Ich finde es heute, die Situation für so junge Frauen, das ist eine Katastrophe. Das ist eine echte Katastrophe, das irgendwie unter einen Hut zu kriegen. Finde ich echt schwierig. Und dann sollst du auch noch ehrenamtlich was machen!“* (Helena, Z. 352 ff.) Dass sie selbst mit der Teilzeitstelle zufrieden ist, schreibt Helena ihren geringen finanziellen Ansprüchen zu. Nach ihrem Berufseinstieg hat sie sich dann im Alter von 30 Jahren explizit für das Daheimbleiben und Kinderaufziehen entschieden. Die heutige Situation von jungen Frauen beurteilt sie als sehr schwierig.

Diese Aussagen zur Vereinbarkeit von Familie oder Beruf mit Engagement veranschaulichen Bourdieu (1983: 197) These, dass die Umwandlung von ökonomischem in soziales Kapital Arbeit voraussetzt und deswegen die aufgebrauchte Zeit das beste Maß für soziales Kapital ist. Die Möglichkeiten, diese Zeit aufzubringen, hängen wiederum vom ökonomischen Kapital ab. Denn wer bspw. einen gut bezahlten Job hat, kann sich in der Freizeit ehrenamtlich engagieren. Geld und Zeit bleiben damit auch bei der Frage nach Familie, Beruf und Ehrenamt ausschlaggebende Faktoren.

„[...] weil mir das Geld fehlt, ehrlich gesagt.“ (Felix) – Ausreichende vs. geringe finanzielle Ressourcen

Nachdem Zeit und Geld sowohl im CVM (Verba/Schlozman/Brady 1995) als auch von den Interview-Partner*innen selbst als wichtigste Ressourcen genannt wurde und die Ressource Zeit im Detail thematisiert wurde, folgt nun ein Fokus auf die Ressource Geld. Dabei lassen sich Positionen unterscheiden, in denen finanzielle Ressourcen gegeben sind und solche, in denen finanzielle Ressourcen fehlen. Dies hat jeweils unterschiedliche Auswirkungen auf die Bereitschaft zu spenden und die Möglichkeiten, Zeit in Engagement zu investieren.

dann den ganzen Tag zusammen, das gibt es aber gar nicht eigentlich. Dass also eine ganze Familie da mitmacht.“ (Sven, Z. 372 ff.)

Mareike beschreibt, dass sie nicht so sehr unter Druck stehe, Geld zu verdienen, da ihr Mann Rentner sei. Trotzdem möchte sie gern etwas selbst verdienen.¹² Auch Sven verfügt über ausreichend finanzielle Möglichkeiten und ist der Meinung, dass jeder der das Geld hat, Organisationen unterstützen sollte. Er grenzt sich bei finanziellen Spenden stark von Parteien ab und wünscht sich stattdessen Unterstützung für Organisationen wie den BUND, LobbyControl, das Umweltinstitut oder Campact. Die Frage nach der Bereitschaft zu spenden, mischt sich bei Sven mit der Frage nach Mitgliedschaft. Diese wird in Abschnitt 5.3.2 noch einmal ausführlich behandelt. Schon hier soll jedoch angemerkt werden, dass Sven Mitgliedschaft als finanzielle Unterstützung sieht – wenn denn Mitgliedschaft das Zahlen eines Beitrages beinhaltet. Dies begründet er u. a. mit gutem Material und guten Aktionen, was alles viel Geld koste: *„[...] ich unterstütze auch so eine Aktion als Mitglied, weil die machen ja sehr viel. Und auch – ich merke es ja bei uns – es kostet alles Geld. Das war eigentlich der Grund da Mitglied zu sein. [...] Der BUND hat Material, Campact, das Umweltinstitut hat richtig gutes Material. Und wenn wir jetzt auf einem Stand sind oder Einladungen zum Mitgliedertreffen verschicken, ja das sind dann immer solche Berge mit Flyern. [...] Es ist auch schön, wenn man aus dem Stand etwas präsentieren kann. [...] Wer Geld hat, sollte diese Sachen unterstützen anstatt jetzt einer Partei was zu geben, sage ich ganz frech.“* (Sven, Z. 437 ff.) Svens Argumentation unterstützt die These, dass selektive Anreize (vgl. Olson 1965) das Engagement von Bürger*innen begünstigen. Er nennt den Zugang zu gutem Informationsmaterial, welches er wiederum bei Infoständen verwendet, um Interessierte anzusprechen und für die Organisation von Aktionen. Beides steht ihm als Mitglied bzw. Unterstützer einer Organisation zur Verfügung.

Noch einen Schritt weiter als die finanzielle Unterstützung von Organisationen, geht Gerd, der über finanzielle Ressourcen verfügt, die ihm das Aufziehen eigener Projekte erlauben. Dabei sind jedoch nicht nur eigene finanzielle Mittel von Bedeutung, sondern auch ein großes Netzwerk von Freund*innen und Bekannten, das sich zu Spenden mobilisieren lässt. Mit einem ersten Startkapital konnte er wiederum Fördermittel einwerben und das Projekt danach noch größer aufziehen. *„Ich habe z. B. den Eine-Welt-Laden, die haben ein eigenes Projekt in Nepal, die haben z. B. damals von mir als meine Frau verstorben ist, da haben wir gesammelt für dieses Projekt und da sind dann 7.000 DM zusammengekommen. [...] Da haben die dann anschließend, das ist ja oft so, dann bekommt man Geld*

¹² *„Mein Mann ist leider schon Rentner, von daher bin ich nicht ganz so doll unter Druck das Geld zu verdienen. Aber das möchte man natürlich dennoch.“* (Mareike, Z. 505 f.)

und kann damit dann Fördermittel einwerben, [...] das waren dann jedenfalls später glaube ich 40.000€, die die zusammengekriegt haben und dadurch konnte diese Schule gegründet werden, die heute sogar ein Krankenhaus geworden ist.“ (Gerd, Z. 99 ff.) Dieses Beispiel zeigt, dass Bürger*innen mit einem gewissen Basiskapital für eigene Projekte deutlich mehr Spielraum zur Verfügung haben und aus einem Startkapital durch Netzwerke und Kenntnisse des Fundraisings schlussendlich ein noch größerer Geldbetrag organisiert werden kann. Dies entspricht im CVM den Ressourcen Organisations- und Kommunikations-Skills sowie Bildung. Zusätzlich hat ein bestehendes Netzwerk (vgl. Rekrutierung im CVM) dazu beigetragen, Unterstützer*innen für das Projekt gewinnen zu können.

Andere Interview-Partner*innen würden gerne (mehr) spenden, können es aber schlichtweg nicht. Sowohl Felix als auch Valeria sind zivilgesellschaftlich engagiert, für finanzielle Unterstützung von Organisationen fehlt ihnen jedoch das Geld. Felix ist Student und sagt ganz direkt: „*Nein, keine finanzielle Unterstützung, weil mir das Geld fehlt, ehrlich gesagt.*“ (Felix, Z. 794) Valeria wiederum lebt derzeit von ihrer Rente und einem Erbe und könnte nach eigener Aussage ihr gesamtes Vermögen für sinnvolle Projekte spenden. Früher hatte sie Daueraufträge für monatliche Spenden, musste dies aber vorerst stoppen und sich mit ihrem Budget neu sortieren.¹³ Wie von Verba/Schlozman/Brady (1995) beschrieben, gestaltet sich zivilgesellschaftliche Partizipation ohne die Ressourcen Zeit und Geld äußerst schwierig. Alleine der Wille, bestimmte Organisationen oder Projekte (finanziell) unterstützen zu wollen, reicht nicht aus, wenn die Rahmenbedingungen keine Ausgabe solcher Ressourcen erlauben.

Ähnlich wie Sven schätzt auch Valeria die Arbeit von Organisationen wie Campact und versteht es als Minimal-Unterstützung, die Arbeit zumindest finanziell zu fördern: „[...] die einfach diese Kampagnen organisieren, ich habe so das Gefühl, die haben alle einen 16-20-Stunden-Tag. Und da sage ich: Hut ab. Und womit du sie auch unterstützen kannst, tu es! [...] also das Mindeste was man machen kann, ist ja spenden.“ (Valeria, Z. 562 ff.) Sybille sieht eine Geldspende als Ausgleich zu Engagement vor Ort, wenn es ihr nicht möglich war, z. B. bei einer Demo mitzumachen.¹⁴ Ähnlich wie Online-Petitionen erfahren jedoch teilweise auch Spenden die Kritik, dass damit Engagement vor Ort ersetzt werde

¹³ „Ich könnte innerhalb von zwei Wochen mein ganzes Vermögen aufgeben haben. [...] Und natürlich gebe ich immer wieder Spenden rein, aber dass ich so jetzt einfach monatlich von meinem Konto abbuchen lasse, mache ich wenig, habe ich zurückgenommen, es läuft immer noch. Ich musste erst mal wieder dahin kommen, dass ich Geld verdiene und dann ist das kein Problem, dann geht's wieder.“ (Valeria, Z. 575 ff.)

¹⁴ „[...] oder z. B. zu einer Demo nicht hinfahren konnte und dann mache ich das finanziell oder so, dass ich die Sache unterstütze.“ (Sybille, Z. 273 f.)

und sich Bürger*innen mit dem Geld ein reines Gewissen kaufen würden. Dieser Aspekt wird in Kapitel 7 ausführlich betrachtet.

„[...] meistens nehme ich mir auch viel zu viel vor.“ (Mareike) – Sich mit dem Ehrenamt übernehmen

Ein in der Literatur bisher wenig beachteter Aspekt ist Burnout unter Aktivist*innen und die Überlastung von Ehrenamtlichen.¹⁵ Egal ob mit vielen oder wenigen Ressourcen ausgestattet, einige Aktive im Bereich Umweltschutz neigen dazu, sich über ihre persönlichen Ressourcen hinaus einzubringen und zu ver-ausgaben. So kommt bei manchen das Gefühl auf, sich zu übernehmen, mehr zu machen als man sich vorgenommen hatte oder aber auch als schon aktive Person häufig angesprochen zu werden, ob man denn nicht Zeit für eine weitere Aktion habe. Besonders Olaf, Stefanie und Mareike haben diese Erfahrungen gemacht. Daraus leitet sich der Wunsch ab, eine persönliche Strategie zu finden, wie man sich im Aktivismus nicht verliert, sondern eine angemessene Balance zwischen Aktivismus und Auszeit bzw. sich auspowern und Spaß haben findet. Diesen Aspekt thematisieren besonders Sarah, Daniela und Helena. *„Am liebsten würde ich überall alles machen, helfen, tun. Aber kann man ja gar nicht. Und ich muss sagen, also meistens nehme ich mir auch viel zu viel vor. Ich hab ja dann auch ganz viel im privaten Bereich, was ich dann noch so regeln muss [...].“* (Mareike, Z. 463 ff.) Bei Mareike mischen sich private und zivilgesellschaftliche Angelegenheiten stark. Sie selbst spricht von einem Helfersyndrom. Dabei übernehme sie sich häufig. Ähnlich geht es auch Stefanie mit der Online-Petition. Im Nachhinein würde sie aus zeitlichen Gründen nicht nochmal eine Online-Petition starten. Rückblickend erklärt sie, dass sie Dank der Semesterferien zu dem Zeitpunkt zwar zeitliche Ressourcen für die Petition zur Verfügung hatte, das Projekt jedoch insgesamt unterschätzt habe.¹⁶ Mangelnde Ressourcenausstattung seitens der DUH, ein Krankheitsfall und großes mediales Interesse führten dazu, dass

¹⁵ Wenn überhaupt, findet man zu diesem Thema eher Ratgeber-Literatur, bspw. Bauer (2008): „Grenzen ziehen oder Burnout: Grenzen ziehen in der ehrenamtlichen Tätigkeit in Non Profit Organisationen“ oder eine Broschüre der Diakonie (2016) mit dem Titel „Wenn Helfen nicht mehr gut tut...“.

¹⁶ *„Sowohl von der DUH, sprich Julia, als auch von mir wurde das unterschätzt, was das auch an Arbeit bedeutet. [...] Und dann war Julia auch krank, hatte einen Fahrradunfall und so Sachen, dann zieht sich das noch mehr. Und bei der DUH, das ist schon auch eine bisschen konservativere Stiftung. [...] Und für die war das Thema sehr neu, so Petitionen zu machen, das war ihre erste Petition. Und die haben da nicht so wirklich die Ressourcen dafür bereitgestellt, also zeitlich für Julia [...].“* (Stefanie, Z. 458 ff.)

Stefanie sich überfordert fühlte. Dank der Semesterferien und Motivation durch Unterstützer-Kommentare gelang es ihr jedoch aktiv zu bleiben.

Auch Olaf engagiert sich häufig mehr, als er eigentlich will und kommt dadurch in zeitliche Schwierigkeiten. Er führt dies darauf zurück, dass ihm die Sache so wichtig sei. *„Ich kann nur sagen, dass es bei mir funktioniert, aber ich merke ja auch, dass ich da schon zeitlich Schwierigkeiten habe und mir oft denke: ‚Oh, jetzt so viel möchte ich eigentlich gar nicht ehrenamtlich machen.‘ Aber ich sage dann halt – und das machen ganz viele, das ist eben das Problem – aber um der Sache Willen mache ich es halt doch.“* (Olaf, Z. 309 ff.) Ein weiteres Problem ist die häufige Bitte, weitere Aufgaben zu übernehmen. Schon aktive Menschen würden immer mehr machen und für weitere Aktionen angesprochen werden, so Olaf.¹⁷

Auf diese Form der Verausgabung folgt der Wunsch, eine gesunde Balance zwischen Aktivismus und Auszeit zu finden und sich im Aktivismus nicht zu verlieren. Für Sarah ist dabei das Wichtigste, dass alles in einem gesunden Rahmen bleibt und dass der Spaß nicht verloren geht. Überstunden seien in diesem Rahmen okay, denn man wolle ja die Welt retten: *„[...] ich fahre zweimal in der Woche ins Büro, ich mache auch einen Sack voll Überstunden. Das ist ja quasi auch geschenkt. Aber wir wollen ja die Erde retten. Das ist der Spruch der BUNDjugend. Dann finde ich das ja auch okay. Also, wichtig finde ich jetzt über die Jahre gesehen, dass [...] man sich selbst nicht auspowert, dass man halt einfach dabei gesund bleibt und Spaß dabei behält.“* (Sarah, Z. 639 ff.) Wie in vielen Berufsfeldern zeigt sich auch im (ehrenamtlichen oder bezahlten) Aktivismus eine Tendenz hin zum Burnout. Gerade wer für eine Sache ‚brennt‘, tendiere dazu, sich über ein gesundes Maß hinaus dafür einzusetzen. Für Sarah sind eine passende Zeitökonomie und Spaß an der Sache das Rezept für einen gesunden Aktivismus. Auch Daniela sieht das Risiko der Verausgabung und hat es selbst schon erlebt. Sie musste sich schon einmal eine Auszeit nehmen, um sich nicht zu verlieren. *„[...] ich bin 2008 aus der Bank ausgestiegen und habe erstmal gar nichts gemacht, erst mal um mich gekümmert. Das muss man auch mal. Man muss als Aktivist immer daran denken, es bringt einem nichts, wenn ich mich immer nur für die Welt einsetze [...]. Man muss immer daran denken, dass man zwischendurch eine Auszeit nimmt, um sich nicht zu verlieren.“* (Daniela, Z. 256 ff.)

¹⁷ *„[...] wenn man einmal drin ist und bekannt ist, dann wirst du immer wieder angesprochen: Hey, kannst du nicht nochmal hier helfen? Oder willst du nicht mal ne AG bla, bla, bla aufziehen?“* (Olaf, Z. 313 ff.)

„Ich fühle mich da total ohnmächtig.“ (Helena) – Ohnmachtsgefühle und Burnout-Symptome als Folge von Niederlagen

In Folge von Niederlagen und Misserfolgen beschreiben Helena und Sybille ein Gefühl der Ohnmacht – bis hin zum Burnout. *„Also, ich fühle mich manchmal ohnmächtig oder bzw. mir ist manchmal eher nur total zum Heulen. Wenn ich so mitkriege, was alles wieder zerstört wird und wie mit Menschen umgegangen wird. Das zieht mich durchaus manchmal runter. Aber trotzdem habe ich irgendwie so eine innere Zuversicht, merke ich so. Also ich glaube, es hat Sinn zu handeln, ganz egal, was dabei raus kommt.“* (Sybille, Z. 1018 ff.) Eine solche Ohnmacht beschreibt auch Helena, die sich trotz kleiner Lichtblicke wünscht, dass ihr Engagement viel schneller Wirkung zeigt. Sie beschreibt sich als ungeduldige Person und sieht Veränderungen eher im Lokalen als im Großen. Das Fehlen einer Aufbruchsstimmung führt bei ihr zu einem Burnout-Gefühl, das sich nach eigenen Angaben aber auch wieder legen würde. *„Ich fühle mich da total ohnmächtig. [...] Gut, so Sachen wie die Geschichte mit TTIP, das ist jetzt so, dass man sagt: Okay, es scheint doch zu funktionieren. Vielleicht geht es auch nur zu langsam, vielleicht bin ich einfach zu ungeduldig. Ich wünsche mir, dass alles viel schneller geht. [...] Aber kommt auch vielleicht durch mich, dass ich im Moment gerade so eine Burnout-Phase durchmache, dass mir so alles auf den Senkel geht. [...] Das ist wie wenn du in so einem Modder stehst und die Füße nicht rauskriegst und weiterlaufen kannst. Aber da kommt auch wieder was.“* (Helena, Z. 1251 ff.)

Durch ausbleibende Erfolge oder durch Überarbeitung können individuelle Ressourcen von Bürger*innen, nicht nur in Form von Zeit und Geld, sondern auch Motivation und Kraft, ausgeschöpft sein und dazu führen, dass sich ein Gefühl von Burnout oder Ohnmacht unter den Aktiven ausbreitet. Das CVM beachtet mit der zweiten Dimension Psychological Engagement zwar die persönliche Einstellung zu anderen Bürger*innen und Politik und mit der wahrgenommenen Wirksamkeit der eigenen Handlungen eine wichtige Komponente, doch die Bedeutung von Erfolgen für die Motivation und die Überreizung der individuellen (Kraft-)Ressourcen kommen nicht explizit vor. Die individuelle Frustrationstoleranz und das Maximum an zur Verfügung stehenden Ressourcen beeinflussen die Wahrscheinlichkeit für zivilgesellschaftliches Engagement jedoch stark.

„Und dann arbeite ich noch als studentische Mitarbeiterin am Ecologic Institut [...].“ (Stefanie) – Studium, Job oder Nebenjob als Quelle von Fachwissen

Neben den Ressourcen Zeit und Geld, werden im CVM auch Organisations- und Kommunikations-Skills als positive Einflussfaktoren für Engagement genannt. Wer sich und andere zu organisieren weiß, kann sich mit weniger Aufwand zivilgesellschaftlich einbringen (vgl. Verba/Schlozman/Brady 1995: 304 ff.).

Diese Aspekte lassen sich so im Interviewmaterial wiederfinden, können jedoch noch um die Komponente Fachwissen ergänzt werden. Viele der Interview-Partner*innen können von ihrem Studiengang, Job oder Nebenjob profitieren, welche als Quelle für Fachwissen dienen und damit das Engagement in der Umweltschutz-Bewegung erleichtern. Neben den wichtigen Ressourcen Zeit und Geld bringen viele Interview-Partner*innen folglich noch weitere wichtige Ressourcen mit: (Fach-)Wissen, technisches Know-how, Social-Media-Skills und Zugang zu Informationen.

Mehr als die Hälfte der Gesprächspartner*innen hat oder hatte ein Studium oder einen Job in einem Bereich, der im engen oder groben Sinn mit dem Thema Umwelt und Natur(-Schutz) zu tun hat, bspw. Biologie, Umweltwissenschaft, Naturressourcen-Management oder auch Entwicklungshilfe oder Politikwissenschaft. Helena, Sybille, Sarah und Olaf haben Biologie studiert, Olaf hat daran noch Umweltwissenschaften angeknüpft, Helena Pharmazie und Sarah Pädagogik im Bereich Jugendbildung/Erwachsenenbildung. Alle vier Interview-Partner*innen verfügen damit über ein sehr ausgeprägtes Fachwissen, das ihnen in ihrem Engagement beim BUND, Campact oder bei anderen Organisationen von Nutzen ist. Stefanie und Isabelle, beide Mitte/Ende 20, studieren zum Zeitpunkt des Interviews noch und sind in Masterstudiengängen eingeschrieben: „Naturressourcen-Management“ und „Sustainability, Economics and Management“. Darüber hinaus bringt insb. Stefanie (Z. 48 ff.) Kenntnisse aus ihrem Bachelorstudium in Medien- und Kommunikationswirtschaft mit, was für ihre Online-Aktivismus-Tätigkeiten ebenso von Vorteil ist. Denn nach eigenen Aussagen lag der Fokus in diesem Studium auf digitalen Medien. Parallel zum Masterstudium geht sie einem Nebenjob beim Ecologic Institut nach, der ihr weiteres Fachwissen vermittelt.

Günter, Daniela und Markus haben wiederum einen Quereinstieg über den Beruf ins Engagement hinter sich und können alle drei in ihrem Engagement von Fachwissen aus ihren Berufen profitieren. Günter war Wirtschaftsingenieur, hat später bei der KfW Projekte im Bereich Nachhaltigkeit finanziert und im Anschluss an sein Berufsleben sein eigenes Institut gegründet. Er konnte Jahrzehnte lang Fachwissen sammeln und dies anschließend in die Gründung eines eigenen Projekts investieren. Daniela hat zuerst als Bankerin gearbeitet und in diesem Sektor später den Bereich für erneuerbare Energien bedient. Markus wiederum ist Diplom Kaufmann und hat als Entwicklungshelfer u. a. in Uganda gearbeitet. Nach einer Zeit in der Unternehmensberatung war er in der Regionalplanung und hat sich auf erneuerbare Energien spezialisiert. Damit können sowohl Günter, als auch Daniela und Markus bei ihrem heutigen Engagement von vorausgegangenen Berufen profitieren. Nach Bourdieu (1983: 187) kann hier

von „inkorporiertem Kapital“ gesprochen werden, welches sie sich über Jahre angeeignet haben. Alle drei haben jeweils ihre persönliche Lücke gefunden, die Kreditvergabe an Nachhaltigkeitsprojekte oder Unternehmensberatung im Bereich erneuerbare Energien, in der sie Ressourcen (Wissen und Netzwerke) aus der Berufstätigkeit in ihr Engagement einfließen lassen können.

Felix (Z. 8 ff.) wiederum bringt Fachwissen aus dem Bereich Politikwissenschaft mit, er ist noch als Student eingeschrieben. Er hat sich dank eines Seminars aus wissenschaftlicher Sicht mit dem Thema Online-Campaigning befasst und kann so das Wissen aus dem Studium direkt für sein Engagement verwenden.

„[...] ich habe nicht die Zeit und ich will auch nicht die Zeit dafür, mich mit dem Medium so vertraut zu machen [...].“ (Gerd) – Vorhandene vs. fehlende Social-Media-Skills und technisches Know-How

Neben Fachwissen aus Studium und/oder Job sind auch technisches Know-how und Social-Media-Skills für die Interview-Partner*innen eine wichtige Ressource. Dabei wurde in den Interviews sowohl das Vorhandensein als auch das Fehlen von technischen Fähigkeiten thematisiert. Mareike, die im Bereich Online-Aktivismus sehr aktiv ist, beschreibt im Interview ausführlich wie und mit welcher Faszination sie sich Computer-Kenntnisse angeeignet hat: *„[...] kurz nach meiner Tochter kam ich dann zu den Computern. Und das war so eine faszinierende Welt, dass ich mich da einfach weitergebildet habe. Und nun bin ich Social-Media-Managerin und habe mein Hobby zum Beruf gemacht. Habe viele Kurse in der VHS gemacht, Administration und HTML und Java Script, PAP. Ja, natürlich schwierig in meinem Alter – ich werde nächstes Jahr 50 – da noch irgendwo in eine Agentur oder so unterzukommen. [...] Und dann habe ich mir überlegt: Ja, versuche doch einfach dich selbstständig zu machen.“* (Mareike, Z. 13 ff.) Mareike spricht hier eine Vielzahl wichtiger Aspekte an, die mit Blick auf Ressourcen von Bedeutung sind: Eine Faszination für und Freude am eigenen Job, die Eigeninitiative und Weiterbildung zur Selbstständigkeit, die nötigen Fähigkeiten, um einen Internetauftritt pflegen und bedienen zu können und auch das Thema Alter. Mareike selbst gibt an, ihr Hobby zum Beruf gemacht zu haben. Dank einer Vielzahl von Weiterbildungen und VHS-Kursen verfügt sie jetzt – trotz ihres Alters – über vielfältige Kenntnisse im Bereich Computer und Programmierung. Damit widerlegt sie eine These des Digital Divide¹⁸, nach der sich Bürger*innen in einem höheren Alter nicht mehr gut oder gerne mit Technik auseinandersetzen und sich keine neuen

¹⁸ Der Begriff Digital Divide bezeichnet eine Spaltung innerhalb der Gesellschaft, die sich auf unterschiedliche Aspekte wie z. B. Alter, Geschlecht, Gesellschaftsschicht/Bildung, Stadt-Land oder ‚mit Internetzugang‘ – ‚ohne Internetzugang‘ beziehen kann. Vgl. dazu u. a. van Dijk 2006 oder Norris 2001.

technischen Skills aneignen wollen oder können. Die Analyse von Mareikes Fall zeigt, dass Thesen des Digital Divide (Mossberger/Tolbert/McNeal 2008; Mossberger/Tolbert/Gilbert 2006; van Dijk 2006; Norris 2001) zu kurz greifen, wenn sie sich ausschließlich auf sozioökonomische Aspekte, Alter oder Geschlecht stützen und Faktoren wie die Motivation, sich neue Fähigkeiten anzueignen, außer Acht lassen (vgl. Min 2010). Vielmehr sollten unabhängig vom Alter Faktoren wie technische Fähigkeiten und Internet-Skills (Hargittai 2002), sowie psychologische Aspekte wie die Motivation zur Aneignung neuer Fähigkeiten (Adams/Stubbs/Woods 2005) mitberücksichtigt werden.

Olaf und Gerd gehen mit dem Thema Social-Media-Skills ganz offen um und fordern Training in Form von Schulungen ein. Sie weisen bzgl. dieser Ressource Lücken auf: Gerd, weil er die Zeit dafür nicht hat oder aufbringen will und Olaf ebenso aus Zeitgründen und auch aus fehlendem Interesse. Beide haben daraufhin eine Schulung eingefordert, um weitergebildet zu werden. *„Ja, ich habe darauf bestanden! Weil ich gesagt habe, also ich habe nicht die Zeit und ich will auch nicht die Zeit dafür, mich mit dem Medium so vertraut zu machen, dass ich weiß, was damit ist und auf der anderen Seite will ich nicht so viel Zeit investieren oder die Fehler machen, die viele gemacht haben. Dass sie dann persönliche Dinge da rein gestellt haben und hinterher festgestellt haben: ‚Oh, wo bin ich denn noch überall?‘“* (Gerd, Z. 671 ff.) Gerd spricht hier vom Umgang mit Facebook und beschreibt das Dilemma, einerseits zwar diesen Kanal bedienen zu wollen, andererseits aber nicht viel Zeit in die Einarbeitung und Funktionen von Facebook investieren zu wollen oder zu können. Um diese Zeit nicht aufbringen zu müssen und um Fehler in der Nutzung zu vermeiden, hat er auf eine Social-Media-Schulung bestanden. Olaf wiederum hat weder die Zeit, noch das Interesse, sich in Facebook oder Twitter einzuarbeiten.¹⁹ Gleichzeitig sieht er aber eine Berechtigung für „schöne Facebook-Seiten“ und sogar den Bedarf an Social-Media-Skills als Schlüsselkompetenz, z. B. bei einer Bewerbung. Dabei bezieht er sich jedoch mehr auf den Umgang mit Content-Management-Systemen als konkret auf Facebook oder Twitter: *„[...] mich interessiert es halt nicht und es ist ein Zeitfresser. Und klar, es gibt ja Leute, die finden das auch schön. Hat ja auch seine Berechtigung. Wenn die Leute eine schöne Facebook-Seite machen und tolle Fotos von sich haben, ist auch was Schönes. [...] ich meine, das ist ja auch ne Kompetenz. So was wird ja auch immer mehr gefragt, im Arbeitsleben: Haben Sie Ahnung von Content-Management-Systemen? Können Sie mit den Sozialen Medien umgehen?“* (Olaf, Z.

¹⁹ *„Aber auf jeden Fall hätte ich gar nicht die Zeit, so viele Sachen auf Facebook oder Twitter oder wo auch immer zu veröffentlichen. Abgesehen davon, dass es mich eigentlich auch gar nicht interessiert.“* (Olaf, Z. 525 ff.)

566 ff.) Genau wie Gerd hat auch Olaf eine Schulung mitgemacht. Mit seiner AG Energie und Klimaschutz beim BUND hat er sich in Sachen Videodreh und YouTube schulen lassen und Spaß daran gefunden.²⁰ Die weiterhin vorhandenen Kenntnislücken in Sachen Computer oder Social Media weiß Olaf mit Hilfe von Kontakten zur BUNDjugend zu schließen. Dort kennt er entsprechende Personen, die ihm weiterhelfen. Dieser Aspekt wird unter dem Stichwort ‚Netzwerk‘ später genauer erläutert.

Ähnlich wie für Olaf ist Social Media auch für Helena eine Zeitfrage. Sie befürchtet, bei Facebook & Co. zu viel Zeit zu verbringen. Sie hat sich in der Vergangenheit soweit wie möglich mit verschiedener (neuer) Technik zurückgehalten. Dass sie heute ein Handy hat, führt sie darauf zurück, zumindest eine SMS schreiben zu können und erreichbar zu sein. Nichtsdestotrotz hält sie Technik und Facebook für wichtig. Valeria wiederum spricht ganz offen aus, dass sie mit der Technik nicht zurechtkommt. Sie bittet häufig ihre Tochter um Hilfe, vergisst die Erklärungen aber wieder, weil es sie nicht genug interessiert: *„Ja, ich kann damit noch nicht so umgehen. Dann weiß ich wieder nicht, kann ich es auch rein technisch nicht. Und dann frage ich meine Tochter wieder – ‚Mama, ich hab es dir doch jetzt schon drei Mal ... Jetzt schreib ich dir das mal auf und jetzt legst du dir das dann mal daneben. Ist doch ganz einfach.‘ Es ist schon wieder alles weg bei mir, weil es mich gar nicht interessiert.“* (Valeria, Z. 1174 ff.) Ihr fehlen die technischen Skills und das Wissen bzgl. Social Media, was u. a. durch ihr Alter (70 Jahre) erklärt werden kann. Fehlende Skills lassen sich jedoch nicht zwangsläufig nur auf das Alter, sondern auch auf Desinteresse zurückführen.

„[...] um teilnehmen zu können, muss man erst mal Informationen haben [...].“
(Kilian) – Zugang zu Informationen und Informiertheit als Grundlage von Engagement

Neben Zeit, Geld und den technischen Fähigkeiten ist auch der Zugang zu Informationen eine grundlegende Ressource, ohne die auch die weiteren Ressourcen nutzlos sind. Wer keinen Zugang zu Informationen hat oder weiß, wo er bestimmte Informationen finden kann, braucht auch keine Zeit und kein Geld, um mit dieser Information weiter agieren zu können. Auch im CVM findet der Zugang zu Informationen als Ressource eine Erwähnung.

²⁰ *„Und da machen wir momentan ein Projekt, also wir wollen ein Videodreh zu dem Thema. Weil zwei von der Gruppe so ein Seminar mitgemacht haben letztes Jahr, bei YouTube sogar lustigerweise. Die haben hier für NROs [...] solche Seminare angeboten: Wie eine NRO eben ein Video dreht, was viele Viewer anzieht. Und das war sehr gut und klang interessant und spaßig. Und dann haben wir gesagt: ‚Ach, wir könnten doch auch mal so was machen.‘ Und da sind wir jetzt gerade dabei, das umzusetzen.“* (Olaf, Z. 60f.)

Verba/Schlozman/Brady (1995: 305 ff.) setzen dies mit Bildung und Sprachkenntnissen in Verbindung und beschreiben, dass für Bürger*innen mit hoher Bildung der Zugang zu Informationen erleichtert wird. Diese Feststellung deckt sich mit den Interviews, auch hier wird Informiertheit als Grundlage für Engagement beschrieben. Sybille, Kilian und Markus nennen den Zugang zu Informationen als wichtigen Aspekt und die Informiertheit als Grundlage für jedes weitere Handeln. Damit einher geht der Faktor Zeit, da das Sich-Informieren auch eine gewisse Dauer in Anspruch nimmt. Kilian beschreibt es folgendermaßen: *„Ich glaube, dass mit Demokratie hat so einen gewissen Arbeitsaufwand. Also, um teilnehmen zu können muss man erst mal Informationen haben, muss man sich besorgen, am besten verschiedene Quellen heranziehen und dann ist man informiert. Und dann muss man sich überhaupt beteiligen, damit das funktioniert. Das ist ein Zeitkontingent, das man haben muss, sonst kann man nicht teilnehmen.“* (Kilian, Z. 320 ff.) Er spricht mehrfach den Zeit-Aspekt an und setzt den Zugang zu Informationen als Grundlage voraus. Aus seiner Sicht braucht man am besten verschiedene, unabhängige Quellen, um sich angemessen zu informieren. Auch bei Markus umfasst das Sich-Informieren viel Zeit, denn er hat Studien zu lesen, die teilweise mehrere hundert Seiten lang sind. *„Also, das ist auch viel Arbeit. Und dann sind das oft Studien, lange Studien, manchmal 30 Seiten, manchmal 300, manchmal sind's 500 Seiten – die lese ich dann bzw. ich schaue sie durch, um die Stellen zu finden, die mich interessieren. Das kostet viel Zeit.“* (Markus, Z. 388 ff.) Um solch langem Lesen zu entgehen, hat Sybille (Z. 893 ff.) Zeitschriften gefunden, die für sie passend die benötigten Informationen zusammentragen und ihr damit Arbeit ersparen. Sie nennt das Greenpeace Magazin und die Zeitschrift Publik-Forum als Quellen für ihre persönliche Informiertheit und schätzt daran insb. das Zusammentragen von Informationen, die sie sonst mühselig durcharbeiten müsste. Sybille stellt hier eine Nutzen-Kosten-Rechnung auf, die dazu führt, dass sie auf zusammengefasste Informationen zurückgreift. Neue Informationstechnologien wie das Internet spielen hierbei eine wichtige und kostensenkende Rolle. In Einklang mit dem CVM kann folglich festgehalten werden, dass das Wissen über den Zugang zu (komprimierten) Informationen zivilgesellschaftliches Engagement befördert bzw. erleichtert, weil es beim Suchen von Informationen oft Zeit einspart und damit eine der beiden wichtigsten Ressourcen betrifft. Digitale ICTs erlauben einen schnelleren Zugriff auf eine Vielzahl von Informationen, als dies vor der Digitalisierung der Fall war. Diesen Aspekt müssten Modelle wie das CVM ebenfalls berücksichtigen.

Dass auch diejenigen mit einer hohen Bildung (z. B. Universitätsabschluss) an ihre Grenzen stoßen, erläutert Stefanie, die der Meinung ist, dass Politik zu komplex sei, als dass sie verstanden werden könne. Auf diesen Aspekt wird

im anschließenden Abschnitt 5.2 genauer eingegangen, wenn es um das Bürgerschaftsverständnis der Interview-Partner*innen geht. An dieser Stelle ist der genannte Aspekt jedoch mit Blick auf den Zugang zu Informationen wichtig. Stefanie bezeichnet Politik als undurchsichtiges Feld mit unklaren Strukturen und Entscheidungsfindungen – obwohl sie selbst im umweltpolitischen Bereich für die Politik beratend tätig ist. *„Ja, ich glaube Politik ist in erster Linie, wenn man es nicht studiert habe, was ich nicht studiert habe, ein sehr undurchsichtiges und komplexes Feld mit Strukturen, die einem nicht so ganz klar sind, wie die immer so funktionieren und welche ganzen Gremien es da gibt und wie es wirklich zu Entscheidungen kommt. [...] Jetzt bin ich ne Weile im umweltpolitischen Forschungsbereich und im beratenden Bereich für die Politik tätig und das Feld ist immer noch komplex, es hat sich mir immer noch nicht ganz erschlossen.“* (Stefanie, Z. 263 ff.) Dass der Eindruck von zu hoher Komplexität u. a. zu Politikverdrossenheit seitens der Bürger*innen führen kann, wird im anschließenden Kapitel genauer ausgeführt.

Stefanie und Kilian erläutern einen weiteren Aspekt bzgl. des Zugangs zu Informationen mit Fokus auf den Ortsbezug. Themen, die ferner sind und von denen man selbst nicht persönlich betroffen ist, seien teilweise weniger verständlich, da nötige Hintergrundinformationen fehlen. Mit persönlichem oder lokalem Bezug erscheint Stefanie ein Engagement durchaus einfacher.²¹ Denn in solchen Fällen müssen sich Betroffene nicht lange in Hintergrundinformationen einlesen, sondern sind im besten Fall schon informiert. Größere und weitreichende Probleme können ebenso unverständlich sein, da sie in der Regel komplizierter und weniger schnell zu erfassen sind. Folglich hält es Kilian deswegen für schwieriger, Menschen für große Themen zu mobilisieren. *„Also, ich würde jetzt nicht sagen, nur zum Kleinen oder nur zum Großen, sondern eigentlich ist beides wichtig. Also es ist eben bloß die Analyse, dass je größer das Problem ist und je abstrakter es ist, umso weniger Menschen engagieren sich dafür.“* (Kilian, Z. 1203 ff.) Der Ortsbezug wird im Folgenden auch unter dem Aspekt der Netzwerke aufgegriffen. In Abschnitt 5.3.1 spielen Ortsbezug und Betroffenheit auch als Motivation für Engagement eine große Rolle. An dieser Stelle wird Ortsbezug jedoch zuerst mit Blick auf Ressourcen untersucht.

²¹ *„Es passiert so viel in dieser Welt, dass es schwierig ist, sich dann auch noch für Dinge zu engagieren, von denen man weniger betroffen ist, bzw. wovon einem auch so die Hintergrundinformation fehlt. Häufig ist es ja auch eine Frage von dem, was man weiß und versteht. Man liest es vielleicht, aber man versteht es ja nicht wirklich. [...] Und dann, klar: Wenn es einen lokalen oder persönlichen Bezug hat, dann ist das Engagement sehr viel wahrscheinlicher.“* (Stefanie, Z. 355 ff.)

„Weil, es ist einfach schwierig, dann auch immer so weit zu fahren.“ (Mareike) – Möglichkeiten und Hindernisse von Vor-Ort-Aktionen und Weiter-weg-Aktionen

Welche Ressourcen eine Person zur Verfügung hat, entscheidet auch darüber, ob er oder sie bspw. für Demonstrationen nach Berlin fahren oder nur Veranstaltungen in der Nähe wahrnehmen kann. Dabei spielen erneut die Ressourcen Zeit und Geld eine Rolle, ebenso aber auch ein Gefühl von Dringlichkeit.

Für Mareike finden die meisten Veranstaltungen zu weit weg statt und sie hat Probleme, weit entfernte Orte zu erreichen. Die Entscheidung für oder gegen eine weiter entfernte Veranstaltung hängt für sie von drei Faktoren ab: Finanzen, Job und Familie. *„Wenn mehr in der Nähe stattfinden würde, würde ich wahrscheinlich auch öfter fahren. [...] Der Ein oder Andere kann es, das hängt dann immer irgendwie mit dem Background zusammen. Wie ist man finanziell abgesichert? Muss man jetzt 12, 13 Stunden am Tag arbeiten oder nicht? Hat man Familie oder ist man alleine? Alleine würde ich wahrscheinlich auch weiter weg fahren [...].“* (Mareike, Z. 1197 ff.) Ihre persönliche Entscheidung gegen das weite Fahren begründet sie mit der Familie. Ähnlich lässt sich Günters Position beschreiben, der sich lieber von daheim aus effizient einbringt, als von Hessen aus nach Berlin zu fahren. *„[...] aber die Sachen sind dann in Berlin, da fährst du ja erst mal mit dem Bus und sonst was. Da habe ich hier – wenn ich meine Zeit sehe: Wo kann ich mich einbringen? Das ist hier viel effizienter. [...] Ich kann an handfesten Dingen was machen. Ich brauche da nicht irgendwo hinzufahren. Da biste ja einer von 100.000 oder 10.000.“* (Günter, Z. 535 ff.) Für Günter steht Effizienz im Mittelpunkt und da er durch sein eigenes Institut dort viele Handlungsspielräume hat, sieht er dies als effizienter an als ein einzelner Teilnehmer in einer großen Masse zu sein. Er wägt Kosten und Nutzen seines Engagements bedacht ab. Seine Aussage bestätigt teilweise die These von Olson (1965), dass bei großen Gruppen eine Teilnahme unwahrscheinlicher wird, da der Einfluss eines Einzelnen abnimmt und die Inaktivität einer einzelnen Person weniger stark sichtbar ist. Günter bleibt jedoch nicht inaktiv, sondern bringt sich lieber an anderer Stelle effizienter ein.

Auch Felix gibt an, nicht die zeitlichen Ressourcen zu besitzen, um an Aktionen teilzunehmen, die weit weg sind. Deswegen ist er generell nur selten bei Straßenaktionen dabei. Als ehemaliger Praktikant von Campact wird er von der Organisation explizit angeschrieben und als Unterstützer angefragt. Hier sagt er

aber nur zu, wenn die Aktion in der Nähe stattfindet.²² Sven sieht zwar den finanziellen Aspekt, gerade mit einer Familie sei es sehr teuer nach Berlin zu fahren, für ihn spielt aber auch der Spaß-Faktor eine Rolle. Mit Blick auf die Zeit sei dann zwar ein ganzer Tag weg, aber er hält es für ein spannenderes Erlebnis als am Computer zu sitzen: „Ja, „Wir-haben-es-satt!“ – Das hat Spaß gemacht. Gut, der Tag war futsch. Morgens hin und abends zurück mit dem Zug, und im Zug hat es Spaß gemacht. Es ist auch wieder ein Erlebnis, anstatt jetzt hier am Computer zu hocken.“ (Sven, Z. 787 ff.) Straßenaktionen in der Nähe, wie in seinem Fall am Frankfurter Flughafen, hält er als Familienausflug für umsetzbar. Regelmäßige Protestaktionen mit der ganzen Familie sind für ihn finanziell jedoch nicht tragbar.²³

Die von Verba/Schlozman/Brady (1995) zweitgenannte Komponente „psychological engagement“ wird im anschließenden Abschnitt 5.2 ausführlich betrachtet. Auch die vierte Komponente, das themenspezifische Engagement, wird erst im weiteren Verlauf der Arbeit untersucht. An dieser Stelle folgt nun jedoch noch eine Analyse der dritten im CVM genannten Komponente: Die Rekrutierung. Netzwerke von Freund*innen, Arbeitskolleg*innen und Bekannten werden in der vorliegenden Arbeit als Ressourcen verstanden. Wie im Folgenden gezeigt wird, dienen Vernetzung und Expertenwissen den Interview-Partner*innen als wertvolle Ressourcen für ihr Engagement. Hier finden sie persönliche Ansprechpartner*innen und Gleichgesinnte und können auf kurzen Wegen ihre Anliegen einbringen.

„Und habe daraus auch ganz viele Kontakte bekommen.“ (Günter) – Vernetzung und Expertenwissen als wertvolle Ressourcen

Olaf und Stefanie profitieren von Fachwissen, über das sie selbst nicht verfügen und wissen, wo sie Unterstützung finden, wenn sie einmal selbst nicht weiterwissen. Olaf will und kann sich nicht ausführlich mit Social Media auseinandersetzen, hat aber Kontakte zu Aktiven beim BUND und der BUNDjugend und dadurch direkte Ansprechpartner*innen, die er zu Rate ziehen würde. Sowohl

²² „Weil, ich gehe selten auf Aktionen, ich bin jetzt am Wochenende durch Zufall wieder eingeplant für Compact, in Düsseldorf und Aachen. Das sind jetzt wenige Stunden. [...] Und na ja, wenn man nur die Aktionen, wo ich offline auf die Straße gehe, dazurechnet, dann ist das vielleicht allerhöchstens zwei bis dreimal im Jahr. Weil, ich fahre nicht nach Berlin, das ist mir zu weit, dafür habe ich nicht wirklich die Ressourcen, nicht die Zeit.“ (Felix, Z. 146ff.)

²³ „Am Samstag hier zum Flughafen zu fahren, das ist ein Familienausflug. Das kriegt man gebacken. Aber jetzt jeden Montag dahin? Grausam, ja. Oder nach Berlin oder sonst irgendwo. Es gibt ja jetzt da auch diese Kohlekette, ich glaube an diesem Wochenende. Wie will man das auch finanziell machen? Fahr mal mit der ganzen Familie nach Berlin...“ (Sven, Z. 385ff.)

in Sachen Technik als auch Verbreitungsstrategien bei der Social-Media-Nutzung würde Olaf auf bekannte Aktive innerhalb seiner Organisation zurückgreifen. Ähnliches gilt für Stefanie, die beim Schreiben des Textes für ihre Online-Petition auf das Fachwissen einer DUH-Mitarbeiterin zurückgegriffen hat, mit der sie die Petition gemeinsam erstellt hat. Bei sich selbst sieht sie einen Mangel an wissenschaftlichem Know-how: „[...] ich habe dann den Petitionstext geschrieben und dann mit Julia abgestimmt immer wieder. Und von ihr kam dann auch noch mehr, weil die sich auch wissenschaftlich viel mehr damit auseinandergesetzt haben. [...] das war mir auch wichtig und wertvoll, das mit der DUH zusammen zu machen, weil da einfach ein wissenschaftliches Know-how dahinter ist, das ich gar nicht habe.“ (Stefanie, Z. 417 ff.) Die Zusammenarbeit mit Julia von der DUH bedeutete für Stefanie eine wichtige (inhaltliche und fachliche) Unterstützung, in Konsequenz aber gleichzeitig auch größere zeitliche Ressourcen. Denn gemeinsame Absprachen benötigen häufig mehr Zeit, als etwas alleine zu entscheiden.²⁴

Für die Zeit, die die Petition online stand, konnte Stefanie außerdem auf das Experten-Netzwerk von Change.org zugreifen, da sie und Julia in Kontakt mit einer Mitarbeiterin vom Change.org-Team standen. Ein intensiver Austausch mit der Petitionsplattform begleitete die Online-Petition. Somit profitierte Stefanie bei ihrer Online-Petition nicht nur vom Fachwissen der DUH, in Person von Julia, sondern auch vom Expertenwissen in Sachen Online-Campaigning durch das Change.org-Team. Sie konnte für ihre Online-Petition auf vielfältige Ressourcen in Sachen Vernetzung und Expertise zurückgreifen.

Günter wiederum steht auf der anderen Seite und ist einer derjenigen, die sich Fachwissen angeeignet haben und es dann teilen wollen. Damit stellt er eine wichtige Ressource für den Nachhaltigkeits-Sektor in seinem Umkreis dar. Im selbst gegründeten Nachhaltigkeitsinstitut versammeln sich Pensionäre, die Fachwissen einbringen und dieses weitergeben wollen. Die Mitglieder des Nachhaltigkeitsinstituts haben eine Gruppe von jungen Interessierten, meist Berufsanfänger*innen oder Studierende, die im Bereich Nachhaltigkeit beruflich

²⁴ „Sowohl von der DUH, sprich Julia, als auch von mir wurde das unterschätzt, was das auch an Arbeit bedeutet. Und besonders dadurch, dass wir das eben auch zusammen gemacht haben, ging es ja auch immer darum, dass das abgestimmt ist. Also, ich habe meistens die Texte geschrieben und dann zur Überprüfung – im Sinne von: ‚Habt ihr noch was, das ihr gerne ergänzen wollt?‘ [...] das war großartig, vom inhaltlichen her, hat sie es einfach mit sehr guten Argumenten nochmal unterstützt und bekräftigt, das hat unglaublich geholfen. Aber es hat halt zeitlich immer wieder Probleme gegeben, viel zu spät agiert.“ (Stefanie, Z. 461ff.)

Fuß fassen wollen und dabei mit dem Wissen und Netzwerk von Günters Institut unterstützt werden. Einigen dieser Interessierten konnte Günter durch sein Netzwerk zu einem Berufseinstieg verhelfen.

Er selbst habe aus seiner Berufszeit viele wichtige Kontakte mitgenommen, die ihm heute bei seinem Engagement und neuen Projekten von Nutzen sind. Das sieht er nicht als selbstverständlich an, sondern hat aktiv an einigen Kontakten festgehalten: *„Also ich war schon lange an diesem Thema. Und habe daraus auch ganz viele Kontakte bekommen. Die dann auch mit dem Ausscheiden aus der KfW verloren gehen und weg sind, wenn man nicht nachhakt. Viele davon habe ich noch, die Wichtigen.“* (Günter, Z. 478 ff.) Kontakte und Vernetzung mit der (ehemaligen) Berufswelt können folglich als wichtige Ressourcen für das (gegenwärtige) Engagement verstanden werden. Nach Bourdieu (1983: 190 f.) besitzen Personen mit einem ausgeprägten Netzwerk von Kontakten und Beziehungen ein hohes Sozialkapital, welches zivilgesellschaftliche Partizipation wahrscheinlicher macht.

Daniela und Gerd haben sich wiederum ein wichtiges Netzwerk in ihrer Stadt bzw. mit städtischen Institutionen aufgebaut. Beide waren oder sind im Landkreis tätig und haben gute Kontakte zur Lokalpolitik. Daniela spricht sich dafür aus, den Netzwerk-Gedanken nicht nur auf den Online-Bereich anzuwenden, sondern auch auf das Private: *„Dadurch, dass ich aber selber bei dem Landkreis gearbeitet habe, der Landrat immer derselbe war, ich den aber ja kannte, man muss ja auch mal sehen, man hat sich ja ein Netzwerk gegründet. Heute spricht man nur von einem Netzwerk, der online ist, das stimmt ja gar nicht. Man braucht genauso im privaten Leben ein Netzwerk, den ich mal kurz anrufen kann und sagen kann: ‚Hör mal, wie kann ich das machen?‘ Ich bin immer für kurze Wege gewesen, nicht für lange Wege.“* (Daniela, Z. 108 ff.) So kann sie dank ihres guten Netzwerkes in der Lokalpolitik oft den direkten Weg gehen und spart so nach eigener Aussage Zeit. Auch Gerd profitiert von einer guten Vernetzung in seinem Wohnort. Er hat dort lange in einem Kinderheim gearbeitet, dann die Geschäftsführung der Diakonie übernommen und den Betrieb ausgebaut. Dabei hat er insb. mit Arbeits- und Sozialämtern zusammengearbeitet und profitiert heute als stellvertretender Landrat noch immer von diesen Kontakten.

„Du musst ganz unten anfangen, hier in dem Ort, in dem kleinen Sumpf [...].“
(Sven) – Durch Ortsbezug erfolgreicher mobilisieren

Im CVM stellen Verba/Schlozman/Brady (1995: 269) die Frage, warum Menschen sich nicht einbringen und nennen als eine der drei möglichen Antworten, dass entsprechende Personen nicht gefragt wurden. Diese Annahme deckt sich

mit den Ergebnissen der Aktivist*innen-Interviews. In Konsequenz von lokaler Betroffenheit und durch direkte Ansprache lassen sich Menschen einfacher mobilisieren. Aktive Beteiligung vor Ort ist schneller zu erreichen, wenn Bürger*innen mit einem Problem direkt konfrontiert sind, beobachtet auch Mareike: *„Ja, ich denke einfach, das ist näher dran. Da sind die einfach wacher für. Weil viele ja auch resigniert haben: So weit weg kann ich eh nichts tun. Aber wenn man dann hier vor Ort mit dem Thema konfrontiert ist, dann sieht das anders aus.“* (Mareike, Z. 199 ff.) Auch Markus hat die Erfahrung gemacht, dass man vor Ort mit Aktionen leichter Unterstützer*innen findet als für Themen, die weiter weg liegen: *„Ja, also, da kriegt man sehr schnell ein ‚Ja‘. Wenn gefragt wird, wer macht da mit, Lockstöcke zu setzen und zu kontrollieren und Kameras anzubringen und da kriegt man, wenn man überhaupt erst mal jemanden hat, den man ansprechen kann, da kriegt man sehr schnell eine Zustimmung.“* (Markus, Z. 735 ff.) Damit beschreibt Markus die dritte Komponente des CVM, das Rekrutieren. Direkte Ansprache von potentiell Interessierten führt in seinem Fall zur Unterstützung von lokalen Projekten wie dem Schutz der Wildkatzen. Auch Sven beginnt vor Ort und möchte lokal mobilisieren, erhofft sich dann aber, dass sich das Interesse und der Aktivismus von dort auf höhere Ebenen übertragen lässt: *„Du musst ganz unten anfangen, hier in dem Ort, in dem kleinen Sumpf und da versuchen, die Leute zu mobilisieren, damit nachgedacht wird. Und wenn dann ein paar dabei sind, die jetzt aus Gründen der Überschriften im Fernsehen oder in den Zeitungen irgendwas mitkriegen, dann auch über den Regenwald stolpern und sagen, das ist ja genauso ein Mist, dann machen sie da auch mit und unterschreiben und unterstützen.“* (Sven, Z. 985 ff.)

Betroffenheit durch Ortsbezug wird in Abschnitt 5.3.1 unter dem Stichwort ‚Motive‘ ausführlich betrachtet. Ebenso ist Ortsbezug ein wichtiger Aspekt von kollektiver Identität. Doch auch als Ressource im Sinne von Vernetzung spielt das lokale Engagement vor Ort eine große Rolle. Hier lassen sich persönliche Kontakte pflegen und nette Leute treffen. Anders als nur online vernetzt zu sein, entsteht für Olaf so ein Verbundenheitsgefühl und etwas Persönliches: *„Und ich meine, es kann ja auch aus so einem Verbundenheitsgefühl dann auch was Persönliches werden. Gut, ist natürlich immer die Frage, wie man da vernetzt ist. Wenn man natürlich weltweit vernetzt ist, wird es schwierig. Wenn die Leute irgendwo in Washington sitzen oder was weiß ich. Aber wenn die in der Nähe sitzen und man sich dann treffen kann, das ist doch schön. Da kann ja auch dann was Persönliches entstehen.“* (Olaf, Z. 781 ff.) Im Gegensatz zu Greenpeace, die für Olaf mit Sitz in Hamburg sehr fern sind, schätzt er am BUND die physisch vorhandenen

Menschen in den einzelnen Ortsgruppen.²⁵ Auch Günter sieht darin einen großen Vorteil des BUND, je nach Ortsverband sei die nationale Organisation teilweise sehr unwichtig und das lokale Engagement eher an einzelne Persönlichkeiten vor Ort gebunden: *„Beim BUND ist das ganz anders. Der BUND ist eine Basisorganisation. Das heißt, das ursprüngliche Engagement gerade hier mit dem Wilfried K. [anonymisiert] im Ort, da hat der BUND als nationale Organisation faktisch keine Rolle gespielt.“* (Günter, Z. 704 ff.)

Neben charismatischen Führungspersönlichkeiten, wie von Günter genannt, spielt auch die Dauer des Engagements in einem Ort eine große Rolle für Vernetzung und ein Gefühl von Verwurzelung. Sonja betont besonders, dass sie vor Ort stark verwurzelt sei – über den BUND und/oder besondere Menschen – und dadurch vor der eigenen Haustür aktiv werde. Sie hat viele Kontakte im Ortsverband, mit denen sie eine gemeinsame Vergangenheit im Widerstand gegen die WAA verbindet. *„Aber jetzt bin ich ja schon hier verwurzelt im BUND und finde das auch sehr wichtig, dass man vor der eigenen Haustür was macht. [...] Aber bei mir ist es halt jetzt so und das hängt wie gesagt auch mit der Synergie der Gruppe zusammen, dass wir hier verwurzelt sind, dass wir die gemeinsame Geschichte haben mit der WAA.“* (Sonja, Z. 406 ff.) Ein (Jahrzehnte lang) aufgebautes Netzwerk bringt Vorteile mit sich, die mit Blick auf eine kollektive Identität in Abschnitt 5.3.2 ausführlicher betrachtet werden.

Ein weiterer Aspekt der Vernetzung ist, dass sich lokale und kleinere Initiativen vor Ort zusammenschließen und etwas gemeinsam machen. Dabei sei es wichtig, sich gut untereinander zu vernetzen und über gegenwärtige Aktivitäten auf dem Laufenden zu halten, so Sarah.²⁶ Der Vernetzungsgedanke ist somit nicht nur auf individueller Ebene der einzelnen Aktiven eine wichtige Ressource, sondern auch aus Sicht der verschiedenen Organisationen beim Bilden von Bündnissen.

Zusammenfassung

In Übereinstimmung mit dem CVM werden auch von den Interview-Partner*innen die Ressourcen Zeit und Geld als ausschlaggebende Faktoren für

²⁵ *„Weil eben der BUND jetzt im Gegensatz zu Greenpeace, was ja eine reine Kopforganisation ist, eben in den ganz vielen kleinen Orts- und Kreisverbänden usw. aktiv ist mit wirklich Menschen aus Fleisch und Blut vor Ort, die da irgendwas machen. Und bei Greenpeace ist es ja das Gegenteil, du hast ja eigentlich nur Professionelle und die sitzen da in Hamburg.“* (Olaf, Z. 814 ff.)

²⁶ *„[...] und dann gibt's halt noch den ADFC hier in Gießen, dass man sich da gegenseitig die Newsletter schickt, dass man weiß, welche Themen man gerade vor Ort bearbeitet. Dass man eventuell, wenn es sich anbietet, halt auch mal was zusammen macht.“* (Sarah, Z. 1219 ff.)

die Wahrscheinlichkeit von zivilgesellschaftlichem Engagement genannt. Neben Organisations- und Kommunikations-Skills beschreiben die Aktiven auch Technikenkenntnisse als weitere Ressource für Partizipation. Hier zeigt sich, dass das Model von 1995 eine Überarbeitung hinsichtlich technischer Entwicklungen und der Digitalisierung von Protestpartizipation benötigt. Einige der Interview-Partner*innen besitzen Technik- und Social-Media-Kenntnisse in ausgeprägtem Maße – und das sind nicht nur die Jüngeren. Andere wiederum haben kein Interesse daran oder fühlen sich nicht in der Lage, sich Technik-Skills anzueignen. Alle von ihnen haben jedoch einen Weg gefunden, wie sie damit umgehen: Sie fragen Menschen um Rat, die mit der entsprechenden Technik umgehen können oder sie entscheiden aktiv, dass sie die Kanäle nicht nutzen müssen und arbeiten mit den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen.

Darüber hinaus wird der (digitale) Zugang zu Information als wichtige Grundlage von Engagement verstanden. Auch hier zeigt sich ein Wandel von Protestpartizipation im Zuge der Digitalisierung, den Konzepte wie das CVM nicht berücksichtigen. Newsletter, online verfügbare Studien und Berichte, sowie Webseiten mit komprimiert zusammengefassten Informationen erleichtern Bürger*innen den Zugang zu und die Aneignung von Wissen. Ein weiterer von Verba/Schlozman/Brady (1995) nicht genannter, aber in der Empirie vorkommender Aspekt ist der der Überlastung durch Ehrenamt und Aktivismus. Einige Bürger*innen schöpfen ihre Ressourcen über eine gesunde Grenze hinweg aus und sprechen von Burnout und Erschöpfungserscheinungen sowie von Ohnmachtsgefühlen bei ausbleibenden Erfolgserlebnissen. Diese Situationen werden dadurch erklärt, dass bspw. das entsprechende Thema als so wichtig wahrgenommen wird, dass man sich trotz knapper Ressourcen trotzdem einbringt oder dass Aktive aufgrund ihres Engagements häufig gefragt werden, ob sie denn nicht dieses oder jenes noch mitübernehmen könnten. Bei vielen herrscht der Wunsch vor, eine gesunde Balance zwischen Aktivismus und Auszeit zu finden und häufig dient dabei Spaß als Kompensation für die Verausgabung. Dieser Aspekt wird in Abschnitt 5.3 „Emotionen und Affekte“ genauer beleuchtet.

Auch bzgl. der Komponente ‚Rekrutierung‘ zeigen sich in der Analyse starke Übereinstimmungen mit dem CVM. Netzwerke bestehend aus Freund*innen, Arbeitskolleg*innen und Bekannten werden hier als Ressourcen verstanden. Denn sie dienen den Aktiven mit der Vernetzung und dem Expertenwissen als wertvolle Unterstützung für ihr Engagement. Diese Bürger*innen finden in ihrem direkten Umfeld Gleichgesinnte und Ansprechpartner*innen und können dadurch auf kurzen Wegen ihre Anliegen einbringen. Für viele Interview-Partner*innen spielt der Ortsbezug dabei eine wichtige Rolle. Denn sich vor Ort einbringen zu können bedeutet, weniger Geld und Zeit aufbringen zu müssen, als bspw. für eine weit

entfernt stattfindende Demo lange und teuer anreisen zu müssen. Vor Ort kennen viele außerdem häufig schon die richtigen Ansprechpartner*innen und haben sich ein Netzwerk von Expert*innen aufgebaut und (vielleicht schon über Jahre oder Jahrzehnte) Fachwissen angeeignet. Auch Kontakte aus dem beruflichen Umfeld dienen manchen Interview-Partner*innen in ihrem gegenwärtigen Engagement als Vorteil. Nach Meinung einiger lassen sich Menschen für Anliegen vor Ort leichter mobilisieren, als für Projekte, die in weiter Ferne liegen. Auch diese Annahme stimmt mit Verba/Schlozman/Brady (1995) überein, die vermuten, dass einige Menschen nur nicht aktiv sind, weil sie niemand direkt gefragt hat, ob sie mitmachen wollen. Hier zeigt sich, dass trotz Digitalisierung persönliche (analoge) Netzwerke – häufig auch mit starkem Ortsbezug – weiterhin eine wichtige Rolle als Ressource für Partizipation spielen. Viele Interview-Partner*innen beschreiben Kontakte aus der Berufswelt, der lokalen Politik oder zu Personen des Ortsverbandes als wichtigen Einfluss auf ihr Engagement – insb. bei dem Versuch andere für Partizipation zu mobilisieren. Digitale Medien spielen jedoch bei der Aufrechterhaltung von Kontakten eine Rolle.

Das Abschnitt 5.2 befasst sich im Anschluss nun mit der zweiten von Verba/Schlozman/Brady (1995) genannten Komponente, dem „psychological engagement“. Die individuelle Einstellung zu anderen Bürger*innen, Politiker*innen und dem demokratischen System hat einen großen Einfluss auf zivilgesellschaftliche Partizipation. Dabei spielt auch eine Rolle, für wie wirksam das eigene Handeln eingeschätzt wird. Die vierte Komponente des CVM, das themenspezifische Engagement, wird in Abschnitt 5.3 aufgegriffen.

5.2 Demokratie und Bürgerschaftsverständnis

5.2.1 Theoretische Konzepte von Demokratie und Bürgerschaft als Erklärung von Protestpartizipation

In der Analyse der Motive für eine Entscheidung für oder gegen verschiedene Partizipationsformen bildet das Bürgerschaftsverständnis der Aktivist*innen eine wichtige Grundlage. Wie bei Verba/Schlozman/Brady (1995) im Civic Voluntarism Model (CVM) mit der zweiten Komponente „psychological engagement“ beschrieben, ist die Einstellung zu anderen Bürger*innen und zu Politik ein ausschlaggebender Faktor für oder gegen Partizipation. Verba/Schlozman/Brady (ebd.: 345ff.) unterscheiden dabei zwischen vier Aspekten: Interesse an Politik, wahrgenommene persönliche Wirksamkeit, politische Informiertheit und Parteiidentifikation. Entsprechend beschäftigt sich das folgende Unterkapitel mit Fragen

wie: Ist Engagement in einer Demokratie ein Muss? Vertreten Politiker*innen in angemessener Weise die Interessen von Bürger*innen? Welchen Einfluss können Bürger*innen auf politische Prozesse nehmen und wie wird die Wirksamkeit (des Einzelnen oder der Gruppe) sichtbar? Wie hat sich das Bürgerschaftsverständnis im Zuge der Digitalisierung gewandelt? Antworten auf diese Fragen bilden einen wichtigen Teil der Erklärung, warum die Aktiven sich engagieren und warum in welchen Formen.

Im Folgenden wird zuerst das partizipatorische Demokratieverständnis dieser Arbeit vorgestellt, da viele Interview-Partner*innen ein partizipatives Verständnis äußern, in welchem Bürger*innen sich direkt einbringen und aktiv mitgestalten können. Hier finden sich auch Habermas Model einer deliberativen Demokratie (1992), Barbers Konzept einer „Strong Democracy“ (1994) und Deweys Ansätze zu einer „Creative Democracy“ (1988) wieder. Darauf folgen zwei kritische Stimmen von Blühdorn und Crouch, die unter den Schlagwörtern „Simulative Demokratie“ (2013) und „Postdemokratie“ (2008) beschreiben, wie sich die gegenwärtige Demokratie laut der Meinung beider Autoren zu mehr Schein als Sein entwickle. Im Anschluss daran werden im nächsten Schritt konkrete Bürgerschaftsverständnisse nach Bennett (2008), Zuckerman (2014) und Dalton (2008) erläutert, die später basierend auf der Empirie einer kritischen Prüfung unterzogen werden sollen. Vor der Analyse des Interviewmaterials erfolgt zuletzt noch eine Beschreibung der Komponente „psychological engagement“ aus Verba/Schlozman/Bradys CVM (1995).

Der vorliegenden Arbeit liegt ein partizipatorisches Demokratieverständnis zugrunde. Gegensätzlich zu outputorientierten Modellen wie dem von Schumpeter (2005), liegt hierbei der Fokus auf dem tatsächlichen Prozess der politischen Entscheidungsfindung und auf den Einflussmöglichkeiten der Bürger*innen über konventionelle Partizipationsmöglichkeiten wie Wahlen und Parteimitarbeit hinweg. „Where few take part in decisions there is little democracy; the more participation there is in decisions, the more democracy there is“ (Verba/Nie 1972: 1), lautet eine Grundannahme des partizipatorischen Demokratiemodells. Dieses Verständnis steht in Einklang mit Habermas Modell (1992) einer „deliberativen Demokratie“, in welcher alle Bürger*innen die Möglichkeit haben, sich über Debatten und Kommunikation auf Augenhöhe in den Entscheidungsfindungsprozess politischer Fragen einzubringen. Eine ‚gute‘ Demokratie benötigt laut Habermas (1998: 27 ff.) eine unabhängige Öffentlichkeit, welche aus einem Netzwerk von offenen und freiwilligen Vereinigungen besteht. In einer solchen Zivilgesellschaft werden politische Themen transparent gemacht, Entscheidungsfindungsprozesse werden vorangetrieben und als Basis dessen gelten gleiche Teilhabebedingungen für alle und eine thematische Offenheit. Neben solchen

Öffentlichkeiten im habermasischen Sinne können sich auch Teilöffentlichkeiten und Gegenöffentlichkeiten herausbilden. Teilöffentlichkeiten befassen sich mit kleineren Teilaspekten, Regionen oder bestimmten Zielgruppen. Gegenöffentlichkeiten versuchen eine Gegendarstellung zu einem bestimmten Thema zu erzeugen oder ein Thema auf die politische Agenda zu bringen, das von den klassischen Gatekeepern der Massenmedien nicht als relevant erachtet wird. An dieser Stelle spielen Soziale Bewegungen und politische Kampagnen häufig eine wichtige Rolle, denn: „Soziale Bewegungen, Nichtregierungsorganisationen oder zivilgesellschaftliche Basisaktivisten [...] werden als Träger oder Institutionen von Gegenöffentlichkeit bezeichnet. [...] Der Begriff Gegenöffentlichkeit markiert dabei kritische Teilöffentlichkeiten, die sich gegen eine (massenmedial vermittelte) hegemoniale Öffentlichkeit richten und marginalisierte aber als allgemein bedeutend erachtete Themen aufgreifen.“ (Kneip 2009: 138)²⁷

Betrachtet man nun den Einfluss des Internets auf die Erzeugung von Öffentlichkeiten und die Herstellung einer idealen Sprechsituation, betonen einige Wissenschaftler*innen die durch neue Formen der egalitären und interaktiven öffentlichen Kommunikation entstandenen technischen Konditionen für eine Deliberation. Durch Formen der Many-to-many-Kommunikation im Internet kann die Einstiegsbarriere für die entsprechende Öffentlichkeit sinken, in dem Sinne, dass die Dominanz klassischer Massenmedien umgangen werden kann. Theoretisch können im Internet alle Nutzer*innen mit einem entsprechenden Wissen darüber, wie das Internet genutzt werden kann, sowohl Inhalte veröffentlichen als auch eine Vielzahl von Informationen recherchieren und damit Deliberation und eventuelles zivilgesellschaftliches Engagement unterstützen (vgl. Meißelbach 2009: 94).

Dahlberg (2011) untersucht die Rolle des Internets im Kontext der Öffentlichkeitstheorie von Habermas und benennt sechs Bedingungen, die E-Demokratie erfüllen muss, um im Sinne von Habermas eine deliberative Öffentlichkeit zu erzeugen: Unabhängigkeit vom Staat und von wirtschaftlichen Mächten, gute Begründungen anstatt nur Zustimmung, Reflexivität, ideale Rollenübernahme (das Hineinversetzen in die Situation anderer beteiligter Subjekte), Ehrlichkeit und diskursive Inklusion und Gleichberechtigung. Auch Chadwick (2006: 89) hält das Öffentlichkeitsmodell von Habermas im Kontext der Debatte um die deliberativen Potenziale des Internets für fruchtbar: „Central to its power is the idea of autonomous spheres of communication in which citizens can freely engage in

²⁷ Rucht (2004) beschreibt vier Wege, wie Soziale Bewegungen eine Gegenöffentlichkeit erzeugen können: Enthaltung, Adaption, Angriff und Alternativen. Mehr dazu in Rucht (2004: 29–56).

reasoned debate away from the controlling influence of the state, large media corporations, and structures of social inequality that impinge on their daily lives. The idea of citizens deliberating in freely formed associations in civil society before taking that knowledge up to the level of government recalls the direct democracy of ancient but updates this for the contemporary period by focusing on the inescapability of mediation.“

Relevant ist in diesem Kontext auch Uppendahls (1981) Konzept einer „Responsiven Demokratie“. Partizipation und Repräsentation bilden in einer Vielzahl westlicher Demokratien die Grundlage des politischen Systems. Da jedoch der aktive Anteil der Partizipierenden (Mitglieder in Parteien, Wähler*innen, Initiator*innen von direktdemokratischen Elementen wie Volksabstimmungen usw.) nicht einem repräsentativen Querschnitt der Bevölkerung entspricht, sind andere Modelle der Repräsentativität nötig, die sich mit der Repräsentation im Sinne der Bürger*innen befassen (vgl. ebd.: 87 f.). Das Konzept der responsiven Demokratie soll eine realistische Form der repräsentativen Demokratie und die theoretische Idealvorstellung einer Herrschaft des Volkes miteinander verbinden (vgl. ebd.: 88 f.). Responsivität bezeichnet dabei den Grad der Bereitschaft der Herrschenden, die Interessen von Bürger*innen zu vertreten. Ein responsives Verhalten der Repräsentant*innen setzt die „Fähigkeit zur Identifizierung der Wünsche, Vorstellungen und Bedürfnisse der Repräsentierten voraus, eine Fähigkeit, die ihrerseits von mindestens drei Variablen abhängig sein dürfte: vom Perzeptionsvermögen der Repräsentanten, von ihrer Selbsteinschätzung und ihrer Bereitschaft, die Meinungen der Repräsentierten zu akzeptieren und von ihrem Rollenverständnis.“ (ebd.: 95)

Dieses Rollenverständnis befasst sich mit dem Grad der Bindung der Repräsentant*innen an die Meinungen und den Willen der Repräsentierten. Eine Großzahl der Repräsentationstheoretiker*innen geht davon aus, dass Repräsentant*innen ein freies Mandat haben, welches ihnen erlaubt, nach bestem Wissen und Gewissen zu handeln. Andere Theoretiker*innen fordern hingegen, dass „die wahre und echte Repräsentation nur in einem gebundenen Mandat bestehen könne“ (ebd.: 97). Der erste Fall entspricht dem Typ „Treuhändler“, der zweite dem Typ „Deligierter“. Vervollständigt wird diese Typologie durch einen dritten Typ, den „Politico“. Der Treuhändler orientiert sich bei allen seinen Entscheidungen nur an seinem Sachverstand und dem eigenen Gewissen, da er an keinerlei Weisungen gebunden ist. Da er meist über Informationen verfügt, die den Repräsentierten nicht vorliegen, wird ihm zugetraut, dass er Positionen und Informationen sorgfältig abwägt und im Anschluss eine Entscheidung fällt, die die Repräsentierten genauso treffen würden, wenn sie entsprechendes

Wissen hätten (vgl. Uppendahl 1981: 97 f.). Der Deligierte hat sich hingegen am Wählerwillen zu orientieren und darf sein Entscheidungsverhalten nicht von seinem eigenen Urteilsvermögen abhängig machen. Hier liegt eine hohe Responsivität vor. Bei diesem Typ sind Rollenkonflikte laut Uppendahl (ebd.: 98) jedoch vorprogrammiert. Wie die Empirie später zeigen wird, vertreten auch einige Interview-Partner*innen dieses Verständnis und fordern ein, dass Politiker*innen sich stärker am Willen der Wähler*innen orientieren sollten. Der Politico hingegen „orientiert sich in seinem Entscheidungsverhalten vornehmlich an dem materiellen Gehalt der zur Entscheidung anstehenden Sache“ (ebd.). Entsprechend schlüpft er mal in die Rolle des Deligierten und mal in die des Treuehändlers, er entscheidet sich einmal wählerorientiert und ein anderes Mal sachorientiert und vertritt ein mittleres Maß an Responsivität. Der repräsentationstheoretische Typus des Politico erscheint Uppendahl (ebd.: 99) am geeigneten „die Forderung nach einem Mindest- bzw. Mittelmaß an Responsivität zu verwirklichen“ und auch im Falle von miteinander inkompatiblen Interessen eine sachorientierte Entscheidung fällen zu können.

Während sich Uppendahls (1981) Konzept der Responsivität mit dem Grad der Offenheit der Repräsentant*innen beschäftigt, die Interessen der Bürger*innen zu vertreten, untersuchen Campbell et al. (1954) die gegenüberliegende Perspektive und beschäftigen sich mit der wahrgenommenen politischen Wirksamkeit von Individuen und der Responsivität des politischen Systems. Bei solchen Ansätzen eines ‚sense of political efficacy‘ hängt die politische Beteiligung einerseits von der Selbsteinschätzung des Individuums und andererseits von der wahrgenommenen Responsivität des politischen Systems ab. „Als wie gut erachte ich mein Politikverständnis und meine Fähigkeit, das politische System zu beeinflussen (internal efficacy) und für wie offen halte ich das System für meine Beeinflussung (external efficacy)?“ – Einen ähnlichen Ansatz vertritt auch Lane (1959).

Barber (1994: 132) nimmt eine Kategorisierung von fünf Idealtypen von existierenden Regierungsformen vor und spricht sich für die Form der Starke Demokratie aus. Er beschreibt drei der Typen als repräsentative oder auch magere Formen der Demokratie (autoritative, juristische und pluralistische repräsentative Demokratie) und zwei weitere Typen als direkte Demokratien (Einheitsdemokratie und Starke Demokratie).

Die Starke Demokratie als moderne Form partizipatorischer Demokratie „beruht auf dem Gedanken einer sich selbst regierenden Gemeinschaft von Bürgern“ (ebd.: 99). Laut Barber (ebd.: 101) hätten die Gefahren des Totalitarismus und die Geschichte des 20. Jahrhunderts die Menschen lehren müssen, dass „repressivere politische Ideologien auftreten werden, wenn Demokratie auf das Bedürfnis nach Gemeinschaft nicht anders reagiert als mit einem ängstlichen Rückzug ins

Private.“ Die Theorie der Starken Demokratie bietet hingegen eine alternative und aktivere Antwort: Sie „stellt die Politik nicht als eine erstarrte Daseinsweise, sondern als eine bestimmte Art dar, sein Leben zu führen – nämlich jene, die menschliche Wesen mit unterschiedlichen, wiewohl formbaren Charakteren und mit konkurrierenden, aber sich berührenden Interessen gemeinschaftlich entwickeln können, nicht nur um ihres gegenseitigen Nutzens willen, sondern auch zum Nutzen ihres gemeinschaftlichen Miteinanders.“ (Barber 1994: 101) Transformation wird als Herzstück dieses Politikverständnisses betont. Während andere Formen der Demokratie Politik als einen Weg verstehen, Uneinigkeit zu unterdrücken oder abzuschaffen, ist die Starke Demokratie „bestrebt, Uneinigkeit mit Hilfe einer äußerst erfinderischen und entdeckungsfreudigen Politik zu transformieren.“ (ebd.: 102) Laut Barber (ebd.: 103) ist die Starke Demokratie „sowohl Zweck als auch Mittel“ und Politik wird in ihr „zu einer Reise, bei der es ebenso wichtig ist, unterwegs zu sein wie an einem Ort anzukommen [...]“.

Starke Demokratie „schafft eine Öffentlichkeit, die fähig ist, vernünftige, öffentliche Beratung abzuhalten und Entscheidungen zu fällen“ (ebd.: 122). Die Theorie Starker Demokratie sieht die Schaffung einer Gemeinschaft als Hauptaufgabe jeder politischen Tätigkeit, die auf Bürgerbeteiligung setzt. Eine Voraussetzung für Partizipation sind Bürger*innen, „die in der Lage sind, sinnvolle und autonome Entscheidungen zu treffen“ (ebd.: 124). Zustimmungen, die ohne wirkliche Autonomie erfolgen, sind für Barber demnach keine Zustimmungen. Individuelle Willenserklärungen sind folglich das „Herzstück der Idee einer Selbstgesetzgebung durch Partizipation“ (ebd.). Uneinigkeit ist für jede Form von pluralistischer Demokratie von zentraler Bedeutung. Die Starke Demokratie erkennt ihre Bedeutung im politischen Prozess an und macht sie sich zu Nutzen. Denn sie entwickelt „eine Politik, die Uneinigkeit durch Bürgerbeteiligung, öffentliche Beratung und Erziehung zum Staatsbürger in Kooperation zu verwandeln vermag. Starke Demokratie beginnt mit Uneinigkeit, aber endet nicht dort: sie erkennt Uneinigkeit an, verändert sie aber letztendlich ohne die Konflikte dabei verschwinden zu lassen oder herunterzuspielen.“ (ebd.: 126)

Für Barber (ebd.: 146) liegt die Zukunft der Demokratie in der Starken Demokratie, denn sie ist eine „Wiederbelebung einer Form von Gemeinschaft, die nicht kollektivistisch, einer Form des öffentlichen Argumentierens, die nicht konformistisch ist, und einer Reihe bürgerlicher Institutionen, die mit einer modernen Gesellschaft vereinbar sind.“ Die Starke Demokratie ist eine Selbstregulierung der Bürger*innen, in der nicht nur eine stellvertretende Regierung im Namen dieser Bürger*innen handelt, sondern diese unmittelbar mitregieren. Zwar nicht immer und auf jeder Ebene, aber insb. dann, wenn es um grundlegende Maßnahmen und bedeutsame Machtentfaltungen geht. In einer Starken Demokratie haben

Werte wie Gleichheit, Freiheit und soziale Gerechtigkeit eine hohe Bedeutung, denn „die starkdemokratische Lösung für die politische Ausgangsbedingung entsteht aus einer sich selbst zuarbeitenden Dialektik aktiver Bürgerbeteiligung und ununterbrochener Schaffung einer Gemeinschaft, in der Freiheit und Gleichheit gefördert und politisches Leben aufrechterhalten werden.“ (Barber 1994: 148) Wenn Individuen ihre Aufgabe als Bürger*innen wahrnehmen, werden sie laut Barber (ebd.: 148 f.) „dazu erzogen, öffentlich als Bürger zu denken, so wie die Bürgerschaft die staatsbürgerliche Tätigkeit mit dem erforderlichen Sinn für Öffentlichkeit und Gerechtigkeit erfüllt. Politik wird zu ihrer eigenen Universalität, Bürgerschaft zu ihrer eigenen Lehranstalt und Partizipation zu ihrem eigenen Lehrmeister.“ Ein gemeinschaftliches ‚Wir‘ bleibt so lange nur Abstraktion, bis Bürger*innen sich neu definieren und unmittelbar zusammenkommen, um eventuelle Meinungsverschiedenheiten auszutauschen, Uneinigkeiten zu beheben und eine Entscheidung zu finden. Barber (ebd.: 150) schlussfolgert, dass in der „Politik starker Demokratie [...] Bürgerbeteiligung eine Weise [ist], das Selbst zu definieren, so wie Bürgerschaft eine Lebensform ist.“

In Einklang mit Barbers (1994) Konzept einer Starken Demokratie steht Deweys (1988) „Creative Democracy“. Denn Dewey (ebd.) versteht Demokratie als Lebensstil, der alltäglich vollzogen werden muss. Er geht einem doppelten Demokratieverständnis nach: Einerseits Demokratie als politisches System, andererseits als kulturell-praktisches Ideal (vgl. ebd.: 224). Dewey (ebd.: 226) bezeichnet Demokratie als „a personal way of individual life“. Mit dieser Bezeichnung stellt sich Dewey gegen ein rein pflichtbasiertes Bürgerschaftsmodell wie das des „dutyful citizen“ bei Dalton (2008) oder Bennett (2008). Für Dewey (1988: 225) ist Bürgerschaft ein aktives Konzept, das alle Lebensbereiche eines Menschen umfasst. Er stellt der Vorstellung, dass Demokratie eine „maschine“ sei und für diese Funktionalität Bürger*innen nur ihre Pflichten erfüllen müssten, das Verständnis gegenüber, Demokratie sei ein „way of life“ (ebd.: 226), der auf alle Lebensbereiche übertragbar sei: „democracy is a personal way of individual life; that it signifies the possession and continual use of certain attitudes, forming personal character and determining desire and purpose in all the relations of life“ (ebd.).

Für Dewey (1988) steht dabei, anders als in Theorien deliberativer Demokratie, der Austausch von individuellen Erfahrungswerten im Mittelpunkt, nicht von Argumenten und Positionen. Wie auch Barber (1994) sieht Dewey (1988: 228) in Uneinigkeiten und Differenzen eine Stärke für Demokratie, da man durch die Erfahrungen und Meinungen anderer etwas dazulernen kann: „[...] the expression of difference is not only a right of the other person but is a means of enriching one’s own life-experience, is inherent in the democratic personal way of life.“

Dabei ist der Prozess der Erfahrung wichtiger als das Ergebnis, da im Prozess und in der Interaktion (voneinander) gelernt wird.

Unter Erfahrung versteht Dewey (1988: 229) „free interaction of individual human beings with surrounding conditions, especially the human surroundings, which develops and satisfies need and desire by increasing knowledge of things as they are.“ An die Stelle von Deliberation in Form eines Austausches von Argumenten und Positionen tritt bei Dewey eine Untersuchung der Lebensbedingungen, welche Wissen über eben diese Bedingungen erzielen soll. Dieses Wissen über die Lebensbedingungen anderer Menschen ist wiederum Grundlage für einen empathischen Erfahrungsaustausch. „Knowledge of conditions as they are is the only solid ground for communication and sharing.“ (ebd.: 229) Die (materiellen) Lebensbedingungen von Bürger*innen bilden somit einen wichtigen Baustein dessen, was in einer Demokratie politisch möglich und nötig ist. Erfahrungen miteinander zu teilen und gleiche Lebensbedingungen für alle zu schaffen, ist laut Dewey (ebd.: 230) die immerwährende Aufgabe einer Demokratie: „the task of democracy is forever that of creation of a freer and more human experience in which all share and to which all contribute.“ An dieser Stelle stellt sich die Frage, ob und wenn ja, wie das Internet einen solchen Erfahrungsaustausch verändert hat. Kann bspw. durch Social Media einfacher Wissen über die Lebensbedingungen anderer Menschen gestreut werden? Dies gilt es im weiteren Verlauf der Arbeit zu untersuchen.

Mit den Begriffen „Postdemokratie“ (Crouch 2008) und „Simulative Demokratie“ (Blühdorn, 2013) beschreiben die beiden Autoren kritisch Tendenzen, die sich ihrer Meinung nach in gegenwärtigen Demokratien beobachten lassen. Bei der Annäherung an den Begriff der Demokratie gibt es laut Crouch (2008: 8 ff.) zwei Möglichkeiten: Einerseits die Systematisierung des Vorgefundenen und Definition als liberale Demokratie mit den drei Hauptkriterien Wahlbeteiligung, Einfluss von Lobbygruppen und geringer Eingriff der Regierung auf die marktwirtschaftlich organisierte Wirtschaft. Andererseits die Formulierung eines Ideals der Demokratie und das Messen der Wirklichkeit daran. Als zwei Ideale wird dabei formuliert, dass die Masse an Bürger*innen die Gelegenheit hat, sich in die Gestaltung des öffentlichen Lebens einzubringen und dass diese Beteiligung im Kontext unabhängiger Organisationen und in Form von Diskussionen stattfindet. Eine tatsächliche Verwirklichung dieses Ideals lässt sich anhand von zwei Voraussetzungen überprüfen: 1) Die Masse der Bürger*innen nimmt die Beteiligungsmöglichkeiten in der Realität wahr und es wird nicht nur auf Stimmungsbilder und Meinungsumfragen reagiert. 2) Die Bürger*innen können auf einen ausreichenden Sachverstand zurückgreifen, um politische Fragen

angemessen beurteilen zu können. Diese Aspekte werden in der Diskussion des Interviewmaterials anschließend eine wichtige Rolle spielen.

Das von Crouch (2008) als Postdemokratie bezeichnete Phänomen kann als Gegenstück zu dem gerade beschriebenen Modell verstanden werden. Charakteristisch für Postdemokratie sei, dass sich die Mehrzahl der Bürger*innen apathisch verhält und maximal auf Aufrufe zur Wahl reagiert, dass Wahlkampfthemen von PR-Profis ausgesucht und so stark beeinflusst werden, dass diese Themen schlussendlich die Wahl entscheiden und dass neben sichtbaren politischen Inszenierungen die tatsächlich wichtigen Entscheidungen zwischen Lobbyist*innen und Regierung unter Ausschluss der Öffentlichkeit getroffen werden – und dies meist noch im Sinne der Unternehmen und Lobbyvertreter*innen. „Die Mehrheit der Bürger spielt eine passive, schweigende, ja sogar apathische Rolle, sie reagieren nur auf die Signale, die man ihnen gibt. Im Schatten dieser politischen Inszenierung wird die reale Politik hinter verschlossenen Türen gemacht: von gewählten Regierungen und Eliten, die vor allem die Interessen der Wirtschaft vertreten.“ (ebd.: 10) Crouch (2004: 49) argumentiert, dass das politische Leben größtenteils von einer kommerziellen Handlungslogik bestimmt werde und u. a. auch die Kommerzialisierung der Massenmedien dazu beigetragen habe, dass sich die Partizipation der Bürger*innen fast ausschließlich auf konsumtives Handeln beschränke: „The commercial model is [...] triumphing over other concepts of mass political communication. Politics and other types of news have been increasingly redefined as items of very short-term consumer spending. The consumer has triumphed over the citizen.“

Die Postdemokratie verfüge zwar über die formalen Strukturen einer Demokratie und auch ihre Institutionen seien stabil, doch Öffentlichkeit und Teilhabe funktionierten kaum. Politiker*innen und Parteien erkennen die Bedürfnisse der Bürger*innen nicht oder selten – oder wollen sie nicht erkennen – und anstatt mit den Bürger*innen in Dialog zu treten, werden professionelle Beratungsunternehmen herangezogen und Marktforschung wird zum zentralen Moment. „Je mehr sich der Staat aus der Fürsorge für das Leben der normalen Menschen zurückzieht und zulässt, dass diese in politische Apathie versinken, desto leichter können Wirtschaftsverbände ihn – mehr oder minder unbemerkt – zu einem Selbstbedienungsladen machen. In der Unfähigkeit, dies zu erkennen, liegt die fundamentale Naivität des neoliberalen Denkens.“ (Crouch 2008: 29f.) Entsprechend kontrollieren ökonomische Interessen den demokratischen Prozess und inszenieren mit Hilfe von PR-Experten ihre Ergebnisse als Spektakel und Erfolge. Anstatt Inhalte sachlich zu vermitteln und politische Entscheidungen zu erklären, konzentrieren sich Regierungen laut Crouch (ebd.: 59) darauf, stimmbringende und positive Images zu produzieren und unter dem Stichwort ‚New Public Management‘

öffentliche Verwaltung umzustrukturieren und Regierungshandeln nach marktförmigen Prozessen an private Unternehmen auszulagern. Daraus ergeben sich für Crouch (2008: 127) unbestimmbare Grenzen der Einflussnahme und nicht mehr klar zuordnenden Verantwortlichkeiten: „Wenn man davon ausgeht, daß Unternehmen prinzipiell klüger sind als Regierungen, dann wird die Idee einer klar bestimmbaren Grenze für den politischen Einfluss der Wirtschaft absurd.“

Blühdorn (2013) geht – ähnlich zu Crouchs (2008) Standpunkt – davon aus, dass demokratische Praktiken und Institutionen schon immer nur auf eine Idee verwiesen haben und auf ein Ideal, das in der Realität eher unvollkommen war. Nach Blühdorn war Demokratie schon immer symbolisch. Die Simulative Demokratie geht nun noch einen Schritt weiter und ist die Lösung auf die Frage, wie man den nur symbolischen Charakter einer Demokratie verschleiern und die Demokratie in voller Blüte erscheinen lassen kann. „Wo die Demokratie auf eine Norm verwies, die dem gültigen Selbstverständnis der Bürger entsprach, die aber in der Praxis noch nicht umgesetzt war, konnte sie als symbolisch bezeichnet werden. Als simulative Demokratie aber inszeniert sie die Gültigkeit einer Norm, die eigentlich dem vorherrschenden Subjektivitätsverständnis der Bürger nicht mehr entspricht und die auch nicht mehr wirklich umgesetzt werden, aber doch auch auf keinen Fall aufgegeben werden soll.“ (Blühdorn 2013: 178)

Laut Blühdorn (2013) sind demokratische Institutionen nur noch eine Fassade, die eine „entkernte Politik“ (Beck 1993: 210 ff.) verstecken soll. Er geht noch einen Schritt weiter als der postdemokratische Ansatz und kritisiert an diesem wiederum, dass er ausblende, „dass die kritisierten Kommunikations- und Handlungsformen der simulativen Demokratie sehr genau auf die in sich widersprüchlichen Bedürfnisse postdemokratischer Bürger und Institutionen eingehen, während demokratische Verfahren im angeblich authentischen Sinne deren Bedürfnislagen vollkommen unangemessen wären.“ (Blühdorn 2013: 181) Das Modell der Simulativen Demokratie kann als Revision der Kritik der sogenannten ‚symbolischen Politik‘ gelten, denn diese symbolische Politik impliziert, dass eine authentische Politik theoretisch durchaus möglich sei, jedoch nicht den Interessen der Regierenden entspricht. In einer Simulativen Politik wird hingegen davon ausgegangen, dass eine tatsächliche Alternative zur gegenwärtigen Politik nicht mehr zur Verfügung steht, „weil dafür die systemischen Imperative längst zu übermächtig sind, die normativen Grundlagen fehlen, die Interessenskonstellationen zu veränderlich, komplex und widersprüchlich sind und jene vermeintlich authentische Politik mit den postdemokratischen Bedürfnissen der Bürger in Konflikt geraten würde.“ (ebd.: 182 f.) Blühdorn (ebd.: 183) spricht von einer „Art stillem Einvernehmen [...] zwischen denjenigen, die Täuschungsmanöver unternehmen, und denen, die von ihnen betroffen sind.“ In einer Demokratieform mit

simulativen Diskursen sowohl von unten als auch von oben, herrscht laut Blühdorn (2013: 183) ein unausgesprochener neuer „*Gesellschaftsvertrag*“ zwischen den verschiedensten gesellschaftlichen Akteuren, die alle ein gemeinsames Interesse daran haben, ihr fortgesetztes *commitment* zu den demokratischen Idealen unter Beweis zu stellen.“ (Hervh. i. O.)

Blühdorn (ebd.: 190 ff.) beschreibt sieben Entwicklungstrends der jüngsten Partizipationsforschung, über die seiner Meinung nach weitestgehend Einigkeit bestehe und welche die Eigenschaften der Simulativen Demokratie darstellen: 1) Wenn politische Partizipation nicht bereits an „service provider“ (ebd.: 190) wie Lobbygruppen, Bewegungsorganisationen oder Aktionsnetzwerken delegiert oder durch Scheckbuch-Aktivismus abgelöst wurde, wird sie zunehmend individualistisch. 2) Politische Partizipation ist themenspezifischer und entideologisiert. Bürger*innen engagieren sich mit Präferenz projektspezifisch und für Themen, die sie unmittelbar betreffen. 3) Heutige Partizipationsformen gehen oft mit der Logik bestehender Ordnungen konform und verzichten auf grundlegende Systemveränderungen. Politischer Konsum bspw. findet häufig weiterhin innerhalb der Logik einer Konsumgesellschaft statt. 4) Politische Partizipation wird zunehmend spontan, projekthaft und sporadisch. 5) Niedrigschwellige Formen ohne großen Aufwand und andauernde Verpflichtungen sind besonders beliebt. 6) Gegenwärtige Partizipationsformen sind oft spaßbetont und haben einen hohen Freizeit-, Unterhaltungs- und Erlebniswert. 7) Bürger*innen wollen sich auf eine möglichst selbstbestimmte Art politisch ausdrücken und beteiligen. In Konsequenz spricht Blühdorn (ebd.: 193) von einem „Bedeutungsverlust der Norm des identitären Subjekts einerseits und [...] [einer] radikalisierte[n] Subjektivierung und Subjektzentrierung andererseits“.

Gegensätzlich zur Partizipationsvorstellung der 1970er und 80er Jahre, wonach das Ideal eines autonomen und identitären Subjekts vorherrschte, bestimmen in der modernen postindustriellen Gesellschaft ein „flüchtige[s] Subjekt und seine flexible Identität die Formen der politischen Artikulation und Beteiligung: *liquid participation* für die *democracy to go*.“ (ebd.; Hervh. i. O.) Inszenierung, Präsentation und Erleben stehen laut Blühdorn fortan im Mittelpunkt einer gegenwärtigen Politik. Daraus folgt die Gefahr, dass viele Partizipationsformen den Charakter einer Konsumhandlung haben und zu einer Form von „Lifestyle-Statements“ (Stoker 2006: 88) werden. Ernsthaftes Engagement inklusive einer Auseinandersetzung mit komplexen Themen werde dabei durch die Präsentation der eigenen Identität ersetzt.

Bennett (2008) hingegen stellt fest, dass Menschen sich unter den richtigen Bedingungen sehr wohl in Politik einbringen, dann jedoch häufig als Lifestyle Politics mit sehr persönlichen und kreativen Formen. Während das

Negativ-Bild von ‚Politik‘ laut Bennett (2008: 1) auf das Verhalten einiger Partei-Politiker*innen zurückzuführen ist und dieses Bild auch von vielen Massenmedien vermittelt wird, beobachtet der Autor parallel dazu eine Entwicklung hin zu Online-Freundschaftsnetzwerken, Unterhaltung und Konsum in Verbindung mit Lifestyle-Fragen. Bennett beobachtet zwei gegensätzliche Paradigmen von Jugendengagement, aus denen er zwei Bürgerschaftsverständnisse ableitet: „actualizing citizenship“ und „dutiful citizenship“.

Nach dem Paradigma der „engaged youth“ (ebd.: 2) wächst die Bedeutung von Netzwerken und Communities. Schuld an einer sinkenden Glaubwürdigkeit und Authentizität von politischen Institutionen haben nach diesem Paradigma die Regierung und die Nachrichtenmedien. Dieser Sichtweise nach werden Jugendliche als expressive Individuen verstanden, die symbolisch befreit werden sollen, ihre eigenen kreativen Entscheidungen zu treffen. Die „engaged youth“ öffnet damit Türen zu einem neuen Spektrum von zivilgesellschaftlichen Aktionen in Online-Räumen. Auf der anderen Seite steht das Paradigma der „disengaged youth“ (ebd.: 3). Dieses kennt zwar neue autonomere Formen der öffentlichen Expression an, fokussiert aber weiterhin die Abnahme der Verbindung zu Regierungen und Politiker*innen und das Nachlassen von zivilgesellschaftlichem Engagement, was schlussendlich eine Bedrohung der Demokratie selbst bedeutet.

Diese unterschiedlichen Perspektiven sind laut Bennett (ebd.) davon abhängig, was unter einem ‚guten Bürger‘ oder einer ‚guten Bürgerin‘ verstanden werden kann: „The engaged youth viewpoint, [...] empowers young people by recognizing personal expression and their capacity to project identities in collective spaces. [...] those who lean toward a disengaged youth perspective often worry about this very personalization or privatization of the political sphere and focus more on how to promote public actions that link to government as the center of democratic politics, and to other social groups and institutions as the foundation of civic life.“ Aus den zwei Paradigmen leitet Bennett (ebd.: 14) die Konzepte von „actualizing citizenship“ und „dutiful citizenship“ ab. Während im traditionellen zivilgesellschaftlichen Ideal des „dutiful citizen“ der Gang zur Wahlurne den Kern eines demokratischen Akts ausmacht, schätzt das Bürgerschaftsmodell des „actualizing citizen“ persönliche Aktivitäten aus dem Bereich Konsum, transnationaler Aktivismus oder Gemeinschafts- und Ehrenamtsarbeit als wichtiger ein. In diesem zweiten Modell ist das Verantwortungsgefühl, an regierungszentrierten Aktivitäten teilzunehmen, geringer als im Modell des „dutiful citizen“. Das Bürgerschaftsverständnis des „actualizing citizen“ zeichnet sich durch ein gewisses Misstrauen gegenüber der Medien und Politiker*innen aus, wohingegen Bürger*innen des „dutiful citizenships“ ihre Informationen über die Regierung und andere Themen

meist aus den klassischen Massenmedien beziehen. Sie engagieren sich in zivilgesellschaftlichen Organisationen und/oder drücken ihre Interessen über Parteien aus, „that typically employ one-way conventional communication to mobilize supporters“ (Bennett 2008:14). Im „actualizing citizenship“-Modell präferieren Bürger*innen hingegen lose Netzwerke von Gemeinschaftsaktivitäten, in denen Freundschaften und Gruppenbeziehungen eine wichtige Rolle spielen und die durch interaktive ICTs aufrechterhalten werden.

Bennett (ebd.) spricht sich dafür aus, dass das Verständnis von ‚politisch‘ erweitert werden müsse und unterschiedliche bzw. neue Bürgerschaftsmodelle anerkannt werden müssen. Er fordert, Brücken zwischen den zwei Paradigmen zu bauen, um Differenzen nicht weiter zu verstärken und damit zu einer weiteren Entfremdung zwischen Jugendlichen und der Politik beizutragen.²⁸ Vielmehr sollten technische Möglichkeiten und politische Praktiken ausgeschöpft werden, um Politik als schillerndes Phänomen in die Klassenzimmer der Jugend zu tragen.

Mit dem Konzept der „participatory civics“ beschreibt auch Zuckerman (2014) neue Formen gesellschaftlichen (Online-)Engagements und spricht sich in diesem Kontext für eine breitere Definition von Zivilgesellschaft und ein verändertes Verständnis von Bürgerschaft aus. Er möchte verstehen, warum (besonders junge) Menschen zu solchen neuen Formen tendieren, wann sie zu Erfolg führen oder ins Leere laufen. Laut Zuckerman (ebd.: 155) ist es nicht der Fall, dass Menschen nicht daran interessiert sind, sich zivilgesellschaftlich einzubringen, sie wollen sich jedoch nicht ineffektiv oder hilflos fühlen. Im Modell eines „informed citizen“ (ebd.) wird die Rolle der Bürger*innen so verstanden, dass sie politische Prozesse verstehen und Tagesangelegenheiten kennen, dass sie durch Wahlen Repräsentant*innen bestimmen und diese kontaktieren, wenn sie mit Entscheidungen nicht einverstanden sind und dass sie an Referenden teilnehmen. Mit Bezug auf Schudson (1998) erklärt Zuckerman (2014: 156), dass der „informed citizen“ durch einen „monitorial citizen“ abgelöst wurde, welcher durch Überwachung und Kontrolle von Regierungen und anderen einflussreichen Akteuren partizipiert. Eine Eigenschaft von – und auch Bedingung für – gegenwärtige Partizipation im Rahmen von „participatory civics“ ist laut Zuckerman (ebd.), dass Bürger*innen ihren individuellen Einfluss auf das entsprechende Thema sehen können. Diese (insb. jungen) Bürger*innen sind mit partizipativen Medien aufgewachsen und sind es gewöhnt, dass sie ihre Perspektive mit der digitalen Welt

²⁸ Bennett (2008: 12 ff.) formuliert dazu sechs konkrete Anregungen, die dazu beitragen sollen zwischen Politiker*innen und Jugendlichen besser zu vermitteln, bspw. dass Politiker*innen die Kommunikationspräferenzen der Bürger*innen besser kennenlernen müssen oder dass Regierungsagenturen und Stiftungen enger mit jugendlichen Online-Communities zusammenarbeiten sollten.

teilen können und ihren Einfluss in Form der Anzahl von Likes und Shares messen können. Zuckerman (2014: 156) definiert „participatory civics“ folglich als „forms of civic engagement that use digital media as a core component and embrace a post-‘informed-citizen’ model of civic participation.“ Darüber hinaus zeichnet dieses Bürgerschaftsverständnis aus, dass es häufig keine Zuordnung zu einer größeren politischen Philosophie gibt, sondern vielmehr wechselnde Engagements über verschiedene politische Lager hinweg entstehen, Bürger*innen sich für ein gemeinsames Anliegen zusammenschließen und neue, häufig auch ungewöhnlichere, Koalitionen bilden. Eine Öffentlichkeit, die aus leidenschaftlichen, eigen-interessierten Menschen besteht, kann laut Zuckerman (ebd.: 157) aber an ihre Grenzen stoßen, wenn es darum geht, zusammenzukommen und deliberativ gemeinsame Lösungen zu finden – bspw. weil die Bürger*innen schon gar nicht mehr darin miteinander übereinstimmen, welches Problem derzeit überhaupt wichtig sei.

Entsprechend schlägt Zuckerman (ebd.: 158) eine Unterscheidung zwischen „thick and thin participatory civics“ vor, welche sich vereinfacht gesagt dadurch auszeichnen, dass für die erste Form der Kopf eingesetzt werden muss und für die zweite Form nur die Füße. Bei Thin Engagement haben andere – die Initiator*innen und Organisator*innen – das Denken bereits übernommen und herausgearbeitet, was gemacht werden muss, um den Gegenpart zu überzeugen. In Form von Massenpartizipation müssen einzelne Bürger*innen dann nur noch erscheinen und mitmachen, bspw. an einer Demo teilnehmen oder eine Petition unterzeichnen. Bei Thick Engagement muss hingegen selbst noch nachgedacht und eine Lösung gefunden werden. Hier ist es Aufgabe der Bürger*innen, selbst eine Kampagne zu organisieren, Mitmenschen zu mobilisieren oder anderes. Laut Zuckerman (ebd.) sind „thin“ und „thick engagement“ jedoch keine Gegensätze, sondern ein Kontinuum. Einige Engagementformen müssen einfacher sein (bspw. der Gang zur Wahlurne), während andere aufwendiger sein sollten.

Ein zweites konzeptionelles Gegensatzpaar, das laut Zuckerman (ebd.: 159) neue Formen der zivilgesellschaftlichen Partizipation beschreibt, ist „instrumental“ vs. „voice“. Instrumentelles Engagement hat eine ganz konkrete Theory of Change und ein konkretes Ziel zur Grundlage. In Anlehnung an Hirschmanns (1970) „Exit, Voice and Loyalty“ steht Voice hingegen dafür, dass man sich durch die Stimme bemerkbar macht und dies der erste Schritt hin zu (mehr) Engagement ist. Nach Zuckerman (2014: 162) nutzen Bürger*innen ihre Stimme, um sich mit einer Bewegung zu identifizieren, noch bevor sie sich dann konkreter einbringen. Eine einzelne Stimme erzeugt dabei häufig viele andere Stimmen, denn alleine fällt es betroffenen Menschen oft schwerer, ihre Stimme zu erheben, als gemeinsam mit anderen Menschen, die ihre Stimme gleichermaßen einbringen.

Diese Stimmen können folglich das Agenda-Setting mitgestalten, denn geäußerte Stimmen können aufgegriffen und einer größeren Zielgruppe vorgestellt werden.

Mit der konzeptionellen Matrix der beiden Gegensatzpaare „thin/thick“ und „instrumental/voice“ erhofft sich Zuckerman (2014: 163) Online-Aktivismus besser untersuchen zu können und äußert sich optimistisch, dass wir keinen Niedergang von Engagement erleben werden, sondern nur einen Wandel in den Formen von Partizipation. Damit sieht er auch die Debatte um den Vorwurf des Slacktivism als beendet an und schlussfolgert, dass manche Formen eben dünner sind als andere: „I predict this change will become mainstream and that debates over whether online activism is slacktivism or meaningful participation will become as uninteresting as debates about whether bloggers are journalists: some blogging is journalism, some online activism is slacktivism.“ (ebd.)

Ähnlich wie Zuckerman (2014) liefert auch Dalton (2008) ein wichtiges Konzept von Bürgerschaft, das im Anschluss in der Analyse des Interviewmaterials von Bedeutung sein wird. Während viele Forscher*innen besorgt einen Rückgang von politischer Partizipation und insb. von Wahlbeteiligung beobachten, plädiert Dalton (ebd.: 77) jedoch dafür, sich alle Partizipationsformen ganzheitlich anzuschauen und spricht von einem „revival of citizenship“, welches eine Vielzahl neuer Formen von Bürgerschaft miteinbeziehe.

Dalton (ebd.: 78) geht von einem offenen Verständnis von Bürgerschaft aus, bezieht sich auf Almond und Verba (1963) Beschreibung von politischer Kultur und definiert „citizenship norms as a *shared set of expectations about the citizen's role in politics.*“ (Herzv. i. O.) Eine politische Kultur enthält eine Mischung aus Einstellungen und Orientierungen und laut Dalton (2008: 78) ist die Rolle der Bürger*innen ein zentraler Teil jeder Kultur. Hier wird festgelegt, was von einzelnen ‚guten‘ Bürger*innen erwartet wird und was wiederum die Bürger*innen selbst zu erwarten haben. Solche Erwartungen formen das politische Verhalten der Bürger*innen. Es kann jedoch nicht davon ausgegangen werden, dass Bürger*innen die entsprechenden Normen immer auch für gut heißen und diese sich mit den persönlichen Werten überschneiden. Demnach befindet sich Daltons Untersuchungsgegenstand in der Interaktion zwischen diesen Werten und dem tatsächlichen Verhalten. Entsprechend versteht Dalton (ebd.) Bürgerschaft als „a set of norms of what people think people should do as good citizens.“

Basierend auf historischen Definitionen von Bürgerschaft und deren Anwendung in den empirischen Sozialwissenschaften identifiziert Dalton (ebd.: 78 f.) vier Prinzipien von Bürgerschaft: 1) Öffentliche Partizipation in politischen Prozessen, meist über faire und freie Wahlen, ist ein definierendes Element von demokratischer Bürgerschaft. Über Wahlen hinaus sind jedoch auch andere Teilnahmemöglichkeiten von Bedeutung. 2) Als zweites Element nennt Dalton

Autonomie, welche bedeutet, dass Bürger*innen ausreichend informiert sind, um eine partizipierende Rolle einnehmen zu können. Gute Bürger*innen sollten demnach in demokratischer Deliberation partizipieren, Politik mit anderen Bürger*innen diskutieren und dabei idealerweise auch die Meinungen anderer verstehen. Dalton (2008: 79) bezieht sich hier auf Dahl (1998), der betont hat, dass der Zugang zu Informationen und eine freie Meinungsdebatte ausschlaggebend dafür sind, bedeutungsvolle demokratische Partizipation zu generieren. 3) Als drittes Element von Bürgerschaftlichkeit nennt Dalton (2008: 79) die Anerkennung von Staatsautorität und Verbindlichkeit zur sozialen Ordnung, denn nur so könnten politische Diskurse stattfinden: „Indeed, acceptance of the legitimacy of the state and the rule of law is often the implied first principle of citizenship, since without the rule of law meaningful political discourse and discussion cannot exist.“ (ebd.) 4) Das letzte Element von Bürgerschaftlichkeit beschäftigt sich mit der Beziehung zu anderen Bürger*innen, bspw. die ethische und moralische Verantwortung gegenüber anderen, Wohlfahrt und Gleichheit. Laut Dalton spiegeln alle diese Aspekte wichtige Elemente von Bürgerschaftlichkeit wieder und tragen damit zu einer demokratischen politischen Kultur bei.

Basierend auf einer empirischen Untersuchung, welche die Wichtigkeit der vier oben genannten Elemente für einzelne Bürger*innen abgefragt hat, entwickelt Dalton (ebd.: 80f.) zwei Typen von Bürgerschaftlichkeit: „citizen duty“ und „engaged citizen“. Der erste Typ basiert größtenteils auf den Elementen soziale Ordnung und Wahlen, während sich der zweite Typ aus mehreren Elementen zusammensetzt. Hier spielen insb. Solidarität und Gemeinschaftssinn, aber auch Partizipation und Autonomie eine Rolle. Diesem Typ von Bürger*innen ist es wichtig, sich in zivilgesellschaftlichen Gruppen politisch zu engagieren und unabhängig von anderen eine eigene Meinung zu finden und vertreten.

Dalton (ebd.: 83) schlussfolgert, dass Bürgerschaftlichkeit eine Mischung aus Rechten und Verantwortungen sei. Die Diskussion über einen Rückgang von politischer Partizipation beziehe sich dabei häufig auf Elemente aus dem Bereich der „duty-based citizenship“, beobachtbar insb. durch einen Rückgang der Wahlbeteiligung. Gegenwärtige Tendenzen sind laut Dalton (ebd.: 83 f.) eine wachsende Skepsis gegenüber der Regierung und weniger Respekt gegenüber Autoritäten. Hierbei beobachtet er einen starken Einfluss des Alters: Ältere Bürger*innen tendieren eher zum Bürgerschaftsverständnis „citizen duty“, während insb. bei jüngeren und gut gebildeten Bürger*innen ein Anstieg von „engaged citizenship“ zu beobachten ist. Da jüngere Wähler*innen die Älteren ablösen, ist eine insgesamt Zunahme dieses zweiten Typs von Bürgerschaftlichkeit die Konsequenz.

Während einige Forscher*innen behaupten, dass politische Partizipation abnehme, lautet eine Gegenthese (Dalton 2008: 84), dass eine Zunahme an Bildung, Skills und anderen Wegen der Einflussnahme dazu führe, dass viele Bürger*innen es nicht mehr für ausreichend halten, alle vier Jahre wählen zu gehen und deshalb andere Möglichkeiten suchen, Einfluss auf Politikmachende zu nehmen. Bei Unmut über aktuelle Zustände wollen sie nicht vier Jahre warten, bis sie wieder etwas ändern können und suchen stattdessen Einflussmöglichkeiten über Interessensgruppen, direkte politische Aktionen, politischen Konsum und Ähnliches.

Verschiedene Bürgerschaftsverständnisse bilden einen Erklärungsrahmen für politische Partizipation. Das Konzept einer Duty-Based-Bürgerschaft kann Rückschlüsse auf die Wahlbeteiligung zulassen, aber auch das Verständnis von „engaged citizenship“ kann politische Partizipation stimulieren. Dabei ergibt sich jedoch eine Verschiebung der Praktiken hin zu individuellen und direkten Formen der Beteiligung. Dalton (ebd.: 85) beschreibt hier zwei entgegenwirkende Entwicklungen: Pflichtbasierte Werte eines Bürgerschaftsverständnisses fördern politische Partizipation, insb. bzgl. der Wahlbeteiligung, während „engaged citizenship“ mehr direkte Partizipation bewirkt und neue und kreative Formen entstehen lässt. Laut Dalton (ebd.) wird eine Balance dieser beiden Entwicklungen die politische Partizipation der Zukunft mitformen.

In einer empirischen Untersuchung prüft Dalton (ebd.: 86 ff.) den Einfluss der Variablen Alter, Bildung und eventueller Minoritäten. Er kommt zu dem Ergebnis, dass Bildung einen starken Einfluss auf sämtliche in seiner Untersuchung genannten Partizipationsformen hat. Das Alter hat wiederum oft einen relativ hohen Einfluss auf politische Partizipation. Partizipationsformen wie Wahlbeteiligung, Geldspenden und das direkte Kontaktieren von Entscheidungsträger*innen wird dabei eher Bürger*innen im hohen Alter zugeschrieben, während Online-Aktivismus in den Aktionsbereich der jüngeren Generation fällt. Ein pflichtbasiertes Bürgerschaftsverständnis befördere zwar Wahlbeteiligung, sei jedoch eher hinderlich für Formen des Protests. Im Verständnis der „engaged citizenship“ kämen hingegen vielfältige Formen der politischen Partizipation zum Tragen, welche u. a. auch dem Bereich des Online-Aktivismus zuzuordnen seien. Damit führen Veränderungen in den Bürgerschaftsverständnissen zu Veränderungen in der politischen Partizipation. Während die Wahlbeteiligung sinkt, etablieren sich andere Formen der Beteiligung und es gibt ein breiteres Repertoire an direkteren und individuelleren Partizipationsmöglichkeiten. Bei diesen Möglichkeiten, sich außerhalb von Wahlen einzubringen, haben Bürger*innen mehr Optionen, selbst zu entscheiden, wann und wie genau sie sich einbringen möchten. Aufgrund der Beobachtung, dass Personen, die in ihrer Jugend durch neue

Formen partizipiert haben, auch eine höhere Wahrscheinlichkeit für Partizipation im Alter vorliegt, schlussfolgert Dalton (2008: 94), dass das Ziel von Partizipationsreformen sein müsse, junge Leute zum Wählen zu bewegen und neue Formen zu entwickeln, die an die veränderten Bürgerschaftsverständnisse angepasst seien: „The goal of participation reforms should not only be to encourage young people to act like their grandparents (and vote), but also to develop new forms of access in tune with these changing norms of citizenship.“

Wie in Abschnitt 5.1 „Ressourcen“ schon im Rahmen des CVM von Verba/Schlozman/Brady (1995) beschrieben, befasst sich eine der Komponenten des Modells mit den Einstellungen der Aktiven zu anderen Bürger*innen und zur Politik. Die Komponente Psychological Engagement beinhaltet mehrere Aspekte: Ein generelles Interesse an politischen Themen, den Glauben, dass das eigene Engagement den politischen Willensbildungsprozess beeinflussen kann und ein Gefühl von Vertrauen in Politiker*innen und in andere Bürger*innen. Die Autoren nennen diesbezüglich die Dimensionen „political interest, political efficacy, political information, and partisanship“ (ebd.: 345). Je positiver die Einstellung des Individuums bzgl. dieser Aspekte ist, desto wahrscheinlicher engagiert es sich zivilgesellschaftlich. Unter politischem Interesse verstehen die Autoren Bürger*innen, „who follow politics, who care about what happens, who are concerned with who wins and loses“ (ebd.). Politische Wirksamkeit ist Grundlage vieler Erklärungsmodelle von politischer Partizipation und bezeichnet die (wahrgenommene) Wirksamkeit, die ein Individuum auf den politischen Prozess haben kann oder „how much attention a local or national government official would pay if the respondent had a complaint and how much influence the respondent has over local or national government decisions“ (ebd.: 347). Die dritte Dimension umfasst politische Informiertheit und beinhaltet Aspekte wie tagesaktuelles politisches Geschehen, Wissen über Politiker*innen, die Verfassung und das politische System. Während man Parteiidentifikation auf den ersten Blick mit Wahlprognosen in Verbindung bringen würde, messen die Autoren ihr auch eine Verbindung zu zivilgesellschaftlichem Engagement zu. Jedoch sehen sie diese vierte Dimension etwas außerhalb von den anderen Dreien: „As we might expect, political interest, efficacy, and information are all positively related to each other. Partisanship is somewhat separate, significantly related to political interest but not to efficacy or information.“ (ebd.: 348)

Während die vorgestellten Ansätze und Bürgerschaftskonzepte eine wichtige Grundlage für die Analyse der Interviews bilden, stellt sich darüber hinaus die Frage, wie sich Bürgerschaftsverständnisse im Zuge der Digitalisierung verändert haben. Dalton (2008) thematisiert mit dem Konzept einer „engaged citizenship“ genau wie auch Bennett (2008) mit dem Ansatz einer „actualizing citizenship“

bereits Einflüsse digitaler Medien auf das Partizipationsverhalten von Bürger*innen. Auch Zuckerman (2014) untersucht neue Formen gesellschaftlichen (Online-)Engagements und wirft dabei interessante Fragen in Bezug auf Bürgerschaftsverständnisse auf. Was in oben genannten Ansätzen bisher jedoch nicht ausreichend berücksichtigt wird, ist z. B. die Frage, ob sich das teils beschriebene bürgerschaftliche Pflichtverständnis für eine Wahlbeteiligung auch auf neue (digitale) zivilgesellschaftliche Partizipationsformen übertragen lässt. Ebenfalls nicht thematisiert wird die grundlegende Einstellung der Bürger*innen zum vorherrschenden Wirtschafts- und Politiksystem, bspw. unter dem Stichwort Degrowth. Auch hier können jedoch interessante Erkenntnisse für ein Bürgerschaftsverständnis erwartet werden. Eine weitere Frage, insb. mit Blick auf Veränderungen im Zuge der Digitalisierung, ist die nach der Rolle von Sichtbarkeit und Visualität von Protestpartizipation. Welche Rolle spielt die Medienberichterstattung über Proteste für Bürger*innen in Zeiten von Web 2.0? Ebenfalls interessant wäre eine Auseinandersetzung mit den von Bürger*innen individuell empfundenen gegenwärtigen Herausforderungen von Protestpartizipation unter Einfluss der Digitalisierung. Der nun folgende Abschnitt wird versuchen, diese und andere Forschungsfragen zu beantworten und wichtige Aspekte gegenwärtiger Bürgerschaftsverständnisse zu beleuchten.

5.2.2 „[...] das ist eigentlich ein Muss für jeden, der ein bisschen Verstand hat [...]“ – Bürgerschaftsverständnisse als Erklärung für Protestpartizipation

Kategorie „Bürgerschaftsverständnis“

Für die Einschätzung der Relevanz und Effizienz von Straßen- und Netzprotest ist auch das Verständnis von Politik und Bürgerschaft von großer Bedeutung. Für wie kompetent halten die Bürger*innen ihre Mitmenschen, Politiker*innen und sich selbst? Inwieweit vertrauen sie diesen anderen Akteuren und für wie effizient halten sie ihr eigenes Engagement? Aufbauend auf dem persönlichen Verständnis von Politik und der Rolle als Bürger*in lassen sich Antworten auf diese Fragen finden. Im Folgenden sollen deshalb zuerst das Politikverständnis der Interview-Partner*innen und ihr Selbstverständnis als Mensch, Bürger*in und Aktivist*in vorgestellt werden. Anschließend folgt eine Beschreibung der Einschätzungen zur generellen Nachhaltigkeit von Protest und Partizipation. Auf diesen

Aspekt wird im weiteren Verlauf in Kapitel 7 „Einstellungen zu Straßenprotest und Netzaktivismus“ nochmals mit einer Differenzierung der verschiedenen Protestformen – insb. der Unterscheidung ‚online‘ vs ‚offline‘ – eingegangen.

„[...] das ist eigentlich ein Muss für jeden, der ein bisschen Verstand hat, sich da einzusetzen.“ (Mareike) – Engagement als Muss

Isabelle und Mareike bezeichnen politische Partizipation und Engagement als Muss und begründen ihre Argumente darauf, dass es so ungerecht zugehe und dass ähnlich wie bei einer Wahl zwar eine einzelne Stimme nicht viel ausmache, in ihrer Gesamtheit mit den anderen Stimmen daraus jedoch ein großes Bild entstehe und die eine Stimme so Gesellschaft mitgestalte. *„Ja, also ich denke, wer da einfach so vor sich hinlebt und sich nicht einbringt, der kann auch nichts erreichen und ich denke, das ist eigentlich ein Muss für jeden, der ein bisschen Verstand hat, sich da einzusetzen.“* (Mareike, Z. 390 ff.) Als Muss oder Pflicht verstehen Partizipation auch die Bürger*innen in Bennetts (2008) Model einer „dutiful citizenship“ und in Daltons (2008) Konzept einer „citizen duty“. Allerdings steht dort insb. der Gang zur Wahlurne im Mittelpunkt. Mareike hingegen, spricht allgemein davon „sich einzusetzen“. Hier deutet sich bereits an, dass sie – und auch andere Bürger*innen – nicht nur (Bundes- und Landtags-)Wahlen als Muss versteht, sondern auch zivilgesellschaftliches Engagement darüber hinaus.

Laut Isabelle fügen sich, ähnlich wie in einem Mosaik, viele kleine Beiträge zu einem großen Gesamtbild zusammen. Aus diesem Grund zählt für sie jede einzelne Stimme: *„[...] jeder Einzelne ist ja ein Teil der Gesellschaft und gestaltet die mit. Das ist wie in der Demokratie: Eine einzige Wählerstimme, die verändert überhaupt nichts. Aber trotzdem, wenn alle zur Wahl gehen, dann steht am Ende ein Ergebnis und es kommt ein Bild dabei raus. Und deswegen lohnt es sich, die Stimme abzugeben. Und genau das gleiche ist es auch beim politischen oder gesellschaftlichen Engagement: Dass jede kleine Veränderung oder jedes kleine Projekt, das ist nur ein winziger Teil vom Mosaik, aber es fügt sich dann zusammen.“* (Isabelle, Z. 165 ff.) Für Isabelle ist es nicht genug, sich nur bei Wahlen zu beteiligen und nur dadurch Gesellschaft mitgestalten zu wollen, oder durch eine Petition sein Dafür oder Dagegen in einer Sache auszudrücken. Sie wünscht sich darüber hinaus ein aktives Gestalten von Gesellschaft.²⁹ Diese Ansicht entspricht

²⁹ *„Ich glaube aber nicht, dass es für die Gesellschaft reicht, wenn man ab und zu mal sagt, ich bin dafür oder ich bin dagegen. Und das auf einer Liste und dann von irgendjemand anderem einsammeln lässt. Und der das dann an jemand anderen weitergibt, der dann entscheiden soll. Ich glaube, also das reicht nicht für eine Demokratie. Sondern daneben braucht man eben auch das aktive Gestalten der Gesellschaft.“* (Isabelle, Z. 331 ff.)

wiederum den Konzepten von Bennetts (2008) „actualizing citizenship“ und Daltons (2008) „engaged citizen“. Auch Isabelle schreibt Gemeinschaftssinn und zivilgesellschaftlichem Engagement eine starke Rolle zu, sie beschreibt diesen Anspruch, Gesellschaft aktiv mitzugestalten, jedoch erst einmal unabhängig von etwaiger Mediennutzung oder Vorteilen der Digitalisierung. Ihr Verständnis von Bürgerschaft ist folglich unabhängig von technischen Entwicklungen und neuen Einflussmöglichkeiten.

Wie bereits unter dem Aspekt der Ressourcen beschrieben, verstehen einige Interview-Partner*innen den Zugang zu Information als Grundlage für Partizipation. Auch für Isabelle ist der Schlüssel zur Teilnahme in einer Demokratie Bildung. In ihren Augen sollten Menschen dazu ermächtigt werden, in einer Demokratie zu partizipieren. Selbst denkende Menschen sind für Isabelle die Basis einer Demokratie und dazu benötigen Bürger*innen Inspiration, Ermutigung und das Gefühl, etwas erreichen zu können: *„[...] wenn alle die Gelegenheit haben, gehört zu werden und sich einbringen können. Und das nicht nur vordergründig, von wegen es gibt eine Regel, die sagt, jeder kann das, sondern auch die Menschen ermächtigt werden, das zu tun. [...] Deswegen finde ich z. B. Bildung auch total wichtig. Weil man Menschen auch in die Lage versetzen muss, teilzuhaben und sich einzubringen. [...] Menschen, die sie dazu inspirieren und anregen und ermutigen, eben auch ihre Meinung einzubringen und auch, dass man das Gefühl bekommt, ich KANN was erreichen, es lohnt sich, es bringt was.“* (Isabelle, Z. 184 ff.) Ähnlich wie Barber (1994) vertritt Isabelle den Standpunkt, dass Bürger*innen in der Lage sein sollen, selbst autonome Entscheidungen zu treffen. Auch Zuckerman (2014) beschreibt mit dem Konzept des „informed citizen“, dass Bürger*innen politische Prozesse verstehen und das Tagesgeschehen verfolgen müssen. Dalton (2008) betont insb. den Zugang zu Informationen und dass Bürger*innen Autonomie nur erreichen können, wenn sie ausreichend informiert sind. Für Isabelle ist darüber hinaus wichtig, dass dieses Engagement „etwas bringt“. Der Aspekt der Nachhaltigkeit von zivilgesellschaftlichem Engagement wird im weiteren Verlauf der Arbeit noch ausführlich thematisiert.

Zu dem Gefühl, dass es sich lohnt sich einzusetzen, gehört auch das Gefühl, gehört zu werden. Für Julia sind mehr politische Partizipationsmöglichkeiten nötig, da die jetzigen ihr in der Umsetzung nicht ausreichen: *„[...] ganz spontan würde ich sagen, dass Demokratie für mich bedeutet, dass ich wahrgenommen werde oder dass meine Stimme eine Chance hat, gehört zu werden.“* (Julia, Z. 291 ff.) Diese Ansicht veranschaulicht Habermas Modell (1992) einer deliberativen Demokratie, in welcher alle Bürger*innen die Möglichkeit haben sollen sich und ihre Stimmen über Debatten und Kommunikation auf Augenhöhe einzubringen. Julia vertritt ein partizipatorisches Demokratieverständnis und wünscht

sich mehr Einflussmöglichkeiten. Wie später zu zeigen sein wird, sieht sie Verbesserungspotenzial sowohl online als auch offline.

Zum Thema Meinungsfreiheit merkt Felix an, dass einerseits zu viele Diskussionen auch hinderlich für einen Entscheidungsprozess sein können und andererseits für eine anregende Diskussion verschiedene Standpunkte nötig seien. Nur mit gleichgesinnten Leuten zu sprechen, würde jemanden nicht viel weiterbringen. Felix stützt damit die These von Habermas (1992), dass Deliberation und Debatten eine ‚gute‘ Demokratie ausmachen, und das Verständnis von Barber (1994), dass Uneinigkeit als Antrieb für Transformation gelte und man nur im Austausch mit Andersdenkenden weiterkomme. Außerdem unterscheidet Felix zwischen Konversationen, die face-to-face stattfinden und solchen, die sich in der Anonymität des Internets abspielen. Bei Face-to-face-Begegnungen würde man sich „outen“ und Menschen seien dementsprechend vorsichtiger mit ihren Äußerungen, während die Anonymität des Internets dazu beitrage, dass viele Menschen ohne Rücksicht auf Netikette schreiben, was sie sich in direkter Gegenüberstellung evtl. nicht trauen würden zu sagen.³⁰ Felix spricht sich für anregende Diskussionen mit Andersdenkenden aus, sieht aber auch Gefahren der Netzkommunikation wie Hatespeech und Missachtung von grundlegenden Kommunikationsregeln, die unter dem Deckmantel der Anonymität des Internets häufiger vorkommen als bei Face-to-face-Begegnungen.

*„Wenn ich so an diese Hubschraubereinsätze und all das denke [...].“ (Gerd) – Konflikte zwischen Polizei und Demonstrant*innen führen zu Vertrauensverlust in den Staat*

Als undemokratisch empfinden einige Interview-Partner*innen den Umgang der Polizei bzw. des Staates mit Demonstrant*innen verschiedener Protestaktionen in der Vergangenheit, die von Gewalt und Konfrontation geprägt waren. Für Gerd bedeutet Demokratie, dass man sich einbringen kann und keine Angst vor eventuellen Konsequenzen haben muss. Er erinnert sich jedoch auch an Demonstrationen mit Hubschraubereinsätzen und Staatsgewalt, bei denen er den Missmut von aggressiven Demo-Teilnehmer*innen nachvollziehen kann. *„Ich meine, das sind ja auch so, Brokdorf und solche Geschichten – das waren ja schlimme Kämpfe! Das war ja auch für eine Regierung nicht einfach, da dagegen zu halten. Wenn ich*

³⁰ „[...] Im Internet schreibt einfach jeder. Bei einem Face-to-Face-Ding ist diese Anonymität nicht da und du hast dich face-to-face schon wirklich fast geoutet. [...] man kommt nicht weiter, wenn man sich nur mit Leuten umgibt, die deiner Meinung sind. Das bringt einen nicht weiter. Und im Endeffekt ist es gut, dass dort diskutiert wird, das ist ganz toll, das muss sein, aber es ist wie in jedem demokratischen Prozess auch hinderlich, wenn man so viel diskutiert. Das ist so ein bisschen dieses zweischneidige Schwert.“ (Felix, Z. 945 ff.)

so an diese Hubschraubereinsätze und all das denke, was die da gemacht haben, das war ja auch der Staat, der war so was von undemokratisch mit den Protestlern. Also, ich habe wirklich Wut gehabt. Ich konnte oder ich kann auch heute noch verstehen, dass manch einem Demonstranten das Messer in der Tasche aufgeht, wenn der Staat so seine Macht schamlos zeigt und die Menschen einschüchtert“ (Gerd, Z. 279 ff.). Bei seinen ersten Demonstrationserfahrungen als junger Mensch hat Gerd erlebt, wie der Staat seine Machtposition in solchen Situationen ausspielen kann und mit Hilfe von Hubschraubereinsätzen die Masse zu kontrollieren versucht. Mehrfach beschreibt Gerd ausführlich das in seinen Augen übertriebene Aufgebot von Polizei, das im Verhältnis zu den Demo-Teilnehmer*innen unverhältnismäßig gewesen sei. Hätte er damals nicht schon seine Tochter gehabt, so hätte er sich auch vorstellen können, in die radikale Szene abzurutschen. Er hält das Polizeiaufgebot von damals für eine „völlige Überreaktion des Staates“ und beschreibt, wie der Staat durch das harte Eingreifen bei der Straßendemo aus seiner Sicht enorm an Vertrauen verloren hat.³¹ Hier zeigt sich Gerds geringes Vertrauen in die Staatsmacht, welches sich aus einer Konfliktsituation bei einer Straßenprotestererfahrung ergeben hat und nur deshalb nicht zu einer Radikalisierung führte, weil Gerd zu dieser Zeit für seine gerade geborene Tochter da sein wollte. Familie wiegt an dieser Stelle für Gerd mehr als seine politische Überzeugung. Seinen persönlichen Vertrauensverlust in den Staat überträgt er auch auf andere Bürger*innen.

Daniela ist ähnlicher Meinung wie Gerd und schätzt an Sozialen Bewegungen und Demonstrationen besonders die friedliche Teilnahme. Sie sieht die Polizei nicht im Recht, bei einer friedlichen Sitzblockade Teilnehmer*innen anzugreifen. Sie selbst habe in dem Moment nur Pappe in der Hand und keine Waffe und wenn Polizei dann mit Tränengas oder ähnlichem angreift, gehört für Daniela (Z. 589 ff.) die Polizei verurteilt und nicht die Demo-Teilnehmer*innen. Welche Rolle Staat und Polizei als konkretes Gegenüber bei einem Straßenprotest spielen, wird in Abschnitt 5.3 „Emotionen und Affekte“ im weiteren Verlauf noch ausführlicher beschrieben.

³¹ *„Und da habe ich das erste Mal auch überhaupt als relativ junger Mensch, da war ich so um die 30, erlebt, wie Macht des Staates ... Da waren wir also eine Sechserreihe Demonstranten und links eine Dreierreihe verummte Polizisten und rechts eine Dreierreihe Polizisten. Da waren also genauso viele Polizisten da wie Demonstranten. Dann kamen auch die Hubschrauber. Das war so das erste Mal überhaupt, dass die die Hubschrauber einsetzen, das weiß ich noch. [...] Ich glaube, wenn unsere Tochter nicht geboren worden wäre, dann wäre ich in die radikale Szene abgerutscht. Weil das war schon so, ja ... Also, da war der Staat ziemlich mies, also wie er sich da dargestellt hat. [...] dieses massive Aufgebot war eine völlige Überreaktion des Staates. Und ich glaube, da hat der Staat auch viel Vertrauen verloren, bei den Menschen.“ (Gerd, Z. 336ff.)*

„[...] das sind auf jeden Fall demokratische Bewegungen, [...] denn sie kommen ja letztlich von z. B. kleinen Bauern.“ (Olaf) – Demokratie heißt „von unten“

Für Olaf und Valeria bedeutet Demokratie in erster Linie „von unten“. Die Politik müsse sich wieder mehr an dem orientieren, was Bürger*innen wollen und Demonstrationen als Ausdruck des Volkswillens erkennen und damit wiederum als Hilfestellungen verstehen. Valeria versteht Demonstrationen folglich als Versuch der Kontaktaufnahme zu Politiker*innen und eine Art Echo zu getroffenen Entscheidungen: *„[...] wo wir jetzt einfach so über die Politiker sprachen, finde ich sind diese Demos ein bisschen auch eine Hilfe für die. Weil die nur auf einsamem Posten stehen. Vielleicht irgendwie etwas so [...]: ‚Ach guck mal, das wollen die.‘ Oder: ‚Wir sind doch nicht so abgeschoben oder isoliert.‘ Oder: ‚Sie versuchen ja mit uns Kontakt aufzunehmen.‘ Und dass es denen doch vielleicht auch gut tut. Stell dir mal vor, du machst Politik und kein Mensch interessiert sich dafür! Ja, und du musst nur irgendwie Entscheidungen treffen und es kommt kein Echo.“ (Valeria, Z. 1007 ff.)* Diese Ansicht von Valeria entspricht Uppendahls (1981) Repräsentationstyp des Deligierten, der sich bei seinen Entscheidungen am Wählerwillen zu orientieren hat und das eigene Urteilsvermögen zurückstellen muss. Diesen Wählerwillen können Politiker*innen laut Valeria u. a. auf der Straße bzw. bei Straßenprotestaktionen ablesen. Hier werden die Anliegen der Bürger*innen sicht- und hörbar gemacht und sollten die Entscheidungen von Repräsentant*innen beeinflussen. Valeria versteht Straßenprotest folglich als Hilfestellung für Politiker*innen.

Politische Bewegungen wie die der Energie- oder Agrarwende sind für Olaf demokratische Bewegungen, denn sie kommen seiner Meinung nach „von unten“, von kleinen Bauern und nicht von großen Konzernen: *„Energiewende oder eben auch Agrarwende, das sind auf jeden Fall demokratische Bewegungen, denke ich, denn sie kommen ja letztlich von z. B. kleinen Bauern oder eben Leuten, die mehr regionales Bio-Essen haben wollen als irgendwie in industriellen Tierfarbriken gefertigtes Schweinefleisch von irgendwo ganz weit her. [...] Insofern ist das eigentlich relativ klar, dass genau das demokratisch ist, für mich.“ (Olaf, Z. 199 ff.)* Demokratie bedeutet für Olaf im Kontext von Ernährung u. a. eine Wahl zu haben und über den individuellen Einkauf Einfluss auf Produktionsbedingungen nehmen zu können. Ebenso bedeutet es für ihn aber auch, dass Protest bzw. eine Bewegung von unten organisiert und angestoßen wird. Gleiches sieht er auch in den Organisationen, in denen er aktiv ist (BUND und Die Grünen) und die er deshalb als basisdemokratisch bezeichnet. Es wird abgestimmt, es werden

Vertreter*innen gewählt und abgewählt und Entscheidungen nach dem Mehrheitsprinzip getroffen.³² Für Olaf spielen demokratische Strukturen folglich sowohl in der Bewegung und in einzelnen Organisationen selbst eine Rolle, als auch in der Gesellschaft als Ganzes bzw. im politischen System Deutschlands. Er zeigt ein ausgeprägtes Vertrauen in andere Bürger*innen und Mitstreiter*innen seines Engagements.

*„[...] hätten wir mehr direkte Demokratie, wären auch mehr Leute dabei [...].“
(Kilian) – Kritik am bestehenden Politik- und Wirtschaftssystem*

Sonja, Stefanie und Kilian fordern mehr direktdemokratische Elemente, erhoffen sich davon eine größere Motivation für politische Partizipation und sprechen damit Bürger*innen eine gewisse Entscheidungskompetenz zu. Für Kilian ist das parlamentarische System mit gewählten Repräsentant*innen nur ein Zwischenschritt zur direkten Demokratie. Er glaubt, dass dadurch die Motivation teilweise genommen wird, sich selbst direkt einzubringen: *„Also mit diesem Demokratiesystem, wie wir es haben, also Vertreterinnen wählen und die sprechen dann für einen selbst, repräsentieren einen, das ist ja noch diese Zwischenstufe sage ich mal, also keine direkte Demokratie, das nimmt schon mal so ein bisschen Motivation raus bei einigen, kann ich mir vorstellen. Ich glaube, hätten wir mehr direkte Demokratie, wären auch mehr Leute dabei – weil die Stimme einfach mehr zählt, direkter zählt.“* (Kilian, Z. 347 ff.) Kilians Forderung nach mehr direkter Einflussnahme steht in Einklang mit Daltons (2008) These, dass politische Partizipation nicht grundsätzlich abnehme, sondern eine Zunahme an Bildung dazu führe, dass Bürger*innen es nicht mehr für ausreichend hielten, alle vier Jahre ihre Stimme bei Wahlen abzugeben und sie deswegen nach anderen, direkteren Einflussmöglichkeiten und politischen Aktionen suchen. Genau wie die deutliche Mehrheit der Interview-Partner*innen hat auch Kilian (23 Jahre, studiert Mathe und Psychologie) einen akademischen Hintergrund und verfügt über unterschiedliche Ressourcen (vgl. Abschn. 5.1), die es ihm ermöglichen, sich über Wahlen hinaus in verschiedenen, teils neuartigen, Partizipationsformaten einzubringen.

Stefanie beobachtet eine Entwicklung dahingehend, dass mehr Bürgernähe gesucht wird und sich in Sachen Bürgerbeteiligung und Mitentscheidungen einiges tut: *„Und ich finde auch den derzeitigen Prozess, dass mehr Bürgernähe gesucht*

³² *„Also ich meine, die Organisationen, in denen ich engagiert bin, die sind im Prinzip basisdemokratisch, kann man sagen. Das heißt, es kann über alles geredet werden, es kann über alles abgestimmt werden, usw. Und es kann auch sein, dass eben der Vorstand oder eben die Führung der Organisation dann einfach mal ne rote Karte kriegt, abgewählt wird oder eben nicht das durchsetzen kann, was sie jetzt für total wichtig und essentiell hält für die nächsten Jahre oder so was. Und das ist natürlich demokratisch, klar.“* (Olaf, Z. 222 ff.)

wird, sehr, sehr spannend und wichtig. Das ist halt mein Blasen-Wahrnehmen, ist nicht so ganz der Realität entsprechend, aber es bewegt sich halt viel in Richtung Bürgerbeteiligung und Mitentscheidungen und Visionen für nachhaltige Städte und eine neue Umweltpolitik des 21. Jahrhunderts.“ (Stefanie, Z. 274 ff.) Sie schränkt jedoch gleichzeitig ein, dass diese Beobachtung auch ihrer Perspektive bzw. ihrem Blasen-Wahrnehmen geschuldet sein könnte. Auch sie bewegt sich in akademischen Kreisen und verfügt über eine Vielzahl unterschiedlicher Ressourcen.

Sonja sieht Demokratie in Gefahr, wenn nicht direktdemokratische Elemente ausgebaut werden. Aus ihrer Sicht bestimmen Konzerne und Katastrophen die Entwicklungen, anstatt dass Politiker*innen sich an dem orientieren, was das Volk möchte. Von deutschen Politiker*innen wünscht sie sich deshalb nach dem Vorbild der Schweiz mehr Bescheidenheit und weniger Arroganz: „Also ich denke, wenn das jetzt ausbleibt, wenn jetzt kein großer Aufstand kommt, auch gegen die Freihandelsabkommen, dann kann man die Demokratie vergessen. Da wird unser Geschick dann nur noch von den Konzernen bestimmt. Und von den Katastrophen, voraussichtlich. Das ist ein ganz, ganz wichtiger Schritt, um die Demokratie wieder zu stärken und deswegen meine ich auch, dass ein ganz vorrangiges Anliegen sein muss, die direkte Demokratie weiter auszubauen.“ (Sonja, Z. 321 ff.) Sonjas Sorge veranschaulicht Crouchs (2008) Thesen, der ebenfalls einen großen Einfluss von Marktwirtschaft und Lobbygruppen und ein Verfolgen von rein ökonomischen Interessen beschreibt. Im Sinne von Uppendahls (1981) Repräsentationstyp des Deligierten, wünscht sich auch Sonja eine stärkere Ausrichtung an den wirklichen Interessen der Bürger*innen. Diese Forderung vertritt Sonja basierend auf dem Vertrauen, dass Bürger*innen selbst und im Sinne des Allgemeinwohls entscheiden können und bezieht sich dabei auf ein Beispiel aus der Stadt Augsburg, in dem die Bewohner sich per Bürgerentscheid für die Stadtwerke und gegen die Fusionierung mit einer Gasfirma entschieden haben. Beispiele wie dieses ermutigen sie.³³ Wie im CVM von Verba/Schlozman/Brady (1995) und auch in Barbers (1994) Konzept einer Starken Demokratie beschrieben, liegt bei Sonja hier ein starkes Vertrauen in andere Bürger*innen und in die Partizipation der Gemeinschaft vor. Aus dieser positiven Erfahrung leitet sie die Forderung ab, dass in

³³ „Und in der Hinsicht traue ich den Bürgern eigentlich auch wieder was zu, weil ich denke, so bei Einzelentscheidungen, da merkt man dann, dass die meisten sich schon Gedanken machen und dann eigentlich auch im Interesse des Gemeinwohls entscheiden. Das hat man jetzt heute in Augsburg gesehen, habe ich heute früh gehört, haben 70 % der Bürger für ihre Stadtwerke entschieden, bei einem Bürgerentscheid. Gegen CSU und SPD im Stadtrat. Also, die wollten die Stadtwerke da fusionieren mit irgendeiner Gasfirma. Also, das finde ich ermutigend.“ (Sonja, Z. 353 ff.)

Bayern das Volksentscheid-Gesetz revidiert werden müsse und Hürden abgebaut werden müssten, damit es grundsätzlich zu mehr Abstimmungen kommen könne.

Stefanie sieht ähnlich wie Gerd lebensphasenabhängige Unterschiede bzgl. der Möglichkeiten, Zeit für Engagement aufbringen zu können. Sie geht noch einen Schritt weiter und fordert – genau wie Kilian und Isabelle – neue Arbeitszeitmodelle, in denen Ehrenamt berücksichtigt wird und Menschen die Vorteile technischer Errungenschaften, Automatisierung und damit einhergehender zusätzlicher freier Zeit genießen können. *„Ich bin ein großer Fan von neuen Arbeitszeitmodellen, wo das einfach vereinbar ist, wo man so Lebensarbeitszeit hat, wo man nicht nur für Geld arbeitet, sondern sich eben auch mit einem Garten oder ehrenamtlichen Tätigkeiten beschäftigt ... Da bin ich ein großer Fan von, dass man diese Automatisierung, die durch die ganzen technischen Errungenschaften geglückt sind, dass man die auch nutzt und sich diese freie Zeit zunutze macht und nicht weiter ackert, ackert, ackert.“* (Stefanie, Z. 325 ff.) Mit dieser Aussage spricht Stefanie verschiedene wichtige Aspekte an. Einerseits technische Fortschritte und Automatisierung, die dazu führen, dass der Mensch bzw. seine Arbeitskraft an zahlreichen Orten durch Maschinen ersetzt wird. Stefanie plädiert dafür, sich diese Entwicklung zunutze zu machen und freie Zeit sinnvoll zu gestalten, anstatt mehr zu arbeiten. Andererseits wünscht sie sich die Berücksichtigung eines dritten Bereichs – neben Arbeit und Freizeit – den sie „Lebensarbeitszeit“ nennt. Gegensätzlich zu Blühdorns (2013) These, dass neue Partizipationsformen oft mit den bestehenden Logiken konform gehen, fordern Stefanie und Andere hier hingegen eine grundsätzliche gesellschaftliche Veränderung. In Einklang damit argumentiert auch Isabelle, die von alternativen Wirtschaftsmodellen und darin beinhalteteter Zeit für die Gestaltung der Gesellschaft spricht. *„Insofern, wenn man dann irgendwie daran kommt, über alternative Wirtschaftsmodelle nachzudenken, gibt es einige, die fordern, dass Arbeitszeit verkürzt wird und dann die restliche Zeit eben genutzt wird, die Gesellschaft mitzugestalten. Da sind wir wieder beim Thema Repair-Café: Wenn man Produkte selber reparieren will oder sein Gemüse selber anbauen will, das braucht Zeit. [...] Aber anders herum ist es dann ja auch wieder so, dass ich dann ja auch weniger Geld brauche, weil ich vieles auf andere Wege lösen kann.“* (Isabelle, Z. 280 ff.) Isabelle spricht hier wichtige, strukturelle Grundlagen einer Gesellschaft an. Erstens die Verteilung von Arbeit weg von der 40-Stunden-Woche hin zu mehr Teilzeit-Stellen, zweitens die Einführung und Anerkennung von Arbeit bzw. Engagement, das sich der Gestaltung der Gesellschaft widmet und drittens die daraus folgende Konsequenz, dass dann weniger produziert oder gekauft werden müsste und folglich jeder mit weniger Geld auskäme. Isabelle denkt dabei insb. an das Sich-vernichten, Reparieren und Tauschen. Damit entsteht eine Dreiteilung der Zeiteinteilung, nicht mehr nur in

Arbeit und Freizeit – wobei Engagement dann, wenn es nicht bezahlt wird, unter Freizeit fällt – sondern eine Ergänzung der gängigen zwei Bereiche um den des Engagements. Auch Kilian äußert gefragt nach der Vereinbarkeit von Engagement mit Familie und Beruf eine Kritik, die sich der „Degrowth-“ und Postwachstums-Debatte³⁴ zuordnen lässt. Anstatt die Produktivität immer weiter zu erhöhen und dabei die Arbeitszeit beizubehalten, sollte das Produktionsniveau gehalten und die Arbeitszeit verringert werden.³⁵ Als zweite Möglichkeit nennt Kilian das bedingungslose Grundeinkommen, welches seiner Meinung nach ebenso den zeitlichen und finanziellen Spielraum für mehr Engagement erlauben würde.

„[...] Politik ist ein schmutziges Geschäft [...].“ (Gerd) – Lobbyismus und die Rolle von Geld, Macht und Konzernen

Wie schon erwähnt sind einige Interview-Partner*innen in Einklang mit Crouch (2008) der Meinung, dass Geld, Macht und Konzerne Politik beeinflussen und Lobbyismus und Wirtschaftsinteressen oft über Interessen des Allgemeinwohls stehen. Für Olaf sind politische Parteien aufgrund zu ähnlicher Parteiprogramme relativ austauschbar. Lobbyismus in Form von Geld und Macht bestimmt in seinen Augen Landes- und Bundespolitik und setzt damit die Interessen einiger weniger Personen durch. Verbände wie den BUND würde hingegen niemand zu beeinflussen versuchen.³⁶ Genauso sieht es auch Sonja, die wie oben beschrieben, Konzerne und Katastrophen als treibende Mächte empfindet und ohne einen aus der Bevölkerung kommenden Aufstand die Demokratie in Gefahr sieht. Auch Isabelle sieht die treibenden Kräfte eher in der Wirtschaft als in anderen Bereichen. Für sie ist es eine Motivation, sich einzubringen, um solchen entgegenzuwirken, die nicht in ihrem Sinne handeln: *„Also gerade so das, was in der Wirtschaft vorgeht, da gibt's viele Kräfte, wo ich denke, wenn man denen freien Lauf lässt und*

³⁴ Zu Degrowth und Postwachstum siehe u. a. Schmelzer/Vetter (2019); Schmelzer (2014); Rosa (2016) und Paech (2019, 2012).

³⁵ *„Man wird irgendwann vielleicht denken: ‚Okay, das reicht, wir produzieren genug.‘ Und dann halt die Produktion auf dem Level lassen und dann halt die Arbeitszeit vielleicht hier und da verkürzen. Das ist ja oftmals im Diskurs. Oder so was wie Bedingungsloses Grundeinkommen – wenn so was getan werden würde von oben, dass also wirklich eine große Freiheit, zeitlich gesehen, auf die Leute zukommt und dann kann ich mir auch vorstellen, dass man sich mehr mit den Sachen neben der Arbeit beschäftigt. Einfach, weil man die Zeit hat.“ (Kilian, Z. 378 ff.)*

³⁶ *„Also, ich meine, da ist auch einfach – weil da viel mehr Macht und Geld drin steckt – ist der Lobbyismus auch viel größer. Ich meine, es gibt nicht so viel Interesse den BUND zu bestechen, für irgendwen. [...] Aber es gibt natürlich großes Interesse eine Landes- oder Bundesregierung zu beeinflussen, damit sie eben entsprechend Gesetze verabschiedet, die im Sinne der Menschen, die die beeinflussen wollen, verabschiedet werden.“ (Olaf, Z. 228ff.)*

da nicht was entgegensetzt, dann würden wir irgendwann in einer ganz furchtbaren Welt leben.“ (Isabelle, Z. 173 ff.)

Gerd und Sven wiederum bezeichnen Politik als „schmutziges Geschäft“, bei dem hinter verschlossenen Türen entschieden wird. Für Sven entscheiden „irgendwelche Bonzen“ ohne, dass er darauf noch Einfluss hätte: *„Es wird hinter verschlossenen Türen entschieden. Es wird dann über Regeln, Gesetze, Nachtflugverbote oder ... Hier unser Kreis hat gar keinen Einfluss mehr, da dran teilzuhaben. Also, hier irgendwelche Bonzen entscheiden jetzt, Schadensersatz und es wird gemacht.“* (Sven, Z. 222 ff.) Gerd wiederum war selbst in der Politik aktiv, war Mitglied bei der SPD und entschied sich nach der Willy-Brand-Ära gegen weiteres Engagement in der Politik und für Engagement im Bereich von NGOs. *„Ich habe mich da in der Zeit gar nicht so um politische Themen gekümmert, weil ich war mal bei den Sozialdemokraten und da war die Geschichte mit Willy Brandt, das war so eine schofelige Geschichte, sodass ich gesagt habe: ‚Nee, Politik ist ein schmutziges Geschäft, ich verabschiede mich‘ und bin dann bei den Sozialdemokraten raus gegangen. Und habe mich aber immer politisch interessiert, das war überhaupt keine Frage. Ich habe mich auch engagiert, aber dann eben mehr bei NGOs.“* (Gerd, Z. 38 ff.) Hier zeigt sich ein geringes Vertrauen in Politiker*innen und Parteien. Ob aus eigener Erfahrung als ehemaliges Parteimitglied (Gerd) oder wegen Berührungspunkten durch die Verbandsarbeit (Sven) – beide Interview-Partner trauen der Entscheidungsfindung im politischen Tagesgeschäft nicht (mehr) und vermuten Mausechelen. Aus diesem Grund engagieren sich beide (mittlerweile) in der Verbandsarbeit und bei Organisationen wie Campact.

Mareike und Sonja spitzen das Thema weiter zu und sind der Meinung, dass Politiker*innen lügen, betrügen und das Gegenteil von dem machen, was sie sagen. Laut Sonja sind viele Bürger*innen von Politiker*innen enttäuscht, weil sie erlebt haben, dass eine Sache versprochen und eine andere gemacht wurde. Darauf führt sie die geringe Wahlbeteiligung zurück und wünscht sich deshalb mehr direktdemokratische Elemente in der Politik.³⁷ Genauso sieht es auch Mareike, die Politiker*innen ganz konkret zuschreibt, zu lügen und betrügen und nur zu tun, was sie selbst wollen. Trotzdem versucht sie nicht die Hoffnung zu verlieren, heute allerdings mit geringeren Erwartungen als früher: *„Und die belügen uns. Das ist meine Erfahrung in den letzten 49 Jahren gewesen. Immer und immer wieder. Betrügen uns, zapfen Geld ab und kriegen trotzdem noch einen Bundesverdienstorden. [...] Also, ich versuche es auf jeden Fall, immer weiter. Aber*

³⁷ *„Und die sind im Grunde genommen auch enttäuscht von der Politik, weil sie eben genau das erleben: Man wählt einen Politiker und denkt, der macht irgendetwas und dann macht er das Gegenteil. Und deswegen ist ja auch die Wahlbeteiligung so gering.“* (Sonja, Z. 361ff.)

ich gebe nicht mehr ganz so viel rein wie früher. Früher war ich erwartungsvoller.“ (Mareike, Z. 1317 ff.) Während Sonja anderen Bürger*innen das auch im CVM von Verba/Schlozman/Brady (1995) berücksichtigte Vertrauen ausgesprochen hat, gilt dies wiederum nicht für Politiker*innen. Die Frage nach der „external efficacy“ (Campbell et al. 1954), also nach der Offenheit des politischen Systems für die Einflussnahme durch Bürger*innen, fällt bei Sonja und Mareike sehr dürrig aus. Daraus schlussfolgert Mareike, dass es in Deutschland weder eine Demokratie noch Meinungsfreiheit gäbe. Sie sieht zwar, dass sie durch Wahlen ihre Meinung abgeben kann, beobachtet danach aber keinerlei Verpflichtungen seitens der Politiker*innen. Außerdem ist in ihren Augen das System nur auf die Bedürfnisse der Reichen ausgelegt und damit keine Demokratie: *„Ich meine also, eine Demokratie haben wir ja nun nicht wirklich. Okay, jeder darf sagen was er möchte – ganz toll. Und darf auch sein Kreuzchen machen wo er will. Aber am Ende machen die Politiker doch was sie wollen. Die lügen uns einen vor! Also, das hat mal gar nichts mit Demokratie zu tun, was die da vorleben, das ist der reine Kapitalismus, finde ich.“* (Mareike, Z. 381 ff.) Mit dieser Aussage stützt Mareike die Lobbyismus-Thesen ihrer Vorredner*innen, dass Politik von Geld, Macht und Konzernen gesteuert sei. Auch sie hält den Gang zur Wahlurne für eine Farce und denkt nicht, dass Politiker*innen sich dem Willen der Bürger*innen verpflichtet fühlen. Mareikes Vertrauen in Politiker*innen und das politische System ist sehr gering, was wiederum dazu geführt hat, dass sie sich anderweitig in lokalen Vereinen und insb. auch im Online-Aktivismus einbringt.

„[...] Politik ist [...] ein sehr undurchsichtiges und komplexes Feld mit Strukturen, die einem nicht so ganz klar sind [...].“ (Stefanie) – Komplexität von Politik und Politikverdrossenheit verhindern Partizipation

Bezüglich Politik ist Stefanie der Meinung, dass sie zu komplex sei, um sie zu verstehen. Sie bezeichnet Politik als undurchsichtiges Feld mit unklaren Strukturen und Entscheidungsfindungen. Ihre Wahrnehmung ist außerdem, dass dabei viel geredet und wenig gemacht wird. Obwohl Stefanie selbst im umweltpolitischen Bereich für die Politik beratend tätig ist, hat sich ihr das Feld noch nicht ganz erschlossen.³⁸ Auch hier kann wieder ein Bezug zur Barbers (1994) Starker Demokratie hergestellt werden: Bürger*innen sind häufig gar nicht in

³⁸ *„Ja, ich glaube Politik ist in erster Linie, wenn man es nicht studiert habe, was ich nicht studiert habe, ein sehr undurchsichtiges und komplexes Feld mit Strukturen, die einem nicht so ganz klar sind, wie die immer so funktionieren und welche ganzen Gremien es da gibt und wie es wirklich zu Entscheidungen kommt. Es scheint einem auch ein Feld zu sein, wo viel erzählt wird und nicht viel passiert. Das ist so eine starke Außenwahrnehmung. Jetzt bin ich ne Weile im umweltpolitischen Forschungsbereich und im beratenden Bereich für die*

der Lage, autonome Entscheidungen zu treffen, da ihnen das Verständnis für komplexe Zusammenhänge fehle. Laut Dalton (2008) müssen Bürger*innen ausreichend informiert sein, um eine partizipierende Rolle einnehmen zu können. Diese Informiertheit benötigt die Investition einiger Ressourcen. Sven wiederum ist der Meinung, dass selbst Politiker*innen mit ihren täglichen Aufgaben überfordert seien. Die Berge von Berichten und Texten, die sie durcharbeiten müssten, könnten sie zeitlich und auch inhaltlich gar nicht bewerkstelligen: *„Aber wer ist Jurist? Wer ist Jurist und kann das auseinandernehmen oder hat die Zeit, jetzt zu suchen? Und das ist auch eine Überforderung von den Politikern. Das ist kein Wunder, dass sie da eigentlich ziemlich viel Müll bauen.“* (Sven, Z. 175 ff.)

Ein Problem, das Stefanie in Politik sieht, ist das Denken in zu kurzen Zyklen. Außerdem ist sie der Meinung, dass Umweltpolitik eigentlich Gesellschaftspolitik sein müsste, da Nachhaltigkeit sich auf alle Lebensbereiche und damit auf die komplette Kultur beziehen müsste: *„Aber häufig wird ja dann doch eher in kurzen Zyklen gedacht und kurzfristig. Und ich glaube eben, Umweltpolitik müsste Gesellschaftspolitik sein und dürfte nicht nur auf das Ressort Umwelt begrenzt sein, dieser schwammige Nachhaltigkeits-Begriff betrifft ja eigentlich alles: Also, es geht ja um eine Kultur, um einen Wandel von der Kultur. Und das kann nicht nur einem Ressort angehören, das reicht nicht.“* (Stefanie, Z. 280 ff.) Stefanie wünscht sich ein gesamtheitliches, gesellschaftliches Umdenken und eine Anwendung von Nachhaltigkeitsstrategien auf sämtliche Lebensbereiche. Wie in Abschnitt 5.3.1 „Ursprung und Motivation“ gezeigt werden wird, stellt diese Einstellung bei einigen Interview-Partner*innen auch grundsätzlich eine starke Motivation für zivilgesellschaftliches Engagement dar. Denn Umweltschutz wird von einigen auch als Schutz von Menschen und ihrer Lebensgrundlage verstanden. Deshalb müsse man das Phänomen ganzheitlich angehen, Aufklärung betreiben und reagieren bevor es zu spät sei.

Felix und Stefanie schreiben einem Teil der Bevölkerung Politikverdrossenheit zu. Ohne einen konkreten Bezug zur Politik, hätten nur die wenigsten Lust, sich in ihrer Freizeit für etwas zu engagieren. Andere hielten es schlichtweg für die alleinige Aufgabe der Politiker*innen, sich um Politik zu kümmern.³⁹ Felix

Politik tätig und das Feld ist immer noch komplex, es hat sich mir immer noch nicht ganz erschlossen.“ (Stefanie, Z. 263 ff.)

³⁹ *„Ich glaube, wenn man es auch nicht gewohnt ist oder wenn man dazu keinen Bezug hat, dann ist da auch erstmal so eine gewisse Politik-Müdigkeit und auch so viele andere Möglichkeiten, sich in seiner Freizeit zu betätigen. Das ist ja dann häufig auch ehrenamtliche Arbeit. Und es gibt immer Leute, die sich aus Idealismus für etwas engagieren, aber ein Großteil ist auch eher bequem und sagt: ‚Ich mache doch hier meine Arbeit, dann sollen doch die Politiker ihre Arbeit machen.‘ Und schieben es dann da hin und sehen das auch*

hält Engagement für einen ersten Schritt auf dem Weg zur Wahlbeteiligung. Er hat in seinem Freundeskreis die Erfahrung gemacht, dass viele junge Leute nicht wählen gehen und hofft, über das Engagement wieder Interesse für politische Partizipation wecken zu können. Diese Beobachtung von Felix veranschaulicht Daltons (2008) These, dass jüngere Bürger*innen eher zum Model einer „engaged citizenship“ tendieren und nicht dem „citizen duty“ zuzuordnen sind und entsprechend ein Rückgang von Wahlbeteiligung die Folge ist.

Felix hält Kreativität wiederum für ein passendes Mittel, um Aufmerksamkeit zu erhalten. Kreative Kampagnen, modernes Design und eine gute Internetpräsenz sind für ihn von Bedeutung. Mit dem Zugriff auf gut sortierte und aufbereitete Informationen könne das Internet eine Schlüsselrolle einnehmen und den ersten Schritt auf dem Weg zu Partizipation ebnen. *„Junge Leute lesen keinen Blogbeitrag, außer sie interessieren sich generell schon vorher dafür. Und ich finde es halt wichtig, Leute die sich nicht schon vorher dafür interessieren, irgendwie zu kriegen. Weil, es wird Politik für alte Menschen gemacht. Weil junge Leute nicht wählen gehen. Und ich glaube mit politischem Engagement kriegst du die irgendwann auch dazu, zu wählen. [...] also es ist traurig, ne, weil meine Großeltern auch zu dieser Generation gehören, die wählen geht – es ist das Problem, in Anführungszeichen, dass das irgendwann aussterben wird, so. Und dann: Wählt dann keiner mehr? [...] Ehrlich gesagt, junge Leute wollen, glaube ich, ernst genommen werden. Und deswegen: Ja, mach modernes Design, eine gute Internetpräsenz ist mega wichtig, aufgeräumt, sortiert. Daran scheitern die meisten NGOs, glaube ich, dass man Informationen schlecht oder langsam findet.“* (Felix, Z. 1287 ff.) Auch hier stimmt Felix These mit Dalton (2008) überein, der eine grundsätzliche Verschiebung von „citizen duty“ zu „engaged citizenship“ damit begründet, dass ältere Bürger*innen mit einem pflichtbasierten Bürgerschaftsverständnis sterben und junge Menschen mit neuen Ansichten als Wahlberechtigte und anderweitig Engagierte nachrücken. Wolle man jungen Menschen das Gefühl geben, ernst genommen zu werden, müsse man sie mit einer modernen und guten Internetpräsenz ansprechen, so Felix. Für ihn bildet das Internet mit schlechten NGO-Webseiten (d.h. mit nicht gut und sauber aufbereiteter Information) eine Hürde, die weiteres Engagement verhindert. Hat man das Interesse junger Bürger*innen für politische Inhalte im Netz aber erst mal gewonnen, sieht Felix darin eine Chance auch diese Menschen wieder für den Gang zur Wahlurne zu motivieren.

gar nicht so als ihre Aufgaben und haben vielleicht auch gar keine große Lust, sich damit auseinanderzusetzen.“ (Stefanie, Z. 293 ff.)

*„Das ist eigentlich eher eine Pflicht, dass ich da dabei sein muss.“ (Markus) –
Zivilgesellschaftliches Engagement als Bürgerpflicht*

Für etwa die Hälfte der Interview-Partner*innen ist es eine Selbstverständlichkeit und Pflicht, sich zu engagieren. Es herrscht die Meinung vor, dass sich jeder mit Verstand einsetzen müsse, dass es Jedermans Verantwortung sei, aktiv zu werden und der Gesellschaft etwas zurückzugeben und dass es sogar eine Bürgerpflicht sei, dies zu tun. Ebenso sind einige der Meinung, dass jeder bei sich selbst anfangen solle, dass Veränderungen in der eigenen Welt stattfänden und es dementsprechend um die kleinen, einzelnen Beiträge eines jeden Einzelnen gehe. Diese Ansichten stützen Barbers (1994) Theorie einer Starken Demokratie, die Demokratie als Lebensform versteht und sich auf ein starkes Eingebundensein der Bürger*innen beruft. Auch Deweys (1988) Theorie einer Kreativen Demokratie, die Demokratie als Lebensstil versteht, der täglich vollzogen werden müsse, stützt diese Ansicht der Interview-Partner*innen. Prüft man die Aussagen mit Blick auf Bennetts (2008) Typologie einer „actualizing“ und „dutiful citizenship“, zeigt sich hier eine Mischung. Denn die Interview-Partner*innen übertragen die Pflicht bei Wahlbeteiligung auch auf andere Bereiche und Formen der Partizipation.

Mareike kann es bspw. nicht verstehen, wie sich jemand nicht einbringen kann. Jeder mit Verstand müsse sich einbringen: *„Ja, also ich denke, wer da einfach so vor sich hinlebt und sich nicht einbringt, der kann auch nichts erreichen und ich denke, das ist eigentlich ein Muss für jeden, der ein bisschen Verstand hat, sich da einzusetzen.“* (Mareike, Z. 390 ff.) Auch Felix hält es für eine Pflicht, an die nächste Generation zu denken und sich einzubringen. Obwohl er bzgl. der Einflussmöglichkeiten eher pessimistisch ist, hält er das Erzeugen von Aufmerksamkeit für ein Problem für wichtig.⁴⁰ Die Aussage, dass das Erzeugen von Aufmerksamkeit für ein bestimmtes Thema der erste Schritt sei, stützt das Modell einer deliberativen Demokratie, in der das Anstoßen von Debatten und das Führen von Konversationen zwei wichtige Bestandteile sind.

Auf die Frage, welche Protestformen ihm Spaß machen, antwortet Markus, dass Demonstrationsteilnahmen für ihn eine Pflicht seien. Es freue ihn zwar, dass dort oft gute Stimmung herrsche, aber er sieht es in erster Linie als Pflicht an. *„Das ist eigentlich eher eine Pflicht, dass ich da dabei sein muss. Und dann ist es gut,*

⁴⁰ *„Ja, also im Endeffekt ist es schon irgendwie die Pflicht. Ich bin zwar jung, aber man kann ja trotzdem zumindest mal versuchen, an die Generation nach sich zu denken. Das ist zwar irgendwie schwer, aber ja, es ist irgendwie das Pflichtgefühl, dass vielleicht ich ja sogar schon drunter leide, im schlimmsten Fall, und ja, Pflichtgefühl bringt das eigentlich so ziemlich auf den Punkt. Man muss halt irgendwie was machen. Also mir fällt nicht viel ein, was was verändert oder viel gebracht hat, aber wenn man schon die Aufmerksamkeit darauf bringt, dann hat man schon fast das Maximum erreicht, befürchte ich.“* (Felix, Z. 109ff.)

wenn es dann lustig und fröhlich ist, dann ... Aber ich sehe es schon mehr als eine Pflicht an.“ (Markus, Z. 651 ff.) Kilian wiederum möchte ungern von Pflichten sprechen, da es für ihn aus philosophischer Sicht keine Pflichten gibt. Er wünscht sich jedoch, dass im Sinne der Generationen-Gerechtigkeit heute schon jeder an die größeren globalen Zusammenhänge denkt und mit kleinen Beiträgen seinen Soll tut. Die Energiewende würde bei jedem Einzelnen anfangen.⁴¹

Auch Gerd sieht Engagement als Pflicht an und ärgert sich besonders über solche, die viel Geld verdienen und sich nicht einbringen. Für ihn haben Ärzte und Co. Dankbarkeit zu zeigen und der Gesellschaft etwas zurückzugeben, für das, was sie selbst von ihr erhalten haben: „Also, wenn ich sehe, da ärgere ich mich auch drüber, im Bekanntenkreis, wenn Ärzte dann hohe Gehälter einstreichen und absolut Null Engagement haben, dann bin ich eigentlich immer sehr wütend, weil ich dann denke, die haben alles, was sie erreicht haben, das haben sie dieser Gesellschaft zu verdanken und sie machen dann nur ihr privates Ding dann.“ (Gerd, Z. 229 ff.) Diese Ansicht entspricht einer der vier Prinzipien von Bürgerschaft bei Dalton (2008), der die Beziehung zu anderen Bürger*innen und damit auch die moralische Verantwortung gegenüber anderen, als wichtigen Beitrag zu einer demokratischen, politischen Kultur versteht. Julia wiederum versteht es zwar als jedermanns Verantwortung, etwas zur Verbesserung der eigenen, nächsten Umwelt beizutragen, akzeptiert jedoch auch die Entscheidung für ein Nicht-Engagement.⁴²

Ähnlich wie Julia, die die Verbesserung des eigenen kleinen Mikrokosmo anregt, ist auch Stefanie der Meinung, dass jeder bei sich selbst anfangen sollte. Dazu gehört für sie auch, dass man zuerst bei sich zuhause aufräumt, bevor man anderen Menschen sagt, wie sie sich zu verhalten haben. Das ist in ihren Augen wichtig, weil man ansonsten frustriert werden und mental daran zerbrechen könnte. Der Aspekt der Frustrationstoleranz wird im weiteren Verlauf dieses Kapitels ausführlicher beschrieben. Da sich Stefanie jedoch an diesen Vorsatz hält, ist sie laut eigener Aussage mit sich selbst im Reinen. „Das ist auch eine

⁴¹ „Also, prinzipiell gibt es ja keine objektiven Pflichten, rein philosophisch gesehen. Und dementsprechend kann ich nur von Wünschen sprechen. Und in meinem Sinne, den ich gerade beschrieben habe, Generationen-Gerechtigkeit, wäre es natürlich toll, wenn jeder Einzelne das auch ein bisschen bedenkt, an den größeren globalen Zusammenhang [...] ‚Die Energiewende beginnt bei dem Bürger selbst‘ [...] Es ist jetzt nicht, dass sich bloß die Konzerne ändern müssen und ein, zwei Gesetze geändert werden, sondern es geht auch um die vielen kleinen Beiträge von jedem Einzelnen.“ (Kilian, Z. 305 ff.)

⁴² „Also, ich finde schon, dass es irgendwie jedermanns Verantwortung ist, dazu beizutragen, dass der eigene kleine Mikrokosmos ein bisschen besser wird. Aber ich finde es auch in Ordnung, wenn Leute für sich entscheiden, dass z. B. soziales oder politisches Engagement nicht ihre Form ist.“ (Julia, Z. 256 ff.)

ganz große Überzeugung von mir. Dass man bei sich selbst zuhause erstmal auf-räumt, bevor man anderen Leuten sagt, wie man es machen soll. Deswegen bin ich, glaube ich, auch kein unglücklicher Mensch. Weil man sonst, glaube ich, auch in dem Bereich zugrunde geht, auch mental.“ (Stefanie, Z. 1110 ff.) Ähnlich formulierte es auch schon Dewey (1988), der in seinem Verständnis von Demokratie als Lebensstil davon ausgeht, dass Bürger*innen eingeforderte Werte wie Toleranz und Gleichberechtigung nur erreichen können, wenn sie selbst gelebt und praktiziert werden.

Auch Valeria möchte negative Gefühle vermeiden und erzählt, dass sie heute engagiert ist, weil sie sich nicht wohlfühlen würde, wenn sie nichts machen würde. Sie hat Verständnis für Leute, die heute keine Zeit dafür haben und erin- nert sich an ihre Zeit mit kleinen Kindern zurück, ist aber der Überzeugung, dass sie heute zu der Gruppe derjenigen gehört, die sich einbringen müssen. *„Wenn nicht ich, wer dann? Wenn ich es jetzt nicht mache – dass ich es vor 30 Jahren nicht tun konnte, mit drei kleinen Kindern, ist klar. Und dass vielen jetzt das gar nicht möglich ist, ist klar. Aber ich kann es. Und wenn ich es dann nicht tue, dann [...] fühle ich, dann kann ich mich eigentlich auch nicht mehr so doll wohlfühlen.“* (Valeria, Z. 1101 ff.)

In Übereinstimmung mit Dewey (1988), der Bürgerschaft als aktives Konzept versteht, das alle Lebensbereiche eines Menschen umfasst und das täglich voll- zogen werden muss, nehmen aktives Handeln und das Ergreifen der Initiative auch für Mareike und Sybille eine wichtige Rolle in ihrem Selbstverständnis ein. Mareike (Z. 1260 ff.) sieht sich selbst in der Funktion derjenigen, die andere häufig auf Missstände hinweisen und damit Aktivitäten auslösen. Auch für Sybille steht das aktive Einbringen im Vordergrund, sie möchte nicht nur reden, sondern auch machen. Das Gärtnern ist für sie wiederum ein sehr gutes Handlungsfeld, um sich selbst direkt einzubringen und dabei vieles zu lernen. *„Und da war natürlich ganz klar: Es soll kein Redecub werden, sondern wir müssen zum Handeln kommen. [...] Also, gerade auch beim Gärtnern wird das ja deutlich: Dass so dieses Selbst-was-zu-essen-anzubauen, ganz viele Facetten hat. Also es ist einmal wirklich so, dass man da direkt Energie einspart, zum anderen hat das mit dem Selbst-sich-einbringen was mit einer Identifizierung zu tun. Es hat was mit Lernen zu tun: Wie könnte ich mich selbst ernähren? Und was geht denn eigentlich? Viele wissen ja nicht mal, wie eine Bohnenpflanze aussieht. Also, das ist ein starker Lerneffekt.“* (Sybille, Z. 766 ff.) Neben dem Lerneffekt spielt auch die Sichtbarmachung des eigenen Engagements beim Gärtnern eine wichtige Rolle. Dieses Thema wird in Abschnitt 5.3.1 „Ursprung und Motivation“ ausführlicher betrachtet.

„[...] entweder bin ich praktisch aktiv oder politisch.“ (Helena) – Reflexionen über verschiedene Einfluss- und Mitmachmöglichkeiten

Einige Gesprächspartner*innen haben für sich selbst eine Unterscheidung zwischen gesellschaftspolitischem Engagement und praktischem Umweltschutz oder zwischen parteipolitischem und gesellschaftlichem Interesse vorgenommen. Isabelle bspw. distanziert sich von Parteipolitik und beschränkt ihr Interesse überwiegend auf Gesellschaftspolitik. Diese Einstellung deckt sich mit Zuckermans (2014: 156) Beobachtung, dass in neuen Bürgerschaftsverständnissen häufig keine klare Zuordnung zu einer größeren politischen Philosophie vornehmbar ist, sondern wechselnde Engagements über verschiedene politische Lager hinweg entstehen. Isabelle selbst siedelt ihr Engagement im „gesellschaftspolitischen“ und „zivilgesellschaftlichen“ Bereich an: *„Wobei es weniger Parteipolitik ist, die mich interessiert, als vielmehr – wenn man den Begriff ein bisschen weiter fasst und die Frage, wie man die Gesellschaft gestalten kann – das interessiert mich mehr. [...] Ja, es gibt so diesen Begriff ‚gesellschaftspolitisch engagiert‘ – das finde ich ganz treffend, weil das irgendwie so ganz gut bezeichnet, was ich mache. Weil so Politik im engeren Sinne, mit Parteien und dass man wirklich auf den politischen Ebenen, in den Parlamenten oder auch auf lokalen oder nationalen oder auf Landesebene versucht, etwas zu bewirken, das ist natürlich das, woran jeder als erstes denkt, bei Politik. Aber ich glaube, dass es genauso wichtig in einer Gesellschaft ist, dass auf allen möglichen Ebene und von ganz unterschiedlichen Akteuren versucht wird, Verbesserung durchzusetzen. Und ich bin eben vorrangig im zivilgesellschaftlichen Bereich unterwegs.“* (Isabelle, Z. 20 ff.) Anstatt „im engeren Sinne“ parteipolitisch aktiv zu werden, möchte Isabelle lieber gesamtgesellschaftlich wirken und sich zivilgesellschaftlich einbringen. Sie versteht es als Stärke, wenn sich verschiedene Akteure auf verschiedenen Ebenen engagieren. Ähnlich ergeht es Sarah, die beruflich über die BUNDjugend im Umweltschutz tätig ist, aber auch die gesellschaftspolitische Seite nicht vernachlässigen möchte: *„Also, dass ich auch schon vor längerem mal gedacht habe, jetzt ist aber mal gut. Jetzt hast du da genug an den Stellschrauben gedreht. Jetzt musst du mal wieder gucken, dass du dir so ein Engagement-Feld suchst, wo du mehr so in dieses gesellschaftliche, politische reingehst.“* (Sarah, Z. 497 ff.) Helena wiederum nimmt eine Trennung zwischen praktischem Aktivismus und politischem Engagement vor. Sie selbst kennt nur wenige Leute, die in beiden Bereichen gleichzeitig aktiv sind: *„[...] also entweder bin ich praktisch aktiv oder politisch. Also ich kenne ganz wenige, die wirklich ganz massiv politisch arbeiten und gleichzeitig aber dann auch noch Kröten tragen oder Bäume schneiden oder so was.“* (Helena, Z. 384 ff.) Felix hingegen unterscheidet zwischen Aktivismus und Interesse und würde sich selbst primär

Letzterem zurechnen. Die Frage, ob er sich als Aktivist versteht, verneint er und führt dann aus, dass er sich als Interessierter benennen würde.⁴³

Günter und Isabelle reflektieren nochmal differenzierter über verschiedene Einflussmöglichkeiten, die in ihren Augen zur Auswahl stehen. Laut Günter gibt es zumindest drei Handlungsoptionen: In die Politik gehen, verschiedene Protestformen ausüben oder in eine Institution gehen. Er selbst hat sich für den letzten Weg entschieden, da er Dank einer ausreichenden Rente und genügend Vorwissen einen eigenen Verein gründen und direkt dessen Vorsitz übernehmen konnte. *„Also, wenn sich heute Dinge weiter entwickeln sollen, dann hast du ja verschiedene Handlungsoptionen: Du kannst Politiker werden, [...] du kannst demonstrieren gehen, du kannst Petitionen schreiben, du könntest in die Institutionen gehen – das ist ja eigentlich der Weg, den ich gewählt habe, ich bin in eine Institution gegangen. [...] Nur, innerhalb einer Institution bist du natürlich immer weisungsgebunden, du bist ja nicht gleich der Vorstand. Es sei denn, du gründest selbst.“* (Günter, Z. 151ff.) Durch die Selbstgründung und die Übernahme des Vorsitzes, ist Günter nicht weisungsgebunden, sondern kann viele Dinge selbst entscheiden. Hier zeigt sich, dass er direkt und unmittelbar wirken und unabhängig sein möchte. Trotz neuer Möglichkeiten der (digitalen) Protestpartizipation hat sich Günter für den ‚klassischen Weg‘ einer Vereinsgründung entschieden. Dabei weiß er die ihm zur Verfügung stehenden Ressourcen zu schätzen. Er sieht über die Institution für sich den besten Weg, Ziele der Nachhaltigkeit zu verfolgen. Für Günter sind Demonstrationen und andere Protestformen zwar wichtig und er hat in der Vergangenheit auch an einigen teilgenommen, er lehnt Gewalt und Ausschreitungen jedoch kategorisch ab und begründet so auch seinen gewählten Handlungsbe-
reich.⁴⁴ Neben den genannten Einflussmöglichkeiten findet Günter es jedoch am wichtigsten, dass jeder seinen eigenen Weg findet und sich so einbringt, wie er oder sie möchte. Um einer häufig beschriebenen Politikverdrossenheit entgegenzuwirken, sei das der richtige Weg. *„In vielen Formen kannst du irgendwo Dinge weiterbringen. Und ich finde einfach, jeder sollte den Weg finden ... Also, erstmal finde ich es schön, wenn sich Leute engagieren. Ohne Engagement gehts nicht. Man liest es ja immer wieder in der Zeitung: Politik-Müdigkeit und so.“* (Günter, Z. 438 ff.) Diese Aussagen von Günter stimmen mit in der Forschung häufig

⁴³ *„Interessiert! Also, ich will wissen, einfach. Ich will wissen, was passiert und warum passiert das und wie sind die Zusammenhänge. Mich interessiert viel das Spiel hinter den Kulissen.“* (Felix, Z. 91 ff.)

⁴⁴ *„Also ich fand demonstrieren wichtig, aber nicht in dem Sinne, so da Zerstörung. Und ich denke auch, dass das mit der Zeit eben bei mir dazu geführt hat, dass ich eher den Weg gesucht habe, sozusagen in der Institution was zu bewegen. Und bei mir ja auch die Qualifikation vorlag, um rein zu kommen.“* (Günter, Z. 218ff.)

beschriebenen Tendenzen der Individualisierung von Partizipation überein (Blühorn 2013: 190 ff.). Auch Bennetts (2008) Konzept von „actualizing citizenship“ umfasst Partizipationsformen, die sich Bürger*innen individuell nach persönlichen Präferenzen und Lebenssituationen selbst gestalten. Hier können kreative und neuartige, digitale Formen des Engagements eine Rolle spielen. Wie das Beispiel von Günter zeigt, müssen sie dies aber nicht zwangsläufig.

Isabelle (Z. 211 ff.) wiederum begründet ihre Abneigung gegenüber Partei- und Organisationsmitgliedschaft damit, dass sie ganzheitlich wirken möchte und in Projekten selbst mit anpacken will, anstatt bspw. nur Bäume zu pflanzen, dann aber den Nachhaltigkeitsgedanken nicht in den Alltag und die eigenen alltäglichen Handlungen zu übertragen. Sie möchte Menschen zum Nachdenken und Umdenken anregen und sieht ihren Platz eher in gesellschaftskritischen Projekten. Auch Isabelle bezeichnet es als Stärke einer pluralen Gesellschaft, dass unterschiedliche Menschen viele verschiedene Mitmachmöglichkeiten haben und das für sie Passendste finden können.

Das ganzheitliche Handeln ist für viele Interview-Partner*innen wichtig, die bezahlten Beruf und Engagement miteinander verbinden können oder die sich bewusst für eine Teilzeitstelle entschieden haben, um daneben noch ausreichend Zeit für das persönliche Engagement zu haben – welches sie wiederum teilweise als zweite Teilzeitstelle verstehen. Hier fehlt es in der Partizipationsforschung derzeit noch an Literatur, die sich explizit mit Ressourcen und Motiven von Bürger*innen beschäftigt, die sich bewusst gegen eine Vollzeitanstellung entschieden haben und ihr Engagement als zweiten Job verstehen. So sieht Sarah neben ihrer bezahlten halben Stelle bei der BUNDjugend ihre Aktivitäten im Garten und mit ihren Bienen als zweite halbe Stelle: *„Das war eine strategische Überlegung. Ich meine, im Moment ist es einfach so, das ist quasi meine zweite halbe Stelle.“* (Sarah, Z. 105 ff.) Genauso versteht auch Helena ihr Engagement beim BUND als zweite Stelle neben ihrer Arbeit in der Apotheke. Sie erzählt, 30 Stunden in der Woche ehrenamtlich für den BUND aktiv zu sein und 30 Stunden als Pharmazeutin zu arbeiten. Dies ist eine bewusste Entscheidung ihrerseits gewesen. Isabelle schlussfolgert entsprechend, dass man die persönliche Zeiteinteilung folglich in drei Bereiche unterteilen müsste: Job bzw. Studium, ehrenamtliches Engagement und Freizeit. Für sie gehört das Engagement nicht zu ihrer Freizeit. *„[...] für mich ist das auch nicht direkt Freizeit. Also ich habe das Studium, quasi so als Beruf, und dann habe ich mein ehrenamtliches Engagement und dann habe ich noch meine private Freizeit. Und das sind alles Bereiche, die mir wichtig sind in meinem Leben.“* (Isabelle, Z. 269 ff.) Aufbauend auf der zuvor beschriebenen Forderung nach einem neuen Wirtschaftssystem mit kürzeren Arbeitszeiten, wünschen sich einige Interview-Partner*innen eine Zeiteinteilung, die nicht nur zwischen Arbeit und

Freizeit unterscheidet, sondern zivilgesellschaftliches Engagement als feste, dritte Komponente berücksichtigt. Diesen Bürger*innen sind ganzheitliches Handeln und das Mitgestalten der Gesellschaft wichtiger, als materielle Dinge wie bspw. ein höheres Gehalt. Sie entscheiden sich bewusst gegen eine Vollzeitanstellung und verstehen Engagement nicht als ‚Nebensache‘, die man in der Freizeit kurz miterledigt, sondern als eigenständige Komponente. Damit werten sie das Engagement auf und stellen es mit bezahlter Arbeit gleich. In vielen Fällen, wie bspw. dem von Isabelle, geht diese Einstellung damit einher, dass Engagement als Muss verstanden wird und es nicht ausreichend sei, sich nur über die Stimmabgabe bei Wahlen zu beteiligen. Im Sinne einer „actualizing citizenship“ (Bennett 2008) oder eines „engaged citizen“ (Dalton 2008) gehe es vielmehr darum, Gesellschaft aktiv mitzugestalten. Für diese Mitgestaltung müsse ein fester Platz in der Zeiteinteilung der Bürger*innen vorgesehen sein.

Sybille und Felix wiederum haben den Wunsch, als Personen ganzheitlich zu handeln oder im Idealfall Beruf und Engagement miteinander zu verbinden. So wünscht sich Felix nach Studienabschluss einen Job, der ihm Spaß macht, in dem er ausreichend Geld verdient und bei dem er etwas verändern kann. Er nennt dabei Campact als Beispiel dafür, wie so ein Job aussehen könnte.⁴⁵ Die Rolle von Spaß im Engagement wird in Abschnitt 5.3 „Emotionen und Affekte“ genauer beschrieben. Sybille hat von ihrer Berufstätigkeit in der Biologie zu Familie und Erziehung in Vollzeit gewechselt und erzählt, wie sie sich dort ganzheitlich einbringen konnte. Im Engagement hat sie auch zu dieser Zeit pausiert, da sie ihre ganze Zeit und Energie für die Familie brauchte. In ihren Augen hat sie auch dort ihre Ideen von Umweltschutz und Nachhaltigkeit weitergetragen. *„Also, ich habe nicht von den Ideen gelassen, ich habe nur den Handlungsort gewechselt. Und das Besondere an Familie und Kindern ist eben – es war wirklich das Gefühl: Da kann ich mich mit allem, was ich bin, einbringen. Und anders war es in der Biologie, da war ich an der Hochschule und hatte das Gefühl, die Kommunikation läuft über einen bestimmten schmalen Ausschnitt. [...] Also, ich habe sowieso etwas gesucht, wo ich als ganze Person handeln kann – beruflich oder wie auch immer. Umweltschutz-Engagement war sowieso neben dem Beruf. Ja und auch da habe ich aber pausiert, weil ich bemerkt habe, dass ich meine ganze Kraft für die Familie brauche.“* (Sybille, Z. 23 ff.) Wie schon Isabelle, argumentiert auch

⁴⁵ *„Und im Endeffekt hoffe ich, dann für irgendwas zu arbeiten wie gegebenenfalls Campact und dann von Berufswegen was verändern zu können. Das wäre so der absolute Traum, sage ich mal. Das ich mit dem, was ich machen möchte, mein Geld verdienen kann und so wie bei Campact: Das Engagement dort hat riesen Spaß gemacht. Das wäre natürlich das Optimum. Ich meine, jeder möchte natürlich gerne Geld verdienen mit dem, woran er Spaß hat.“* (Felix, Z. 198ff.)

Sybille dafür, sich explizit Zeit zu nehmen für die Lebensbereiche, die einem wichtig sind und einen erfüllen. In ihrem Fall ist dies die Familie. Sowohl vom Umweltschutz-Engagement als auch von ihrer Arbeit in der Hochschule hat sie deswegen für eine bestimmte Zeit Abstand genommen.

Ähnlich wie Sarah versteht auch Sven den BUND als Lobby für die Natur – als Lobby ohne Umsatzinteressen. In seinen Augen hat der BUND eine gewisse Bekanntheit und Anerkennung, die es ermöglicht für entsprechende Interessen Lobbyismus zu betreiben. Entsprechend ist Sven oft in Doppelfunktion unterwegs: Als Mitglied einer Fluglärm-Initiative, aber auch als Sprecher seines BUND-Kreises, in dessen Funktion er sich mehr Einfluss erhofft.⁴⁶ Dieses Beispiel zeigt, dass kleine Initiativen es aufgrund fehlender Bekanntheit oft schwerer haben, als die großen bekannten Akteure. Sven hat jedoch den Vorteil, dass er in seiner Doppelfunktion die Bekanntheit des BUND aufgrund inhaltlicher Überschneidungen auch für die Fluglärm-Initiative nutzen kann und sich deren Einflussmöglichkeiten dadurch erhöhen. Günter (Z. 106 ff.) versteht sein Institut wiederum als Ideengeber für die KfW Bank und als Netzwerk und Jobvermittler für junge Absolvent*innen. Als kompetenter und weniger teurer Berater kann das IzN in Günters Augen andere Consulting Firmen ausstechen und Aufträge für sich gewinnen. Durch Auftragsarbeiten für die KfW können Günter und seine Initiative verhältnismäßig viel Einfluss nehmen.

Einen weiteren wichtigen Aspekt im Selbstverständnis von Daniela und Gerd stellen direkte Verbindungen zu Politiker*innen dar. Beide beschreiben gute Netzwerke und Beziehungen in die Politik. Aus diesem Grund schreibt sich Daniela ganz andere Einflussmöglichkeiten zu, als manch anderem. Sie geht von einer hohen „internal efficacy“ (Campbell et al. 1954) aus, die durch ihre direkten Kontakte auch zu einer hohen „external efficacy“ führt (vgl. Verba/Schlozman/Brady 1995: 346 f.). Wenn Daniela ein Anliegen zu einem Thema hat, ruft sie nach eigener Aussage direkt im Ministerium an und fragt nach. Dabei droht sie mit Berichterstattung auf ihrer Website, falls sie das Problem für berichtenswert hält.⁴⁷ Auch Gerd, der als stellvertretender Landrat selbst in der Lokalpolitik

⁴⁶ „Das ist die Fluglärm-Initiative. Und ich habe dann als Sprecher vom BUND auch mitgemacht, damit noch mehr Druck drunter kommt. [...] Der BUND ist eigentlich auch eine Lobby. Wenn du als BUND-Mitglied oder Sprecher auftauchst, der ist bekannt. Der ist bekannter als die Fluglärm-Initiative sowieso-sowieso. Aber TTIP, Lobby, das brauchst du und das ist komisch. Nur, ich habe mit dem BUND eine Lobby, die keine Umsätze oder Aktien im Kopf hat, sondern die sich eigentlich um die Menschen da drum kümmert.“ (Sven, Z. 194ff.)

⁴⁷ „Nun muss ich sagen, habe ich auch eine ganz andere Beziehung zu den Politikern. Weil ich rufe da an ins Ministerium und frage: ‚Sag mal, stimmt das? Weil sonst schreibe ich da gleich [...] drüber.‘“ (Daniela, Z. 699ff.)

aktiv ist, verfügt über ein gutes Netzwerk, welches er häufig für seine Anliegen nutzt. So sieht er es bspw. als seine Aufgabe an, die Vereine untereinander besser zu vernetzen. „[...] natürlich bin ich durch meine Tätigkeit als stellvertretender Landrat sehr vernetzt inzwischen. Ich habe also überall Leute, mit denen ich dann im Gespräch bin und nutze dieses dann wiederum für Netzwerkarbeit, was dann zur Folge hat, dass Bestehende wie dieser Hundeverein, die habe ich dann mit der Feuerwehr bekannt gemacht und habe gesagt, also ihr müsst mal miteinander viel mehr machen, weil die brauchen die Unterstützung, die ihr geben könnt, und umgekehrt.“ (Gerd, Z. 160 ff.) Wie bereits im vorangegangenen Unterkapitel beschrieben, zeigt sich auch hier die besondere Bedeutung von Netzwerken und der Erhaltung von Kontakten. Laut Gerd können so verschiedene Akteure jeweils voneinander profitieren.

„[...] das ist alles noch recht überschaubar.“ (Sarah) – Das eigene Engagement ‚runterspielen‘ oder als nicht-politisch abtun

Ein weiterer interessanter Aspekt im Bereich Selbstverständnis ist das Abwerten des eigenen Engagements. Dieser Bereich wird in der Literatur der Partizipations- und Protestforschung bisher wenig beachtet. Sven, Sarah, Olaf und Helena zählen bspw. eine Menge Aktivitäten auf, nennen ihr Engagement dann aber überschaubar oder sagen, sie wären nur mitgelaufen oder eigentlich keine politischen Menschen. Hier zeigt sich ein sehr unterschiedliches Verständnis von politisch. Sarah ist im BUND aktiv, bei den Imkern, im Obst- und Gartenbauverein und unterstützt die Ferienspiele. Sie selbst schätzt diese Aktivitäten jedoch als wenig aufwendig ein.⁴⁸ Sie bewirtschaftet alleine eine Streuobstwiese und einen Gemüsegarten und hat sich eigene Bienen zugelegt. Für Sarah ist das kein direkter Aktivismus, jedoch ein politisches Statement, das sie ins Private übertragen und umgesetzt hat: „Und dann bin ich dazu gekommen, dass ich mir diese Streuobstwiese zugelegt habe, mit dem Gemüsegarten angefangen habe und mir Bienen angeschafft habe. Und das ist ja jetzt nicht ein direkter Aktivismus-Zweig, aber irgendwie schon. Also für mich hat das halt auch was politisches, obwohl es ja ne konkrete Umsetzung im privaten Bereich ist.“ (Sarah, Z. 96 ff.) Sarah würde das Gärtnern und die Imkerei zwar nicht uneingeschränkt als „Aktivismus“ bezeichnen, als „politisch“ jedoch schon – „obwohl“ es im privaten Raum sei. Hier zeigt sich, dass für Sarah Aktivismus und politische Aktivitäten wohl in erster Linie im öffentlichen Raum

⁴⁸ „Ich bin halt hier noch im Kreisverband vom BUND Gießen im Sprecherteam – und ich finde, das hält sich noch relativ in Grenzen – und ich bin dann noch bei den Imkern als Beisitzer im Vorstand – finde ich jetzt auch gerade nicht so aufwendig – und halt im Obst- und Gartenbauverein. Für die mache ich so ein bisschen Ferienspiel-Aktionen. Also, das ist alles noch recht überschaubar.“ (Sarah, Z. 19ff.)

stattfinden. Trotzdem versteht sie auch ihr Engagement als politisches Statement und, wie bereits gezeigt wurde, auch als festen und wichtigen Bestandteil ihres Lebens und ihrer Zeiteinteilung.

Olaf wiederum würde sich nicht als politischen Menschen bezeichnen, obwohl er für eine Grüne Abgeordnete arbeitet, beim BUND aktiv und auch bei verschiedenen Protestaktionen dabei ist. Er versteht 'politisch' mehr als 'Politik-machen' und sieht sich hier nur in einer zuarbeitenden und unterstützenden Rolle, die seinen Job ausmacht. *„Aber ich bin eigentlich auch nicht so ein politischer Mensch. Also, ich bin eher – jetzt bei den Grünen – als politischer Referent eher ein fachorientierter Mitarbeiter. Klar, ich organisiere auch Veranstaltungen usw., aber ich stehe da nicht in der ersten Reihe der Politiker*innen und mach da eben ... ich mache eben keine Politik in dem Sinne, ich arbeite da zu.“* (Olaf, Z. 139 ff.) Auch Sven wertet sein eigenes Engagement ab, wenn er erzählt, dass er in den 1960er Jahren zwar bei Straßendemonstrationen dabei war, aber nur mitgelaufen sei. Auf die Frage, ob er zu Studienzeiten aktiv war, antwortet er: *„Ja, so ein bisschen. Aber da ist man mitgelaufen. Das waren so diese ... – ich bin kein 68er, also da war ich noch ein bisschen jung, aber man ist mitgelaufen.“* (Sven, Z. 57 f.) In den 1960er Jahren war Sven noch zu jung, um sich auf den Straßendemos neben der Teilnahme als Fußgänger auch anderweitig einzubringen. Dass er nur mitgelaufen sei und nicht mehr gemacht habe, versteht er nur „ein bisschen“ als Engagement.

„Wir können nicht immer nur dagegen sein [...]“ (Sonja) – ‚Für‘ Dinge kämpfen und nicht nur ‚gegen‘ etwas sein

Ein wichtiger Aspekt hinsichtlich des Selbstverständnisses der Aktiven und der Nachhaltigkeit von Engagement ist die Position, ‚für‘ etwas zu sein, anstatt immer nur ‚dagegen.‘ Besonders Sonja, Günter und Gerd betonen diese Herangehensweise und beziehen sich dabei auf die Energiewende, Energieeffizienz und andere Nachhaltigkeitsthemen. Für Sonja ist die Bewegung für erneuerbare Energien aus der Anti-Atom-Bewegung entstanden und sie findet die Einsicht wichtig, diesmal ‚für‘ etwas zu kämpfen: *„Und vor allem, die Anti-AKW-Bewegung hat ja gemündet in die Bewegung für Erneuerbare Energien. Weil halt da die Einsicht gekommen ist: Wir können nicht immer nur dagegen sein, wir müssen auch mal für etwas sein, nämlich für erneuerbare Energien. Und das ist einfach der entscheidende Punkt.“* (Sonja, Z. 165 ff.) Auch Günter betont lieber die Effizienz von Strategien zur

Ressourcen-Vermeidung, anstatt nur die Verschwendung von Ressourcen zu kritisieren. In seinen Augen ist das Sparen unstrittig und sollte damit für jeden von Interesse sein.⁴⁹

Gerd wiederum hält es auch im Wahlkampf der Grünen für strategisch klüger, ‚für‘ etwas zu sein, als nur dagegen. Dabei nennt er das Beispiel Wasserschutz und möchte keine Verzichts-Szenarien aufbauen, sondern vielmehr das positive Profil der Partei schärfen: „[...] dass ich immer wieder sage: Leute, wofür stehen Grüne? Und nicht, wogegen stehen Grüne. Also, z. B. habe ich bei uns im Wahlkampf dafür gesorgt, dass wir dieses Verzichts-Szenario raus lassen. [...] Also, dass wir sagen, wir sind dafür, dass Landwirtschaft eine andere Richtung einnimmt. Dafür kämpfen wir. Oder dass das Wasser geschützt wird. Nicht: Also, wir wollen verhindern, dass Nitrat ins Wasser kommt, sondern wir wollen das Wasser schützen. [...] Fakt ist, dass ich gemerkt habe, dieses ständige Katastrophen-Szenarien an die Wand werfen, stumpft die Leute ab.“ (Gerd, Z. 845 ff.) Die von Crouch (2008) beschriebene Apathie unter Bürger*innen gegenüber der Politik, kann nach Aussage der Interview-Partner*innen folglich auch auf Bewegungsarbeit und zivilgesellschaftliches Engagement übertragen werden. Dabei werden neue Strategien zur Motivation der Aktiven entwickelt, um ein positiveres Bild ohne Verzichts-Szenarien zu zeichnen und ein Abstumpfen der Bürger*innen zu verhindern. Auch Daniela vertritt die Meinung, dass man nicht immer nur gegen etwas sein sollte. In ihrem Selbstverständnis ist es somit oft nötig viele kleine Schritte zu gehen, um an das eigentliche Ziel zu kommen. Hier spielen auch Kompromissbereitschaft und das Aufzeigen alternativer Lösungen eine wichtige Rolle.⁵⁰ Dies ist insb. für eine langfristige Motivation von großer Bedeutung.

„[...] die Leute, die gar nichts machen, handeln schon grob fahrlässig.“ (Sonja) –
Verschiedener Umgang mit Inaktiven

Aufbauend auf den vorherigen Punkt und die Einstellung, dass Engagement zur Bürgerpflicht gehöre, herrscht folglich größtenteils Unverständnis (Ausnahme

⁴⁹ „Also, ich engagiere mich anders. Ich gucke: Thema Energieeffizienz interessiert mich sehr stark, weil das weniger strittig ist. [...] Nicht so sehr in der Frage erneuerbare Energien. Spielt bei uns auch eine Rolle – ich habe ja selbst eine Fotovoltaik auf dem Haus – aber es ist nicht so das Thema, für das ich mich international stark mache. Eher das Thema Effizienz. Also Vermeidung von Ressourcen-Verbrauch. [...] Auch halt weniger strittig. Weil das jeder einsieht, dass es besser ist zu sparen, als zu verschwenden.“ (Günter, Z. 851 ff.)

⁵⁰ „Ich weiß, man muss nicht unbedingt immer Dinge durchkriegen, sondern auch kompromissbereit sein, wo alle mit leben können. Und man muss aufzeigen, dass es auch anders geht. Nicht immer nur sagen, ich bin gegen etwas, sondern man muss abwägen können und man muss Dinge auch möglich machen.“ (Daniela, Z. 74 ff.)

Julia) für Nicht-Engagement. Franz, Sonja und Valeria beschreiben in diesem Kontext Wut, Aufregung und Unverständnis und bezeichnen ein solches Handeln teilweise sogar als grob fahrlässig. Insbesondere mit Blick auf folgende Generationen sei ein solches Verhalten nicht nachvollziehbar: *„Ja, also ich muss sagen, die Leute, die gar nichts machen, handeln schon grob fahrlässig. Ich kann es eigentlich nicht verstehen, vor allem wenn man Kinder und Enkel hat. [...] man versteht es nicht, dass sich jemand nicht dafür interessiert, dass wir auf so einer Zeitbombe sitzen.“* (Sonja, Z. 293 ff.) Franz versucht Kolleg*innen und Freund*innen immer wieder zum Umdenken zu bringen und ärgert sich sehr über solche, die sich in seinen Augen nicht richtig verhalten. So erklärt er, dass er eigentlich gar nicht anders könne, als andere verändern zu wollen: *„Ja, ich bin denen zwischendurch wahrscheinlich auch auf den Keks gegangen, zwischendurch. [...] ich kann dann einfach irgendwann nicht anders, weil mich das derart aufregt.“* (Franz, Z. 88 ff.) Auch Valeria versteht nicht, wie jemand anders denken kann, als sie selbst. Sie beschreibt, wie ihr die Galle hochkommt, wenn sie darüber nachdenkt, wie der Mensch die Erde zerstört. *„Ja, insofern bei Atom z. B. da hat man das erkannt und auch die Möglichkeit, was es bewirken kann und jetzt ist, finde ich, das übersichtliche Menschendenken: Okay, dann machen wir hier mal Stopp, denn dann können wir uns eine wunderschöne Erde erhalten. Und wenn da nicht Stopp gemacht wird, sondern weiter gemacht wird, dann geht bei mir die Galle hoch. [...] Da sage ich: [...] Das kann nicht sein, dass jemand anders denkt.“* (Valeria, Z. 638 ff.)

Gegensätzlich zu Kilian, für den es aus philosophischer Sicht keine Pflichten gibt, wollen Franz, Sven und Helena sehr wohl andere in ihrem Verhalten beeinflussen, dahingehend, dass sie nachhaltiger agieren oder dass die Stadt ihre Position in bestimmten Projekten überdenkt. Während dieser Aspekt in Abschnitt 5.1 „Ressourcen“ mit Bezug auf das CVM von Verba/Schlozman/Brady (1995) unter dem Gesichtspunkt des Netzwerkes und Rekrutierens bereits analysiert wurde, liegt hier nun der Fokus auf dem Umgang mit inaktiven Bürger*innen und dem Frust, den Aktive bei ihren Überzeugungsversuchen teilweise erleben. Franz hat noch zu Berufszeiten häufig versucht, seine Kolleg*innen auf Energiesparmaßnahmen hinzuweisen, ist meist jedoch gescheitert und daran oft verzweifelt. Dass Menschen mit einem akademischen Hintergrund sich so wenig Gedanken über die Auswirkungen ihres Handelns machen, kann er nicht verstehen.⁵¹ Auch

⁵¹ *„Also, fäng bspw. an: ‚Mach doch mal das Licht aus, wenn du raus gehst.‘ So Kleinigkeiten. Und: Nichts. Oder: ‚Mache abends mal den Rechner aus, ihr braucht den acht Stunden und 16 Stunden kann der ausgeschaltet sein.‘ Aber da war nichts zu machen, ich hätte irrewerden können. Ich dachte, ihr seid doch studierte Leute, ihr müsst doch ein bisschen begreifen, was euer Tun für eine Auswirkung hat.“* (Franz, Z. 79 ff.)

Helena versucht auf der Arbeit ihre Kollegin zu beeinflussen. Sie spricht sie regelmäßig auf ihr Kaufverhalten (z. B. bei Bananen) an und legt ihr Infomaterial zur Aufklärung hin. Doch in Helenas Augen ist die entsprechende Kollegin recht beratungsresistent: „[...] *ich habe jetzt gerade meine Kollegin, die immer wieder mit Chiquita Bananen kommt und da sage ich: [...] ‚Du siehst das im Fernsehen! Die Leute werden besprüht, die haben Ekzeme und sonst was! Und du stellst dich jeden Tag wieder mit der Chiquita Banane hier her.‘ Und da gab es jetzt so ein schönes Buch über den Ökomverlag: Billig Banane, keine Ahnung was, und das habe ich ihr jetzt gekauft und lege es ihr immer wieder hin ... – ‚Ja, ich hab es mal durchgeblättert.‘ – Sag ich: ‚Nein, du sollst es lesen!‘ Aber ich merke, wie die in ihrem Trott komplett vor sich hintrottet.“ (Helena, Z. 342ff.) Sven wiederum versucht häufig Einfluss auf städtische Entwicklungen zu nehmen und hält es für nötig und sinnvoll, dort immer wieder zu „piesacken“. Er habe seinen Ruf weg als derjenige, der am Küchenfenster steht und meckert. Doch hat er mehrfach die Erfahrung gemacht, dass sich so Sachen verändern ließen.⁵²*

„Aber irgendwie esse ich auch gerne ne Bratwurst oder ein Schnitzel.“ (Mareike) –
Gegenwärtige Herausforderungen für Protest-Bürger*innen

Einige Interview-Partner*innen beschreiben selbstkritisch, wie auch sie sich nicht immer ganz konsequent an die eigenen Prinzipien halten können, wie es ihnen manchmal schwer gemacht wird, alle Ideale umzusetzen oder dass sie trotz Kritik an der Massentierhaltung eben ganz gerne mal eine Bratwurst essen. Bei der letzten Bundestagswahl hat das Mareike davon abgehalten, die Tierschutzpartei zu wählen: „*Ich finde es auch ganz schlimm, was da passiert in der Tierfarm-Industrie. Aber irgendwie esse ich auch gerne ne Bratwurst oder ein Schnitzel. Ich finde aber dennoch, sollten die Tiere vernünftig gehalten werden und nicht so eingequetscht. Aber ich esse trotzdem gerne. Und da habe ich gedacht: ‚Nee also, wenn die dann jetzt kommen und dann dürfen wir alle kein Fleisch mehr essen – ist auch blöd.‘ Und dann habe ich mich dann entschieden, das Kreuzchen da doch nicht zu machen.“ (Mareike, Z. 751ff.) Stefanie wiederum ist der Meinung, dass es Bürger*innen heute sehr schwer gemacht wird, sich an alle gesetzten Prinzipien zu halten. Ihr fehlen die besseren Rahmenbedingungen und Anreize, um bspw. das Einkaufsverhalten nachhaltigen Aspekten anzupassen. Sie vermutet, dass häufig ein Anstupser von außen – wie in der Schule z. B. – kommen muss, damit sich Menschen genauer mit nachhaltigem Konsum auseinandersetzen. Dieser Aspekt*

⁵² „*Man muss piesacken. Piesacken, sage ich immer. Ich bin jetzt hier schon verschrien. Ich hänge hier nur an meinem Küchenfenster und bin nur noch am krakälen.“ (Sven, Z. 155 ff.)*

wurde in Abschnitt 5.1 „Ressourcen“ im Rahmen des CVM und der Komponente „Rekrutierung“ (Verba/Schlozman/Brady 1995) bereits untersucht. Aktuell würden es Preis und Verpackungen den Konsument*innen schwer machen, so einzukaufen, wie Stefanie es eigentlich gerne würde.⁵³

Auch Franz und Isabelle beschreiben Probleme, sich immer an alle Prinzipien zu halten – insb. beim ökologischen Fußabdruck. Nicht immer lassen sich Flugzeug oder häufige Bahn- und Autofahrten verhindern und häufig seien demnach Kompromisse nötig. Für Franz ist es die Balance zwischen einem glücklichen Leben und Rücksicht auf die eigene Umwelt mit Tier und Mensch. *„Aber ein Verständnis dafür zu haben und danach zu agieren oder sich drauf einzustellen, ist natürlich schon sehr schwierig. Vor allem, wo man sich selbst an die eigene Nase greifen kann und sagt: ‚Ich habe jetzt schon wieder im Flugzeug gesessen.‘ Man ist ja selbst nicht der 100pro-Öko. Man versucht irgendwie einen Weg zu finden und sagt: Einerseits will man leben, aber man versucht doch wo man kann, seine Gegend sauber zu halten und Mensch und Tier zu achten.“* (Franz, Z. 790ff.) Isabelle hat diese Schwierigkeit besonders durch eine eineinhalb-jährige Fernbeziehung erlebt, in der sie häufiger als ihr aus ökologischer Sicht recht war 400 Kilometer zurücklegen musste. Obwohl ihr bewusst ist, dass jede Entscheidung für oder gegen das Auto eine Entscheidung mit Konsequenzen ist, und dass jede Kaufentscheidung ein Signal an den Hersteller ist, muss sie manchmal Kompromisse eingehen.⁵⁴ Ähnlich wie Franz beschreibt auch Isabelle die Notwendigkeit, für sich selbst eine Balance zu finden: Bereiche, in denen man nachhaltig agiert und solche, in die man sich in naher Zukunft einlesen möchte. So kann man sich

⁵³ *„Also, ich finde, erstmal sollten die Möglichkeiten dazu da sein. Es gibt halt auch genug Regulierungen oder Anreize, anders zu handeln. Also, alleine über den Preis, z. B. billig einzukaufen. Ich finde, es ist auch viel an Rahmenbedingungen, die es gar nicht leicht machen, nachhaltig zu handeln. Wenn ich irgendwie im Supermarkt einkaufen gehe und die Bioprodukte sind alle in Plastik eingepackt – ich meine, was mach ich denn dann? [...] Also, wenn man sich nicht so viel mit diesen ganzen Themen befasst, das ist eine ganz schön komplexe Welt und da immer die richtigen Entscheidungen zu treffen, finde ich ganz schön schwierig. Man muss auch erstmal die Zeit haben und Muße, sich damit auseinanderzusetzen. Vielleicht auch einen Anstupser von draußen, von der Schule z. B., da könnte das anfangen [...]“* (Stefanie, Z. 225 ff.)

⁵⁴ *„Jedes Mal, ob ich das Auto nehme oder das Fahrrad, das bewirkt was und da hat mal jemand den schönen Satz gesagt: Jede Kaufentscheidung ist ein Produktionsauftrag. Ich signalisiere dem Unternehmen, mach weiter so. Stell das weiter her! Wenn man dann überlegt, wie die teilweise arbeiten, ist das eigentlich ein Auftrag, den ich nicht vergeben möchte. Aber anders rum ist es manchmal auch ganz schön schwierig. Also ich habe die letzten eineinhalb Jahre eine Fernbeziehung geführt, über 400 km, und also so mein ökologischer Rucksack und die CO₂-Emission, die ich da auf der Strecke beim Hin- und Herpendeln verbraten habe.“* (Isabelle, Z. 218 ff.)

in ihren Augen Schritt für Schritt jedes Thema erarbeiten, ohne dabei das Gefühl zu haben, man müsse nun auf viele Dinge verzichten.

Frust bereitet es Aktiven außerdem, wenn sie für ihr Engagement keine oder wenig Unterstützung im Freundeskreis finden. So ist insb. bei Felix die Enttäuschung darüber groß, dass seine Freund*innen ständig Ausreden haben, warum sie ihn nicht zu Protestaktionen begleiten. Nur aus Prinzip nimmt er bei Diskussionen gern den gegensätzlichen Standpunkt ein, um die Gespräche anzufeuern und seine Freund*innen herauszufordern. Doch selbst wenn sie dann ganz engagiert im Thema sind, lassen sich Felix' Freund*innen nicht für weitere Aktivitäten mobilisieren. *„Freunde – von meinen Freunden bin ich, was das angeht, ehrlich gesagt regelmäßig enttäuscht. Weil wenn ich denen was erkläre und [...] dann sind die immer total Feuer und Flamme und reden auch gegen mich. Also, ich vertrete immer den Standpunkt, den ich eigentlich nicht vertrete und dann streiten die mit mir und das finde ich immer ganz toll. Und ich sag, ‚Da muss man doch was gegen machen!‘ – Und dann so, ‚Nee, dafür haben wir gerade keine Zeit. Das Wetter ist zu gut oder das Wetter ist zu schlecht.‘ Irgendwie so, keine Ahnung.“* (Felix, Z. 1162 ff.) Auch Julia erfährt teilweise wenig Verständnis für ihr Engagement und wünscht sich insb. in stressigen Phasen mehr Rückhalt und Einsicht. Denn sie ist sich ihrer Verantwortung bewusst und gibt diese auch in schwierigen Momenten nicht einfach ab.⁵⁵ Hier wird erneut deutlich, dass Engagement als Pflicht verstanden wird und sich Julia ihrer Verantwortung für die BUNDjugend bewusst ist.

Helena kommt nicht gut damit zurecht, Absagen zu erhalten. Aus dem Grund hat sie aufgehört zu versuchen, Freund*innen für Aktionen zu mobilisieren. Deswegen sagt sie heute nur noch Bescheid, dass sie an dieser und jener Protestaktion teilnimmt und überlässt es dann den anderen, freiwillig mitzukommen oder eben nicht. *„Und ich kann nicht gut damit leben, Absagen zu bekommen, habe ich festgestellt. Ich habe das mal eine Weile probiert, auch Leute aktiv irgendwo mitzunehmen, und sei es nur zur Mitarbeit, muss ja nicht zum Protest sein. Aber das ist so zäh, dass ich einfach gesagt habe, ich fahre und wenn jemand sagt, dass finde ich toll, sage ich, du kannst ja mitfahren.“* (Helena, Z. 959 ff.) Der unterschiedliche Umgang mit

⁵⁵ *„[...] ich verstehe manchmal nicht, warum Leute gar nicht nachvollziehen können, warum ich meine Zeit gerne mit allem möglichen verbringe, was ich ja eigentlich nicht machen müsste. [...] ich erlebe im Freundeskreis öfter mal, wenn Prüfungsphasen sind, superstressig, und ich dann nebenbei auch noch vier Wochenenden am Stück irgendwo in Deutschland rumtoure und unter der Woche drei Telefonkonferenzen habe, oder so was, dass dann so kommt: ‚Ja, kein Wunder, dass du gestresst bist. Musst du ja nicht machen, lass das doch einfach sein.‘ – Und dieses ‚es einfach sein lassen‘ geht halt in dem Moment nicht, weil man die Verantwortung dafür übernommen hat und dann muss man da halt irgendwie durch.“* (Julia, Z. 259 ff.)

Absagen und der Inaktivität von Freund*innen wird im weiteren Verlauf unter dem Stichwort der ‚Frustrationstoleranz‘ ausführlicher thematisiert.

Felix vertritt ähnlich wie Julia das Selbstverständnis, nur Mitglied von etwas zu sein bzw. etwas zu unterstützen, das er nahezu hundertprozentig unterstützenswert findet. Nach diesem Vorsatz wählt er Aktionen aus, an denen er teilnimmt und dies führt für Felix dazu, dass er nicht Mitglied einer Partei ist. Denn er würde sich dann zu einem ganz großen Teil mit der entsprechenden Partei identifizieren wollen.⁵⁶ Neben der fehlenden nötigen Identifikation, ist es auch die Sorge vor beruflichen Nachteilen, die Felix von einer Parteimitgliedschaft abhält. Hier zeigt sich die u. a. von Bennett (2008) beschriebene sinkende Glaubwürdigkeit von politischen Institutionen und der im CVM von Verba/Schlozman/Brady (1995) unter der Komponente „psychological engagement“ berücksichtigte Aspekt der Parteiidentifikation („partisanship“). Dass diese nicht vorliegt, hält Felix und andere Bürger*innen jedoch nicht von ihrem Engagement ab.

Ein weiterer, sehr wichtiger Aspekt im Selbstverständnis des Engagements ist die Meinung, dass man sich im Aktivismus nicht verlieren dürfe und es wichtig sei, sich auch Auszeiten zu nehmen. Daniela äußert den Rat, dass man sich nicht immer nur für die Welt einsetzen solle, sondern dazwischen immer auch an sich selbst denken müsse. *„Man muss als Aktivist immer daran denken, es bringt einem nichts, wenn ich mich immer nur für die Welt einsetze oder ich für die Frauen oder für die Kinder, weil man ändert sich ja im Laufe der Jahre. Man muss immer daran denken, dass man zwischendurch eine Auszeit nimmt, um sich nicht zu verlieren.“* (Daniela, Z. 257 ff.) Auch Valeria (Z. 1095 ff.) bemerkt die Auswirkungen des Engagements bei sich persönlich. Sie beschreibt eine Tendenz, oft zu tief in die Themen einzutauchen und beurteilt das gleichzeitig als Stärke und Schwäche von sich selbst. Der Bereich „Burnout im Aktivismus“ ist in der Forschung kaum untersucht und entsprechend liegt hier kaum Literatur vor. Eine theoretische und praktische tiefere Auseinandersetzung mit diesem Thema könnte vielversprechende Einsichten in die Motive von Engagierten und Inaktiven geben. Da dieses Thema insb. durch die Emotionen der Bürger*innen geprägt ist, wird der Aspekt in Abschnitt 5.3 „Emotionen und Affekte“ genauer untersucht.

⁵⁶ *„Also, ich bin bei der Wahl zu meinen Aktionen auch schon echt stark selektiv. Ich mache wirklich nur das, wo ich [...] zu nem großen Teil dahinter stehe. [...] Es ist immer so schwer für mich irgendwo Mitglied zu sein. Ich möchte mich wirklich auch gerne zu einem ganz großen Teil damit identifizieren. Das sehe ich bei keiner Partei, ehrlich gesagt. [...] Auch habe ich Angst, dass das einem irgendwann mal im Beruf zu Schaden führen könnte. [...] Das kann ich mit nichts belegen. Aber es ist ein Grund, dass ein SPD-Engagierter sieht: OK, der ist Mitglied in der FDP – Nee ... Das lassen wir lieber mal.“* (Felix, Z. 103 ff.)

Kategorie „Nachhaltigkeit“

Die Kategorie Nachhaltigkeit spielt beim Engagement vieler Interview-Partner*innen eine wichtige Rolle. Denn mit der persönlichen Einschätzung über die Wirksamkeit und Nachhaltigkeit von zivilgesellschaftlichem Engagement und verschiedenen Protestformen im Spezifischen liegen wichtige motivierende oder demotivierende Faktoren vor. Während an dieser Stelle grundsätzliche Aussagen zur Wirksamkeit von Engagement zusammengetragen werden, geht Kapitel 7 „Einstellungen zu Straßenprotest und Netzaktivismus“ anschließend nochmal genauer auf die Einschätzung der Wirksamkeit spezifischer Protestformen im Netz und auf der Straße ein.

„[...] kommt es immer drauf an, an welchen Schrauben man denn überhaupt auch drehen kann.“ (Stefanie) – Macht und Größe eines Themas bestimmen dessen Einflusschancen

Am übereinstimmendsten sind die Meinungen dahingehend, dass die Größe des Einflusses oft von Faktoren wie Macht, Thema und Reichweite des Problems abhängig ist. Dabei besteht die Theorie: Je kleiner das Problem, desto mehr Einfluss können wir nehmen. Die „external efficacy“ (Campbell et al. 1954; Verba/Schlozman/Brady 1995: 346 f.), also die wahrgenommene Offenheit des politischen Systems für die individuelle Beeinflussung, hängt laut Interview-Partner*innen folglich vom jeweiligen Thema ab. Kilian ist der Meinung, dass Einflussnahme bei großen Themen wie dem Klimawandel schwierig ist, bei konkreteren Anliegen wie TTIP hingegen einfacher. Trotz großem Widerstand im Bereich Globalisierung oder Kapitalismus hat Kilian dort nicht das Gefühl, dass Engagement Veränderung bewirken kann: *„Ja, also TTIP ist schon wieder was Konkretes und was nicht so großes wie Klimawandel oder so. Und je kleiner die Sachen sind, desto mehr habe ich das Gefühl, man kann was machen und es bewirkt auch was. Davon bin ich auch überzeugt. Aber je größer die werden, und dann bei den ganz großen Problemen sowas wie Globalisierung oder Kapitalismus [...] da habe ich nicht das Gefühl, dass irgendein Engagement was ändert [...].“* (Kilian, Z. 1154 ff.) Ähnlich sehen das Helena und Gerd, die der Meinung sind, dass man insb. im Lokalen und im Kleinen etwas verändern könne, dass man gegen die großen Kräfte jedoch kaum eine Chance habe. Gerd will Veränderungen im Kleinen erwirken und erhofft sich davon einen Einfluss auf größere Ebenen: *„Aber ich glaube, dass es auf der anderen Seite immer noch dieses gibt, dass man trotzdem was bewirkt. Und gerade dieses Tun im Kleinen, merke ich immer, das ist ganz wichtig, dass man da immer nochmal ran geht. Also, die Politik im Kleinen hat mir gezeigt, dass es im Großen Veränderungen geben kann. Aber die ganz großen Kräfte, ich glaube gegen die hätte man nie eine Chance.“* (Gerd, Z. 995 ff.) Helena wiederum

hat beim Thema Ernährung die Erfahrung gemacht, dass das was sie vor 20 Jahren gepredigt und vorgelebt hat, heute weitaus verbreitet akzeptiert ist. Früher sei sie hier eine Exotin gewesen, heute sei gesunde, biologische Ernährung nahezu Standard. Auch der Naturschutz ist für sie im Lokalen einfacher umsetzbar als im Großen.⁵⁷

Ein weiterer Aspekt ist die Frage der Einflussnahme auf Landesebene, wenn bspw. bei Anhörungen im Landtag versucht wird, die eigene Position – oder in dem Fall die des BUND – vorzutragen und damit ernst genommen zu werden. Markus hat an solchen Anhörungen teilgenommen und die Erfahrung gemacht, dass vieles schon vorab entschieden ist und kritische Positionen wie die seine keinen Einfluss mehr auf die Entscheidung haben. Solche Anhörungen bezeichnet er als „Farce“.⁵⁸ Markus betont auch den erheblichen Zeitaufwand, den er im Rahmen der Vorbereitungen aufgebracht hat und ärgert sich über das Gefühl, mit seiner Position keinen Einfluss genommen zu haben.

Die Frage von Einflussnahme und Macht stellt sich auch Stefanie und kommt zu dem Schluss, dass sie selbst nur an einer sehr kleinen Schraube drehen und so nur kleine Veränderungen bewirken kann. *„Ich glaube, da kann man jeden Tag auch dran arbeiten und versuchen, das weiter anzuregen, dass sich was verändert. Wie viel das dann letztlich ist, dafür kommt es immer drauf an, an welchen Schrauben man denn überhaupt auch drehen kann. Also, das ist auch eine Machtfrage. Und ich glaube, da sitze ich gerade einfach an einer ganz kleinen Schraube.“* (Stefanie, Z. 1101 ff.) Im Kontext ihrer Online-Petition hat sie die Erfahrung gemacht, dass aufgrund der Vielzahl von Petitionen nicht jede Petition als gleich wichtig eingestuft wird. Ihre Unterschriften-Übergabe fand folglich ‚nur‘ mit dem Staatssekretär und nicht mit der Umweltministerin statt. Eine Entwicklung, die Stefanie persönlich enttäuscht hat.⁵⁹

⁵⁷ „[...] was ich vor 20 Jahren gemacht habe, das ist heute dann in der Ernährung – nicht Standard, aber doch zumindest akzeptierter als damals. Wir waren die totalen Exoten. Und auch was wir im Naturschutz gemacht haben, inzwischen stellen sie alle fest: ‚Ach, ist ja gar nicht so schlecht, was wir damals gemacht haben.‘ Ja, das ist so im Lokalen schon eher, dass du wirklich was bewirken kannst. So, im Großen ist es irgendwie schwierig.“ (Helena, Z. 1295 ff.)

⁵⁸ „Und dann war neulich eine Anhörung im hessischen Landtag, voriges Jahr zum Netzausbau. Und da habe ich dann die Position des BUND vorgetragen, die kritische Position und da konnte man feststellen, dass der Wirtschaftsminister Tarek Al-Wazir von vornherein festgelegt war und die ganze Anhörung eigentlich eine Farce war.“ (Markus, Z. 513 ff.)

⁵⁹ „[...] und dann kommt es natürlich immer darauf an, wen man für die Unterschriften-Übergabe bekommt. Also, wie hoch oder niedrig das gerated ist. Und ich war da schon enttäuscht, dass die Frau Hendricks das an den Staatssekretär gegeben hat. Und ich glaube,

„Ich sehe es direkt und es ist viel unmittelbarer [...]“ (Julia) – Direkte Sichtbarkeit und hoher Einfluss als Motivation

Ein wichtiger motivierender Aspekt bzgl. des eigenen Engagements ist das Gefühl, etwas bewirken zu können und die Einflussnahme des Engagements direkt sichtbar werden zu lassen. Diese Sichtbarkeit des Engagements bezieht sich in allen beschriebenen Fällen auf Sichtbarkeit im Sinne eines Erfolgserlebnisses, nicht etwa auf Sichtbarkeit im Sinne einer Visualisierung oder gar digitalen Darstellung des Engagements. Alle Interview-Partner*innen empfinden es als Motivation, wenn ihr Einsatz durch Erfolge sichtbar wird. Etwa die Hälfte der Gesprächspartner*innen ist der Meinung, direkten Einfluss zu nehmen, meinungsbildend zu agieren und/oder kann Positivbeispiele für Veränderungen nennen. Andere Aktive benennen wiederum ihr Engagement wie z. B. das Gärtnern als eine Form der direkten Sichtbarmachung von Aktivismus und sehen dies auch als nötig an, um nicht frustriert zu werden. Auch Bennett (2008) beschreibt mit dem Bürgerschaftsverständnis einer „actualizing citizenship“ neue Partizipationsformen, die alltäglich, individuell, direkt und gut sichtbar sind.

In Engagementformen wie dem Nachhaltigkeitsbüro an der Uni, in Beratungsgremien auf Landes- und Bundesebene oder über Vorträge zum Thema Nachhaltigkeit – Kilian und Markus schätzen ihr Engagement als wirksam ein. In seinem Spezialgebiet „erneuerbare Energien“ nimmt Markus eigenen Aussagen nach in Diskussionen Einfluss auf Entscheidungen: *„Ja, vor allem, ich kann sie mitbestimmen. Darum geht's! Ich bin da schon mit meinem Spezialgebiet ‚erneuerbare Energien‘ speziell Windenergie – da bin ich schon meinungsbildend. Nicht nur auf Landes- sondern auch auf Bundesebene. Also natürlich nicht alleine, sondern mit anderen, aber die Diskussion, da hat man schon Einfluss.“* (Markus, Z. 231 ff.) Außerdem hält er häufig Vorträge und erfährt dort größtenteils positive Rückmeldungen. Auch Kilian (Z. 1119 ff.) beurteilt sein Engagement im Nachhaltigkeitsbüro als durchaus einflussreich.

Julia wiederum ist der Meinung, dass man besonders viel Spaß bei einer Sache hat, wenn man Einfluss nimmt und gut in etwas ist. So sieht sie ihre Stärke in strukturellen Aufgaben, die wiederum auch dem BUND als Verband etwas bringen. Ihr Ziel ist es dabei, die politische Wirksamkeit der BUNDjugend zu stärken.⁶⁰ Julia verknüpft ihre „internal efficacy“ (Campbell et al.

das wäre auf jeden Fall wirkungsvoller gewesen und dann wäre ich auch auf jeden Fall dabei gewesen. Wenn sie selbst das persönlich entgegen genommen hätte.“ (Stefanie, Z. 651 ff.)

⁶⁰ *„Ich glaube, mir machen am meisten Spaß, im Sinne von: Da habe ich das Gefühl, dass ich gut bin und dass ich mit dem, was ich kann, auch anderen was bringe oder der Verband was davon hat oder dass es irgendwie eine Weiterentwicklung gibt, das sind tatsächlich so strukturelle und inhaltliche Dinge. Wie kann die Zusammenarbeit zwischen BUND und*

1954, Verba/Schlozman/Brady 1995: 346 f.), die wahrgenommene Fähigkeit, das politische System zu beeinflussen, folglich mit Aspekten des Spaßes und der Motivation. Wenn man gut in etwas ist und damit direkten Einfluss nehmen kann, macht Engagement Spaß und dies motiviert sie wiederum ihre Stärken und Fähigkeiten weiter einzubringen. Spaß als Motivation für Engagement wird in Abschnitt 5.3 „Emotionen und Affekte“ ausführlicher behandelt.

Direkte Sichtbarkeit des eigenen Aktivismus ist auch für Isabelle und Sybille von Bedeutung. Sybille findet diese wiederum am deutlichsten im Gärtnern, da sie durch den Anbau von Obst und Gemüse ganz direkt erfährt, welche Auswirkungen ihre Aktivitäten haben. Daneben betont sie auch den gemeinsamen Lerneffekt, den das Gärtnern mit sich bringt, und beschreibt so neben den Auswirkungen auf die Pflanzen auch direkte Auswirkungen auf die im Garten aktiven Menschen: *„Also, gerade auch beim Gärtnern wird das ja deutlich: Dass so dieses Selbst-was-zu-essen-anzubauen, ganz viele Facetten hat. Also es ist einmal wirklich so, dass man da direkt Energie einspart, zum anderen hat das mit dem Selbst-sich-einbringen was mit einer Identifizierung zu tun, es hat was mit Lernen zu tun: Wie könnte ich mich selbst ernähren? [...] das ist ein starker Lerneffekt. Und auch dieses Gemeinsam-voneinander-lernen, diese Gemeinschaft und diese Freude, auch dann zu erleben, wenn man da ein bisschen was gemacht hat und dann kommt man hin und da ist ja ganz viel anderes entstanden! [...] Und Garten ist halt einfach total anschaulich und schnell, hat einen schnellen Effekt, also eine Wirksamkeit bei den Menschen auch.“* (Sybille, Z. 848 ff.) Neben der Wirksamkeit auf die Menschen, bspw. in Form einer Wissensaneignung und dem „Gemeinsam-voneinander-lernen“, und der Verbesserung der Energiebilanz, verdeutlicht Sybilles Aussage auch Aspekte der Visualität und Ästhetik von Engagement. Gärtnern sei „anschaulich“ und ohne Zutun der Menschen würde durch die Pflanzen dort Neues entstehen, was bei Sybille Freude auslöst.

Isabelle wiederum stellt ihr Engagement beim Repair-Café dem Unterschreiben von Petitionen gegenüber und merkt an, dass sie bei solchen ‚Offline‘-Treffen und Vernetzungen deutlicher und direkter Feedback bekommt als online. Selbst wenn bspw. ein gekipptes Gesetzesvorhaben auf eine erfolgreiche Petition zurückzuführen sei, erlebt sie strahlende Augen und positives Feedback als direktere Auswirkungen ihres individuellen Handelns: *„Wobei man ja auch, wenn man irgendwie eine Petition unterschreibt und dann wird ein Gesetzesvorhaben gekippt, dann kann man sich das ja auch selbst zuschreiben. Aber wenn man natürlich ein direktes Feedback bekommt, wie hier bei dem Vernetzungstreffen, das wir im*

BUNDjugend verbessert werden? Wie kann die politische Wirksamkeit von BUNDjugend-Aktivitäten gesteigert werden?“ (Julia, Z. 500 ff.)

Repair Café gemacht haben, wo dann einfach diese strahlenden Augen ... Wir haben am Ende eine Abschlussrunde gemacht und jeder sagte, was er mit nach Hause nimmt [...] und eine Aussage: ‚Ich dachte, wir wären bereits gut vernetzt, aber ich habe festgestellt, wir sind es noch gar nicht.‘ Und das war natürlich für mich total toll.“ (Isabelle, Z. 633 ff.) Hier wird deutlich, dass „direktes Feedback“ für Isabelle bedeutet, dass es von einer ihr real gegenüberstehenden Person kommt. Erfolge wie das Verhindern eines Gesetzesvorhabens könne man zwar auch konkreten Aktionen wie einer Online-Petition und der eigenen digitalen Unterschrift zuordnen, doch unvermitteltes Feedback erlebt Isabelle nur bei Treffen vor Ort.

Darüber hinaus können Positivbeispiele aus der Vergangenheit herangezogen werden, um die Wirkung der eigenen Handlungen zu belegen. So berufen sich bspw. Sonja, Günter, Daniela, Markus oder auch Helena auf die Verhinderung der WAA oder von Fracking, auf eine BUND-Klage gegen Bayer oder auch lokale Protestaktionen, die etwas bewirkt hätten. Im Fall von Fracking ist laut Sonja, Dank des Widerstandes, bisher noch kein Gesetz verabschiedet worden. Das geht in ihren Augen auf Aktionen des BUND, von Campact, Abgeordneten-Watch und anderen zurück.⁶¹ Ähnliches sieht sie im Fall des Widerstandes gegen die WAA erfüllt. Mit teilweise illegalen Protestaktionen und einer langen Ausdauer habe man über Jahre hinweg Widerstand geleistet: *„Ja gut, also es gibt Leute, die heute noch sagen, nicht wir hätten die WAA verhindert, sondern der Tod von Strauß wäre maßgeblich gewesen. Aber ich bin der Meinung, wir haben sie verhindert. Durch unseren harten, engagierten und auch teilweise illegalen Widerstand. Also, wir haben Grenzen überschritten und wir haben gezeigt, dass wir nicht locker lassen.“* (Sonja, Z. 914 ff.) Hier zeigt sich Sonjas Einschätzung einer hohen politischen Wirksamkeit (Verba/Schlozman/Brady 1995: 346 f.). Sie schreibt sich und der Bewegung Einflussnahme auf das politische Geschehen zu und erfährt durch solche Erfolgserlebnisse Motivation für gegenwärtiges Engagement.

Im Kontext des BUND haben auch Günter und Markus die Erfahrung gemacht, dass Widerstand etwas bewirken kann. Mit Hilfe einer Klage hat der BUND im Rechtsstreit gegen Bayer bewirkt, dass der Verband weiterhin aussagen darf, dass die Pestizide von Bayer Bienen-gefährlich sind. Markus lobt das Am-Ball-bleiben des BUND und die Benachrichtigung über Erfolge von Kampagnen.⁶² Günter (Z.

⁶¹ *„[...] gut wir haben schon auch was erreicht, weil sie haben ja das Gesetz nicht verabschiedet, also sie streiten sich. Und sie wissen, dass die Bürger dagegen sind. Das ist, glaube ich, auch ein wichtiger Punkt, den wir erreicht haben. Da hat natürlich Campact auch dran gearbeitet und andere, also nicht nur wir, aber wir waren halt auch mit dabei.“* (Sonja, Z. 628 ff.)

⁶² *„Da kann ich nur sagen, der BUND macht ja auch seine Kampagnen und der ist da natürlich ständig am Ball. Und da wird auch gesagt, was draus geworden ist. Z. B. hat der BUND jetzt*

818 ff.) hingegen kann auf lokaler BUND-Ebene Erfolgsgeschichten erzählen. In einem Bauprojekt wurde auf Druck des BUND eine neue Projektleitung eingestellt und in vielen anderen Projekten kann sich der BUND laut Günter mit Fachwissen einbringen und durch die Erzeugung von Öffentlichkeit, z. B. wenn Medien darüber berichten, Druck auf bestimmten Entscheidungen ausüben.

Über persönliche Erfolgsgeschichten aus der Vergangenheit berichtet Helena insb. im privaten Bereich, bzw. wie sich aus dem privaten Bereich heraus etwas Größeres entwickelt hat. Helena hat sich schon früh für das Thema gesunde Ernährung eingesetzt und erzählt, wie sie schon zu Zeiten, in denen ihre Kinder im Kindergarten waren, dort für ein gesundes Frühstück gekämpft habe. Damals sei sie als Öko-Tussi abgetan worden und heute sei ein gesundes Frühstück Standard, berichtet sie stolz: *„[...] gerade auch im Bezug auf Ernährung z. B. – ich weiß, als meine Kinder klein waren, haben wir im Kindergarten erbitterte Kämpfe über gesundes Frühstück gemacht. Und meine eine Kollegin [...] erzählt immer, [...] ihre Mutter hätte immer schon gesagt, diese verrückten, bescheuerten Öko-Tussen, die ihr vorschreiben wollen, dass sie ihrem Kind kein Nutella-Brot mitgeben soll. Und heute ist gesundes Frühstück Standard. [...] Insofern sage ich mal, ist da schon so ein bisschen eine Entwicklung.“* (Helena, Z. 1282 ff.) Als Paradebeispiel für den Einfluss von Protest und Widerstand gilt für Sybille der Mauerfall. Mit Hilfe einer kritischen Masse und dem richtigen Timing hätte so Veränderung stattfinden können.⁶³ Beide Fälle beziehen sich auf Situationen in der Vergangenheit, in welcher neue, digitale Protestformen noch nicht zur Verfügung standen, Überzeugung (Helena) und Widerstand (Sybille) aber zu ‚Erfolg‘ geführt haben, der die beiden Bürgerinnen bis heute motiviert, an persönliche Wirkkraft zu glauben.

Wenn man die Auswirkungen des eigenen Handelns sehen kann, hat das für einige Interview-Partner*innen häufig auch Einfluss auf den Spaß-Faktor. Für Olaf hängen Spaß und Ergebnisse erzielen zusammen. Und nebenbei kann man dadurch oft auch noch neue und nette Leute kennenlernen. *„Aber es ist ja immer so im Leben: Wenn man erstmal den Arsch hoch kriegt und sich engagiert und was tut und sich anstrengt und auch schwitzt und meinetwegen auch Fehler macht usw. – am Ende ist es doch oft so, ich habe auf jeden Fall was dabei gelernt, ich habe vielleicht auch nette oder interessante Leute kennengelernt und vielleicht ist sogar was richtig*

den Erfolg, dass er weiterhin behaupten darf, dass die Pestizide von Bayer doch Bienengefährlich sind. [...] Und da hat jetzt der BUND vor Gericht gewonnen, das war dann jetzt auch so eine Kampagne. Wir haben viele Erfolge auf dem Klage-Wege, gegen Kohlekraftwerke, gegen Autobahnen, gegen solche Dinge.“ (Markus, Z. 787ff.)

⁶³ *„Ein Beispiel für mich ist immer der Fall der Mauer. Weil auch die Zeit kommen muss. Und man spricht ja immer von so einer kritischen Masse. Also ich glaube, dass da schon plötzlich dann Veränderungen stattfinden können.“* (Sybille, Z. 1022ff.)

gutes bei rübergekommen.“ (Olaf, Z. 911 ff.) Ähnlich sieht das auch Gerd, für den Spaß gleichgesetzt ist mit guten Ergebnissen. Das Miteinander und das Vertrauen zu stärken führt für Gerd zu guter Arbeit und ohne Spaß daran könnte er sich auch nicht vorstellen, sich weiter zu engagieren. *„Wenn das mir keinen Spaß macht, dann gehe ich da nicht mehr hin. Dann sage ich: ‚Ach, das können dann auch andere machen.‘ Aber unter Spaß meine ich damit dann auch, es werden Ergebnisse erzielt, man macht was miteinander und das Miteinander führt dazu, dass man sich wieder ein bisschen mehr vertraut oder sich näher kennenlernt und so.*“ (Gerd, Z. 474 ff.) Gerd spricht hier mehrere wichtige Aspekte an: Ohne Spaß würde er sich nicht länger beteiligen. Spaß dient ihm und anderen als wichtiges und eigenständiges Motiv für Engagement.⁶⁴ Engagement muss Ergebnisse erzielen und diese führen wiederum dazu, dass es überhaupt Spaß macht, sich einzubringen. Mit anderen Menschen gemeinsam Ergebnisse zu erreichen, stärkt das Miteinander und baut Vertrauen auf. Hier zeigt sich die besondere Bedeutung von kollektiven Aktionen für die Identität des Einzelnen. Dieses Motiv für Partizipation wird in Abschnitt 5.3.2 „Kollektive Identität und Mitgliedschaft“ ausführlich beschrieben.

„War ich das denn jetzt wirklich [...]?“ (Olaf) – Die Schwierigkeit, Wirkung von Masse und Einzelperson zu unterscheiden

Eine Konsequenz davon, wenn man alleine wenig bewirken kann, in der Masse jedoch viel, ist es, dass sich die Wirksamkeit des Einzelnen innerhalb dieser Masse schwer nachvollziehen lässt. Welchen Einfluss habe ich ganz persönlich an einer Entwicklung gehabt? Diese Frage lässt sich im Nachhinein oft schwer beantworten. So weiß Günter zwar einzuschätzen, welche Veränderungen das Engagement in der Anti-Vietnam-Bewegung bewirkt hat, was genau davon jedoch sein persönlicher Anteil ist, lässt sich in seinen Augen nicht rückverfolgen: *„Aber gut, auch unser damaliges Anti-Vietnam und sonst was, das hat schon einiges geändert. Da kannst du natürlich zwischen mir als Person und dem, was sich da getan hat, keine direkte Verbindung herstellen.“* (Günter, Z. 823 ff.) Für Olaf sind es die fernen Projekte, bei denen er seinen individuellen Einfluss schwer nachvollziehen kann: *„Und bei diesen fernen Dingen ist es halt oft so, man weiß ja nicht so, was daraus wird, aus meiner Zeit, die ich da reinstecke. War ich das denn jetzt wirklich, wenn irgendwas nicht gebaut wird oder war es einfach nur die Masse der Leute [...]?“* (Olaf, Z. 907 ff.)

Individuelle Verständnisse von „internal efficacy“ und „external efficacy“ (Campbell et al. 1954) lassen zwar Aussagen bzgl. des persönlichen Bürgerchaftsverständnisses zu, wenn es um Aktivitäten einer ganzen Bewegung oder

⁶⁴ Mehr dazu in Abschnitt 5.3 „Emotionen und Affekte“

größeren Gruppe geht, sind überprüfbare Aussagen zur tatsächlichen politischen Wirksamkeit (Verba/Schlozman/Brady 1995: 346 f.) eines Individuums jedoch schwer zu treffen. Modelle zur Wirksamkeit von Engagement sollten folglich noch um den Aspekt der tatsächlichen, individuellen Wirkung ergänzt werden. Interessanterweise führt die Nichtüberprüfbarkeit des einzelnen Einflusses einer Person jedoch nicht dazu, dass sie sich nicht weiter engagiert. Das Erreichen des gemeinsamen Ziels und Erfolge der ganzen Bewegung stehen damit über individuellen Wirksamkeitsempfindungen und dienen Bürger*innen als Motive für Partizipation.

„Dass man nicht auch irgendwann den Abschluss dann sieht.“ (Mareike) – Der Wunsch nach Mitteilung von Ergebnissen und mehr Erfolgen

Ein weiterer Aspekt von Nachhaltigkeit ist es, dass Ergebnisse von Protestaktionen mitgeteilt werden und Erfolge und Highlights besser kommuniziert werden. So wünschen es sich Sarah, Mareike und Kilian. Sarah vermisst es, dass nach Unterschriften-Aktion und –Übergabe von der entsprechenden Kampagne auch darüber hinaus ein Ergebnis übermittelt wird. Diese Kritik richtet sie aber nicht nur an die Kampagnenorganisationen, bei denen sie ein solches Berichten teilweise beobachtet, sondern auch an Politiker*innen, die Straßendemonstrationen und Ähnliches nicht aufgreifen.⁶⁵ Mareike wiederum wünscht sich mehr Highlights und Erfolgserlebnisse, ist sich gleichzeitig aber nicht sicher, ob dessen Fehlen daran liegt, dass es gar keine gibt oder ob sie nur nicht ausreichend kommuniziert werden. Sie beobachtet, dass bei Online-Petitionen nach dem Erreichen eines Ziels oder Zwischenziels dann eine neue und höhere Zielsetzung erfolgt. Insgesamt wünscht sie sich mehr Pressearbeit zu Erfolgen von Protestaktionen: *„Was ich ein bisschen vermisste – vielleicht geht es mir durch, weil ich ja so viel lese oder vielleicht gibt es keine Highlights, keine Happy Ends – aber das fehlt mir so ein bisschen. Dass dann da auch gesagt wird: ‚So, jetzt haben wir das und das erreicht.‘ Ich bekomme leider immer wieder nur Sachen wie: ‚Jetzt haben wir das und das erreicht, wir brauchen aber jetzt nochmal zwei Millionen.‘ Das finde ich sehr schade.“* (Mareike, Z. 1276 ff.) Auch Kilian wünscht sich mehr Erfolgserlebnisse und würde eine positive Erfahrung als Beweis dafür sehen, dass Demonstrationen wie gegen TTIP oder Fracking etwas bewirken: *„Also,*

⁶⁵ *„Mein Problem ist ja, dass [...] man hinterher ein Ergebnis mitgeteilt bekommt. Dass man mal sagt: ‚Ja Leute, das waren jetzt soundso viele 100.000 und wir haben die Unterschriften dem Minister übergeben.‘ Ich weiß ja selbst auch – habe ich ja gesagt, die Wir-haben-es-satt-Demo – dass die Resonanz ja oft spärlich ist, sodass man einfach links liegen gelassen wird. Und dass die Politiker das nicht aufgreifen oder abtun oder so.“* (Sarah, Z. 908ff.)

bei Fracking oder bei TTIP ist es noch so ein bisschen offen. [...] Das wäre wirklich eine schöne Erfahrung für mich, dass ich sehe: Okay, das bringt wirklich was. Dann hab ich auch einen Beweis dafür, dass auch Demonstrationen was bringen.“ (Kilian, Z. 1139 ff.) Alle drei Interview-Partner*innen engagieren sich aber trotz des Wunsches nach mehr Erfolgsmitteilungen weiterhin. An den Beispielen von Sarah und Mareike wird deutlich, dass Online-Petitionen im Vergleich zu Straßenprotesten oder anderem Offline-Engagement konkretere Möglichkeiten bieten, Erfolg zu ‚messen‘, bspw. in Form der Anzahl von Unterstützer*innen. Hier kann numerisch festgehalten werden, wann ein vorher abgestecktes Ziel erreicht ist bzw. wie viele Menschen für das Erreichen des formulierten Ziels noch fehlen.⁶⁶ Allerdings zeigt die Aussage von Mareike auch, dass Bürger*innen entmutigt werden, wenn das formulierte Ziel dann nicht gewürdigt wird, sondern stattdessen ein nächsthöheres Ziel neu formuliert wird. Doch auch bei Straßendemos wünschen sich Bürger*innen Erfolgserlebnisse, die ihnen bezogen auf konkrete Politikfelder zeigen, dass ihr Engagement auf der Straße etwas bewirkt hat.

„Wir müssten wirklich noch viel revolutionärer werden.“ (Sarah) – Wunsch nach mehr Aktiven, mehr Aktionen und revolutionäreren Forderungen

In Einklang mit der unter dem Bürgerschaftsverständnis schon genannten Einstellung, dass jeder etwas machen müsse, steht auch die Forderung von Stefanie, Sarah und Kilian, dass eigentlich eine Revolution nötig wäre. Kilian schätzt den Einfluss von den wenigen Aktiven als gering ein und hält auch die Anzahl der Aktiven für zu gering. Sein einzelnes Engagement gegen die ganz großen Themen wie Klimawandel und Co. sieht er verpuffen.⁶⁷ Stefanie wiederum findet die Forderung nicht ausreichend und hat im Fall der Umweltabgabe auf Plastiktüten erlebt, dass von einer Vielzahl von Unterstützer*innen ein Verbot von Plastiktüten für angemessen gehalten wurde. *„Und insgesamt ist ein ganz großes Feedback immer gewesen: Wir brauchen ein Verbot von Plastiktüten! Also, das reicht nicht.“* (Stefanie, Z. 538 ff.) Sarah fordert deswegen eine Revolution und wird das Gefühl

⁶⁶ „Ziel“ meint hier allerdings nur die vorher als Ziel festgelegte Anzahl an Unterstützer*innen und nicht das eigentliche policy-Ziel einer Online-Petition, einer Kampagne oder eines Protests. Ob dieses erreicht wird, ist unabhängig vom Erreichen der Unterschriftenzahl von einer Reihe anderer Faktoren abhängig.

⁶⁷ *„Ich habe jetzt auch letztes erst gelesen, [...] dass zu wenige Leute sich dann alternativ positionieren und dann versuchen, was zu ändern. Und das gibt mir schon insgesamt das Gefühl, dass der Einfluss insgesamt gering ist. [...] insgesamt habe ich auch so das Gefühl, die großen Sachen, gegen die wir da kämpfen, also Umweltbelastung, Klimawandel, was auch immer, da ist mein kleines Engagement nicht ... also, da sehe ich nicht, dass es effektiv ist. Ich kann mir gut vorstellen, dass alles verpufft.“* (Kilian, Z. 1123 ff.)

nicht los, dass auch sie eigentlich noch viel mehr machen müsse: *„Wir müssten wirklich noch viel revolutionärer werden. Und das ist eigentlich das Frustrierende, dass man da meint [...] die Katastrophe kommen zu sehen und nicht so richtig so weiß, ist das jetzt schon genug, was ich mache oder müsste ich eigentlich noch viel mehr machen?“* (Sarah, Z. 1344)

Unter den Bereich der Nachhaltigkeit fallen auch andere Aspekte, wie bspw. der von Julia angemerkte Punkt, dass Nachhaltigkeit im Engagement-Bereich bedeutet, nicht nur neue Aktive zu finden, sondern sie auch langfristig an die Organisation zu binden. Julia wünscht sich deshalb flexiblere Strukturen seitens der Hauptamtlichen, um so Ehrenamtliche besser einzubinden und zu unterstützen. Denn die große Herausforderung sieht sie darin, dass neu gewonnene Aktive auch langfristig Teil der Organisation bleiben.⁶⁸ Gleichzeitig sieht sie aber auch Verantwortung auf Seiten der Politik, Ehrenamtler besser und nachhaltiger zu unterstützen. Durch Missverständnisse und Missbrauch der ehrenamtlichen Arbeitskräfte für nur einfachste organisatorische Aufgaben, könne laut Julia keine nachhaltige Zusammenarbeit entstehen. *„Ich habe einfach das Gefühl, dass Politik – also jedenfalls in Hessen – überfordert ist, mit Ehrenamtsstrukturen zu arbeiten. Es gibt in Hessen die Nachhaltigkeitsstrategie, wo sich die BUNDjugend Hessen auch einbringt. [...] Es gibt ständig irgendwelche Missverständnisse und super einfache organisatorische Arbeiten werden dann irgendwie auf die Freiwilligenverbände umgewälzt.“* (Julia, Z. 302 ff.) Im Bereich der Zusammenarbeit von Politik und Ehrenamt herrscht in der Partizipationsforschung noch Nachholbedarf.

„Weil ich alleine, ich würde nie was verändern, ich brauche viele Leute um mich herum.“ (Olaf) – Gemeinsam kann Veränderung gelingen

Einige Interview-Partner*innen sind der Meinung, dass man zwar alleine nichts verändern kann, als große Gemeinschaft von Gleichgesinnten jedoch schon. Dabei kann es helfen, im Kleinen anzufangen und sich zu vernetzen und dann auf das Große zu wirken. Zuckerman (2014: 162) beschreibt dieses Phänomen mit Verweis auf Hirschmanns (1970) „Exit, Voice and Loyalty“ und stellt fest, dass es einzelnen Betroffenen oft schwerfällt, ihre Stimmen zu erheben, sie sich gemeinsam mit anderen Bürger*innen jedoch sicher fühlen, mit ihren Anliegen die politische Agenda mitzubestimmen bzw. zu versuchen, diese mitzugestalten. Sybille bspw. bezieht sich in ihrer Argumentation auf eine Studie aus den USA

⁶⁸ *„Ich würde mir wünschen, dass die Struktur von hauptamtlicher Seite flexibler wird und damit das Ehrenamt mehr da abholt und unterstützen kann, wo es eben steht. [...] also Aktive zu finden ist nicht schwierig, wir haben immer wieder neue Interessierte, aber Aktive zu binden, dadurch, dass einfach der Hintergrund stabil genug ist, das ist schwierig.“* (Julia, Z. 901 ff.)

von 1995, die nachweisen soll, dass sich diejenigen, die sich für Veränderung und eine nachhaltigere Welt einsetzen, zwar als Einzelkämpfer fühlen, insgesamt aber einen großen Anteil an der Gesamtgesellschaft ausmachen – in diesem Fall 30 %: *„Ich habe von so einer Studie gelesen, die 1995 durchgeführt wurde, über die kulturellen Subgruppen in den USA. Da waren so drei Gruppen: Die Traditionalisten, die Modernisten und die kulturell Kreativen – also die, die bereit sind, sich zu engagieren für die Gesellschaft, dass sich was zum Positiven verändert. Und das waren damals schon fast 30 % und alle haben sich als Einzelkämpfer gefühlt. [...] Ich habe so diese innere Gewissheit, wir sind eigentlich schon ganz viele, die eigentlich anders wollen. Nur, es wird noch nicht so sichtbar.“* (Sybille, Z. 1025 ff.) Diese Studie gibt Sybille die Gewissheit, dass auch in Deutschland eigentlich viele andere mit ihr zusammen für die gleiche Sache kämpfen, auch wenn Sybille diese anderen Mitstreiter*innen noch nicht sehen kann. Auch Olaf (Z. 1085 ff.) vertritt die Meinung, dass einer alleine vielleicht nicht viel ausrichten könne – insb. wenn es um Geld und Einflussnahme auf große Konzerne geht – alle Leute gemeinsam jedoch schon. Er nennt das Beispiel des BUND und seinen knapp 500.000 Mitgliedern, die wenn sie ihre Mitgliedsbeiträge zusammenlegen würden, genug Geld hätten, um dem BUND eine Klage gegen Bayer zu ermöglichen.

„[...] dann möchte ich dabei sein, etwas getan zu haben und nicht nichts getan zu haben.“ (Franz) – *Nichtstun und die anderen gewinnen lassen, ist keine Option*

Für eine Vielzahl der Interview-Partner*innen stellt sich die Frage nach der Wirksamkeit des eigenen Engagements nicht als besonders wichtige Frage, da für sie das Engagement ein Muss ist und die Meinung vorherrscht, dass man etwas machen müsse, weil ansonsten „die anderen“ schon gewonnen hätten. Auch eine „Die-Hoffnung-stirbt-zuletzt“-Einstellung treibt einige in ihrem Engagement an. Man möchte nicht nichts gemacht haben, wenn man später einmal auf die heutige Gegenwart zurückblickt. Für Sarah ist es folglich keine Wahl, ob man sich einsetzt oder nicht, sie will ihre Möglichkeiten ausnutzen und mit Geschichte schreiben: *„Man hat eigentlich keine andere Wahl, weil es besteht ja immerhin doch die Möglichkeit. Weil: Geschichte ist offen. Und man weiß ja nicht, welche Dynamiken irgendwelche Sachen entwickeln und was noch für Sachen passieren.“* (Sarah, Z. 1307 ff.)

Franz und Sybille möchten nicht nichts gemacht haben. Mit Verweis auf das Dritte Reich erklärt Sybille, dass sie sich später nicht fragen müssen möchte, warum sie diese oder jene Entwicklung zugelassen hat. Dabei sei es zweitrangig,

ob etwas gelingt oder nicht.⁶⁹ Franz ist unentschlossen, welche Auswirkungen sein Handeln schlussendlich hat. Wenn es etwas bewirkt, will er jedoch dabei gewesen sein, und wenn es nichts bewirkt, will er zumindest versucht haben, etwas dagegen zu unternehmen. Negativerfahrungen und Misserfolge werfen ihn zwar häufig in ein emotionales Loch, er ist aber auch in der Vergangenheit immer wieder aus solchen Tiefphasen herausgekommen: *„Ich bin mir nicht sicher, ob ich was bewirke, ich hoffe es. Und wenn es dann so ist, dann möchte ich dabei sein, etwas getan zu haben und nicht nichts getan zu haben. Es gibt eine große Befürchtung, dass tatsächlich alle machen, was sie wollen. Aber das will ich nicht wahrhaben. [...] wenn jetzt das TTIP durch kommt, dann falle ich erstmal in ein Loch. Gut, da komme ich wieder raus, das weiß ich, ich kenne mich.“* (Franz, Z. 833 ff.)

Dass nichts-tun keine Lösung ist und damit dann die Bösen direkt schon gewonnen hätten, finden auch Isabelle und Olaf. Für Olaf ist zwar nicht jede in Engagement investierte Zeit eine sofort sichtbare und messbare Veränderung in der Welt, aber er will das Böse bzw. die andere Seite nicht einfach so gewinnen lassen: *„Und wenn man die Leute mehr [...] dazu bringen könnte zu erkennen, dass sie natürlich nicht messbarer die Welt für jede Stunde, die sie investieren, ne Stunde besser wird oder so was, sondern dass es eher darum geht, zu sehen: Okay, wenn ich das Gute nicht tue, dann hat das Böse eh schon gewonnen.“* (Olaf, Z. 1119 ff.) Isabelle beruft sich auf das Vernetzen und darauf, vom Kleinen auf das Große zu wirken. Ob dieser Einfluss dann letztendlich ausreicht, um andere negative Einflüsse zu verdrängen, weiß sie nicht. Aber auch für Isabelle wäre es keine Lösung, nichts zu tun.⁷⁰

Valeria (Z. 1250 ff.) versteht es als Herausforderung im Leben sich einzusetzen, selbst bei Rückschlägen am Ball zu bleiben und sich nicht entmutigen zu lassen. Sie möchte nicht glauben, dass ihr Handeln keine Wirkung hat und bleibt aktiv. So kommen sowohl Mareike als auch Sarah zu dem Schluss: *„Die Hoffnung stirbt zuletzt. Dran bleiben!“* (Sarah, Z. 1284 ff.) Mareike ist mittlerweile jedoch nicht mehr so euphorisch wie früher und gibt an, die Erwartungen runtergeschraubt zu haben: *„Also, ich versuche es auf jeden Fall, immer weiter. Aber ich*

⁶⁹ *„Und selbst wenn nicht oder wenn ich das nicht mehr erleben sollte oder wie auch immer – da ist für mich auch so ein Gedanke: So z. B. Drittes Reich. Da wurde hinterher gefragt: ‚Warum habt ihr das zugelassen? Warum habt ihr nichts gemacht?‘ Also ich möchte, ganz egal ob es gelingt oder nicht, ich möchte mich dafür einsetzen.“* (Sybille, Z. 1032ff.)

⁷⁰ *„Also, es lohnt sich, klein was zu machen, sich zu vernetzen, auf jeden Fall, sich gegenseitig zu unterstützen und irgendwann entsteht bestimmt was Neues draus. Das beeinflusst die Gesellschaft. Wie groß dieser Einfluss ist und ob es reicht, andere schlechte Einflüsse wirklich komplett zu verdrängen oder umzukehren, das wird sich zeigen. Aber nichts tun ist auf jeden Fall keine Lösung.“* (Isabelle, Z. 701 ff.)

gebe nicht mehr ganz so viel rein wie früher. Früher war ich erwartungsvoller. Das ist zwar immer noch, die Hoffnung stirbt zuletzt, ganz klar.“ (Mareike, Z. 1325 ff.)

Die hier zitierten Interview-Partner*innen vertreten eine relativ hohe Frustrationstoleranz. Trotz Rückschlägen, Misserfolgen und Unsicherheiten bzgl. der individuellen Wirkungsmacht, bleiben sie aktiv und bringen sich weiter ein. Wie im Fall von Franz, können Negativerfahrungen zwar ein emotionales Loch erzeugen, dies ist jedoch immer nur temporär und hat nicht zur Konsequenz, dass sich jemand ganz vom Engagement zurückzieht. Das Thema Frustrationstoleranz wird in Abschnitt 5.3 „Emotionen und Affekte“ genauer beschrieben.

„Der Weg ist das Ziel.“ (Olaf) – Kompromisse und Zwischenziele als realistische Erfolgsaussicht

Einige Gesprächspartner*innen gaben bzgl. der Nachhaltigkeit von Engagement außerdem an, dass oft nicht das deklarierte Ziel das wirkliche Ziel sei, sondern andere kleine Zwischenziele oder Kompromisse ebenso ein Erfolg seien. So bspw. im Fall von Castor-Transporten, bei denen Sarah nicht mit dem Ziel antritt, den Transport des Castors wirklich zu verhindern. Hier sei es viel mehr das Ziel, die Fahrt des Castors möglichst in die Länge zu ziehen und so kompliziert wie möglich zu gestalten. Während Sarah andere Protestierende beobachtet hat, für die die Weiterfahrt des Castors ein Scheitern der Protestaktion bedeutet hat, ist für sie jede Minute Zeitverzögerung des Transports ein Sieg der Bewegung.⁷¹ Gleiches beobachtet Gerd bei der Energiewende-Demo, bei der seiner Meinung nach die Teilnehmer*innen gar keine Energiewende von der Bundeskanzlerin Merkel erwarten, sondern wegen der Demo als Happening an sich vor Ort sind. *„Aber ich beobachte, dass die Menschen nicht mehr so hingehen mit der Zielsetzung: Wenn wir jetzt hier demonstrieren haben, dann macht Merkel die große Energiewende oder so. Also, die Erwartung haben die Leute nicht. Die gehen einfach hin, weil es ein Happening ist.“* (Gerd, Z. 462 ff.) Auch bei Gerd und Sarah zeigt sich daran eine hohe Frustrationstoleranz. Die Ziele werden heruntergeschraubt und die Motivation für Engagement dadurch langfristig beibehalten. Dabei helfen Zwischenziele

⁷¹ *„Das wäre ja wirklich der Versuch, da was zu verhindern. Komischerweise bin ich zu diesen Castor-Blockaden nie mit diesem Anspruch gefahren. Sondern mir war irgendwie immer klar, dass die den immer irgendwie durch kriegen. Aber [...] ich habe auch wirklich Leute in Tränen ausbrechen sehen, als dann da halt der letzte Mensch geräumt war und der Castor dann halt weitergefahren ist. Für die das da wirklich das Scheitern dieser ganzen Bemühungen war. Und für mich war immer klar: Nee, wir kommen wieder. Und wir machen denen das so schwer wie möglich. Und beim letzten Mal war es dann halt tatsächlich so, dass dann ja quasi jede Minute, jede Stunde, die der Castor-Transport verzögert wurde dann drauf gezählt wurde und dass das quasi der Sieg der Bewegung war, dass er zwar angekommen ist, aber noch nie so lange gebraucht hat wie sonst.“* (Sarah, Z. 1064ff.)

des Protests oder auch grundsätzlich der Aspekt, dass Straßenprotestaktionen als Happening wahrgenommen werden, für das alleine sich schon die Teilnahme lohnt.

Felix spricht von Kompromissen und nennt TTIP als Beispiel dafür, dass man vielleicht kleine Einschränkungen erreiche, aber niemals TTIP als Ganzes abwenden könne. Ein Grund dafür sei der längere Atem der Konzerne und dass Bürger*innen ihre Aufmerksamkeit schnell wieder neuen Themen widmen. *„Im Endeffekt handelt man immer nur einen Kompromiss aus und man wird niemals ein TTIP ganz verhindern. Man wird vielleicht Einschränkungen schaffen, aber im Endeffekt setzen die sich durch, weil Konzerne auch den längeren Atem haben.“* (Felix, Z. 122 ff.) Aufmerksamkeit ist für Felix jedoch das Stichwort, um das es eigentlich geht, denn er hält es schon für ein Ziel, die Aufmerksamkeit von Freund*innen und Freundesfreunden auf ein Thema zu lenken und das Thema oder die Protestaktion somit bekannter zu machen.

Bei solchen Protestaktionen können Kompromisse, die aus einem deliberativen Prozess mit Kommunikation auf Augenhöhe entstanden sind und Debatten angestoßen haben, als Stärkung einer Demokratie gewertet werden. Nach dem Motto ‚Der Weg ist das Ziel‘ argumentiert auch Olaf, der neben einem inhaltlichen Ziel immer wieder auch die Gemeinschaft und die Freude am gemeinsamen Engagement betont. Selbst wenn große Konzerne am Ende gewinnen würden, geht es ihm darum, sich prinzipiell eingesetzt zu haben: *„Der Weg ist das Ziel. Und dadurch, dass ich einfach etwas tue, habe ich an diesem Tun schon eine Freude. Und ich lerne nette Leute kennen [...].“* (Olaf, Z. 1128 f.)

„Aber wichtig ist ja letztendlich, dass irgendwo mal was ankommt, dass es sich dann über die Presse verteilt.“ (Franz) – Medienresonanz als Wirksamkeitsanzeiger mit Symbolcharakter

Für einige Interview-Partner*innen sorgt insb. eine hohe mediale Präsenz für deutlich mehr Wirksamkeit einer Protestaktion. Schaffen es Bilder oder Bewegtbilder – bspw. von einer Demo – in die Zeitung oder das Fernsehen, erhält die Aktion dadurch eine größere Aufmerksamkeit, was von Felix wiederum als Erfolg eines Protests verstanden wird. *„Also, es geht halt bei NGOs generell [...] darum, Aufmerksamkeit zu bekommen. Dafür sind Offline-Aktionen wichtig. Weil wenn die Leute in der Tagesschau um 20.15 sehen, das ist Campact, dann hast du schon wieder 1.000 Leute mehr.“* (Felix, Z. 633 ff.) Felix vertritt ein deliberatives Demokratieverständnis. Für ihn ist es wichtig, dass Debatten angestoßen, Informationen verbreitet und Menschen zu bestimmten Themen aufgeklärt werden, um am politischen Entscheidungsfindungsprozess teilnehmen zu können.

Auch Sarah hält Wirksamkeit größtenteils für mediale Wirksamkeit, da viele Protestaktionen in ihren Augen auf eine Symbolik ausgelegt sind, die auf die Bilderproduktion ausgerichtet ist. Einzig den Castor-Transport hält sie für ein Beispiel, das mehr Ernst-Charakter besitzt und das konkrete Ziel einer Blockade verfolgt. *„Weil das ist ja die Frage nach der Wirksamkeit. Und ein großer Teil ist natürlich die mediale Wirksamkeit, denk ich schon. Also viele Sachen sind ja mittlerweile auch symbolisch. Irgendwelche Ketten, die gemacht werden. Beim Castor hat das ein bisschen einen anderen Charakter. Da könnte man meinen, das hat so einen Ernst-Charakter.“* (Sarah, Z. 1055 ff.) Campact wiederum nennt Sarah als Paradebeispiel für Protestaktionen, die auf die Produktion von aussagekräftigen und bunten Bildern ausgelegt sind. Sie kann diese Strategie verstehen und lobt die Kombination von verschiedenen Protestformen bei der Kampagnenorganisation.⁷² Den Fokus auf Medienberichterstattung schätzt Sarah jedoch als zwiespältig ein. Denn die Medien stürzen sich ihrer Meinung nach insb. auf Gewalt und diskreditieren damit auch Teile der Protestaktionen, die sich bewusst gewaltfrei engagieren. *„Und ich sage mal, in dem Moment hat man die mediale Aufmerksamkeit, [...] das ist natürlich auch gespalten. Weil wenn die Medien vor allen Dingen auf die Gewalt fokussieren, die da im Feld passiert, und weniger auf die Gründe, warum dann Leute irgendwas machen, wird man ja diskreditiert sozusagen. [...] Da werden halt auch die Teile diskreditiert, die sich da bewusst gewaltlos verhalten.“* (Sarah, Z. 1074 ff.)

Während Medienresonanz auch vor der Digitalisierung schon als Wirksamkeitsanzeiger von Protesten galt und Felix mit der Tagesschau ein traditionelles Nachrichtenformat nennt, hat sich die Erzeugung und Verbreitung von Bildern durch die Digitalisierung und den Einsatz von Smartphones jedoch stark verändert. Bei kreativen Protestaktionen erstellen sowohl Teilnehmer*innen als auch Organisationen wie Campact zahlreiche Bilder, die sie später auf ihren Social-Media-Kanälen teilen und/oder für die digitale Erzeugung von weiterem Bildmaterial nutzen. Dadurch erhält der Protest eine deutlich größere Reichweite als wenn er nur in traditionellen Nachrichtenformaten wie der Tagesschau gezeigt worden wäre.

⁷² *„Bei Campact hat man das ja auch gemerkt, die versuchen das ja auch immer wieder mit medial wirksamen Aktionen zu verknüpfen, dass Bilder entstehen. Und die sehen ja einfach, wie das tickt und so, wie Meinung gemacht wird. Und so haben sie sich halt eben drauf eingestellt und dann werden eben die großen Ballons steigen gelassen und so was.“* (Sarah, Z. 914 ff.)

„[...] man muss da schon sehr idealistisch sein [...].“ (Sarah) – Benötigter Idealismus gegen ausbleibende Wirkung des individuellen Engagements

Sarah und Helena betonen insb., wie äußere Einflüsse den persönlichen Lebensstil verändern und wie es zu keiner Veränderung kommt, wenn man als einzige den Lebensstil nachhaltig gestaltet, alle anderen aber weiter nicht nachhaltig agieren. Egal, ob Verzicht auf ein Auto und Umstieg auf das Fahrrad oder Krötenschutz – wenn nur eine einzige Person ihr Verhalten ändert und niemand sonst, sind die Auswirkungen davon verschwindend gering. So schätzt es auch Sarah ein, die glaubt durch ihren Verzicht nur Platz für andere gemacht zu haben: *„Aber wenn ich mir das halt angucke, also so quasi seit ich das auch so selbstständig entscheiden kann, also so seit Anfang der 80er, ist dadurch ja nichts besser geworden. Im Gegenteil. Ich habe ja quasi nur Platz gemacht für die Anderen. Es sind mehr Autos geworden, die Autos sind größer geworden. [...] Also, die persönliche Veränderung bewirkt ja nichts oder bzw. die verpufft! [...] Ich fahre Fahrrad. – Das nützt aber nichts, wenn dann alle Anderen Auto fahren. Ich mache dann nur Platz für die Anderen.“* (Sarah, Z. 430 ff.) Genauso sieht das auch Helena, die aus diesem geringen Einfluss eines Einzelnen ableitet, dass sie bzgl. ihrer politischen Einstellung immer weiter nach links driftet und sich deshalb neben dem Naturschutz im BUND noch eine zweite außerparlamentarische Engagementmöglichkeit in Form von Campact gesucht hat: *„Irgendwann stellt man dann fest, ist zwar schön und gut, wenn du da draußen rumrennst und Naturschutz machst, aber wenn die anderen drum herum nur noch Auto fahren und Straßen bauen und sonst was machen, musst du wo anders angreifen. Ich merke auch schon, dass ich so eigentlich immer weiter nach links drifte, ja. Und, dass ich eigentlich mit Parteien [...] überhaupt nichts anfangen kann.“* (Helena, Z. 111 ff.) Während sich Konzepte der politischen Wirksamkeit (Campbell et al. 1954, Verba/Schlozman/Brady 1995) mit den wahrgenommenen Einflussmöglichkeiten der Bürger*innen auf das politische System und ihren persönlichen Fähigkeiten befassen, sollten solche Wirksamkeitskonzepte noch um den Aspekt des Einflusses auf Gesellschaft und andere Bürger*innen erweitert werden. Sarah und Helena beschreiben hier den Einfluss ihrer persönlichen Aktivitäten auf Gesellschaft, nicht auf das politische System als solches. Das CVM von Verba/Schlozman/Brady (1995) befasst sich zwar mit Aspekten der Rekrutierung von anderen Bürger*innen aus dem Umfeld von Freund*innen, Familie, Arbeitskolleg*innen usw., lässt große gesamtgesellschaftliche Wirksamkeit aber außer Acht.

Für Sarah wäre es eine Lösung des Problems, eine Bewusstseinsveränderung bei Leuten aus dem Umfeld zu erreichen. Mehr Menschen für das Thema zu begeistern und eine Veränderung in deren Handlungen zu bewirken. Sarah

sieht jedoch auch Hindernisse, die gegen eine Auseinandersetzung mit einem bestimmten Thema sprechen: Keine Bereitschaft, sich mit einem Thema auseinanderzusetzen, ungünstige gesellschaftliche Rahmenbedingungen, die verhindern Veränderungen bei sich selbst vorzunehmen oder dass ein Thema einfach nicht „zieht“: *„Ja, bei sich anzufangen und halt andere Leute im Umfeld zu überzeugen, dass sie es halt eben auch machen. Und da gibt's ja verschiedene Hindernisse. Das eine kann sein, dass das Thema halt gerade überhaupt nicht zieht, das andere kann sein, dass die Leute dazu nicht bereit sind. Und es kann aber auch sein, dass einfach halt die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dagegen sprechen, eine Veränderung bei sich selbst vorzunehmen.“* (Sarah, Z. 453 ff.) Diese Abhängigkeit von äußeren Rahmenbedingungen erklärt Sarah mit Bezug auf das Konzept des Gefängnisses bei Foucault⁷³ und sagt aus, sich abgesehen davon jedoch nicht besonders abhängig zu fühlen: *„Auf jeden Fall, vom Foucault gibt's ja das mit dem Gefängnis. Das ist im Prinzip, dass Strukturen einen durchdringen und dass man zwar vermeintlich frei ist, aber ist es gar nicht mehr. Sonst würde ich eigentlich sagen: Nee, ich fühle mich nicht sonderlich abhängig. Weil ich halt für mich privat möglichst viel versuche, so zu arrangieren, dass ich denke, dass das für mich richtig ist und passt. Aber ich meine, auf der anderen Seite bin ich natürlich doch auch Rahmengengebenheiten ausgeliefert.“* (Sarah, Z. 1279 ff.)

Neben hoffnungsvollen Einschätzungen ist Sarah jedoch auch der Meinung, dass ihr zivilgesellschaftliches Engagement und ihr alltägliches Handeln sehr idealistisch sind. Gegen den Strom zu schwimmen erfordere aber einen solchen Idealismus: *„[...] weil einfach der Widerstand, gegen den man quasi die ganze Zeit anschwimmt, zu groß ist. Also man muss da schon sehr idealistisch sein, um eben so wie ich immer mit dem Fahrrad zu fahren.“* (Sarah, Z. 458 ff.) Hier zeigt sich erneut Sarahs hohe Frustrationstoleranz. Ihre Einschätzungen halten sie nicht davon ab, sich weiter zivilgesellschaftlich zu engagieren. Auch Felix (Z. 119 ff.) weiß von Freund*innen, die im politischen Tagesgeschäft arbeiten, dass diese mit Idealismus in ihre Jobs reingehen und später desillusioniert rauskommen. Diese Erfahrungen prägen auch ihn und seine Einschätzung zur Wirksamkeit von Protestaktionen.

Negativ beurteilen Mareike und Sarah auch die Gesamtsituation, wenn sie zurückblicken und überlegen, was sich bisher verbessert hat. Wie schon beschrieben hat Sarah das Gefühl, dass sie durch ihren Auto-Verzicht nur mehr Platz für andere Autofahrer*innen gemacht hat und sieht auch generell keine längerfristigen und stabilen Alternativen für Mobilität ohne Auto. Mareike kann beim Blick

⁷³ Siehe dazu: Foucault (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses.

zurück auf vergangene Konflikte eigentlich nur Niederlagen nennen und sich konkret an keine Highlights erinnern. Stattdessen ist ihr nur im Gedächtnis geblieben, dass sie an Aktionen teilgenommen hat, damit nichts bewirkt hat und eventuell sogar noch vom Verfassungsschutz registriert wurde. *„Und wir haben ja leider immer verloren: Atomkraft haben wir versagt, ganz viele besetzte Gebäude haben wir versagt. Ja, es gab ein paar Highlights, die weiß ich jetzt aber auch nicht. Es sind so wenige! Also, man hat auch mal gewonnen, aber so wenig, dass man sich gar nicht dran erinnert, sondern eben nur daran erinnert: Tja, hat ja eh nichts gebracht. Biste hingegangen, haste womöglich noch aufgeschrieben gekriegt, Verfassungsschutz keine Ahnung, und ja.“* (Mareike, Z. 423 ff.) Auch Mareike besitzt eine sehr hohe Frustrationstoleranz. Sie erinnert sich an keine konkreten Erfolge ihrer Proteste und engagiert sich trotzdem weiterhin, insb. im Bereich Online-Aktivismus. Allerdings zeichnet Mareike (wie zuvor beschrieben) ein sehr negatives Bild von Politiker*innen und politischen Entscheidungsfindungen aus. Sie hat ein geringes Vertrauen in die Politik und beschreibt Lobbyist*innen als die eigentlichen Politik-Machenden. Politiker*innen würden nur lügen und betrügen. Ob diese kritische Einstellung Konsequenz von Mareikes empfundenen Protest-Niederlagen ist oder bereits davor so bestand, lässt sich anhand des Interviewmaterials nicht klären.

„Weil die einen auf Trapp halten [...].“ (Franz) – Nachhaltiges Engagement im Rahmen von Campact

Einen Campact-spezifischen Aspekt beim Thema Nachhaltigkeit erwähnen Franz und Valeria, die die Arbeit der Organisation nachhaltig und gut finden und angeben, wegen den vielen Mitmachmöglichkeiten von Campact aktiver zu sein, als sie das ohne Campact wären. Ohne Campact wäre Franz laut eigener Aussage schon auf dem Sofa eingeschlafen. Er erzählt, dass er besonders die Straßenaktionen von Campact schätzt, weil alleine nur Unterschriften-Aktionen ihm nicht das Gefühl geben, wirklich etwas gemacht zu haben. *„Dass es Campact gibt, hat bestimmt dazu geführt, dass ich wesentlich häufiger unterwegs bin. Weil die einen auf Trapp halten, wenn man so will. Wenn man den Trapp dann mitmacht, dann ist das gut. Also wenn nur einmal im Jahr eine Demo ist und sonst nichts, dann wäre ich wahrscheinlich wieder auf dem Sofa eingeschlafen. [...] Und alleine stell ich mich nicht mit dem Schild irgendwo hin. Oder joa, Unterschriften-Aktion: Kann man mitmachen, kann man nicht mitmachen, merkt nach außen keiner. Man hat auch nicht das Gefühl, als hätte man richtig was gemacht. Und deswegen freut mich, dass Campact so viel macht.“* (Franz, Z. 336 ff.) Valeria lobt an Campact insb., dass sie Themen aufgreifen, die ihr nah gehen und am Herzen liegen: Gerechtigkeit und Schutz des Lebens. Dabei sieht sie eine direkte positive Auswirkung auf ihr

Leben, bspw. beim Thema Mietpreisbremse, die bewirkt, dass Valeria sich eine annehmbare Wohnung leisten kann.⁷⁴

„Das ist die Zukunft des BUND!“ (Olaf) – Nachhaltiges Engagement beim BUND bedeutet, die Jugend mehr einzubeziehen

Einen BUND-spezifischen Aspekt beim Thema Nachhaltigkeit stellt wiederum die Debatte um den Einbezug der Jugend dar. Helena und Olaf fordern mehr Mitspracherecht für Jugendliche und generell das Anwerben von Jugendlichen, damit einzelne Ortsgruppen nicht aussterben. Für Olaf ist die Jugend die Zukunft des BUND und deswegen müsse diese auch das Gefühl vermittelt bekommen, dass sie ernst genommen werde und wichtig sei. *„Also, was sie [BUND] auf jeden Fall besser machen könnten, sollten, das ist aber eine ganz schwierige Sache, ist: Der Jugend mehr Mitsprache geben, der BUNDjugend. [...] Um eben zu hoffen, dass die dann irgendwie sich wichtiger genommen fühlen, im Positiven. [...] Das ist die Zukunft des BUND! Wenn man die aussperrt, dann kann man sich auch gleich begraben, wenn man nur so ein Alte-Herren-Verein ist.“* (Olaf, Z. 921 ff.) Ein notwendiger Schritt hin zu einem Gefühl von Wichtigkeit ist es in Olafs Augen, dass der Jugend mehr Verantwortung übertragen werden müsste. Als Positivbeispiel hierfür zieht er die Grünen heran, die es schaffen würden, jungen Engagierten früh viel Verantwortung zu übertragen und ihnen dann trotz eventueller Rückschläge und Fehler durch diese Erfahrungen einen hohen Lerneffekt ermöglichen.⁷⁵ Durch diese Strategie hofft Olaf, dass die betreffenden Personen ein erfülltes Aktiveren-Leben haben und sich dadurch die Lücke zwischen BUNDjugend und den älteren Aktiven schließt. Dass bei Verbänden wie dem BUND der Mittelbau fehlt, wurde unter dem Aspekt der Vereinbarkeit von Familie und Beruf mit Aktivismus zuvor schon behandelt.

⁷⁴ *„Vor allem weil ich das Gefühl habe, dass sie eben meinem innersten Thema oder obersten Thema gerecht werden, Leben zu schützen oder Leben zu erhalten [...] und das wirkt sich natürlich dann auf mein Privatleben aus. Wenn sie es tatsächlich schaffen, dass ein Stopp hier in Berlin stattfindet, gegen Miethaie und so was alles, dann wirkt sich das natürlich auch für mich aus, dass ich mal eine annehmbare Wohnung auch bezahlen kann.“* (Valeria, Z. 1229 ff.)

⁷⁵ *„Die [Grünen] geben den Leuten, wenn die sich engagieren, sehr früh sehr viel Verantwortung – vergleichsweise, finde ich. Da fliegt dann auch mal irgendwas auseinander oder auf die Nase oder läuft falsch, aber ‚so what?‘ ist halt so. Das lernen die Leute. [...] Und die Hoffnung ist ja dann, dass man den Leuten, wenn die dann quasi ein erfüllteres Aktiveren-Leben hatten, dass die dann irgendwie später wieder zurück kommen, bleiben oder so, obwohl sie meinetwegen heiraten, Kinder kriegen usw. Weil das einfach schade ist, dass so wenige junge Leute da zum BUND finden und dann eben dieser Mittelbau, das Mittelalter quasi komplett fehlt.“* (Olaf, Z. 940 ff.)

Um das Aussterben einzelner Ortsverbände zu verhindern, wünscht sich auch Helena mehr Teilnahme von jungen Leuten. Durch einen immer flexibleren Lebensstil und weniger Ortsbezug erklärt sie sich, dass junge Leute sich nicht an Ortsverbände wie den BUND binden wollen. Eine Gegenmaßnahme wäre in ihren Augen das Investieren in Kindergruppen, die dann später neue Ortsverbände gründen könnten.

Zusammenfassung

Die meisten Interview-Partner*innen unterstützen die These von Habermas (1992), dass sich eine ‚gute‘ Demokratie dadurch auszeichne, dass in einer deliberativen Demokratie alle Bürger*innen die Möglichkeit haben sollten, sich und ihre Stimmen über Debatten und Kommunikation auf Augenhöhe einzubringen. Eine Stärkung der Demokratie erfolgt dadurch, dass Diskussionen angestoßen, Informationen verbreitet, Menschen aufgeklärt und damit in die Lage versetzt werden, an politischen Prozessen teilzunehmen. Laut einiger Interview-Partner*innen führt folglich u. a. eine hohe mediale Präsenz zu mehr Wirksamkeit einer Protestaktion. Es wird jedoch auch kritisiert, dass Bürger*innen oft nicht in der Lage seien, autonome Entscheidungen zu treffen, da ihnen das Verständnis für komplexe politische Zusammenhänge fehle. Gleichzeitig fordern einige Interview-Partner*innen aber auch mehr direktdemokratische Elemente oder gar ein ganz neues Wirtschaftssystem.

Etwa die Hälfte der Interview-Partner*innen bezeichnet es als Pflicht und/oder Selbstverständlichkeit, sich zu engagieren. Darüber hinaus vertreten einige der Meinung, dass jede/r bei sich anfangen müsse und es um jeden einzelnen Beitrag gehe. Prüft man die These mit Blick auf Bennetts (2008) „dutiful citizenship“, zeigt sich nur eine teilweise Übereinstimmung. Denn die Interview-Partner*innen sehen ihre Pflicht auch über den Bereich der Wahlbeteiligung hinaus für andere Formen der Partizipation. Sie halten es nicht für ausreichend, sich alle vier Jahre mit einer Stimmabgabe bei der Wahl in Politik einzumischen, sondern sehen ihre Verantwortung vielmehr in der alltäglichen Gestaltung von Gesellschaft und dem Miteinander. Während einige von ihnen dabei neue, kreative Partizipationsformen wählen, bleibt auch die klassische Mitgliedschaft in Vereinen und Umweltorganisationen wie dem BUND für sie attraktiv.

Ein Interview-Partner beobachtet im Freundeskreis, dass viele junge Menschen nicht wählen und hofft, über andere Engagementformen Interesse für Partizipation wecken zu können. Er vermutet, dass über kreative und insb. auch digitale Informations- und Partizipationsangebote („engaged citizenship“) junge Leute langfristig auch wieder einen Zugang zur Stimmabgabe bei Wahlen („citizen duty“) finden.

Mehrere kritische Äußerungen beschreiben Uppendahls (1981) Repräsentationstyp des Delegierten, der seine Entscheidungen basierend auf dem Wählerwillen zu treffen hat und das eigene Urteilsvermögen zurückstellen muss. Die Sorgen dieser Interview-Partner*innen beschrieb schon Crouch (2008), der einen großen Einfluss von Lobbygruppen und ein Verfolgen rein ökonomischer Interessen beklagt.

Etwa die Hälfte der Gesprächspartner*innen beschreibt das sie motivierende Gefühl, direkt und sichtbar Einfluss zu nehmen, meinungsbildend zu agieren oder kann Positivbeispiele für Veränderungen nennen. Andere Bürger*innen benennen Praktiken wie z. B. das Gärtnern als eine Form direkter Sichtbarmachung von Aktivismus. Diese Aussagen veranschaulichen Bennetts (2008) Bürgerschaftsverständnis einer „actualizing citizenship“ und Deweys (1988) Konzept einer Demokratie als Lebensstil.

Bezüglich der „external efficacy“ (Campbell et al. 1954; Verba/Schlozman/Brady 1995: 346 f.) – der wahrgenommenen Offenheit des politischen Systems für individuelle Beeinflussung – vertreten einige Bürger*innen die Meinung, dass die Größe des Einflusses häufig von Faktoren wie Macht, Thema und Reichweite des Problems abhängig sei. Einige Interview-Partner*innen schätzen ihre Möglichkeiten hier grundsätzlich als gering ein. Persönliche Einschätzungen der „internal efficacy“ und „external efficacy“ (Campbell et al. 1954) ermöglichen zwar Aussagen über das Bürgerschaftsverständnis, Aussagen zur tatsächlichen politischen Wirksamkeit (Verba/Schlozman/Brady 1995: 346 f.) eines Individuums sind bei Gruppenaktivitäten jedoch schwer zu treffen. Für manche Bürger*innen stellt sich folglich die Frage, wie sie persönlich einen Unterschied machen (können). Einige verknüpfen ihre „internal efficacy“ (Campbell et al. 1954, Verba/Schlozman/Brady 1995: 346 f.) auch mit Aspekten des Spaßes. Wer seine Fähigkeiten sichtbar einbringen kann und Spaß dabei hat, ist motiviert sich weiterhin zu engagieren.

Während genannte Konzepte Einschätzungen zur möglichen Beeinflussung des politischen Systems enthalten, könnten sie noch um einen Aspekt erweitert werden: Einige Interview-Partner*innen beschreiben ihre Wirkungskräfte auf die Gesellschaft und andere Bürger*innen, nicht auf das politische System als solches. Das CVM (Verba/Schlozman/Brady 1995) befasst sich zwar mit der Rekrutierung von anderen Bürger*innen aus dem Umfeld, lässt eine gesamtgesellschaftliche Wirksamkeit jedoch außer Acht.

Während viele bestehende Konzepte durch das Interviewmaterial bestätigt werden, zeigt sich jedoch auch, dass in der Protestforschung einige Themen bisher noch nicht ausreichend erforscht wurden. Für viele Interview-Partner*innen ist das ganzheitliche Handeln so wichtig, dass sie Job und Engagement miteinander

verbinden möchten oder sich explizit für Teilzeitarbeit entschieden haben, um Zeit für ein Ehrenamt zu haben. Sie fordern eine neue Zeiteinteilung, die neben Arbeit und Freizeit als drittes Element auch zivilgesellschaftliches Engagement berücksichtigt und damit als festen Bestandteil des täglichen Lebens anerkennt. Wenn sich Bürger*innen für die Gemeinschaft einbringen, bspw. durch die Erzeugung von eigenem Obst und Gemüse, das Reparieren von Gegenständen oder das Teilen anderer Fähigkeiten, sei in Konsequenz für alle eine Teilzeitstelle ausreichend, um den benötigten Lebensunterhalt zu verdienen. So würde Engagement wertgeschätzt und explizit Zeit dafür eingeräumt werden. Damit würde auch die Frage nach der Vereinbarkeit von Familie, Beruf und Engagement leichter zu beantworten sein.

Ein weiterer Aspekt, der in der bisherigen Literatur nicht ausreichend berücksichtigt wird, ist das Abwerten des eigenen Handelns. Einige Interview-Partner*innen zählen eine Vielzahl von aktiven Mitgliedschaften und Teilnahme an Protestpraktiken auf, um dies anschließend als „wenig“ oder „unpolitisch“ zu bezeichnen. Wichtig für das Selbstverständnis einiger Aktiven ist auch die Einstellung, ‚für‘ etwas zu sein, anstatt immer nur ‚dagegen‘, bspw. bei der Energiewende und der Anti-Atom-Bewegung. Hierbei erhoffen sie sich eine positive Außendarstellung der Umweltschutz-Bewegung und wollen einer Abstumpfung durch Katastrophenszenarien und Verzichtsempfehlungen entgegenwirken. Die von Crouch (2008) beschriebene Apathie gegenüber der Politik, kann laut einiger Interview-Partner*innen damit auch auf zivilgesellschaftliches Engagement übertragen werden. Es werden neue Strategien entwickelt, die ein positives Bild der Bewegung zeichnen sollen.

Auch die Themen ‚Burnout im Aktivismus‘ und ‚Frustrationstoleranz‘ sind bisher nur wenig untersucht. Eine tiefgehende Auseinandersetzung könnte vielversprechende Einblicke in die langfristigen Motive von Engagierten, aber auch Inaktiven ermöglichen. Wie reagiert man auf Niederlagen von Protestbemühungen, auf Absagen von Freund*innen oder auf ausbleibende Erfolge? Dieser Aspekt wird insb. mit Fokus auf Emotionen im nun folgenden Unterkapitel ausführlicher thematisiert.

Dieses Unterkapitel hat darüber hinaus deutlich gemacht, dass einige Bürger*innen eine scharfe Trennung zwischen praktischem Umweltschutz und gesellschaftspolitischem Engagement oder zwischen parteipolitischem und gesellschaftlichem Interesse vornehmen. Sie differenzieren stärker zwischen Zivilgesellschaft und Politik bzw. unkonventionellen und konventionellen Formen der Partizipation, als dies in oben genannten Theorien meist berücksichtigt wird. Basierend auf den Interviews kann auch festgehalten werden, dass sich die Protest-Bürger*innen der Gegenwart deutlich mehr Herausforderungen gegenüber

gestellt sehen, als es bisherige Literatur thematisiert: Bspw. die Schwierigkeit, sich selbst immer und überall an die eigenen Prinzipien zu halten, bei der Vielzahl von Niederlagen und Absagen nicht frustriert das Engagement einzustellen oder auch der Versuch, aus dem existierenden Wirtschafts- und Politiksystem auszubrechen und eine eigene Zeiteinteilung bzgl. Beruf, Freizeit und Engagement vorzunehmen. Die Rolle von Sichtbarkeit und Visualität hat sich für Bürger*innen insofern geändert, als dass heute deutlich mehr Akteure Inhalte öffentlich (und digital) platzieren und den politischen Diskurs so mitgestalten können. Darüber hinaus verstehen die meisten unter Sichtbarkeit von Protest jedoch medienunabhängig den Erfolg von Protestpraktiken. Eine hohe Medienresonanz gilt dabei weiterhin als Wirksamkeitsanzeiger mit Symbolcharakter.

5.3 Emotionen und Affekte

Während Aspekte wie Freude, Spaß, aber auch Frustration in den bisherigen Unterkapiteln bereits eine Rolle spielten, geht das nun folgende Abschnitt 5.3 nochmal explizit und ausführlich auf Emotionen und Affekten ein und stellt eine detaillierte Analyse der Kategorien Ursprung, Motivation, Emotionen, Kollektive Identität und Mitgliedschaft dar. Um diese fünf aus dem Interviewmaterial gewonnenen Kategorien angemessen als Faktoren einer Entscheidung für und gegen Partizipation zu untersuchen, werden an dieser Stelle zuerst Forschungsansätze aus dem Bereich „Emotionen und Partizipation“ zusammengetragen. Hier spielen insb. die Arbeiten von Goodwin/Jasper/Polletta (u. a. 2004) eine tragende Rolle. Nach dieser theoretischen Auseinandersetzung mit der Literatur zu Emotionen und Affekten, folgt unter 5.3.1 ein Fokus auf konkrete Ursprungs- und Auslöser-Momente für Partizipation und die gegenwärtige Motivation von Aktiven, sich im Bereich der Umweltschutz-Bewegung einzusetzen (vgl. u. a. McAdam 1989, Teske 2009 oder Han 2009). Hierbei spielen auch die Faktoren Spaß und Ortsbezug eine wichtige Rolle. Das Abschnitt 5.3.2 befasst sich im Anschluss dann mit Konzepten der Kollektiven Identität und Mitgliedschaftsverständnissen – zwei Faktoren, die ähnlich wie Ursprungsmomente und Motivationen, häufig stark an Emotionen und Affekte gebunden sind. Hier spielen insb. die Werke von Melucci (1996) oder Castells (1997) und auch von Bennett/Segerberg (2012) eine wichtige Rolle.

In der Psychoanalyse wird zwischen Emotionen und Affekten unterschieden (Diehl 2012: 164 f.). Affekte sind hierbei weitgehend unterbewusst und situativ, während Emotionen bewusst und damit auch verbalisierbar sind (ebd.: 164). Auch der vorliegenden Arbeit liegt das Verständnis zugrunde, dass Affekte kurzfristige

und unbewusste Gefühle sind, welche bspw. Auslöser für politische Partizipation sein können. Emotionen sind hingegen längerfristige und bewusste Gefühle, die ein Individuum in diesem Moment schon verbalisieren kann und welche langfristig als Motivation für eine gegenwärtige Partizipation gelten können. Auch Affekte können verbalisiert werden, tendenziell jedoch eher rückblickend und nach Vergehen einiger Zeit, in der das Individuum früheres Handeln reflektieren und erklären kann. Die Unterscheidung zwischen Affekten und Emotionen spiegelt sich hier in der Analyse der Kategorien Ursprung und Motivation wieder. Ursprünge von Engagement können oft erst rückblickend verbalisiert werden und basieren häufig auf Affekthandlungen, während Motive für Engagement gegenwärtige und bewusste Emotionen darstellen.

Für Goodwin/Jasper/Polletta (2004: 413 f.) sind Emotionen und Affekte ein Teil jeglichen sozialen Handelns von Menschen. In den Sozialwissenschaften und in der Forschung über Soziale Bewegungen seit den 1970er Jahren seien sie jedoch vernachlässigt worden. Erst seit den 1990er Jahren wurden Emotionen in Protest, Sozialen Bewegungen und politischen Konflikten untersucht. Ein „cultural turn“ (u. a. Bachmann-Medick 2006) in den Sozialwissenschaften hat dazu beigetragen, Emotionen nicht mehr als rein biologisches, sondern auch als durch die Kultur und ihre Normen geformtes Phänomen zu sehen. Dass Emotionen zuvor nicht adäquat erforscht wurden, hängt laut Goodwin/Jasper/Polletta (2004: 413 f.) einerseits mit Unklarheiten der Konzeptualisierung zusammen, andererseits auch mit dem Bestreben von Bewegungsforscher*innen, die Rationalität Beteiligter hervorzuheben und gegenüber früheren Theorien von irrationalem Verhalten von Massenprotesten zu verteidigen. Dabei übersahen solche Theorien, dass es verschiedene Typen von Emotionen und Affekten gibt und nicht alle gleichermaßen zu irrationalem Handeln führen, wie dies bei plötzlichen, reflexhaften Emotionen und Affekten der Fall sein kann (ebd.).

Emotionen und Affekte unterscheiden sich in ihren Ursprüngen und Auswirkungen auf das Handeln. Entsprechend ist es notwendig, verschiedene Formen zu differenzieren. Goodwin/Jasper/Polletta (ebd.) unterscheiden zwischen „immediate reflex emotions, longer-term affective commitments, moods, and emotions based on complex moral and cognitive understandings.“ Diese vier Typen werden im Folgenden beschrieben.

Die erste Kategorie von Emotionen bei Goodwin/Jasper/Polletta (ebd.: 416 ff.) sind reflexhafte Emotionen, „reflex emotions“, oder im Folgenden auch als Affekte bezeichnet. Zu ihnen gehören die Gefühle Angst, Überraschung, Wut, Ekel, Freude und Trauer. Diese treten plötzlich und unwillkürlich auf, ohne vorhergehende kognitive Verarbeitung, ähnlich wie bei einem Muskelreflex. Die

Gefühle lösen automatisches, nicht zu unterdrückendes und daher potenziell irrationales Verhalten aus. Goodwin/Jasper/Polletta (ebd.) betonen jedoch auch, dass eine Reihe von Studien darauf hinweist, dass Reflex-Emotionen den Fokus auf ein Problem zeitweilig erhöhen und damit zu rationalerem Handeln beitragen können. Die Autor*innen weisen darauf hin, dass auch innerhalb der Kategorie der Reflex-Emotionen deutliche Unterschiede in Bezug auf die Auslöser und Effekte dieser Emotionen bestehen. „The fact that we use the same term to cover rather different feelings does not mean they have the same causes and effects. Expressions of reflex emotions may be similar across cultures, furthermore, but their causes are not“ (Goodwin/Jasper/Polletta 2004: 418).

Die zweite Kategorie von Emotionen sind affektive Emotionen. Sie können positiver wie negativer Art sein und bestehen oft über längere Zeit gegenüber Menschen, Orten, Ideen und Dingen. Zu ihnen gehören Liebe, Hass, Respekt und Vertrauen. „[...] affective emotions such as love and hate, respect and trust normally persist over a long period of time. Affects are positive and negative commitments or investments [...] that we have toward people, places, ideas, and things. Commitment to a group or cause may be based on instrumental calculations and morality, but it is also based on affection.“ (ebd.)

Affektive Bindungen zeigen an, wer und was Individuen besonders wichtig ist. Damit schaffen sie Motive für Partizipation in Sozialen Bewegungen. Z. B. weil Menschen dabei Zeit mit Freund*innen verbringen, weil sie geliebten Menschen helfen wollen, weil sie ihre Gegner hassen, weil sie einen Ort lieben oder weil sie Loyalität gegenüber einer Gruppe empfinden. „Our affects give us our basic orientations toward the world, especially telling us what we care most deeply about. They are the reason we bother to participate in movements at all rather than sit on the sidelines [...]. Collective identities, in fact, are nothing more or less than affective loyalties [...]“ (ebd.). Die Autor*innen betonen insb. die Rolle von Respekt und Vertrauen als ausschlaggebende emotionale Faktoren in Politik und Partizipation. „Respect and trust are crucial factors in politics. At a cognitive level, we tend to believe the statements of those individuals and organizations toward whom, at the emotional level, we have positive affects: We trust those we agree with, and agree with those we trust“ (ebd.: 419). Dabei können Führungsfiguren von Organisationen eine wichtige Rolle spielen. Identifikation mit ihnen und eine gewisse Bewunderung für sie verkörpern moralische Ideale einer Gruppe von Aktiven: „Successful leaders embody the moral ideals of a group, crafting a way of living that resonates with their followers. There is both identification with and admiration for leaders, who are both similar to their followers and at the same time superior (although some leaders emphasize their common attributes, others their unique qualities).“ (ebd.) Solche affektiven Emotionen können sich

auch lediglich auf Teilgruppen anstatt auf das gesamte Kollektiv richten (ebd.: 420). Laut Psychoanalyse müssen affektive Bindungen nicht bewusst sein, um Auswirkungen auf das Handeln zu haben (ebd.: 421).

Die dritte Kategorie bezeichnet Stimmungen – „moods“ (ebd.). Dies sind vorübergehende Gefühle, die die Ausrichtung von Intentionen und Handlungen in verschiedene Richtungen lenken können. Stimmungen wie Fatalismus, Resignation und Pessimismus können paralisieren und demobilisieren, während Optimismus wiederum eine mobilisierende Wirkung besitzt, da er die Selbstwahrnehmung der Handlungsfähigkeit und von Visionen für die Möglichkeiten eines politischen oder sozialen Wandels stärken kann (vgl. Bogerts 2015: 233). Stimmungen sind nicht gegen ein bestimmtes Objekt gerichtet, sondern von einer Situation auf die andere übertragbar, u. a. weil sie auf biochemischen Prozessen beruhen. Damit können Stimmungen auch Auswirkungen auf spätere Situationen haben und Handeln langfristig beeinflussen. „Most emotions take a direct object – we are afraid of something, we love someone – but moods do not. Moods are modular or transportable emotions. We typically carry a mood from one situation to the next, in part because most moods are apparently correlated with biochemical changes. [...] Thus, a mood formed in one context may affect how we think and act in another.“ (Goodwin/Jasper/Polletta 2004: 421)

Wie im vorangegangenen Abschnitt 5.2 „Bürgerschaftsverständnis“ beschrieben, haben Individuen nicht immer und ausschließlich langfristige, große Ziele, sondern sind teils auch mit Kompromissen und Zwischenzielen zufrieden. Eine zufriedene Stimmung stellt sich bei ihnen dann schon dadurch ein, dass sie wissen, gehandelt und es probiert zu haben. „Participants do not necessarily believe that the movement’s goals will be realized. Rather, their satisfaction comes in acting now, in the face of those who deny their capacities for courage, dignity, and coordination [...]. And it comes from acting on behalf of their children, and their children’s children, on the basis of the possibility – not the certainty – that they will eventually win“ (ebd.).

Die vierte und letzte Kategorie befasst sich mit moralischen Emotionen, welche aus kognitiven Prozessen und einem moralischen Bewusstsein heraus entstehen und eine normative Sicht auf die Welt, den eigenen Platz in dieser Welt, das eigene Handeln sowie die Kultur reflektieren. Beispiele für moralische Emotionen von Individuen sind Scham und Stolz. „Perhaps the largest group of emotions arise out of complex cognitive understandings and moral awareness, reflecting our comprehension of the world around us and sometimes of our place in it. They reflect cultural variations and constructions much more than reflex emotions do. Some of these moral emotions reflect judgments, often implicit, about our own actions.“ (ebd.: 422)

Doch auch andere Menschen und deren Handeln können durch moralische Emotionen wie Neid oder Empörung bewertet werden. Empörung steht im Zentrum vieler Sozialer Bewegungen und mobilisiert Menschen, sich der entsprechenden Bewegung anzuschließen. Bewegungsorganisationen selbst arbeiten aktiv daran, moralische Emotionen zu stimulieren und verbreiten, welche dann wiederum das Bild der Bewegung prägen. Da moralische Emotionen eng mit Kognition verbunden sind, kommen Framing, Narrativen und Diskursen hierbei einflussreiche Rolle zu (vgl. Goodwin/Jasper/Polletta 2004: 423).

Zwei weitere relevante Terminologien liefert Jasper (2011) mit den Begriffen „moral shock“ und „moral batteries“. Mit dem ersten Begriff bezeichnet Jasper (ebd.: 289) ein Gefühl, welches aus einem Event oder einer Information resultiert, die dem Individuum zeigt, dass die Welt nicht das ist, wofür es sie bisher gehalten hat. „[...] the vertiginous feeling that results when an event or information shows that the world is not what one had expected, which can sometimes lead to articulation or rethinking of moral principles.“ Aus einem solchen Aha-Moment heraus kann ein Überdenken der eigenen Prinzipien und des eigenen Handelns entstehen. Mit dem Begriff der „moral batterie“ bezeichnet Jasper (ebd.: 291) wiederum die Spannung zwischen einem negativen und einem positiven Pol, welche dazu beitragen kann, dass Aktionen angeregt werden. „One category, which I call moral batteries, consists of a positive and a negative emotion, and the tension or contrast between them motivates action or demands attention. An emotion can be strengthened when we explicitly or implicitly compare it to its opposite, just as a battery works through the tension between its positive and negative poles.“ Das Gefühl von Hoffnung nennt Jasper dabei als eines der häufigen Positiv-Pole der Batterie. Grundsätzlich ist es oft der Kontrast zwischen einer gegenwärtigen Situation, in der Dinge nicht gut laufen, und einem Zukunftsszenario, das beschreibt wie die Dinge eigentlich sein müssten. Aus Mobilisierungsgründen greifen Organisationen hier laut Jasper (ebd.) häufig zum Stilmittel der Übertreibung: „A more generic form of moral battery combines hope for future change with fear, anxiety, and other suffering in the present. Most successful organizers exaggerate the promise of the future as well as the suffering of the present. The excruciating contrast between the way things are now and the way things might be helps motivate protest and political action.“

Im deutschen Kontext beschäftigen sich u. a. Betz (2016) und Brodde (2010) mit Spaß und Emotionen im Kontext von Protest. Laut Betz (2016) fehle es an empirischen Studien zu Emotionen in Protestaktionen und der bisherige Fokus läge meist ausschließlich auf negativen Gefühlen. Des Weiteren würden Protestereignisse jeweils mit Schwerpunkt auf den Protest untersucht werden, anstatt auch den Aspekt des Ereignisses stärker zu berücksichtigen. Während Humor,

Satire und karnevaleske Protestformen zwar als Instrumente berücksichtigt wurden, die aus taktischen und strategischen Gründen rational eingesetzt werden, fehlt Betz (ebd.: 11) die Interpretation dieser Aspekte als eigenständiges Motiv für Partizipation: „Bei all diesen Beschreibungen werden Humor, Satire und karnevaleske Formen instrumentell verkürzt und somit ihre kurzfristige, mitunter psychologische, Gemeinschaft und Sinn stiftende Wirkung über den Protestinhalt und die proklamierten Protestziele hinaus missachtet.“ Brodde (2010) zeigt hingegen Beispiele für Protestaktivitäten auf, bei denen Spaß und Humor nicht nur als Instrument verwendet werden, sondern positive Emotionen auch als Selbstzweck und Motiv wahrgenommen und beschrieben werden. Entsprechend lautet Betz (2016: 13 f.) These: „Selbst für langfristige (Protest-)Ziele gilt also, dass das Engagement auch kurzfristige Genugtuung zu irgendeiner Form bringen muss, um einen Menschen motivieren zu können. Diese kurzfristigen Belohnungen [...] bestehen nicht lediglich aus Wut-, Angst- und Frustrationsabbau – also aus der Reduzierung negativer Empfindungen – sondern (mindestens, wenn nicht gar vordergründig) auch aus positiven Gefühlen, die im Erlebnismoment und im in sich selbst genügsamen Vergnügen evoziert werden.“ Betz (ebd.: 275) entwickelt eine Typologie von eventisierten Protestereignissen, politisierten Events und einem dritten Protesthybrid, der die beiden Ebenen Protest und Vergnügen genuin miteinander verbindet. Er kommt zu dem Ergebnis, dass seine untersuchten Fallbeispiele alle auch „vergütete Ereignisse kollektiven Ungehorsams“ zum Anlass haben. Betz (ebd.) konnte zwar auch instrumentelle Elemente beobachten, doch Spaß und Vergnügen haben auch ihren Selbstzweck und dienen u. a. der Bildung einer Gemeinschaft und des Zugehörigkeitsgefühls: „Zwar konnte ich auch Instrumentalisierung feststellen: Mit Spaßankündigungen wird mobilisiert, freudige Protesthandlungen prägen einen positiven Eindruck gegenüber einer interessierten Öffentlichkeit und verbinden die Inhalte auch gegenüber den Teilnehmern mit positiven Emotionen. Darüber hinaus wird Vergnügen allerdings auch in seinem Selbstzweck als Wert für sich erlebt und dient der positiven Einbindung in eine Gemeinschaft, repräsentiert eine einende Vision und erhöht das Gefühl der Zugehörigkeit.“

5.3.1 Ursprung und Entstehung von Engagementbereitschaft und persönliche Motivation

5.3.1.1 Forschungsansätze zum Ursprung von Engagementbereitschaft und zur persönlichen Motivation

Die Forschung von McAdam (1989, 1999) stellt einen wichtigen Klassiker in der Biographieforschung und der Untersuchung von Ursachen und Motivationen für politische Partizipation dar. McAdam (1989) sammelte 1983/84 umfangreiche Umfragedaten von 212 Teilnehmer*innen des sogenannten ‚Mississippi Freedom Summer Projekts‘ (1964)⁷⁶ und von 118 Individuen, die sich dafür beworben hatten, angenommen wurden, aber nicht teilgenommen haben.⁷⁷ Ziel war die Untersuchung der kurz- und langfristigen politischen und persönlichen Konsequenzen von ‚high-risk activism‘ der Individuen oder wie McAdam (1989: 744) es formuliert: „I examine the activist, occupational, and marital histories of both groups and seek to determine what effect, if any, participation in the summer project had on the subsequent lives of the volunteers and ‚no-shows‘.“

Wichtige Ergebnisse dieser Forschung sind, dass die Projekt-Teilnehmer*innen aktiver waren als Nicht-Teilnehmer*innen und dies auch zum Zeitpunkt der Untersuchung (1983/84) noch waren. Ein großer Anteil der Teilnehmer*innen und der Absagenden war bereits vor dem Sommercamp politisch aktiv: 79 % der Teilnehmer*innen und 65 % der Absagenden gaben bei der Bewerbung an, in einer Bürgerrechtsorganisation beteiligt zu sein. Die Aktiven waren seltener verheiratet und hatten ein signifikant geringeres Einkommen als Nicht-Teilnehmer*innen. McAdam (ebd.: 750) unterscheidet zwischen kurzfristigen Folgen, die er für die Jahre 1964 bis 1970 abfragte, und langfristigen Folgen, für die er 1983/84 die

⁷⁶ Das Projekt hatte zum Ziel, in Mississippi möglichst viele afroamerikanische Wähler*innen zur Wahlregistrierung zu bewegen, da 1962 nur 5.3% dieser Bevölkerungsgruppe als Wähler*innen registriert waren. Neben dieser Kampagne wurden durch die Freiwilligen auch sogenannten ‚Freedom Schools‘, ‚Freedom Houses‘ und ‚Community Centers‘ zur Unterstützung und Aufklärung der afroamerikanischen Bevölkerung aufgebaut. Mehr dazu nachzulesen in McAdam (1989: 748ff.).

⁷⁷ McAdam (1989) beschreibt das 1964 Mississippi Freedom Summer Projekt als ein zeitaufwendiges und physisch anstrengendes Projekt. Im Vorfeld mussten Interessierte eine ausführliche Bewerbung ausfüllen, teilweise Gespräche führen, Begründungen für die Bewerbung angeben, bisherige Aktivitäten und eventuelle Verhaftungen usw. nennen. Insgesamt ergaben sich aus dem Bewerbungsprozess drei Gruppen: Die Abgelehnten, die Teilnehmer*innen und die Absagenden (diese wurden angenommen, nahmen dann aber doch nicht teil). Insgesamt: 1068 Bewerbungen, 720 Teilnehmer*innen, 239 Absagende, 55 Abgelehnte und 54 mit unklarem Status.

gegenwärtigen Einstellungen und Aktivitäten abfragte. Hierbei stellt er fest, dass die Teilnehmer*innen durch die 1960er Jahre hinweg deutlich aktiver waren als die Absagenden. Bspw. organisierten sie mit dreifach höherer Wahrscheinlichkeit bürgerrechtsrelevante Boykotte o.Ä. Außerdem waren 36 % der Teilnehmer*innen und 24 % der Absagenden als bezahlte Aktivist*innen berufstätig. McAdam (ebd.: 751) kommt zu dem Ergebnis, dass das Sommercamp von 1964 vielen Bürger*innen als Gelegenheit für einen Wechsel bzgl. ihrer politischen Aktivitäten diente und in großen Teilen die darauf folgende Aktivisten-Geschichte beeinflusste. Dabei waren zwei Faktoren besonders wichtig: Erstens, die Einschätzung des Individuums bzgl. der eigenen politischen Haltung vor und nach dem Sommercamp mit einem starken Wandel nach links. Zweitens, aktive Beziehungen zu anderen Aktivist*innen aus der gemeinsamen Zeit. Je höher die Zahl der noch bestehenden Kontakte, umso größer das Level des gegenwärtigen Aktivismus. Das Sommercamp hat folglich nicht nur die Einstellungen der Menschen verändert, sondern auch ein Netz von Beziehungen entstehen lassen. Wie wichtig ein solches Netz von Beziehungen ist, wurde bereits unter dem Aspekt der Ressourcen beschrieben und wird im Anschluss noch mit Blick auf kollektive Identitäten vertieft.

Auch bei den langfristigen Konsequenzen zeigte sich, dass die Teilnehmer*innen weiterhin aktiver blieben als die Absagenden und sie sich bzgl. der politischen Einstellung weiter links einordneten als diejenigen, die nicht am Sommercamp teilgenommen hatten. Entsprechend lautet die These von McAdam (1989: 753), dass eine Teilnahme am Sommercamp einen Aktivismus in den späteren 1960er Jahren durch eine Radikalisierung der Einstellung, stärkere Integration in politischen Organisationen und stärkere Integration in ein Beziehungsnetzwerk von Aktivist*innen begünstigt hat. Ein ausgeprägter Aktivismus in den 1960er Jahren habe eine starke Grundlage für gegenwärtigen Aktivismus geschaffen, indem er das Individuum an andere Individuen und Organisationen gebunden und politische Werte vertieft habe.

Aktivismus stärkt laut McAdam (ebd.: 754) grundsätzlich Beziehungen zu anderen und zu Organisationen. Diese Verbindungen machen es wahrscheinlicher, dass jemand engagiert bleibt, seine Werte vertieft und persönliche Veränderungen eintreten. Diese Veränderungen betreffen Arbeit, Familie und Beziehungen. Teilnehmer*innen des Sommercamps stiegen tendenziell später in einen Vollzeit-Job ein, wechselten den Job öfter und arbeiteten in den 1960er Jahren weniger als die Absagenden des Sommercamps.⁷⁸

⁷⁸ Bezüglich einer Heirat konnte McAdam (1989: 755) keine signifikanten Unterschiede feststellen: Teilnehmer*innen und Absagende heirateten gleich oft, waren gleich lang verheiratet

McAdam (ebd.: 757 f.) kommt zu dem Schluss, dass Teilnehmer*innen des Mississippi Freedom Summer Projekts nachhaltig durch dieses geprägt wurden: „[...] the summer volunteers have evidenced a remarkable continuity in their lives over the past 25 years. They have continued not only to voice the political values they espoused during the 60s, but to act on those values as well. They have remained active in movement politics. Moreover, in a variety of ways they appear to have remained faithful to the New Left imperative to treat the personal as political. Indeed, both their work and marital histories appear to have been shaped, to a remarkable degree, by their politics.“

In einer Studie von 1999 geht McAdam dem Zusammenhang zwischen politischen Erfahrungen und Orientierungen von Bürger*innen in den 1960/70ern und Entscheidungen über daran anschließenden Lebensverläufen nach. Die Forschungsfrage der Studie lautet, ob nicht-traditionelle politische Erfahrungen und Orientierungen während dieser Jahre mit später vorkommenden Abweichungen von traditionellen Lebensverläufen, z. B. kinderloses, verheiratetes Paar, Zusammenleben ohne Heirat, usw., zusammenhängen. McAdam (1999: 127) kommt zu dem Ergebnis, dass in allen Fällen einer Teilnahme an sogenannten ‚New Left Activities‘ signifikante Abweichungen im Lebensverlauf zu beobachten sind. Die Variablen NOKIDS (Individuum hat keine eigenen oder adoptierten Kinder), COHABIT (Individuum lebt unverheiratet mit jemandem zusammen) und NEVERWED (Individuum hat niemals geheiratet) kommen bei Teilnehmer*innen solcher Aktivitäten deutlich häufiger vor als bei Bürger*innen, die sich nicht im Bereich ‚New Left Activities‘ engagieren. McAdam (ebd.: 128) beschreibt einen starken Zusammenhang zwischen (Aus-)Bildung und Familiengründung: Eine Teilnahme am College verzögere den Eintritt in weitere Lebensphasen (Heirat und/oder Elternschaft) um mindestens vier Jahre.

Durch eine Hinzunahme fünf weiterer Variablen (links-liberale Mutter, links-liberaler Vater, früherer Konsum von Marihuana, frühe sexuelle Erfahrungen und im Alter von 18 Jahren die Äußerung des Wunsches nach einem anderen Leben als das gleichgeschlechtliche Elternteil) prüft McAdam (ebd.: 130 f.) vorausgegangene Einstellungen gegenüber Nichtkonformität. Er beobachtet einen starken Effekt zwischen einer links-liberalen Mutter und oben genannten Lebenslauf-Variablen. Von einer links-liberalen Mutter großgezogen zu werden kann folglich starken Einfluss auf spätere Lebensphasen haben. Die anderen vier Variablen hatten im Vergleich zur links-liberalen Mutter kaum bzw. keinen Einfluss.

und haben etwa im gleichen Alter geheiratet. Bei der Partnerwahl gaben jedoch zwei Drittel der Teilnehmer*innen und nur knapp die Hälfte der Absagenden an, dass ihr Engagement diese Wahl beeinflusst hätte.

Teske (2009) wiederum untersucht Motive und Ursachen von Engagement mit einem Fokus auf die Ziele, Träume und Gedanken von Aktivist*innen. Der Autor legt seiner Studie, die auf 80 Interviews basiert, ein breites Verständnis von Politik zugrunde, nach welchem es nicht nur um das Besetzen von Posten oder Beeinflussen der Regierung geht, sondern welches die großen Zusammenhänge von Gesellschaft und dem Zusammenleben verstehen möchte. Diese weite Vision von Politik erlaubt es zu verstehen, warum und wie viele der Aktivist*innen ihr Selbstverständnis mit Politik verbunden haben, obwohl die Aktivitäten nicht direkt Einfluss auf eine Regierung nehmen. Laut Teske (ebd.: 30) ist der/die durchschnittliche US-Amerikaner*in statistisch gesehen nicht politisch aktiv und beschäftigt sich mehr damit, den Alltag zu bestreiten. Er/Sie engagiert sich erst, wenn der eigene Lebensstil in Gefahr ist. Aktivismus ist damit ein reaktiver Schritt. Dabei ist der Begriff des ‚Aktivismus‘ häufig negativ konnotiert und suggeriert, dass jemand radikal sei, die bestehende Ordnung störe und vielleicht sogar gefährlich sei (Teske 2009: 32). Ein Aktivist ist demnach immer auch politisch. Er politisiert das Apolitische (bspw. durch Moralisierung).

Teskes Untersuchung konzentriert sich insb. auf zwei Punkte: 1) Die Vergleiche verschiedener Aktivist*innen führen dazu, dass Aktive artikulieren wollen, inwiefern sie anders sind und was sie zu Aktivist*innen macht. Dieses Streben führt zu einer größeren Eigenwahrnehmung und Sensibilität für ihre Motive Aktivist*innen zu sein. 2) Wie sie Aktivist*innen wurden, ist meist in „involvement stories“ (ebd.: 34) verarbeitet – dramatische Narrative, die zur Entwicklung von Aktivist*innen führen. Diese Involvement Stories haben wiederum zwei Funktionen: 1) Sie erlauben Aktiven, sich von anderen abzusetzen, ihre Einzigartigkeit zu beschreiben und zu erklären, warum sie als Individuum involviert wurden. 2) Sie verraten etwas über die Weltanschauung der Aktiven und platzieren ihre Handlungen und persönlichen Entscheidungen in einen größeren Kontext (vgl. ebd.). Während Teske (ebd.: 80 f.) in seiner Studie Lobbyist*innen und Aktivist*innen miteinander vergleicht und dabei die drei Politikfelder „Pro-life Activist“, „Social Justice Activist“ und „Environmental Activist“ untersucht, liegt der Fokus bei der hier folgenden Zusammenfassung relevanter Aspekte insb. auf Aktivist*innen und den beiden letztgenannten Politikfeldern.

Laut Teske (ebd.: 36) gaben die von ihm interviewten Aktivist*innen an, sich bereits selbst schon einmal Gedanken über das Warum gemacht zu haben, persönliche Opfer gebracht zu haben und schon mit Stresssituationen nahe eines Burnouts konfrontiert gewesen zu sein. Die für den Aktivismus gebrachten Opfer beinhalten auch Geld. Im Sample von Teske befinden sich unter den 60 interviewten Aktivist*innen nur 17 Personen, die kein Geld für ihr Engagement erhalten. Jedoch gaben sie alle an, wegen des Einkommens eines Partners oder anderer

Unterstützungsquellen nicht auf ein Einkommen angewiesen zu sein. Eine der Aktivist*innen, die beim Wechsel von ihrem alten Job zu einer Stelle im Aktivismus eine deutliche Gehaltsreduzierung in Kauf nahm, gab an, froh darüber zu sein, dass sie etwas tun dürfe und dafür bezahlt werde, was ihren Werten entspreche.

Bezüglich der Involvement Stories, einem Hauptaugenmerk Teskes (ebd.: 51 ff.) Untersuchung, unterscheidet der Autor drei Themen: Persönliche Krisen, moralische Entdeckungen und lebenslange Verpflichtung. Diese Themen können sich überlappen und bei verschiedenen Personen in Kombination auftreten, eines der Themen dominiere jedoch jeweils. Bei der persönlichen Krise führt oft ein inneres psychologisches Drama inklusive einer Suche nach Sinn und Zweck zu Aktivismus. Politik und Engagement können hier als Therapie dienen. Bei der moralischen Entdeckung gibt es hingegen eine Konfrontation mit externen Faktoren oder Geschehnissen in der Welt. In der persönlichen Krise liegt das zu lösende Dilemma größtenteils im eigenen Selbst, bei der moralischen Entdeckung wird das Dilemma durch externe Stimuli hervorgerufen, die dazu führen, dass das Individuum den Kurs seines Lebens in Frage stellt. Aktivist*innen beschreiben einen Punkt des Bewusstwerdens über eine Unmoral in der Welt als Wendepunkt hin zum Aktivismus (Teske 2009: 55). Diese Erfahrung kann bspw. durch eine öffentliche Rede, einen Film, ein Buch, aber auch einen Krieg oder persönliche Betroffenheit ausgelöst werden. Auch eine Reise in fremde Länder und das Sehen von Armut oder eigene Kinder zu haben und um deren Zukunft besorgt zu sein, kann moralische Entdeckungen befördern. Beim dritten Thema, den lebenslangen Verpflichtungen, herrschen hingegen eine Kontinuität in der Identität des Individuums und ein Beibehalten der Werte vor – nicht selten schon seit der Jugend oder Kindheit. Oft werden hier Eltern, Großeltern oder andere Erwachsene als wichtige Einflüsse auf das eigene Leben beschrieben.

Während bei Lobbyist*innen zwischen persönlichen Ansichten und politischen Aktivitäten unterschieden werden kann, macht diese Unterscheidung bei Aktivist*innen wenig Sinn (ebd.: 78). Die persönlichen Identitäten der Aktiven sind viel enger mit ihren politischen Aktivitäten verbunden, als das der Fall bei den Lobbyist*innen ist. Während die „Pro-life“-Aktivist*innen sich häufig auf religiöse Werte berufen und darauf, dass sie Gott gehorchen, versteht nur knapp die Hälfte von ihnen ihren Aktivismus auch als politisch. Politik ist eher etwas Böses und Pro-life-Aktivismus etwas Persönliches. Die Social Justice Aktivist*innen beschäftigen sich mit Themen wie Armut und soziale Ungerechtigkeit. Teske (ebd.: 83) unterscheidet hierbei zwei Untertypen: 1) Einen serviceorientierten Typ mit einer Anpacker-Mentalität, der direkt in einer Organisation arbeitet und

Benachteiligte unterstützt. 2) Einen Social-Change-Aktivist, der stärker politisiert ist als der erste Typ und fundamentale Veränderungen in der Gesellschaft bewirken will. Die Aktivist*innen aus der Umweltschutz-Bewegung haben laut Teske (ebd.: 86) hingegen eine weitere Sicht auf die Dinge als die anderen beiden Aktivismus-Typen. Sie haben Angst um die Erhaltung der Welt und die Grundlagen für zukünftige Generationen. Sie sprechen eine universelle Sprache der Anliegen von Umweltschutz-Aktivist*innen, welche sich nach dem Motto ‚think global, act local‘ sowohl lokal als auch im breiteren Sinne zeigt. Dabei herrscht ein weites Verständnis von Politik und politisch vor. Auch der Typ des Umweltschutz-Aktivismus will menschliches Verhalten fundamental verändern und versteht jede Entscheidung als politische Aussage. Die von den interviewten Aktivist*innen genannten Ziele sind nach Teske (ebd.: 90) zweckbestimmte Ziele – jedoch in mehrfacher Hinsicht. Einerseits arbeiten die Aktivist*innen zweckgebunden und verfolgen ein konkretes Ziel, andererseits beeinflussen sie damit aber gleichzeitig auch ein größeres moralisches Ziel.

Die von Teske interviewten Aktivist*innen konstruieren ihre Identität besonders gern als „action-takers“ (Teske 2009: 98), also als Anpacker*innen. Sie empfinden eine große Wertschätzung dafür, etwas gegen das zu tun, was sie in der Welt oder Gesellschaft als Problem definieren. Ökonomische Ansätze, wie die von Downs (1968) und Olson (1965), vertreten die Position, dass auch altruistisches Handeln immer einem Eigeninteresse entspringt. Autor*innen wie Mansbridge (1990) unterscheiden hingegen moralische Bedenken von Eigeninteressen und betonen die Wichtigkeit von Motivation. Teske (2009: 106) hält die Beziehung zwischen Moral und Eigennutzen für sehr komplex und zieht das Konzept der Belohnung heran, um diese Komplexität zu verdeutlichen. Viele der von Teskes Interview-Partner*innen genannten Belohnungen wie Geld, Befriedigung, ein gutes Gefühl, Selbstbewusstsein, Gemeinschaft oder Wissen lassen sich gleichermaßen den Bereichen Moral und Eigennutzen zuordnen. Z. B. hat jemand ein gutes Gefühl, weil er/sie etwas Gutes tut. Er/Sie profitiert vom Eigennutzen des guten Gefühls, erfüllt aber auch den Aspekt der Moral, da etwas Gutes für andere getan wird. Laut Teske (ebd.: 108) ist es folglich nicht sinnvoll, die Belohnungen für Aktivismus jeweils in eine der beiden Kategorien (Moral oder Eigennutzen) zwängen zu wollen.

Die Bedenken und Selbstbeschreibungen der Aktivist*innen sind laut Teske (ebd.: 120) eine Mischung aus Selbstnutzen und Altruismus. Teske (ebd.: 120 f.) möchte nicht auf die Spannung zwischen den beiden Begriffen achten, sondern dies als Identitätskonstruktion verstehen: „[...] instead of focusing on the presumed tension between self-interest and altruism, we should focus on the ways that activists, through their activism, develop certain identities for themselves.

This is the identity-construction approach to political activism.“ Er spricht sich weder für den Rational Choice Ansatz, noch für das Konzept von Altruismus aus. „Rather, identity construction points to the qualitative concerns and the desires activists have that certain qualities be instantiated to their actions and lives.“ (ebd.: 121) Nach diesem Ansatz wird Motivation nicht als Interessensmaximierung oder Interessensnegierung verstanden, sondern als etwas Gesamtes und Identitätskonstruierendes: „Through their involvement, activists are able to construct identities for themselves and to strive to become the kind of persons they admire and want to be.“ (ebd.)

Die Aktivist*innen aus Teskes Sample sehen ihre Aktivitäten meist in einem positiven Licht. Die Dinge für die sie einstehen, halten sie für richtig und wichtig. Diese Bedenken passen nicht in eine Dichotomie von Selbstnutzen und Altruismus, sie sind beides gleichzeitig, sind selbstbezogen und gleichzeitig tief moralisch. Teske (2009: 122) hebt hierbei vier Punkte als wichtigste Ergebnisse hervor: 1) Aktivismus verändert Aktivist*innen und ihren Charakter. Sie entwickeln bestimmte Werte, Begehren und Anliegen, sowie Gefühle, die ihnen erlauben etwas zu tun, das sie zuvor nicht tun konnten. Durch den Aktivismus entwickeln Aktive bspw. mehr Selbstbewusstsein, lernen vor anderen Leuten aufzutreten und zu sprechen, lernen mehr über sich selbst, haben Kontakt zu anderen (Aktivist*innen) und finden (neue) Freund*innen. Durch Aktivismus bauen sie ein Verständnis füreinander auf, da sie in der gleichen Situation sind, sie treffen Menschen und lernen mit ihnen zusammenzuarbeiten, sie erhalten die Möglichkeit, selbst zu wachsen und zu lernen, wie man mit Inaktiven umgeht. Aktivismus führt laut Teske (ebd.: 123) folglich zu mehr Aktivismus: „Some activism begets more activism: The individual becomes politicized, and the citizen becomes an activist.“ 2) Aktivismus ist eine Aktivität mit moralischer Bedeutung – und dies sowohl im objektiven Sinne als auch im subjektiven. Im objektiven Sinne hat das Engagement von Aktivist*innen eine Bedeutung in einem größeren sozialen oder politischen Kontext. Es hat z. B. wichtige Konsequenzen für andere Menschen oder Geschehnisse. Im subjektiven Sinne hat Aktivismus eine psychologische Bedeutung, bspw. Erfüllung oder Befriedigung. Beide Bedeutungen hängen voneinander ab, denn Menschen fühlen Erfüllung, wenn sie einer Handlung mit größeren Konsequenzen nachgehen: „[...] we think of having meaningful work or doing meaningful things in the objective sense as tending to produce meaningfulness in the subjective sense“ (ebd.: 124). 3) Der dritte Aspekt ist laut Teske (ebd.: 126) eine Perspektive auf das gesamte Leben: Am Ende zu beurteilen, ob man mit dem eigenen Leben zufrieden war oder nicht. Dies muss nicht zwingend einen religiösen Hintergrund haben. Die ganzheitliche Lebensperspektive drückt ein Bedürfnis nach Ganzheitlichkeit des Lebens aus und setzt sich mit der

Frage auseinander, an was man sich später rückblickend erinnern würde und was vom Individuum als Mensch erwartet wird. „It is a concern about the self and life seen from a perspective outside the self. Hence it is not exclusively self- or other-regarding but both at the same time. [...] It is a moral concern that involves consideration for the treatment of others but that also incorporates desires related to the self as well.“ (ebd.: 127) 4) Der letzte Punkt beschreibt die Einstellung, dass man etwas machen müsse und dass man keine Wahl habe, ob man aktiv oder passiv sein wolle. Diese Form von Motivation baut insb. darauf auf, dass man sich selbst und seinen Verpflichtungen gegenüber treu bleiben möchte. Die Formulierung, dass es „no choice“ (ebd.: 128) sei, drückt eine innere Überzeugung aus und beschreibt, wie tief der Ursprung des Aktivismus verankert ist. Die Aktivist*innen wissen sehr wohl, dass sie eine Wahl haben, ob sie aktiv werden möchten oder nicht, aber dieses Wissen kommt nicht an die Oberfläche des Bewusstseins, weil die Überzeugung bzw. das Gefühl der Wichtigkeit und Notwendigkeit so groß ist, dass es wie eine „No-choice“-Situation erscheint. Damit ist diese Haltung eine Frage der Identität, nicht der möglichen Handlungsspielräume.

Mit diesen vier Aspekten plädiert Teske (2009: 130f.) für eine Auflösung der Dichotomie von Eigennutzen und Altruismus. Sowohl altruistische Konzepte von Moralität und Rational Choice als auch Konzepte von Eigennutzen beschränken das Verständnis von Eigennutzen auf das Streben nach „interest goods“ (ebd.: 131), wie bspw. Reichtum, Macht, Prestige oder das Ansehen innerhalb einer Gruppe. Teskes (ebd.: 142) Modell von „identity-constructing powers of political involvement“ beschrieben durch die Aktivist*innen, drängt hingegen dazu, politisch Partizipation zu überdenken und die Aktiven selbst ins Zentrum zu rücken. Denn die Aktivist*innen machen nachvollziehbar, warum Bürger*innen sich einbringen würden, welche Bedürfnisse Partizipation befriedigt, wie man die Person sein kann, die man sein will und die Rolle in der Geschichte spielen kann, die man spielen möchte.

Han (2009) wiederum untersucht Motive für Partizipation und das Verbleiben in Organisationen mit Fokus auf ressourcenarme Bürger*innen. Sie geht der Frage nach, wie diejenigen mit weniger Ressourcen partizipieren können. Han (ebd.: 7) kritisiert, dass klassische Modelle wie das CVM (Verba/Schlozman/Brady 1995) Ressourcen für Partizipation untersuchen, aber dabei Motivation nicht als eigenen Faktor miteinbeziehen. Laut der Autorin sind spezifische persönliche Ziele, die das Engagement bewirken, nicht ausreichend berücksichtigt. Han (2009: 48 ff.) entwickelt eine „Issue Public Hypothesis“ welche neben Ressourcen, Rekrutierung und Motivation auch dem Bedürfnis zu partizipieren eine Wichtigkeit zuschreibt. Sie versteht Motivation als dynamischen Prozess, der Veränderungen erfährt, u. a. auch von Emotionen beeinflusst wird und eine ständige Interaktion

zwischen dem Individuum und seiner Umwelt ist. Han (ebd.: 23 ff.) schlägt ein alternatives und breites Konzept von Motivation vor, das auch persönliche Ziele von Partizipation berücksichtigt. Darüber hinaus spielen persönliche und politische Bedenken eine wichtige Rolle. Bei ersteren drängen persönliche Bedenken zu einer Partizipation, im Falle der zweiten muss eine Person vor der Partizipation erst noch politisiert werden. Auch Werte wie das Bürgerschaftsverständnis sind laut Han Teil von Motivation.

Während das „Attentive Public Model“ (ebd.: 48 ff.) davon ausgeht, dass sich Bürger*innen entweder für Politik interessieren oder nicht, geht Han (ebd.) in ihrem Model von „Issue Publics“ davon aus, dass sich Menschen verschieden stark für verschiedene Themen interessieren und keine politischen Generalisten, sondern Spezialisten sind. Eine persönliche Bindung und Verpflichtung zu einem Thema mache Partizipation wahrscheinlicher und dieser Aspekt spiele bei ressourcenarmen Bürger*innen eine besonders große Rolle (Han 2009: 72 ff.). Ihre empirische Untersuchung bestätigt die zwei von ihr aufgestellten Hypothesen: 1) Persönliche Bedenken und Bindungen zu einem Thema fördern Partizipation. 2) Neben Bildung und anderen Ressourcen spielen „Issue Commitments“ (ebd.: 72 ff.) insb. bei ressourcenschwachen Bürger*innen eine wichtige Rolle. Zwischen Partizipation und einer themenspezifischen Zugehörigkeit herrsche wiederum eine Wechselseitigkeit: Wer einem politischen Thema nahesteht, lässt sich wahrscheinlicher für Partizipation motivieren und wer motiviert ist zu partizipieren, wird sich mit der Zeit dem Thema gegenüber stärker verpflichtet fühlen und Partizipation vertiefen (ebd.: 80). Das Ergebnis von Hans Untersuchung ist, dass sich Menschen mit starken persönlichen Verbindungen zu einem Thema engagieren – unabhängig von Ressourcen wie Bildung, Finanzen, Civic Skills oder Ähnlichem.

Anschließend geht Han (ebd.: 92 ff.) der Frage nach, wie solche Verpflichtungen entstehen und wie Bürger*innen ursprünglich das erste Mal involviert gewesen sind. Dabei spielen persönliche Werte, Trigger-Momente wie besondere Erlebnisse, ein/e Mentor*in oder eine Organisation eine wichtige Rolle. Basierend auf 58 leitfadengestützten Interviews arbeitet Han drei Hauptergebnisse heraus: 1) Ohne einen Trigger-Moment, welcher Politik personalisiert, sind Werte alleine kein ausreichender Motivator für Engagement. 2) Issue Commitments entstehen durch Partizipation selbst – dadurch, dass man dabei Freund*innen oder Familie trifft und neue Leute kennenlernt. 3) Das Verhalten der Organisation ist ein ausschlaggebender Faktor: Wenn Individuen dort Verantwortung tragen und das Gefühl haben, dass sie ein wichtiger Teil der Organisation sind, bleiben sie

wahrscheinlicher motiviert und engagiert. Verbindung entsteht folglich über Verantwortung und darüber, sich in der Organisation weiterentwickeln zu können, neue Fähigkeiten zu erlernen und mit der Gruppe zu interagieren.

Entsprechend kommt Han (ebd.: 128 ff.) zu dem Fazit, dass alternative Wege zur Motivation in der Partizipationsforschung mitbedacht werden müssen und Bürger*innen über Werte und persönliche Verpflichtungen an Partizipation und Organisationen gebunden werden können. Wenn Menschen partizipieren ‚wollen‘, sind die zur Verfügung stehenden Ressourcen nicht der ausschlaggebende Faktor. Eine wichtigere Rolle spielen dann persönliche Ziele und Verpflichtungen.

Klandermans (2004) wiederum verwendet in seiner Analyse der Motive für Partizipation die beiden wirtschaftswissenschaftlichen Metaphern Angebot und Nachfrage. Unter Angebot versteht er die Möglichkeiten für Partizipation und Protest durch Organisationen und andere Akteure. Als Nachfrage bezeichnet er das Potenzial einer Gesellschaft für Protest. Mobilisierung ist dabei die Verbindung zwischen Angebot und Nachfrage. „Mobilization brings a demand for political protest that exists in a society together with a supply of opportunities to take part in such protest.“ (Klandermans 2004: 361) Klandermans versteht Mobilisierung als Marketing-Mechanismus von Sozialen Bewegungen und stellt fest, dass die Analyse von Mobilisierung folgende Komponenten beinhaltet: Die Effektivität von überzeugungskräftiger Kommunikation, den Einfluss von sozialen Netzwerken und die wahrgenommenen Kosten und Nutzen von Partizipation.

Klandermans (ebd.) Theorie baut auf der Annahme auf, dass es drei fundamentale Gründe gibt, warum Individuen in Bewegungen partizipieren: 1) Sie wollen ihre Lebensumstände verändern. 2) Sie wollen als Teil ihrer Gruppe agieren. 3) Sie wollen ihrer Welt Bedeutung geben und ihren Gefühlen und Ansichten Ausdruck verleihen. Laut Klandermans erfüllen Soziale Bewegungen diese drei Nachfragen – und je besser sie sie erfüllen, umso befriedigender wird das Partizipationserlebnis für Individuen. Klandermans kürzt die drei oben genannten Aspekte mit den Begriffen Instrumentalität, Identität und Ideologie (‚Instrumentality‘, ‚Identity‘ und ‚Ideology‘) ab. Instrumentalität „refers to movement participation as an attempt to influence the social and political environment“ (ebd.) und spielt eine Rolle in Theorien der Ressourcenmobilisierung, der politischen Prozesse und der Rational Choice. Individuen wollen ihre Lebensumstände verändern. Identität hingegen „refers to movement participation as a manifestation of identification with a group“ (ebd.) und ist Teil von Theorien kollektiver Identität und soziopsychologischen Ansätzen. Hier wollen Individuen als Teil ihrer Gruppe agieren. Der dritte Aspekt, Ideologie, „refers to movement participation as a search for meaning and an expression of one’s view.“ (ebd.) Hier spielen Kultur, Bedeutungen, Narrative, Moralvorstellungen und Emotionen wichtige

Rollen. Individuen wollen ihrer Welt Bedeutung geben und ihren Gefühlen und Ansichten Ausdruck verleihen.

Im Folgenden werden die drei Aspekte Instrumentalität, Identität und Ideologie zuerst aus Sicht der Nachfrage und dann aus Sicht des Angebots betrachtet. Laut Klandermans (ebd.: 362ff.) beginnt die Nachfrage nach Wandel mit Unzufriedenheit, z. B. durch die Erfahrung von Ungleichheit, Gefühlen von Mangel, Ungerechtigkeit, moralischer Empörung oder Missstände. Hier spielt Rationalität eine wichtige Rolle. Teilnehmer*innen von Sozialen Bewegungen glauben, dass sie ihr politisches Umfeld zu ihren Vorteilen verändern können und ihr Verhalten nach Kosten und Nutzen ausrichten – wobei sie davon ausgehen, dass sie die Situation zu sich lohnenden Kosten verändern können. Diese Teilnehmer*innen haben die Ressourcen und erhalten Möglichkeiten, Einfluss zu nehmen.

Neben einer Kosten-Nutzen-Rechnung ist laut Klandermans (2004: 364 f.) jedoch auch die Zugehörigkeit zu einer Gruppe von Relevanz für die Teilnehmer*innen. Individuen nehmen gleichzeitig viele verschiedene Rollen an, je nach Kontext, in dem sie sich gerade befinden. Viele dieser Rollen teilen sie mit (wechselnden) anderen Menschen. Die Schnittmengen machen kollektive Identitäten aus. Folglich ist jede persönliche Identität immer auch eine kollektive Identität. Die persönliche Identität bezieht sich immer auf mehrere Orte in der Gesellschaft, wohingegen sich die kollektive Identität auf einen spezifischen Ort bezieht. Kollektive Identitäten bleiben die meiste Zeit latent. Den Zusammenhang zwischen Partizipation und kollektiver Identität sieht Klandermans darin, dass eine starke Identifikation mit einer Gruppe die Teilnahme an kollektiven Protestaktionen wahrscheinlicher macht.

Bezüglich der Ideologie unterscheidet Klandermans (ebd.: 365) zwischen „instrumental movements“ mit einem konkreten Ziel vor Augen (z. B. die Implementierung von gewissen Bürgerrechten) und „expressive movements“, welche das Ziel selbst sind (z. B. Ausdruck von Unzufriedenheit über eine Handlung). Viele Bewegungen enthalten jedoch beide Aspekte, weswegen die Trennung beider Typen nicht eindeutig ist. Beim Ausdruck persönlicher Sichtweisen und Meinungen liegt der Schwerpunkt oft auf kreativen und kulturellen Aspekten von Sozialen Bewegungen, Erzählungen und Emotionen.

Die Angebotsseite (ebd.: 366) setzt wiederum eine effektive Bewegung voraus, die es schafft, gesetzliche Veränderungen durchzusetzen und Unterstützer*innen zu mobilisieren. Soziale Bewegungen versuchen das Bild einer effektiven Bewegung zu erzeugen, indem sie sich bspw. auf vergangene Erfolge oder Allianzen berufen, hohe Mitgliederzahlen und Spendeneinnahmen vorweisen oder charismatische Führungsfiguren aufstellen. Ein wichtiges Element von Instrumentalität ist auch die Bereitstellung von Informationen über das Verhalten anderer. Soziale

Netzwerke spielen hierbei eine strategisch wichtige Rolle, da sich darüber Bürger*innen informieren können. Zu sehen, dass viele andere auch an kollektiven Protestaktionen partizipieren, motiviert Individuen häufig ebenso zur Teilnahme, weil es die individuellen Partizipationsschwellen abbaut.

Soziale Bewegungen bieten laut Klandermans (ebd.: 366 f.) die Möglichkeit, im Namen einer Gruppe zu sprechen. Das ist für einzelne Bürger*innen je attraktiver, umso mehr sie sich mit der entsprechenden Gruppe identifizieren. Partizipation an Protestformen zu einem frauenrelevanten Thema ist bspw. wahrscheinlicher, wenn sich viele Frauen mit anderen Frauen identifizieren können. Je exklusiver die Gruppe dabei ist, desto höher ist die Identifikation. Neben der Möglichkeit, im Namen einer Gruppe zu sprechen, gibt es noch weitere Möglichkeiten der Identifikation bei kollektiven politischen Protestaktionen, z. B. die Identifikation mit den Zielen einer Bewegung, mitwirkenden Personen, der Organisation, einer bestimmten Untergruppe oder mit Führungsfiguren. Auch Märsche, Rituale, Treffen, Symbole und gemeinsame Codes bieten die Möglichkeit kollektive Identitäten zu (er-)leben. Identitätsprozesse haben laut Klandermans (2004: 367) direkte und indirekte Effekte auf Protestpartizipation. Kollektive Identitäten beeinflussen Motive indirekt insofern, als sie es weniger attraktiv machen als sogenannter ‚free rider‘ aufzutreten. Eine ausgeprägte Gruppenzugehörigkeit sorgt dafür, dass die Kosten für ein Überlaufen zu einer anderen Partei und die Vorteile von einer Kooperation steigen. Direkte Effekte treten wiederum auf, wenn kollektive Identität eine Art Abkürzung zu Partizipation darstellt, d.h. wenn Bürger*innen nicht zwangsläufig wegen der Ergebnisse partizipieren, sondern weil sie sich mit den anderen Teilnehmer*innen identifizieren. Im zweiten Fall ist Identifikation wichtiger als die Ergebnisse selbst.

Bezüglich der Ideologie der Angebotsseite unterscheidet Klandermans (ebd.: 368 f.) zwischen „critical communities“, in welchen neue und kritische Ideen und Werte entwickelt werden, und „social movements“, die wiederum ein Interesse daran haben, soziale und politische Akzeptanz für diese Ideen und Werte zu gewinnen. Aber nicht alle aus den „critical communities“ kommenden Ideen eignen sich auch für die Mobilisierung für kollektive Aktionen. Kollektivakteure und Organisationen der Sozialen Bewegungen können als Träger*innen für Bedeutungen verstanden werden, die durch Konsens-Mobilisierung, Framing oder Dialog transportiert und somit der breiten Masse zugänglich gemacht werden sollen. Beteiligt sich jemand an Aktionen einer Sozialen Bewegung, kann davon ausgegangen werden, dass er oder sie zumindest in Teilen solche „collective action frames“ teilt. Soziale Bewegungen arbeiten dabei in der Regel nicht mit gänzlich neuen Ideen, sondern oft auf ideologisches Erbe auf und berufen sich

auf breitere Themen und Werte der Gesellschaft. Diese „collective action frames“ werden in Abschnitt 5.3.2 „Kollektive Identität und Mitgliedschaft“ genauer untersucht.

Erfolgreich zu mobilisieren bedeutet, die Angebots- und Nachfrageseite zusammenzubringen. Klandermans (ebd.: 369 f.) unterscheidet dabei zwischen „consensus mobilization“ – die Verbreitung der Ansichten einer Bewegungsorganisation – und „action mobilization“ – die Mobilisierung derjenigen, die die Ansichten bereits übernommen haben, hin zu konkreten Partizipationsformen. Er konzentriert sich insb. auf „action mobilization“, welche er in vier Schritte unterteilt. Jeder dieser Schritte bringt dabei Angebots- und Nachfrageseite näher zusammen, bis das Individuum am Ende an einer kollektiven politischen Aktion partizipiert. 1) Sympathisiert das Individuum mit den Anliegen und Teilnehmer*innen der Bewegung? 2) Wird das Individuum von den Mobilisierungsversuchen angesprochen? Hier unterscheidet Klandermans zwischen Quantität und Qualität, also wie oft und wie eindringlich jemand angesprochen wurde. 3) Ist das Individuum für eine Teilnahme an der entsprechenden Aktion motiviert? 4) Nimmt das Individuum an der Aktion teil? Bei jedem dieser vier Schritte fallen einige Individuen raus, weil die entsprechende Frage verneint wird. Je weniger Ausfälle es gibt, umso besser liegen Angebot und Nachfrage beieinander.

Bezüglich Schritt 3), der Motivation für eine Partizipation, differenziert Klandermans (2004: 371) zwischen selektiven und kollektiven Anreizen und beschreibt die Annahme, dass die Entscheidung von Individuen, an einer Aktion teilzunehmen oder nicht, immer auch von anderen Bürger*innen abhängig ist. Nehmen viele andere teil, ist die eigene Teilnahme überflüssig – nehmen wenig andere teil, erscheint die eigene Teilnahme hoffnungslos. Je stärker ein Individuum motiviert ist, desto wahrscheinlicher ist es, dass es den letzten Schritt geht und partizipiert. Freundschaftliche Netzwerke spielen dabei eine wichtige Rolle. Auch die Frage, ob und wie jemand angesprochen wird (Schritt 2), ist stark vom Netzwerk des Individuums abhängig.

Als Gründe für Nicht-Teilnahme nennt Klandermans (ebd.: 372) unzureichende Befriedigung und absinkende Bindung. Soziale Bewegungen können nach Klandermans in jedem der drei Bereiche – Instrumentalität, Identität und Ideologie – versagen. Am schwierigsten sei es jedoch, die Ziele zu erreichen und attraktiv zu halten, d.h. als dringend und aus Kosten-Nutzen-Sicht lohnenswert zu erscheinen. Eine zweite Herausforderung sei eine Spaltung der Gruppe, woraufhin sich Teile der Gruppe vermutlich nicht mehr mit der Bewegung identifizieren können. Unzureichende Befriedigung ist die Folge dieser genannten Entwicklungen. Um wiederum eine absinkende Bindung zu verhindern, müssen Bindungen

laut Klandermans (ebd.: 373) durch Interaktionen mit der Bewegung gepflegt werden. Mechanismen eines solchen ‚social bondings‘ sind bspw. eine starke Führerschaft, Ideologie, Rituale, soziale Beziehungen bis hin zu Freundschaften oder im Idealfall eine Kombination vieler dieser Aspekte. Auch eine Einbindung der Teilnehmer*innen in Entscheidungsprozesse kann Bindung stärken.

Die vorgestellten Theorien und Ansätze zur Forschung über Ursprünge von und Motive für Partizipation stellen eine wichtige Grundlage für die Analyse der Interviews dar. Eine Vielzahl der herausgearbeiteten Kategorien weist starke Bezüge zu schon existierender Forschung auf, bspw. beim Thema Einfluss durch Eltern, Lehrer*innen, frühere Aktivismuserfahrungen oder Triggermomente wie Krisen und Kriege. Auch der Einfluss von Ideologien, Moralvorstellungen und Identitätskonstruktion wird in bisheriger Literatur schon ausführlich beschrieben, genauso auch die Wichtigkeit von Aspekten wie Gemeinschaft und kollektiver Identität. In der Forschung nicht ausreichend berücksichtigt ist hingegen u. a. die Frage welche Rolle ein konkreter Orts- und/oder Alltagsbezug für die Motivation der Bürger*innen spielt. Oben genannte Ansätze thematisieren zwar persönliche Betroffenheit als Partizipation begünstigenden Faktor, erläutern jedoch nicht, was genau darunter verstanden werden kann oder ob persönliche Betroffenheit mit einem lokalen Ortsbezug gleichzusetzen ist. In der folgenden Analyse sollen Betroffenheit, Ortsbezug, Alltagsbezug und auch exotische, ferne Themen entsprechend detaillierter als Motivationsfaktoren beschrieben werden. Diese und andere Themen werden von den Interview-Partner*innen angesprochen und sollten in der Forschung zu den Ursprüngen von und Motiven für Partizipation berücksichtigt werden.

5.3.1.2 „[...] in der Situation kam dann Tschernobyl, das war 86, ich war schwanger im dritten Monat [...]“ – Individuelle Ursprünge von Engagement und persönliche Motivationen

Im Folgenden werden nun Ursprünge von und Motive für Engagement analysiert. Die Interview-Partner*innen wurden explizit gefragt, wo sie den Ursprung ihres Engagements sehen bzw. wo und warum sie sich das erste Mal für oder gegen etwas eingebracht haben. Die Frage zielte insb. auf Einflüsse und Inspiration in der Kindheit, Jugend oder dem frühen Erwachsenenalter ab. Im Gegensatz dazu beschreibt die Kategorie der Motive aktuelle Motivationen und den Antrieb für gegenwärtige Engagementpraktiken der Aktiven. Faktoren wie Spaß und Ortsbezug spielen häufig eine wichtige Rolle bzgl. der Motivation und werden deswegen als Kategorien unter der Rubrik Motive miteinbezogen.

Kategorie „Ursprung“

„Mein Vater war ein ziemlicher Naturbursche und der hat uns immer in die Natur mitgenommen [...].“ (Olaf) – Naturverbundene Kindheit und Einfluss von Eltern und Großeltern

Die am häufigsten genannte und ausführlichsten beschriebene Unterkategorie in der Kategorie Ursprung stellen der Einfluss der Eltern, Großeltern und eine naturverbundene Kindheit dar. 13 oder 18 Interview-Partner*innen gaben im Gespräch an, dass sie in ihrer Kindheit stark durch die (Groß-)Eltern und deren Einstellung zu Natur, Umweltschutz oder Protest beeinflusst wurden. Stefanie und Isabelle haben in ihrer Kindheit bspw. viel Zeit draußen in der Natur verbracht – Urlaub, wandern, im Wald spielen – und dabei auch gelernt, dass man mit natürlichen Ressourcen sparsam umzugehen hat, Müll getrennt werden soll und Ähnliches: *„Ich glaube, ich bin da so ein bisschen reingerutscht. Zum einen eher so ein bisschen irgendwie für Gesellschaft oder wo es hingehet oder wie die Gesellschaft funktioniert, dafür habe ich mich, glaube ich, schon früher interessiert, mit meinen Eltern auch drüber diskutiert und war vor allem auch als Kind schon immer sehr naturverbunden. Also viel im Wald gespielt und zuhause war auch klar, dass Wasser gespart und Müll getrennt wird, so die Basics.“* (Isabelle, Z. 79 ff.) Gespräche und Diskussionen mit den Eltern spielen dabei eine entscheidende Rolle und sind Isabelle als Einfluss im Gedächtnis geblieben. Stefanie wiederum grenzt ihre Eltern von „Ökos“, „Hippies“ und der „68er-Generation“ ab, sieht aber rückblickend trotzdem eine starke Naturverbundenheit in ihrer Kindheit. Zusätzlich zu den schon genannten Einflüssen, sieht sie auch einen Faktor in der Nähe zum Meer und dem Aufwachsen am Wasser.⁷⁹

Sarah ist in der Stadt nahe einer Bundesstraße aufgewachsen und hat Natur deswegen als etwas Bedrohtes empfunden. Ihre Großmutter hat ihr insb. die verschiedenen Vogelarten nähergebracht, worauf Sarah heute ihr Interesse an der Natur zurückführt: *„Von der Kindheit her habe ich so das Gefühl mitgenommen, dass Natur bedrängt und bedroht ist. Und ich habe mich aber auch immer für Natur sehr interessiert. Da ein Schlüsselmoment sind so die ersten Vogelarten, die ich durch meine Oma gezeigt bekommen habe. Also Buchfink, Kohlmeise und so. [...] dieses Naturkundliche, ich glaube das habe ich wirklich so von meiner Oma*

⁷⁹ *„Also, meine Eltern sind keine Ökos oder Hippies, auf keinen Fall. Und die DDR-Kinder sind auch nicht wirklich 68-Kinder, auch so wenn sie eigentlich aus derselben Zeit stammen. Von daher, nee. Aber wir waren viel in der Natur unterwegs, im Urlaub hatten wir viel Wald und wandern und Rad fahren und viel so draußen gemacht. Und ich glaube, wenn man vom Meer kommt, dann hat das auch so einen gewissen Einfluss auf so eine Naturverbundenheit.“* (Stefanie, Z. 204 ff.)

bekommen.“ (Sarah, Z. 121 ff.) Weil sich die Großmutter sehr für Pflanzen interessiert hat und dieses Interesse ihrer Enkelin weitergegeben hat, hat Sarah als Jugendliche angefangen, ein Herbarium anzulegen und später Biologie zu studieren. Auch Felix (Z. 40 ff.) wurde durch seinen Großvater inspiriert. Er erinnert sich heute an Erzählungen aus dem Zweiten Weltkrieg und daran, dass er immer viel gelesen und Dokumentationen angeschaut hat. Darauf führt Felix sein eigenes Interesse an Dokus und Geschichte zurück. Neben dem Großvater sieht Felix einen Ursprung seines Engagements auch in seinem Vater und dem täglichen Sehen der Tagesschau.

Die Eltern sind auch für Olaf, Kilian und Julia ein wichtiger Ursprung und Einfluss für ihren heutigen Aktivismus. Ähnlich wie Isabelle und Stefanie verbrachte auch Olaf in seiner Kindheit viel Zeit draußen, er hat mit dem Vater Wanderungen gemacht und sich Pflanzen und Tiere erklären lassen. *„Mein Vater war ein ziemlicher Naturbursche und der hat uns immer in die Natur mitgenommen, Wanderungen gemacht und so. Der wusste sehr viel Bescheid so von Feld-, Wald- und Wiesenbiologie. Also, der kannte da jede Pflanze und jeden Käfer usw. Viel besser als ich eigentlich, obwohl ich ja Biologie studiert habe und er nicht. [...] Auf jeden Fall hat er das auch uns eingeimpft sozusagen, also hat uns dafür auch wirklich begeistert.“* (Olaf, Z. 102 ff.) Gemeinsam mit seinem Vater ist Olaf auch beim BUND beigetreten und hat sich seitdem aktiv für den Naturschutz eingesetzt. Der Vater habe ihm das Spielen in der Natur „eingeimpft“ und Begeisterung für das Thema Naturschutz geweckt. Etwas politischer empfand Julia ihre Kindheit und den Einfluss der Eltern. Sie erzählt, dass sie „politisch sozialisiert“ worden sei, die Eltern selbst politisch aktiv waren und sie schon im Alter von ca. 15 Jahren zu Protestveranstaltungen wie einem Castor-Transport mitgenommen haben. Bei den Castor-Demos mit den Eltern und Freund*innen ist bei Julia das erste Mal der Wunsch aufgekommen, zivilen Ungehorsam zu leisten. Trotzdem blieb es bei ihr aber bisher bei der einfachen Demo-Teilnahme, ohne Blockade des Transportes.⁸⁰

⁸⁰ *„Also, ich bin auf jeden Fall durch meine Eltern schon politisch sozialisiert, würde ich mal sagen. Die waren beide da sehr aktiv, in Bürgerinitiativen oder viel Demos und meine Mutter war auch irgendwann mal bei den Grünen politisch aktiv. Also, das ist schon immer so mitgeschwungen von klein auf. [...] Und dann war ich so, keine Ahnung, ab 15 oder so was, öfter mal auf Castor-Transporten oder Castor-Transport-Demos, weil der Castor hier öfters mal langgerollt ist. Das war auch ganz oft einfach mit meinen Eltern oder auch mit meinen Eltern und Freunden. Und da gab es das auch das erste Mal, dass ich dachte: ‚Ey, eigentlich würde ich mich jetzt gerne auch da vorne auf die Schienen setzen.‘ Also, da ist so ein Aktivismus-Wunsch aufgekommen.“* (Julia, Z. 110ff.)

Von den Eltern beeinflusst wurde auch Kilian – jedoch sowohl im positiven, als auch im negativen Sinne. Er beschreibt, wie nach der Trennung der Eltern, die Mutter Interesse am Thema Atomkraft entwickelt und sich neuen Input gesucht habe. Es war auch seine Mutter, die Kilian das erste Mal eine E-Mail von Campact weitergeleitet hat. Besonders „mitgerissen“ habe ihn das jedoch nicht. Andererseits sei sein Vater aber mit dem Ist-Zustand der Gesellschaft und Welt so zufrieden, dass Kilian sprachlos sei. Das Verhalten des Vaters scheint ihn wiederum mehr anzuspornen, Dinge in Frage zu stellen, anderen Menschen Sachverhalte zu erklären und Aufklärungsarbeit zu leisten: *„Mein Vater ist rundum zufrieden mit der jetzigen Situation. Also, das war im April oder Mai, da hat er mich tatsächlich gefragt, ob wir Probleme haben in unserer Gesellschaft, weil ich immer so kritisch bin und immer so Sachen in Frage stelle und dann eigentlich Sachen ändern will und dann fragt er mich so, was denn jetzt eigentlich schlecht sei?! Und da war ich erstmal richtig sprachlos, weil ich gar nicht wusste, wo ich anfangen soll.“* (Kilian, Z. 205 ff.)

Die oben beschriebenen Einflüsse durch Eltern und Großeltern verdeutlichen Ergebnisse aus Teskes (2009) Untersuchungen, welcher als eines von drei Themen in seinen Involvement Stories sogenannte ‚lebenslange Verpflichtungen‘ nennt. Dabei beschreibt er eine Kontinuität in der Identität des Individuums und ein lebenslanges Beibehalten persönlicher Werte, basierend auf Einflüssen der Eltern und Großeltern. Diese Personen prägen das Individuum in einer frühen Phase des Lebens bzgl. des Engagements und diese Verhaltensweisen werden oft den Rest des Lebens beibehalten. Der durch die Interview-Partner*innen beschriebene Einfluss von Eltern deckt sich auch mit McAdams (1999: 130 f.) Forschungsergebnissen. Diese belegen einen starken Effekt zwischen einer links-liberalen Mutter und späteren Abweichungen im Lebenslauf, wie bspw. kinderlos oder unverheiratet zu bleiben. Das könnte z. B. daran liegen, dass eine solche Mutter ihren Kindern Werte wie Unabhängigkeit und ihre Verantwortung für die Ausgestaltung der Gesellschaft vermittelt. Die Eigenschaften kinderlos und/oder unverheiratet zu bleiben, zeichnen Aktivist*innen im links-liberalen progressiven Spektrum öfter aus als nicht-engagierte Bürger*innen. Diese These trifft sowohl bei Sarah als auch bei Olaf zu: Beide sind kinderlos und stark engagiert, beide wurden von Großmutter und Vater früh in ihrer Einstellung zur Natur geprägt.

„Und wir hatten politisch engagierte Lehrer, auch eher linksorientiert.“ (Sonja) – Engagierte und motivierende Lehrkräfte in der Schule

Ein zweiter wichtiger Einfluss neben den Eltern und Großeltern, sind Lehrkräfte und die Schule. (Politisch-)engagierte Lehrkräfte oder Schulausflüge haben fünf der Interview-Partner*innen so sehr geprägt, dass sie sie heute als Ursprung

für ihr persönliches Engagement angeben. Sonja erzählt, ein gutes sozialwissenschaftliches Gymnasium besucht zu haben und fühlt sich insb. von ihrer ehemaligen Englischlehrerin inspiriert. Und auch andere Fachlehrer haben laut Sonja Diskussionen über Politik gefördert: *„Und wir hatten politisch engagierte Lehrer, auch eher links orientiert. Das war vor dem Radikalenerlass, sind die schon eingestellt worden. Und die haben uns schon Anregungen gegeben. Also, ich denke vor allem auch an meine Englischlehrerin, die sich viel mit Bürgerrechten beschäftigt hat und uns immer eigene Texte gebracht hat und nicht mit dem Lehrbuch gearbeitet und man hat halt einfach das persönliche Engagement gemerkt. Und auch bei anderen Lehrern war es eigentlich auch so, in Sozialkunde und Geschichte usw. Also, von daher war es irgendwie natürlich, dass wir auch über Politik geredet haben, damals schon, und uns dafür interessiert haben.“* (Sonja, Z. 184 ff.) Auch Daniela wurde nach eigenen Angaben von SPD-nahen Lehrer*innen unterrichtet, die aus der 68er-Szene kamen: *„Wir haben auch immer Lehrer gehabt, die aus diesem SPD-Bereich kamen, also die sehr engagiert waren, die eben aus dieser 68er-Szene kamen. Und die uns auch voll unterstützt haben, mit unserem politischen Engagement. Politik war ja in der Schule ein Fach, Sozialkunde. Und da habe ich immer eine Eins gehabt. Und das war so, dass wir sehr gefördert worden sind.“* (Daniela, Z. 93 ff.) Diese Lehrer*innen haben nicht nur im Unterricht viel Engagement gezeigt, sondern auch das politische Engagement der Schüler*innen gefördert. Dass Daniela in Sozialkunde immer eine Eins hatte, diente ihr als positive Verstärkung und hat ihr Interesse an Politik und Gesellschaft seit der Schule gefördert.

Auch Markus und Felix⁸¹ nennen jeweils ihren Geschichts- bzw. PoWi-Lehrer als Ursprung für ihr heutiges Engagement. Gute Erklärungen des Nationalsozialismus, spannender Geschichtsunterricht und Diskussionen im Elternhaus waren für beide Auslöser für bzw. Wurzeln von Aktivismus: *„Das hängt auch mit der Schule zusammen. Also wir hatten einen sehr guten Geschichtslehrer, der uns den Nationalsozialismus sehr gut erklärt hat. Und dann gab es auch Diskussionen im Elternhaus. Das waren wahrscheinlich die Auslöser.“* (Markus, Z. 94 ff.) Isabelle (Z. 84 ff.) wiederum wurde von einem Schulprojekt in Zusammenarbeit mit der GIZ inspiriert. Das Thema Biodiversität in China und das Vorbereiten von Plakaten für eine Ausstellung haben sie dazu angeregt, Umweltwissenschaften zu studieren.

⁸¹ *„Ich glaube auch daher kommt meine Affinität zu den Internationalen Beziehungen. Wenn man über den Zweiten Weltkrieg spricht, liegt das ja quasi auf der Hand. Ja und dann kam halt Geschichte. Ich hatte nen unglaublich tollen Geschichtslehrer und nen unglaublich tollen SoWi-Lehrer und so kam dann irgendwie eins zum anderen [...].“* (Felix, Z. 56 ff.)

Die hier beschriebenen Untersuchungsergebnisse verdeutlichen den auch von Teske (2009) beschriebenen wichtigen Einfluss von Eltern, Großeltern und anderen Erwachsenen wie bspw. Lehrer*innen. Diese Personen tragen in der Kindheit und Jugend der Bürger*innen dazu bei, dass sich Wertvorstellungen festigen und sich das Gefühl einer „lebenslangen Verpflichtung“ etabliert. Positive Verstärkungen wie gute Noten in entsprechend relevanten Fächern, können zu dieser Entwicklung ebenfalls beitragen.

„Zu viele Autos, zu wenig Bäume, zu viel Krach.“ (Sarah) – In der Stadt aufwachsen und Natur als etwas Bedrohtes wahrnehmen

Wie schon erwähnt, ist Sarah mitten in der Stadt aufgewachsen und hat Pflanzen und Tiere immer als etwas Besonderes angesehen. Für sie gab es zu wenig Grün und sie hat Natur als etwas Schützenswertes und Bedrohtes empfunden. *„Also, ich bin aufgewachsen an der B1, das ist da ja der Ruhr Schnellweg. Also das ist quasi wie eine Autobahn durch die Stadt. Und das war für mich auch immer so was ... also: Zu viele Autos, zu wenig Bäume, zu viel Krach. So das. Also, wir haben auch einen schönen Park in der Nähe gehabt und das war eigentlich so mein zweites Zuhause. Wenn das Wetter war, dann waren wir halt da draußen. Und das war für mich so ein ganz starkes Moment, Natur schützen, erhalten zu wollen, der mehr Raum zu geben.“* (Sarah, Z. 125 ff.) Ein Ursprung ihres Umweltschutzes liegt für Sarah im Aufwachsen im Stadtzentrum und dem Fehlen von ausreichenden Grünflächen und Ruhe. Ähnlich hat es auch Sonja erlebt, die in München nicht mit dem Verkehr und fehlendem Grün zurechtkam und beschreibt, dass ihr das Großstadtleben deswegen „zuwider“ war.⁸²

Sarahs Beschreibungen lassen sich der ersten Kategorie der vier verschiedenen Formen von Emotionen und Affekten bei Goodwin/Jasper/Polletta (2004: 416 ff.) zuordnen: „reflex emotions“. Die Autoren nennen als Beispiele für diese Affekte u. a. Angst, Wut, Ekel, Freude oder Trauer. Sarah beschreibt ihre Angst um Natur, welche sie als etwas Bedrohtes empfindet. In Konsequenz will sie Natur beschützen und ihr auch in der Stadt mehr Raum geben. Ähnlich beschreibt auch Sonja ihre Abneigung gegenüber Abgasen, Lärm und Smog, welche für sie das Bild von München geprägt haben. Aufbauend auf diese Gefühle von Angst und Ekel beschreibt der Begriff der „Instrumentalität“ bei Klandermans (2004: 361 ff.), dass Individuen partizipieren, weil sie ihre Lebensumstände verändern wollen. Durch das Empfinden von Ungerechtigkeit, Mangel und Empörung in Bezug

⁸² *„Und das kann auch ein bisschen damit zusammenhängen, dass mir das Leben in einer Großstadt, in München, eigentlich auch zuwider war. Also, der Verkehrslärm, die Abgase, Smog war ein Thema, Waldsterben usw. Also, das ist mir alles irgendwie auch nahe gegangen.“* (Sonja, Z. 196 ff.)

auf Natur sind auch Sarah und Sonja dazu motiviert, sich in der Umweltschutzbewegung zu engagieren. Sie sind unzufrieden und wollen durch ihre Aktivitäten Wandel bewirken.

*„[...] mein ursprüngliches Engagement kommt eigentlich so vom Naturschutz.“
(Sarah) – Ursprung des Engagements liegt im Naturschutz und dem Vorhaben, die Umwelt zu retten*

Sarah und Olaf sehen einen Ursprung für ihr Engagement explizit im Naturschutz und dem Wunsch, die Umwelt retten zu wollen. Wie schon beschrieben hat Sarah in ihrer Kindheit Natur als etwas Bedrohtes wahrgenommen und daraus ihr Interesse für Natur und ihren Schutz entwickelt. Der Wunsch, die Umwelt zu retten, hat sie ursprünglich motiviert und zum Biologiestudium gebracht. *„Also mein ursprüngliches Engagement kommt eigentlich so vom Naturschutz. Von der Kindheit her habe ich so das Gefühl mitgenommen, dass Natur bedrängt und bedroht ist. Und ich habe mich aber auch immer für Natur sehr interessiert. [...] Und habe dann deswegen auch angefangen Biologie zu studieren. Also, ich hatte schon so die Vorstellung eigentlich, weiß ich gar nicht, was ich für eine Vorstellung hatte ... Ob ich mit nem weißen Kittel im Labor stehe. Ich wollte aber auf jeden Fall die Umwelt retten.“* (Sarah, Z. 121 ff.) Ihr weiteres Engagement gehe immer auf diesen Ursprungsmoment des Naturschutzes zurück, erzählt sie. Ähnlich beschreibt es Olaf, der seinen Vater zum BUND begleitete und mit ihm über das Thema Fluglärm einstieg, eigentlich jedoch mehr am Thema Naturschutz interessiert war. *„Ja, das war eigentlich mein Vater, dem das am Herzen lag. Klar mir auch, weil das nervt. Wir haben ja in Schwanheim gewohnt. Da war das damals auch recht laut. Aber bei mir ging’s eher allgemein um Naturschutz, also ich fand das halt interessant, was die machen: Kröten- und Amphibienschutz, was weiß ich, Schwanheimer Düne als Naturschutzgebiet pflegen und so ein Zeug.“* (Olaf, Z. 125 ff.)

Auch für diese Kategorie lässt sich ein Bezug zu Goodwin/Jasper/Polletta (2004) und Klandermans (2004) herstellen. Olaf hat ebenso wie Sonja und Sarah schon in der Kindheit Natur als etwas Schützenswertes empfunden. Sarah beschreibt frühe Ambitionen, ihre Lebensumstände und das Umfeld zum Positiven verändern zu wollen. Durch ein Biologiestudium sieht sie sich in der Lage, Einfluss auf die Situation nehmen zu können und sie zu lohnenden Kosten verändern zu können (vgl. Klandermans 2004: 361 ff.). Basierend auf der Wahrnehmung, dass Natur in Gefahr ist – welches bei einigen Interview-Partner*innen als Auslöser für Engagement beschrieben wird – entsteht auch längerfristig die grundsätzliche Motivation für Aktivismus, die Lebensgrundlage der Menschen erhalten zu wollen. Dieser Aspekt wird im Anschluss unter dem Stichwort ‚Motive‘ detaillierter untersucht.

„[...] in der Situation kam dann Tschernobyl, das war 86, ich war schwanger im dritten Monat [...].“ (Sonja) – Tschernobyl und Schwangerschaft

Die nächsten zwei Kategorien lassen sich recht deutlich jeweils einem Geschlecht zuordnen. Bei den Frauen spielten in drei Fällen eine Schwangerschaft bzw. eine Schwangerschaft während der Tschernobyl-Katastrophe eine wichtige Rolle bei der Politisierung und Entwicklung des persönlichen Engagements. Bei den Männern wiederum wurde zwei Mal der Vietnamkrieg als Ursprung einer Politisierung genannt.

Sonja beschreibt eindrücklich Ängste und Herausforderungen, denen sie und ihr Mann ausgesetzt waren, nachdem sie 1986 in ihrer Schwangerschaft die Tschernobyl-Katastrophe erlebte. Stark verunsichert wusste sie nicht, was sie dem Kind zu essen geben könne und auch die mit ihrem Mann gemeinsam aufgebaute Landwirtschaft war durch den Nuklearunfall größtenteils zerstört: *„Und dann in der Situation kam dann Tschernobyl, das war 86. Ich war schwanger im dritten Monat und wir waren gerade aufs Land gezogen, haben Landwirtschaft gemacht, mit Kühen und haben Heu gemacht usw. und das war dann verstrahlt. Also, das war so ein richtiger Schlag in die Magengrube. Also, das so zu erleben und dann ist das erste Kind unterwegs und man hat Angst, was soll man dem Kind überhaupt für Nahrung geben. Und ich glaube, das ist auch eine Erfahrung, die uns jetzt verbindet. Also, in dem Kreis, in dem ich jetzt bin. Die Hilde und die Brigitte, die haben beide auch zu der Zeit ihr erstes Kind bekommen. Also, das ist schon eine prägende Erfahrung gewesen.“* (Sonja, Z. 214 ff.) Die Erfahrung einer Schwangerschaft während Tschernobyl teilt Sonja mit einigen anderen Frauen in ihrer heutigen Gruppe. Wie sie dies zusammenbringt, wird in Abschnitt 5.3.2 „Kollektive Identität und Mitgliedschaft“ genauer untersucht. Auch Helena beschreibt ihre Schwangerschaft bzw. das Kinderkriegen unabhängig von Tschernobyl als politisierenden Wendepunkt ihres Lebens. Gleiches kann sie auch in ihrem Umfeld beobachten. Während sie für ihr Öko-Essen zuerst belächelt wurde, findet sie nach dem Kinderkriegen hingegen sofort Nachahmer*innen: *„Ich bin, glaube ich, der unpolitischste Mensch auf der Welt gewesen. Ja, das ist einfach richtig heftig. Ich glaube, ich bin durch meine Kinder dahin. Ich sehe das auch ganz oft in meinem Kollegenkreis, in meinem Bekanntenkreis: Die sind alle..., keine Ahnung, haben sonst welche Prioritäten, lachen mich aus, weil ich mit meinem Öko-Essen usw. und die sind schwanger und kriegen Kinder und schon kaufen sie Bio-Nahrung.“* (Helena, Z. 100 ff.) Bei sich selbst und bei Bekannten hat Helena beobachtet, dass durch eigene Kinder ein erhöhtes Bewusstsein für Bio-Nahrung oder die generelle Zukunftsgestaltung eingesetzt hat.

Sonjas emotionale Beschreibung ihrer Schwangerschaft während der Tschernobyl-Katastrophe und die daraus folgenden offenen Fragen lassen sich

mit Jaspers (2011: 289) Begriff des „moral shock“ konzeptualisieren. Dieser verwendet den Begriff für einen Aha-Moment und ein daraus folgendes Gefühl, welches aus einem Ereignis resultiert und dem Individuum zeigt, dass die Welt nicht (mehr) das ist, was sie vorher war. Es entsteht ein Überdenken der eigenen Prinzipien und des eigenen Handelns. Dies trifft auch auf das Umfeld von Helena zu, die beobachtet hat, wie Frauen durch ihre Schwangerschaft und das Kinderkriegen ihre Einstellung zu ökologischem Essen von Grund auf verändern. Teske (2009: 55) nennt dieses Phänomen eine „moralische Entdeckung“, welche bspw. durch einen Film, ein Buch oder auch durch einen Krieg oder persönliche Betroffenheit ausgelöst werden kann. In seiner Forschung beobachtete auch Teske (ebd.), dass ein solcher Sinneswandel durch eigene Kinder und die Sorge um dessen Zukunft ausgelöst werden kann. Han (2009: 92 ff.) bezeichnet dies wiederum als „Trigger Moment“, welcher Politik personalisiert.

„[...] diese Brutalitäten, die sich da in Vietnam entwickelten, als ich das so richtig anschaulich hatte, das hat bei mir auch zu einer Radikalisierung und Politisierung geführt.“ (Günter) – Vietnam-Krieg als Ursprungsmoment

Günter beschreibt eine Politisierung und Radikalisierung durch den Vietnam-Krieg und die Bilder davon, die sich aus dieser Zeit bei ihm eingebrannt haben: „Bei mir eindeutig aus dem Vietnamkrieg. Ich war damals bei der Bundeswehr, also ich war vorher auch schon immer politisch interessiert. Ich war auch in der Schule in so einer politischen Arbeitsgruppe, das gab es ja auch, dass du dann in der Oberstufe die Möglichkeit hast, Politik-Abi zu machen. Also, diese Brutalitäten, die sich da in Vietnam entwickelten, als ich das so richtig anschaulich hatte, das hat bei mir auch zu einer Radikalisierung und Politisierung geführt. Also auch radikal.“ (Günter, Z. 198 ff.) In Heidelberg, wo Günter zu Studienzeiten gewohnt hat, hat er sich daraufhin in einer Gruppe eingebracht, an Demonstrationen und anderen Straßenveranstaltungen teilgenommen, sich aber bei gewalttätigen Ausschreitungen zurück-gehalten.⁸³ Auch Markus nennt im Interview auf die Frage nach den Ursprüngen seines Engagements neben anderen Themen den Vietnamkrieg: „Bildungsmisere, Vietnamkrieg, Atomenergie, die kam dann erst später – gegen die Atomenergie – und dann natürlich auch Entwicklungshilfe beim DED.“ (Markus, Z. 86 ff.)

Für die von Günter und Markus genannten Ursprungsmomente gelten ähnlich der vorherigen Kategorie die gleichen theoretischen Bezüge. Auch hier lassen

⁸³ „Also, es gab in Heidelberg damals ein Vietnam-Komitee und die haben halt Straßenveranstaltungen gemacht, Demonstrationen [...] Aber da gab's auch schon so die ersten Ausschreitungen und bei denen habe ich halt nicht mitgemacht.“ (Günter, Z. 214ff.)

sich persönliche Betroffenheit und der Krieg als moralische Entdeckungen und „moral shock“ (Jasper 2011: 289) konzeptualisieren. Beide Männer beschreiben sehr persönliche Trigger-Momente der Politisierung und Radikalisierung u. a. durch den Vietnamkrieg.

„[...] bevor die Kinder kamen, war ich gegen die WAA aktiv.“ (Sonja) – Einfluss aus früheren Sozialen Bewegungen und früherem Aktivismus

Besonders die Interview-Partner*innen 50+ sind häufig durch frühere Soziale Bewegungen inspiriert worden. Die Anti-AKW-Bewegung der 1980er Jahre, die Friedensbewegung und die Bildungsmisere wurden von sechs Gesprächspartner*innen als ursprüngliche Einflussfaktoren für ihr heutiges Engagement genannt.

Sybille und Valeria haben in den 1980er Jahren über die Anti-AKW-Bewegung Zugang zum Aktivismus gefunden. Valeria befand sich damals in einem Umfeld, in dem sich mehr und mehr Personen in Bewegung gesetzt haben und gegen AKW aktiv wurden. Damit entwickelte sich auch bei ihr ein Bewusstsein dafür, dass sie nicht nur Zuschauerin bleiben, sondern aktiv werden wollte: *„Ich bin erst wieder in solche Kreise, als ich in Süddeutschland mit meinen Kleinkindern lebte, mit diesen ganzen Anti-AKW-Bewegungen. Da hab ich das in meinem Umkreis mitgekriegt, dass Menschen sich in Bewegung setzen. Und vornehmlich auch Frauen, sich da vor die Atomlager gestellt haben, mit den Soldaten gesprochen haben. Und das fing dann so an in mir dieses Bewusstsein zu entwickeln: Ja, wir sind eigentlich auch da, um etwas zu machen, um aktiv zu sein und nicht immer nur Zuschauer im Leben [...].“* (Valeria, Z. 288 ff.) Auch Sybille nahm in ihrem Umfeld eine Veränderung wahr, es wurden Bürgerinitiativen gegründet und bei ihr selbst kam der Wunsch nach Aktivismus auf: *„Und es ist eigentlich, ich denke, mit dieser Kernkraftwerk/Anti-Atom-Bewegung. Da haben sich eben viele Bürgerinitiativen gegründet und da wurde der Wunsch immer stärker, dass ich dabei sein wollte.“* (Sybille, Z. 89 ff.) Sonja wiederum fand ihren Weg zum Aktivismus über die Wiederaufbereitungsanlagen (WAA) und die Grünen. So hat sie in den 1980er Jahren schon einige Zeit im Hüttendorf verbracht, sich gegen WAA eingesetzt und ganz generell gegen Atomkraftwerke. Ihr Aktivismus sei dann für einen bestimmten Zeitraum eingeschlafen, in dieser Phase gründete sie auch ihre Familie, und sei später wieder neu aufgeblüht.⁸⁴

⁸⁴ *„[...] bin damals den Grünen beigetreten und dadurch auf die atomare Wiederaufbereitungsanlage aufmerksam geworden, die in Wackersdorf geplant war. Habe dann dort an Protesten teilgenommen, im Hüttendorf einige Tage verbracht und dann dort meinen späteren Mann kennengelernt [...] bevor die Kinder kamen, war ich gegen die WAA aktiv. Die konnten*

Neben der Anti-AKW-Bewegung war Sonja, ebenso wie Günter, auch in der Friedensbewegung aktiv. Dort habe sie ihre Gruppe sehr geprägt, u. a. mit Übungen des zivilen Widerstands: *„Ich habe da ja noch was ganz Wichtiges ausgelassen, nämlich die Friedensbewegung! Die war ja damals auch und da war ich auch aktiv. Und war in so einer Bezugsgruppe und wir wollten da bei Neu-Ulm blockieren, die Pershing-Raketen. [...] Und diese Gruppe hat mich ja auch mitgeprägt. Da ging es halt auch um gewaltlosen Widerstand, wir haben dann so Übungen gemacht, wie man sich wegtragen lässt und dass man halt in der Gruppe immer zusammen bleibt, aufeinander aufpasst, dass man nur im Konsens etwas macht und solche Dinge.“* (Sonja, Z. 233 ff.) Insbesondere die Demo im Bonner Hofgarten ist Sonja gut im Gedächtnis geblieben. Die Menschenmassen haben bei ihr bleibenden Eindruck hinterlassen.⁸⁵ Auch Günter kann sich noch an die Ostermärsche erinnern, auf die er als Schüler schon gefahren ist: *„Ja also, zu der Zeit waren ja auch die Ostermärsche, die waren wichtig. Also, da weiß ich noch, da bin ich schon als Schüler hingefahren. Das waren so diese Anti-Atom, da ging es ja auch um die Aufrüstung der Bundeswehr und als ich bei der Bundeswehr war, da war damals die Krise in Prag, wo mobilisiert wurde.“* (Günter, Z. 233 ff.) Hier mischen sich argumentativ Anti-AKW und Friedensbewegung mit dem Aspekt der eigenen Betroffenheit. Günter war in der Bundeswehr und hätte zum Auslandseinsatz geschickt werden können. Dieser Aspekt wird im Anschluss ausführlicher thematisiert.

Markus fasst die verschiedenen Bereiche noch einmal zusammen. Auch er war bereits in verschiedenen Bewegungen engagiert: *„Ja, schon immer, schon immer. Also ich habe in der Jugend schon Zeitung gelesen und Leserbriefe geschrieben. Und dann natürlich als 68er die ganze Bewegung gegen Vietnamkrieg und gegen die Bildungsmisere damals. ‚Muff unter den Talaren‘ [...] Bildungsmisere, Vietnamkrieg, Atomenergie, die kam dann erst später – gegen die Atomenergie – und dann natürlich auch Entwicklungshilfe beim DED – das war ja auch nicht zum viel Geld verdienen, sondern das war ja auch ein Freiwilligendienst. Also, das war ja dann auch politisch.“* (Markus, Z. 83 ff.)

Die Protest-Erfahrungen der Interview-Partner*innen aus den 1980er Jahren bilden bis heute eine Grundlage für ihren Aktivismus. Dieses Ergebnis deckt sich mit den Untersuchungen von McAdam (1989: 751 ff.), der in seiner Studie zum Mississippi Freedom Summer Project aufzeigte, wie Aktivismus in den 1960er

wir dann verhindern. Und dann ist eigentlich mein Aktivismus eingeschlafen [...].“ (Sonja, Z. 8 ff.)

⁸⁵ *„Das war nämlich damals in der Friedensbewegung, da gab’s ja diese Demo mit 300.000 Leuten im Bonner Hofgarten, da war ich auch dort. War absolut beeindruckend: Da am Rhein zu stehen und die wahnsinnig breite Rheinbrücke und da sind die Menschen drüber geströmt und geströmt und es hat nicht aufgehört.“* (Sonja, Z. 309 ff.)

Jahren Engagement in den 1980er Jahren beeinflusste. Ähnliches lässt sich auch für die gegenwärtig Aktiven der Umweltschutz-Bewegung feststellen, die – wenn es das jeweilige Alter zulässt – oft schon in der Anti-AKW-Bewegung der 1980er Jahre partizipierten. Die sechs oben zitierten Interview-Partner*innen nannten als ursprüngliche Einflussfaktoren für ihr heutiges Engagement u. a. die Anti-AKW-Bewegung, die Friedensbewegung und die Bildungsmisere. In Einklang damit steht auch eines der drei von Teske (2009) genannten Hauptthemen seiner „Involvement Stories“: Die lebenslange Verpflichtung. Hierbei herrscht eine Kontinuität in der Identität des Individuums vor, ein Beibehalten bestimmter Werte, oft schon seit der Kindheit oder Jugend. In den hier beschriebenen Fällen, kann eine Kontinuität der Wertvorstellungen in Bezug auf Umwelt und Natur für teilweise bereits 35 bis 40 Jahre beobachtet werden.

Die Hausbesetzer-Szene ist ein weiterer Ursprungsmoment, in dem zwei der Interview-Partner*innen eine frühe Prägung ihres Engagements sehen. Sarah kam zu Studienzeiten mehr zufällig als geplant mit der Szene in Berührung, als sie in eine WG einzog, in der ihr und ihren Mitbewohnerinnen nach nur zwei Monaten unrechtmäßig gekündigt wurde. Für ihr Verständnis kam damit die Auseinandersetzung mit politischen Themen verhältnismäßig spät, vorher habe sie sich nicht besonders für Politik oder auch die Friedensdemos der 1980er interessiert. *„Und dann hat sich das aber durch die besondere Situation ergeben, die sich halt hier in Gießen ergeben hat. Dass ich in Kontakt, in Berührung mit der Hausbesetzer-Szene gekommen bin. Und das war eigentlich auch ein Zufall. Ich bin halt in eine WG gezogen in einem Haus. Das waren drei Wohnungen und ich war da zwei Monate und dann sind wir gekündigt worden. Und der Kündigungsgrund war aber nichtig. [...] Und die sollten halt bei uns auch drum herum alles abreißen. Und dann wir schon: ‚Oh oh.‘ Und dann haben wir halt angefangen, Autos rund um das Haus zu stellen. Quasi nochmal so eine Pufferzone zu machen. [...] Die Hausbesetzer haben sich nicht raus getraut, weil es war ja Presse da und sie hätten fotografiert werden können. Also haben wir Mädels, wir waren oben nämlich ne Frauen-WG, und vor das Gartenhäuschen gestellt, vor die Baggerschaufel und haben versucht, dieses Gartenhäuschen zu retten. Haben wir natürlich nicht geschafft. Und das waren aber so Sachen, die... – sage ich mal Politisierung. Also, ist das richtig? Aber das schafft natürlich ganz viel emotionale Aufregung und man ist dann auch irgendwie so zusammengeschießt.“* (Sarah, Z. 187 ff.) In ihren Erzählungen unterscheidet Sarah zwischen den „Hausbesetzern“ und ihrer WG als „wir Mädels“, wobei beide Wohneinheiten im gleichen Haus unter Besetzungsumständen wohnten. Jedoch sei die andere Gruppe politischer gewesen und sie selbst mehr zufällig in der Situation. Nichtsdestotrotz hat aber auch Sarah

mit konkretem physischem Widerstand versucht, die Bagger am Abriss des Gartenhäuschens zu hindern und dabei trotz einer Niederlage erlebt, wie solch eine Protestaktion die Aktiven zusammenschweißt. Dieser Aspekt wird ausführlich in Abschnitt 5.3.2 „Kollektive Identität und Mitgliedschaft“ untersucht. Nachdem Sarah zuvor kein Interesse an Politik hatte, hat sie durch den „zufälligen“ Kontakt mit der Hausbesetzer-Szene und durch persönliche Betroffenheit eine Politisierung erlebt, die sie bis heute prägt. Seit dieser Erfahrung engagiert sich Sarah vielseitig, sowohl lokal in ihrer Stadt als auch darüber hinaus hessenweit für die BUNDjugend.

Auch Mareike hat sich über die SDAJ in der Hausbesetzer-Szene eingebracht und als Jugendliche versucht, verschiedene Abrisse und Neubauten zu verhindern.⁸⁶ Ausbleibende Erfolgserlebnisse haben aber auch sie nicht von zukünftigem Engagement abgehalten. Neben Vereinsarbeit bspw. im Bereich Schutz für Missbrauchsofer, engagiert und vernetzt sich Mareike mittlerweile jedoch größtenteils online.

Auch die von Sarah und Mareike beschriebenen Erfahrungen aus der Hausbesetzer-Szene als Ursprungsmomente des persönlichen Engagements decken sich mit McAdams (1989) und Teskes (2009) Ergebnissen zu den Einflüssen früheren Aktivismus und über Jahrzehnte konstanten Wertvorstellungen. Insbesondere im Fall von Sarah stellten diese Erfahrungen den ersten Berührungspunkt mit politischen Aktivitäten dar und prägen Sarahs Einstellung zu Engagement bis heute.

„[...] da gab es zu Weihnachten ein Hüttendorf, das war 85, da bin ich durch die Grünen hingekommen.“ (Sonja) – Parteien als Einstieg in den Aktivismus

Neben anderen Sozialen Bewegungen spielten für Sonja, Mareike und Daniela auch Parteien bzw. Jugendorganisationen von Parteien eine Rolle bei der Entwicklung von erstem Aktivismus. Sonja trat den Grünen bei und wurde daraufhin auf die WAA aufmerksam. Ihr intensives Engagement im Hüttendorf und in der AWK-Bewegung habe sich durch die Partearbeit bei den Grünen intensiviert, als Konsequenz habe sich aber auch ihr Blick auf Politik verändert und desillusioniert – Politiker*innen würden mit Gewalt „verbrecherische Projekte“

⁸⁶ „[Die] SDAJ – Sozialistische Deutsche Arbeiter-Jugend. Und wir haben dann natürlich auch Organisation gemacht. Oder ‚die‘ – ich habe da mitgemacht. Ich weiß nicht, ob ich dann – also damals mit Sicherheit auch überzeugt – und da waren auch ganz viele Sachen wie Glöckner Werke. [...] Und die wollten das eben einfach abreißen und dann da so kommerziell da Infrastruktur bauen und was sie dann ja letztendlich auch gemacht haben. Also, wir sind dann auch marschiert. In Haspe vom Kreisel rauf zu den Werken – und haben dann da die Häuser besetzt. Aber es hat alles leider nichts genützt.“ (Mareike, Z. 234 ff.)

durchsetzen: „[...] so mit 23 bin ich dann zu den Grünen gekommen. Da war halt gerade Wahl und wir haben eine Wahlveranstaltung besucht und dann bin ich halt beigetreten. Und dadurch hat sich das dann alles vertieft, auch das Anti-AKW Engagement und vor allem gegen die WAA. Und das war halt auch – ich sage immer – wir wurden da sehr desillusioniert in Bezug auf die Politiker, die das Sagen haben. Und haben einfach gemerkt, dass die verbrecherische Projekte mit Gewalt durchpeitschen wollen, mit Polizeigewalt. Und dieses Misstrauen ist geblieben.“ (Sonja, Z. 204 ff.) Ihre Erfahrungen aus dieser Zeit und auch das damals entwickelte Misstrauen habe sie sich beibehalten, erzählt Sonja. Wie im vorangegangenen Unterkapitel beschrieben, fodert Sonja deshalb auch mehr direktdemokratische Elemente und dass Politiker*innen ihre Entscheidungen wieder stärker am Willen der Bürger*innen zu orientieren hätten. Sonjas Protesterfahrungen inkl. Gewaltanwendung der Polizei prägen bis heute ihr Politik- und Bürgerschaftsverständnis.

Mareike und Daniela wurden wiederum zu Jugendzeiten von der Mutter in den Urlaub mit der DKP-Jugendgruppe geschickt oder sind im Jugendzentrum mit Jugend-Sozialisten-Einfluss aufgewachsen. Die Anfänge ihres politischen Interesses sieht Mareike in den Urlauben mit den Jungen Pionieren. Ihre Mutter schickte sie – auch aus finanziellen Gründen – mit der Jugendgruppe der DKP in Feriencamps und zu Exkursionen nach Buchenwald oder Auschwitz.⁸⁷ Für Mareike war es etwas typisch Ostdeutsches, „politisch mit eingebunden“ zu werden, schon früh Konzentrationslager zu besuchen und mit der deutschen Vergangenheit konfrontiert zu werden. Daniela wiederum beschreibt in ihrer Jugend viel Zeit in Jugendzentren verbracht und diese mit aufgebaut zu haben. Sie sei „schon immer“ – damals wie heute – ein Rebell gewesen und von zuhause aus sehr mit einem sozialen Bewusstsein geprägt worden: „Angefangen in der Politik bin ich mit 14 Jahren. Bei der damaligen Jugend-So, Jugend-Sozialisten. Habe ich viele Jugendzentren mit aufgebaut, also war schon immer ein Rebell. Auch schon in der Schule, ob das jetzt Klassensprecher ist oder sonstiges, von zuhause aus mit einem sehr sozialen Bewusstsein geprägt.“ (Daniela, Z. 47 ff.)

Die Beschreibungen von Sonja, Mareike und Daniela stimmen mit dem CVM von Verba/Schlozman/Brady (1995: 348) überein, welches besagt, dass eine hohe

⁸⁷ „Und irgendwie fand meine Mama es gut, dass ich mit den Jungen Pionieren in den Urlaub fahre. Ich denke mal, es war auch ein finanzieller Aspekt. Weil die sehr günstig waren. Das war früher die Kindergruppe der DKP [...] Und natürlich wurde man da drüben natürlich auch – wie das so war in der DDR – hier da so politisch mit eingebunden und es gab Paraden und so ein Gedöns. Andersrum sind wir aber auch nach Buchenwald und nach Auschwitz gefahren, um eben zu sehen, was da passiert ist.“ (Mareike, Z. 213 ff.)

Identifikation mit einer Partei zivilgesellschaftliches Engagement wahrscheinlicher macht. Alle drei haben in ihrer Jugend oder im jungen Erwachsenenalter erste Berührungspunkte mit politischen Parteien gehabt und u. a. damit den Grundstein für ihr späteres zivilgesellschaftliches Engagement gelegt.

*„Es hätte ja auch jederzeit der Befehl kommen können: ‚Jetzt ausrücken.‘“
(Günter) – Persönliche Betroffenheit als Ursprungsmoment*

Ein wichtiger Aspekt für die Motive von aktuellem Engagement, aber auch für den Ursprung von Engagementbereitschaft generell liegt in der eigenen Betroffenheit. Das kann wie in Frankfurt am Main mit der Startbahn-West des Flughafens praktische Gründe haben, aber auch biografische, wie die Fluchterfahrung der Eltern oder des Mannes, bis hin zu persönlichen und emotionalen Gründen, wie Missbrauchsoffer zu sein oder von einem möglichen Auslandseinsatz der Bundeswehr bedroht zu sein.

Sven hat – generell und auch innerhalb des BUND – das Thema Lärm bzw. Lärmbelästigung als Schwerpunkt. Er erzählt, schon zu Studienzeiten gegen die Startbahn 18 West aktiv gewesen zu sein und später gegen die Landebahn Nord-West, da über seinem Wohnort spätestens ab fünf Uhr in der Früh die Flugzeuge über den Himmel dröhnen. Er selbst nennt es „politische Aktivität in Anführungszeichen“, bringt sich aber innerhalb des BUND auch mit vielen anderen lokalen Projekten für Lärmschutz ein.⁸⁸

Sybillе führt den Ursprung ihres Engagements insb. auf biografische Erlebnisse zurück. Sie bezieht sich dabei auf die Hirnforschung und frühkindliche Prägungen. Ihre Eltern hätten als Flüchtlinge immer einen Sonderstatus gehabt und schon damals habe sie erfahren, was Ungerechtigkeit und Not bedeuten. *„[...] wir werden sehr früh geprägt und wir nehmen auf, was wir – das sage ich aus der Biologie- und Hirnforschung – was wir um uns herum wahrnehmen, und zwar die Regeln, die dahinter stehen. Also nicht unbedingt, was uns gesagt wird, sondern das, was wir wahrnehmen und was der gemeinsame Nenner ist von dem, was wir wahrnehmen. Und in meiner Familie, mit meinen Eltern als Flüchtlingen, die hatten schon einen Sonderstatus, also ich habe als kleines Kind schon ihre Not erlebt*

⁸⁸ „Ich war zu Studenienzeiten, also bspw. 18-West, war ich aktiv. [...] Und habe auch gegen Atomkraftwerke protestiert, aber leicht. Und dann ist es so, wie es eigentlich im Leben auch mit anderen Mitstreitern passiert, dann gab's was hier, dann gab's das, dann gab's das. Und ich bin hier erst wieder sehr aktiv geworden, als es losging mit der Landebahn Nord-West, wo auf einmal die in [Stadt] Fluglärm hatten und früher war es nicht. [...] Und dann hat man ab fünf Uhr oder vorher schon die Bomber da am Himmel und da kommt halt meine politische Aktivität, sagen wir mal in Anführungszeichen, das wurde immer mehr und dann haben wir hier auch den BUND neu gegründet, vom Ortsverband.“ (Sven, Z. 31 ff.)

und diese Ungerechtigkeit.“ (Sybille, Z. 47 ff.) Als Konsequenz aus dieser Not, habe sie bei den Eltern beobachtet, wie man mit dem Nötigsten leben könne und sich dabei vor allem auch die Natur zunutze machen kann. Darüber habe sie den Zugang zu (Heil-)Kräutern und Natur erhalten. Auch Mareike (Z. 262 ff.) kam mit einer Fluchterfahrung in Berührung, die ihren Gerechtigkeitsinn geprägt hat. Ihr Ex-Mann sei von Ghana nach Deutschland geflüchtet und sie habe daraufhin ihm und anderen Geflüchteten bei Amtsgängen, beim Dolmetscher und anderem geholfen.

Ein Themenbereich unabhängig vom Umweltschutz, in dem sich Mareike auch engagiert, ist die Missbrauchshilfe. Hier resultiert ihr Aktivismus aus der eigenen Betroffenheit in Form einer eigenen Missbrauchserfahrung, wie sie im Interview geschildert hat. *„Dass die Leute nicht mehr weggucken, sondern eben auch wenn sie mitkriegen, dass da so was ist, auch erst mal Bescheid sagen und eben die Augen geöffnet werden. Ich bin selbst betroffen, als Kind hat mich so ein Nachbar missbraucht. Und von daher finde ich schon wichtig – ich denke, das hätte man einfach auch sehen müssen. So die Leute drum herum. Weil, warum nimmt so ein alter Opa so ein Kind mit in die Wohnung?“* (Mareike, Z. 67 ff.) Sie appelliert an mehr Aufmerksamkeit für Mitmenschen und ein fürsorglicheres Miteinander.

Günters persönliche Betroffenheit bezieht sich, wie bereits thematisiert, auf einen drohenden Auslandseinsatz der Bundeswehr im Vietnamkrieg. Er war zu einer Zeit bei der Bundeswehr, als es um die Aufrüstung der Bundeswehr ging und zur Pragkrise mobilisiert wurde. Er selbst sah sich dementsprechend mit *„diesen Weltfragen konfrontiert“* und befürchtete den Befehl, ausrücken zu müssen: *„Ja also, zu der Zeit waren ja auch die Ostermärsche, die waren wichtig. Also, da weiß ich noch, da bin ich schon als Schüler hingefahren. Das waren so diese Anti-Atom, da ging es ja auch um die Aufrüstung der Bundeswehr und als ich bei der Bundeswehr war, da war damals die Krise in Prag, wo mobilisiert wurde. Also, da war Alarm. Das heißt, als Soldat in dieser Wehrdienstzeit war ich auch mit diesen Weltfragen konfrontiert. Es hätte ja auch jederzeit der Befehl kommen können: ‚Jetzt ausrücken.‘“* (Günter, Z. 233 ff.)

Auch an dieser Stelle bietet sich ein Bezug auf eines der drei Hauptthemen von Teskes (2009: 27 ff.) Involvement Stories an. Bei den sogenannten ‚moralischen Entdeckungen‘ wirken externe Faktoren auf das Individuum ein. Der Punkt des Bewusstwerdens über eine Unmoral in der Welt gilt hierbei als Wendepunkt hin zum Aktivismus. Diese Erfahrung war bei Günther eine Konfrontation mit dem Krieg, bei Mareike eine Missbrauchserfahrung und bei Sybille die Kindheit als Flüchtlingskind. Persönliche Betroffenheit wie in diesen Fällen oder im Falle von Lärmbelästigung, können Individuen als Ursprungsmoment für Aktivismus dienen. Auch Han (2009: 48 ff.) geht in ihrem Model von *„Issue Publics“*

davon aus, dass Menschen sich verschieden intensiv für unterschiedliche Themen interessieren und vielmehr politische Spezialisten als Generalisten sind. Persönliche Bindung und Verpflichtung zu einem Thema macht laut Han (ebd.: 72 ff.) Partizipation wahrscheinlicher.

„[...] das ist halt ein Buch, was mich persönlich einfach zum Nachdenken angeregt hat.“ (Kilian) – Ein Medium als Ursprung für Engagement

Drei Interview-Partner*innen haben ausgesagt, durch ein bestimmtes Medium – ein Buch, einen Film oder eine Sendung – ursprünglich beeinflusst worden zu sein und daraufhin ihr Engagement angefangen oder ausgebaut zu haben. Kilian erinnert sich daran, dass er in einem Prozess von Jahren immer mehr Dokumentationen gesehen hat, die ihm vor Augen geführt haben, dass viele Sachen schlecht laufen und die ihn sehr berührt haben. „Unser täglich Brot“ (2005), „Plastik Planet“ (2009) und auch das Buch von Richard David Precht „Wer bin ich und wenn ja, wie viele?“ (2007) nennt er ganz konkret als persönliche Prägungen.⁸⁹ Auch Sonja fühlt sich ganz besonders von einer speziellen Autorin angeregt. Sie sei zwar schon vorher aktiv gewesen, habe das Buch „Kapitalismus vs. Klima“ (2016) aber als Ansporn zu mehr Aktivismus empfunden: „Ja, also für mich sehr einschneidend war, dass ich mit zwei Kolleginnen von Naomi Klein ‚Kapitalismus vs. Klima‘ übersetzt habe. Ich war schon vorher in dem Bereich aktiv, aber das hat mich nochmal zusätzlich angespornt und ich habe mir geschworen, dass ich jetzt nach Möglichkeit keine Demo auslasse. In der nächsten Zeit.“ (Sonja, Z. 15 ff.) Sybille wiederum berichtet von einer bestimmten Radiosendung, dessen Manuskript sie erhielt und woraufhin sie das erste Mal mit Transition Towns in Berührung kam. „Ja, ich bin ja schon lange dran am gesellschaftlichen Wandel, der sich ja bezieht auf das Miteinander der Menschen und wie wir mit den natürlichen Ressourcen umgehen und wie wir wirtschaften, wie wir mit welcher Ungerechtigkeit leben. Und dann habe ich durch eine Radiosendung, also das Manuskript dieser Sendung hat mir jemand zukommen lassen, und da wurde Transition Town erwähnt und da habe ich direkt gemerkt: ‚Oh, das gefällt mir total gut.‘ Und was das Besondere bei Transition Town ist, ist dass es mehrere Themen miteinander verknüpft.“ (Sybille, Z. 707 ff.) Obwohl sie auch zuvor schon am gesellschaftlichen Wandel interessiert war, ist sie seitdem besonders aktiv in der Transition-Town-Initiative ihrer Stadt.

⁸⁹ „Also, ich denke es war so ein Prozess, kein richtiges Schlüsselmoment. Gut, hier und da mit irgendwelchen Dokus, da erinnere ich mich z. B.: ‚Unser täglich Brot‘ habe ich mal gesehen, was ziemlich reinhaut. Oder: ‚Plastik Planet‘ ist jetzt auch nicht so lange her. Also, ich glaube wichtig war, mit 17 oder 18 habe ich von Richard David Brecht dieses Buch gelesen ‚Wer bin ich und wenn ja, wie viele?‘ und das habe ich durch Zufall gelesen und es war ein ganz toller, toller Zufall.“ (Kilian, Z. 182 ff.)

Auch diese Beschreibungen der Interview-Partner*innen decken sich mit bisheriger Forschung zu den Ursprüngen von Partizipation. Jaspers (2011) Begriff des „moral shock“ bezeichnet ein Aha-Moment, der dem Individuum zeigt, dass die Welt nicht ist, wofür es sie gehalten hat. Kilian hat dies beim Sehen einiger Dokumentationen und Lesen bestimmter Bücher erfahren. Auch für Sonja und Sybille waren es Bücher und Radiomanuskripte, die das Engagement ausgelöst oder erneut befeuert haben.

„Und dann habe ich angefangen Umweltwissenschaften zu studieren.“ (Isabelle) – Das Studium in einem für das Engagement relevanten Fach absolvieren

Vier der 18 Interview-Teilnehmer*innen haben im Bereich Biologie, Umweltwissenschaften oder Politik studiert und sehen einen Ursprung für ihr Engagement in ihrem Studium. Isabelle, die ihren Ursprung wie schon beschrieben in einem Schulprojekt sah, entwickelte darauf aufbauend den Wunsch, Umweltwissenschaften zu studieren. Darüber sei sie immer tiefer ins Thema gesunken und habe dann die Erkenntnis gehabt, dass alle Umweltprobleme menschengemacht seien und damit den gesellschaftlichen Bezug hergestellt.⁹⁰ Von diesen gesellschaftlichen Ursprüngen der Umweltprobleme aus, folgt für Isabelle die Konsequenz, dass man Menschen zu einem Wandel ihres Lebensstils bringen müsse. Mit einem stärkeren Fokus auf Gesellschaft, Politik und Geschichte, kam auch Felix durch sein VWL- und Politikwissenschaften-Studium zum Engagement. Er habe sich schon immer sehr dafür interessiert, warum Dinge wie geschehen, und fühlt, dass er seinen Wissensdurst und sein großes Interesse am besten im Politikstudium stillen kann: *„Also das Interesse war halt immer groß. Ich komme aus keiner politisch aktiven Familie, ich würde mich auch selber nicht als Aktivist bezeichnen. Ich wollte einfach immer viel darüber wissen. Ich kann nicht wirklich so gut erklären, warum das jemals so war, aber es hat mich immer sehr interessiert, warum diese Sachen so passieren [...]“* (Felix, Z. 18 ff.)

Sarah und Stefanie wiederum haben Biologie und Naturressourcen-Management studiert und dabei viel Spaß, Spannung und Praxisbezug erfahren. Stefanie zeigt sich zufrieden mit der Wahl ihres Masterstudiums und interessiert

⁹⁰ *„Und dann habe ich angefangen, Umweltwissenschaften zu studieren. Eigentlich so aus dem Gedanken heraus, dass da alle Naturwissenschaften mit drin sind. Ich brauche mich nicht für eine Sache entscheiden, super. Und bin deswegen mehr über die naturwissenschaftliche Schiene reingekommen und habe dann aber irgendwann realisiert, dass die Umweltprobleme alle menschengemacht sind und dass es eigentlich alle gesellschaftliche Probleme sind.“* (Isabelle, Z. 87 ff.)

sich insb. für die Landwirtschaftsthemen und Nahrungsmittelproduktion.⁹¹ Das Studium bestärkt Stefanie darin, in diesem Bereich später einen Job zu suchen und bietet ihr wichtige Hintergrundinformationen für ihr Engagement in Form der Erstellung einer Online-Petition.

Schulprojekte, Studium und andere wissenschaftliche Auseinandersetzungen haben bei Sarah, Isabelle, Felix und Stefanie im Sinne einer „moralischen Entdeckung“ (Teske 2009: 55) dazu geführt, dass sie sich intensiver mit umwelt-relevanten Themen auseinandergesetzt haben. Sie sehen einen Ursprung für ihr Engagement u. a. im Studium und profitieren auch im gegenwärtigen Engagement von Wissen, das sie sich im Studium angeeignet haben. Eine detaillierte Untersuchung des Zusammenhangs von Engagement und einem fachrelevanten Studium, könnte interessante Erkenntnisse über die Motive von Bürger*innen bringen.

„Es war so dieser Punkt, von Zuhause mal weg zu gehen [...].“ (Stefanie) – Reisen und Auslandserfahrung als Perspektiverweiterung und Schlüsselmoment

Reisen erweitert den Horizont, heißt es, und so hat es auch Stefanie erfahren. Nach dem Abitur ging sie für ein Jahr nach Australien, absolvierte ein Work-and-Travel, lernte eine neue Kultur kennen, verbesserte ihr Englisch und erschloss sich neue Informationen. Obwohl ihrer Meinung nach die australische Kultur der deutschen bzw. westlichen sehr ähnlich sei, nennt Stefanie diese Erfahrung ein Schlüsselerlebnis. *„Es war so dieser Punkt, von Zuhause mal weg zu gehen und ich glaube, das ist immer etwas total Wertvolles, weil es die Perspektive wechselt. Man sieht, es geht auch anders. Also, auch von den gesellschaftlichen Strukturen und dabei ist Australien ja sehr nah, sehr westlich. Ja, ich glaube, das war so ein erstes Schlüsselerlebnis.“* (Stefanie, Z. 154 ff.) Besonders die darauf folgenden Reisen in Entwicklungsländer haben ihr dann ein starkes Ungerechtigkeitsgefühl vermittelt, haben sie Armut, Umweltverschmutzung und Auswirkungen des Klimawandels sehen lassen und ihr ein neues Gefühl für die Größe dieser Welt gegeben. *„Und durch das Reisen und so ist mir das Thema Nachhaltigkeit immer näher gerückt und hat immer mehr an Relevanz gewonnen. [...] so einige Reisen in der Dritten Welt, in Entwicklungsländern, die mir ein sehr starkes Ungerechtigkeitsgefühl gegeben haben. Und auch einen Blick darauf, wie mit Umwelt ganz anders umgegangen wird oder was das auch für Auswirkungen haben kann. Und auch wenn es immer so das Wetter ist, was man spürt und fühlt und nicht wirklich*

⁹¹ *„Jetzt bin ich auch total zufrieden, am Ende des Masters zu sehen: Okay, das hat echt viel gebracht und es ist auch ganz spannend. Das ist auch an der landwirtschaftlichen Fakultät oder am Institut für Agrarwissenschaften und Gartenbau angesiedelt, dieser Masterstudiengang und hat immer wieder landwirtschaftliche Themen und Bezüge und auch zur Nahrungsmittelproduktion – und das finde ich total spannend.“* (Stefanie, Z. 43 ff.)

das Klima – schon irgendwie ein Gefühl dafür zu haben, wie hier einiges in eine Schiefelage gerät.“ (Stefanie, Z. 42 ff.)

Valeria wiederum wurde stark geprägt von ihrer Kindheit im Ausland, sie wuchs in Brasilien auf und lebte phasenweise dort und in Deutschland. In Sao Paulo hat sie schon früh aufmerksam beobachtet, was um sie herum passierte, wie Menschen außerhalb ihrer gut-situierten Familie weniger hatten oder gar als Flüchtlinge in ihre Region kamen. *„Ich komme sozusagen aus der Herrenklasse und habe, wenn ich jetzt zurückdenke, schon als kleines Kind immer auf die Bedürftigen geguckt, auf die Favela oder die, die ich da so in meinem abgeschiedenen Glashaus, in dem ich saß, was ich da so erkennen konnte, waren meine ganzen Sinne immer darauf gespannt, was da draußen passiert. [...] Ja, und ich erinnere als ganz kleines Kind, wie z. B. diese Leute dann durch die Straßen streiften, so wie hier die Zigeuner irgendwo was suchen, und wie da eine Mutter z. B. ihr Kind in der Straßenspfütze irgendwie ein bisschen wusch. Und das ist so ein Bild, was mich mein ganzes Leben nicht verlassen hat.“ (Valeria, Z. 192 ff.)* Es sind diese Bilder aus der Kindheit, die Valeria auch heute antreiben und ihre Motivation darstellen. Und so hat sich bei ihr auch der Wunsch entwickelt, in Brasilien aktiv zu werden. Valeria hat ein Jahr lang privat Entwicklungshilfe geleistet und in Grenzgebieten als Krankengymnastin gearbeitet.

Die Auslandserfahrungen von Stefanie und Valeria können im Sinne von Jasper (2011) als „moral shocks“ verstanden werden. Augenöffnende Momente, die eine neue Seite der Welt zeigen und bisheriges in Frage stellen. Auch Teske (2009) und Han (2009) nennen Auslandsaufenthalte und Reisen in fremde Länder als moralische Entdeckung und Trigger-Momente, die Aktivismus begünstigen. Hierbei können sich Individuen über Unmoral und Ungerechtigkeit in der Welt bewusst werden und überdenken ihr Handeln. Die beschriebenen Erfahrungen von Stefanie und Valeria verdeutlichen insb. die große Bedeutung von Visualität für die Motivation, sich zivilgesellschaftlich einzubringen. Reisen, Auslandsaufenthalte, Dokumentationen und Erzählungen führen dazu, Missstände direkt vor den eigenen Augen zu sehen und sich der Folgen eines (globalen) Problems bewusst zu werden. Manchmal am Beispiel eines einzelnen Kindes, manchmal am Beispiel eines betroffenen Landes. Auf emotionaler Ebene sprechen diese Erfahrungen das persönliche Verantwortungsgefühl eines Menschen an, stärken damit das Betroffenheitsgefühl und machen Aktivismus wahrscheinlicher und/oder intensivieren ihn.

„[...] ein ganz starkes Schlüsselement war auch ein Meditationskurs [...].“ (Stefanie) – Meditation und Spiritualität als Ursprungsmoment für Engagement

Stefanie und Valeria haben in den Interviews auch einen spirituellen Schlüssel-moment bzw. spirituelle und religiöse Ursprünge für ihr Engagement genannt. Ein Meditationskurs habe sie in Sachen Achtsamkeit geschult und einen ‚Reset‘ bei ihr ausgelöst, erzählt Stefanie. Das sei ein Schlüsselmoment für sie gewesen, etwas aktiv zu unternehmen.⁹² Valeria wiederum hat sich in ihrer eigenen Familie nicht akzeptiert, sondern wie das schwarze Schaf gefühlt und daraufhin nach etwas gesucht, das sie zur Religion und der Kirche geführt hat. Erst vor sechs Jahren habe sie sich dann nochmal auf eine neue spirituelle Suche begeben und von der Kirche abgewandt: *„So war ich sozusagen auch ein Außenseiter oder ein schwarzes Schaf oder zumindest ein Exot in der Familie, dass ich irgendwie nach irgendetwas suche, nur damals war es eben die Sache mit dem lieben Gott. Und dass eben auch sehr lange in meinem Leben, bis ich vor sechs Jahren oder so gesagt habe: ‚Nee, dieses ist die falsche Institution.‘“* (Valeria, Z. 221 ff.) Im Aktivismus und in der Spiritualität fühlt Valeria nun angekommen zu sein.

Während explizite Bezüge zu Religion und Glauben im CVM von Verba/Schlozman/Brady (1995: 369 ff.) in Form von Mitgliedschaft in Glaubensgemeinschaften berücksichtigt wurden, werden Spiritualität und Mediation im Zusammenhang mit zivilgesellschaftlicher Partizipation bisher wenig beachtet. Im Fall von Stefanie hat ein Achtsamkeitskurs zu einem Reset geführt und damit Aktivismus begünstigt. Bei Valeria hingegen haben Erfahrungen von Ungerechtigkeit dazu geführt, dass sie sich zuerst der Kirche zugewandt und dann wieder von ihr abgewandt hat. Laut Klandermans (2004: 362ff.) beginnt die Nachfrage nach Wandel und gesellschaftlicher Veränderung häufig mit Unzufriedenheit, z. B. durch solche von Valeria beschriebenen Erfahrungen von Ungleichheit und Ungerechtigkeit.

„Und dann bin ich eben auf Campact gestoßen [...].“ (Sonja) – Schritte zum Aktivismus bei Campact und/oder dem BUND

Neben den allgemeinen Ursachen für das persönliche Engagement, wurde in den Interviews auch thematisiert, wie die Bürger*innen das erste Mal mit Campact und/oder dem BUND in Kontakt kamen bzw. wie Mitmachmöglichkeiten bei Campact und dem BUND das eigene Engagement begünstigt haben. Diese

⁹² *„Und ich glaube, ein ganz starkes Schlüsselement war auch ein Meditationskurs, ein zehntägiger, ein ganz intensiver. Der bei mir so ein Reset gemacht hat und mich auch sehr viel achtsamer gemacht hat, darüber wie ... Ich will nicht sagen, wie – was gut oder was schlecht ist, aber darauf zu achten und aktiv zu sein und etwas zu unternehmen.“* (Stefanie, Z. 176 ff.)

Erfahrungen werden im Folgenden vorgestellt und in Klandermans (2004: 370) vierschrittiges Konzept der „action mobilization“ eingeordnet.

Gerd ist bei einer Recherche zufällig auf Campact gestoßen. Er organisiert Mahnwachen anlässlich der Tschernobyl- und Fukushima-Katastrophen und sei dabei auf die Webseite von Campact gekommen. Daraufhin hat er sich die Seite gemerkt, da sie für ihn relevante Nachrichten hatte, und sich etwas später auf die Verteilerliste von Campact setzen lassen.⁹³ Felix wiederum ist durch ein Referat im Fach Medien und Kommunikation das erste Mal auf Campact gestoßen, hat die Organisation seitdem immer im Hinterkopf gehabt und sich, als er dann ein Pflichtpraktikum absolvieren musste, erinnert, dass dieses doch auch dort möglich sein müsse. Sowohl Gerd als auch Felix haben also bereits mit den Anliegen der Organisation sympathisiert, noch bevor sie Campact selbst kennengelernt haben. Wie oft und wie eindringlich die beiden von der Organisation zu Mobilisierungszwecken angesprochen wurden (Schritt 2), lässt sich anhand der Aussagen nicht nachvollziehen. Gerd ließ sich jedoch mindestens auf den Verteiler setzen und auch Felix behielt Campact weiterhin im Blick. Aufgrund persönlicher Motivationen – sich gegen Atomkraftwerke einzusetzen bzw. ein Praktikum im Bereich von NGOs und Online-Kampagnen zu absolvieren – haben sich schlussendlich beide bei Campact engagiert.

Günter, Sarah, Julia und Helena haben in den Gesprächen beschrieben, wie sie das erste Mal in Kontakt mit dem BUND kamen, bspw. über eine Fahrrad-Rallye, die Kindergruppen-Betreuung oder allgemein das Netzwerk durch die eigenen Kinder. Sarah hatte gerade ihr Vordiplom erhalten und den Studienort gewechselt, da stieß sie in Gießen mit dem BUND auf einen Umweltverband, der ihr zusagte. Kaum war sie dort, wurde ihr als junge Frau auch gleich die Kindergruppe zugetragen: *„Endlich hatte ich dann in Gießen, wo ich den Studienort gewechselt habe nach dem Vordiplom, einen Umweltverband gefunden bei dem ich mich engagieren kann. Wobei so hatte ich mir das nicht ganz vorgestellt. Ich bin da hin und die haben gesagt: ‚Ach ja, junge Frau – kannst du doch die Kindergruppe machen.‘ Und dann habe ich da halt auch angefangen mit eine Kindergruppe und eine Jugendgruppe aufzubauen [...].“* (Sarah, Z. 391 ff.) Seitdem leitet Sarah die Kinder- und Jugendgruppe des BUND Hessen. Sie sympathisierte schon früher

⁹³ *„Da habe ich zu Fukushima gesucht und dann habe ich ... weil ich mache ja immer so Mahnwachen, jedes Jahr zu Fukushima und zu Tschernobyl. [...] Und da bin ich dann über deren Internetseite gestolpert, weil da war eine Verlinkung mit besonderen Nachrichten. Und dann bin ich da drauf gekommen und habe mir die Nachrichten runterkopiert und habe mir die Seite dann einfach gemerkt und habe gesagt, so da musste nochmal drauf gucken, warum die gerade solche Meldungen hatten. Und dann bin ich darauf aufmerksam geworden und bin dann irgendwie mit in dem Verteiler.“* (Gerd, Z. 771 ff.)

mit den Zielen des BUND und war explizit auf der Suche nach einer Engagement-Möglichkeit. Mit Bezug auf die zweite Stufe von Klandermans (2004) „action mobilization“ lässt sich hier eine sehr eindringliche Ansprache beobachten: Der BUND Hessen spricht Sarah explizit auf eine bestimmte Position an und schlägt ihr die Übernahme der Jugendgruppe vor. Sarah ist dazu motiviert und übernimmt die Aufgabe.

Günter (Z. 489 ff.) und seine Frau sind ebenfalls nach einem Umzug im neuen Wohnort in den BUND eingetreten, damals über ein schon bestehendes Netzwerk von Aktiven, das sich rund um eine im Ort bekannte Person gebildet hatte. Den Einstieg stellte für Günter eine Fahrrad-Rallye dar. Sich nach einem Umzug im neuen Ort nach Engagement-Möglichkeiten umzusehen, ist keine Seltenheit. Besonders, um sich ein neues Netzwerk aufzubauen und neue Bekanntschaften zu schließen. Dieser Aspekt trifft neben Günter und Sarah bspw. auch auf Sonja zu und wird anschließend in Abschnitt 5.3.2 „Kollektive Identität und Mitgliedschaft“ ausführlicher beleuchtet.

Julia wiederum hat sich explizit nach einer Engagement-Möglichkeit umgesehen, dabei verschiedene Optionen durchdacht und daraufhin ausgeschlossen. Nachdem sie Parteiarbeit und Greenpeace aussortiert hatte, fiel ihre Wahl dann auf die BUNDjugend, weil sie diese als politischste Jugendumweltgruppe einschätzt: *„Ich wollte keine Partei. Also waren so was wie Grüne Jugend oder so schon mal gleich aussortiert. Dann wollte ich, also Greenpeace ist mir von den Organisationsstrukturen irgendwie zu undurchsichtig gewesen und – weil die kamen noch länger in Frage – und dann sowas wie Naturfreunde Jugend oder so was war mir nicht so bekannt. Also, keine Ahnung, BUNDjugend kannte ich jedenfalls so vom Namen schon mal. Und sind auch irgendwie, glaube ich, schon auch so die politischsten, die es dann so da gibt, von Umweltverbänden.“* (Julia, Z. 125 ff.) Der Bekanntheitsgrad des BUND hatte dabei Einfluss auf ihre Entscheidung und übertrumpfte die Naturfreunde. Auch Julia sympathisierte bereits mit den Zielen der Organisation, als sie auf die BUNDjugend stieß. Somit war auch hier keine eindringliche oder mehrfache Ansprache nötig, um eine neue Aktive für den BUND zu gewinnen.

Für Helena war der BUND schon länger eine Option, die sie auf Anraten eines Freundes im Blick hatte. Dabei war für sie besonders das aktive Anpacken attraktiv und macht für sie bspw. den Unterschied zum WWF, bei dem sie sich als finanzielle Unterstützerin in einer eher passiven Rolle sieht. Doch erst nachdem sie ihre Kinder und Zugang zu einem sozialen Netz hatte, das ihr den Kontakt zu anderen BUND-Aktiven brachte, wurde auch Helena schlussendlich im BUND aktiv: *„[...] ich finde es so schade, dass man so gar nichts mit dem WWF so machen kann. Das war noch lange, bevor ich Kinder bekommen habe. Und da sagte er, wenn du was machen willst, dann musst du in den BUND gehen. Und dann*

habe ich mich mal so schlau gemacht und habe dann auch immer mal so geliebäugelt. Und dann war es aber einfach so, dass wenn man ein Kind bekommt, bist du auch einfach automatisch so im sozialen Netz drin. Und dann habe ich da drüber Leute kennengelernt, die schon im BUND aktiv waren und darüber bin ich dann im Prinzip dann aktiv auch in den BUND.“ (Helena, Z. 452 ff.) Auch hier spielt der schon angesprochene Aspekt des sozialen Netzwerkes eine tragende Rolle. Der Netzwerkgedanke funktioniert dabei in beide Richtungen: Über ein schon bestehendes Netzwerk in die Organisation finden (Beispiel Helena) oder über eine Organisation ein neues Netzwerk/neue Bekanntschaften finden (Beispiel Sonja). Auch Klandermans (2004) betont mit dem zweiten Schritt seiner „action mobilization“ die Wichtigkeit von freundschaftlichen Netzwerken für die Rekrutierung neuer Unterstützer*innen für Organisationen und Aktionen.

Valeria und Sonja haben angegeben, Campact und/oder den BUND als sehr passende Mitmachmöglichkeit empfunden zu haben und deshalb aktiv geworden zu sein. Sonja hat vor ihrem Umzug recht abgeschieden gelebt und erst im neuen Wohnort und durch einen Aktionsaufruf von Campact dort dann eine erste Straßenaktion gestartet. Durch einen Zufall hatte auch der örtliche BUND zeitgleich Ähnliches geplant und so wurden die Aktionen zusammengelegt. Durch den Kontakt zum BUND erfuhr Sonja wiederum auch von einer Bürgerinitiative, der sie daraufhin beitrug. Über diese selbst organisierte Aktion ist Sonja mit Campact, dem BUND und der BI vor Ort in Kontakt gekommen. Per E-Mail wurde sie von Campact explizit gefragt, ob sie an ihrem Wohnort eine Aktion organisieren wolle. Durch die hohe persönliche Motivation für das Thema und die Situation, dass Sonja gerade sowieso auf der Suche nach Anschluss in ihrem neuen Wohnort war, war der Weg für eine Teilnahme geebnet.⁹⁴ Für Valeria waren anfangs besonders die Themen und die Aktionsformen von Campact der ausschlaggebende Grund, sich dieser Organisation anzuschließen. Seit sie in Berlin lebt, hat sie beobachtet, wie viel dort veranstaltet wird und wie viele Akteure dort aktiv sind. Durch eine E-Mail stieß sie auf Campact und war begeistert: *„[...] hier tanzt ja nun wirklich der Bär; hier ist wirklich alles anzutreffen. Hier sind die Sachen, da habe ich mal zum ersten Mal so eine E-Mail bekommen und da bin ich drauf*

⁹⁴ *„Und dann bin ich eben auf Campact gestoßen und die haben dann geschrieben: ‚Wollen Sie in Ihrem Ort eine Aktion machen?‘ Und da hab ich mich eingetragen und mein Sohn auch und wir waren dann aber die einzigen, die sich für Weiden eingetragen hatten und dann habe ich beim BUND angerufen und die hatten dann zufällig ein Treffen am nächsten Tag direkt. Und da bin ich hin und habe gesagt: ‚Ich möchte was machen wegen der Laufzeitverlängerung – macht ihr mit?‘ Und dann haben sie ja gesagt und außerdem habe ich dann erst erfahren, dass es diese BI gegen Atomare Anlagen gibt. Dann bin ich da auch hingegangen und habe die kennengelernt.“* (Sonja, Z. 124ff.)

aufmerksam geworden, was Compact macht und da dachte ich: Wow, das ist ja ... die Ideen, die sie verfolgen, ja wo ich dann auch irgendwie dahinter stehe oder das was auch meine Themen sind. Aber in einer anderen Form.“ (Valeria, Z. 311 ff.)

Zusammenfassung

Die Analyse der Interviewpassagen bzgl. des Ursprungs von Engagementbereitschaft deckt sich in großen Teilen mit der bisherigen Forschung zu diesem Thema. Eltern, Lehrer*innen und andere Vorbilder prägten viele Interview-Partner*innen schon früh und legten damit den Grundstein für ein Interesse an Umweltschutz und/oder Protestpartizipation. Auch explizite Auslöser-Momente wie Kriege und Katastrophen oder der Einfluss früherer Sozialer Bewegungen spielen eine Rolle bei der Entscheidung für Aktivismus im Umweltschutzbereich. Hierbei stellen Krisenerfahrungen wie eine Schwangerschaft während der Tschernobyl-Katastrophe (Frauen) oder der Vietnamkrieg (Männer) einen jeweils geschlechterspezifischen Ursprungsmoment von Engagement dar. Wie von verschiedenen Autor*innen beschrieben und auch durch das Interviewmaterial belegt, fördern persönliche Betroffenheit und moralische Wertvorstellungen Partizipation. Diese Faktoren werden im anschließenden Unterkapitel nochmals ausführlich als gegenwärtige Motive für Partizipation beleuchtet. In der bisherigen Forschung wenig beachtet, hier jedoch als Ursprungsmomente genannt, sind konkrete Medien wie Bücher, Filme usw. als Auslöser für Engagement oder der Einfluss von Spiritualität und Meditation. Diese Aspekte wurden von verschiedenen Interview-Partner*innen als Ursprung ihres Engagements benannt und könnten bei tiefergehender Forschung vielversprechende Erkenntnisse liefern. Ein ebenso in der bisherigen Forschung vernachlässigter Faktor ist der Zusammenhang zwischen Studium und Aktivismus. Einige Interview-Partner*innen absolvierten ein Studium in einem für den Aktivismus relevanten Fach, z. B. Politikwissenschaft, Biologie oder Umweltwissenschaften. Kenntnisse aus dieser Lebensphase haben ihr Interesse an Umweltschutz und/oder Partizipation verstärkt und damit einen Teil des Grundsteins für zivilgesellschaftliches Engagement in der Umweltschutz-Bewegung gelegt.

Kategorie „Motive“

„Hey Leute, wir graben uns hier die eigene Lebensgrundlage ab!“ (Sarah) – Insbesondere für nachfolgende Generationen muss eine Lebensgrundlage erhalten werden

In der Kategorie Motive sollen nun, anders als bei den Ursachen mit Vergangenheitsbezug, grundsätzliche und heute noch aktuelle Motivationen für

das gegenwärtige Engagement beschrieben werden. Warum sind die Interview-Partner*innen heute aktiv im Umweltschutz, was treibt sie (täglich) an, ihre Zeit und Energie für zivilgesellschaftliches Engagement auszugeben, anstatt bspw. mehr Zeit für die Familie, Hobbies oder den Beruf aufzubringen?

Die am häufigsten genannte (zehn von 18) und mit dem meisten Nachdruck beschriebene Motivation stellt dabei der Erhalt der Lebensgrundlage dar. Die Einsicht, dass Naturschutz in Konsequenz auch Schutz der Lebensräume für Menschen bedeutet, treibt viele Engagierte in ihrem täglichen Tun an. Ebenso die Befürchtung, dass die Welt ‚den Bach runter geht‘, wenn man nichts unternimmt und dass der Erhalt der Lebensgrundlage insb. für die Kinder und nächsten Generationen von enormer Bedeutung ist. Für Sarah ist Naturschutz deswegen gleich Menschenschutz: *„Und für mich war das früher, so wo ich hergekommen bin, jetzt so emotional, immer so wirklich dieses: Schutz der Natur so an sich als Eigenwert. Und heute würde ich auch viel sagen: ‚Hey Leute, wir graben uns hier die eigene Lebensgrundlage ab!‘ Also, das ist eigentlich letztendlich Menschenschutz, wenn wir gucken, dass die Lebensgrundlagen erhalten bleiben. Und ich denke, man muss so von beiden Enden anfangen. Man müsste im Prinzip in der Politik was gucken, dass sich da was verändert und man muss halt eben bei sich selbst anfangen.“* (Sarah, Z. 471 ff.) Das Argument, bei sich selbst anzufangen, stellt eine weitere Motivation dar, die später noch ausführlicher beschrieben wird. Olaf prognostiziert auf Sarahs Argument aufbauend, dass es in ferner Zukunft eventuell nicht mehr so viele Menschen gäbe, wenn wir nichts ändern: *„Also klar, ich bin der Meinung, dass eben die Welt zu wenig nachhaltig läuft, also durch den Menschen betrieben wird, sagen wir es mal so. Und dass wir eben schauen müssen, dass wir das ändern. Sonst, tja ... gibt vielleicht nicht mehr so viele Menschen in nicht zu ferner Zukunft.“* (Olaf, Z. 160 ff.) Bei dem Gedanken, dass es in Zukunft keine lebensfähige Welt mehr geben könnte, spielen zukünftige Generationen und die heutigen Kinder eine tragende Rolle. Mareike fragt sich deswegen, ob diejenigen, die nicht aktiv sind, keine Kinder wollen oder der Nachwelt keine Erde hinterlassen wollen.⁹⁵ Kilian ist der Meinung, dass wir die Welt nur geliehen haben und sie dann an die Kinder weitergeben müssen. Da die Welt niemandem gehöre, wäre

⁹⁵ *„Also wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt. Man kann es nicht einfach alles so hinnehmen. Und wenn du das machst, dann hast du eigentlich schon resigniert! Weil, was ist mit der Zukunft? Was ist mit deinen Nachkommen? Willst du keine Kinder? Möchtest du da nichts in dieser Welt hinterlassen? Oder möchtest du, dass die Welt irgendwann mal ein Klumpen ist, der dann da als Meteor ...? Ja, weiß ich nicht. Irgendwie muss man doch was tun! Das geht doch nicht, das ist so eine tolle Welt! Und die machen die einfach kaputt!“* (Mareike, Z. 360 ff.)

es in seinen Augen ungerecht, sie nachher in einem miserablen Zustand zurückzulassen: „Also, ich bin der Ansicht, dass wir die Erde praktisch geliehen bekommen haben von unseren Kindern und uns gehört sie nicht eigentlich. Sie gehört eigentlich niemandem, sagen wir mal so. [...] Wir leihen die Erde von unseren Kindern und geben sie eigentlich dann nie wieder zurück. Und in welchem Zustand sollen die sie vorfinden? Und das nehme ich echt ziemlich ernst. Alles andere fände ich auch furchtbar ungerecht.“ (Kilian, Z. 281 ff.) Daniela schreibt deswegen insb. Müttern eine tragende Verantwortung zu⁹⁶ und Felix nennt es eine Pflicht, an die nachfolgenden Generationen zu denken: „Ja, also im Endeffekt ist es schon irgendwie die Pflicht. Ich bin zwar jung, aber man kann ja trotzdem zumindest mal versuchen, an die Generation nach sich zu denken. Das ist zwar irgendwie schwer, aber ja, es ist irgendwie das Pflichtgefühl, dass vielleicht ich ja sogar schon drunter leide, im schlimmsten Fall, und ja, Pflichtgefühl bringt das eigentlich so ziemlich auf den Punkt.“ (Felix, Z. 109 ff.)

Einen weiteren Aspekt bzgl. der Erhaltung der Lebensgrundlage stellt der Zeitfaktor dar. Sonja und Franz sind der Meinung, dass uns die Zeit weglaufe. Sonja spitzt dies sogar noch einmal zu und spricht mit Blick auf die Zeit und mit Rücksicht auf spätere Generationen bildlich von einer tickenden Zeitbombe, auf der wir sitzen: „Ja, also ich muss sagen, die Leute, die gar nichts machen, handeln schon grob fahrlässig. Ich kann es eigentlich nicht verstehen, vor allem wenn man Kinder und Enkel hat. [...] Man versteht es nicht, dass sich jemand nicht dafür interessiert, dass wir auf so einer Zeitbombe sitzen.“ (Sonja, Z. 293 ff.) Sie hofft wegen drängender Zeit auf wachrüttelnden Einfluss von außen, wie bspw. der Kirche.⁹⁷ Franz schätzt die heutigen Probleme als durchaus gravierender ein, als Probleme, die bisher bestanden hätten: „Was da auf uns zukommt, das hatten wir ja vorher gar nicht! Sondern es waren so schleichende Probleme: Wir müssen mal was für den Umweltschutz tun und müssen mal dies und das. Aber jetzt hier, dann direkt reagieren, dann ist der Zug abgefahren.“ (Franz, Z. 328 ff.)

Einen letzten Aspekt stellt die Einschätzung dar, dass wir gegenwärtig einen sehr hohen Lebensstandard hätten und dass diese Standards, dieser Reichtum oder – wie Valeria es nennt – dieses „Paradies“ erhalten werden müsse. „Ich

⁹⁶ „Deswegen finde ich, dass es angebracht ist, dass wir unsere Meinung sagen, wir sind ja Mütter. Die Mütter haben die Aufgabe, die Verantwortung zu übernehmen, sich für ihre Kinder einzubringen.“ (Daniela, Z. 518 ff.)

⁹⁷ „Also, im Moment habe ich ganz stark das Gefühl, dass die Zeit knapp wird. Ich habe jetzt zwar gerade gesagt, wir müssen hartnäckig, vielleicht über Jahre, an Themen dran bleiben. Aber jetzt was das Klima betrifft, da wird es wirklich knapp. Und da kann ich nur hoffen, dass eben z. B. der Papst sehr viele Leute aufrüttelt und da was unternommen wird. Große Proteste.“ (Sonja, Z. 945 ff.)

möchte einfach das Paradies auf Erden wieder sichtbar machen. Wir leben in einem Paradies, nur wir haben uns das so zugekleistert [...].“ (Valeria, Z. 619 ff.) Gegen Egoismus und Ungerechtigkeit will deswegen auch Kilian angehen und den hohen Lebensstandard, Freiheit und Reichtum mit anderen teilen. *„Ich finde, wir haben jetzt gerade einen Lebensstandard, der ist enorm hoch. Also, hier in Deutschland, oftmals. Und diese Freiheit, diesen Reichtum den wir haben, würde ich gern erstmal teilen und weitergeben und das ist so die Hauptmotivation für mich. Dass ich das einfach richtig finde und gerecht finde.“ (Kilian, Z. 287 ff.)* Kilians Argument, dass es richtig und gerecht sei, Freiheit und Reichtum zu teilen, verdeutlicht u. a. auch sein Bürgerschaftsverständnis, das auf Werten wie Gerechtigkeit und Solidarität beruht. Ähnlich wie Gerd, der beschrieb, der Gesellschaft etwas zurückgeben zu wollen, will auch Kilian seinen Lebensstandard mit anderen teilen.

Alle diese Aspekte zum Thema Erhaltung der Lebensgrundlage vereint Helena in ihren Aussagen, dass es uns heute so gut gehe wie niemals wieder, dass ohne Aktivismus die Welt den Bach runtergehe und dass diese Einsicht insb. für die nächste Generation von Folgen sei: *„Weil ich, für mich jetzt, ich sage mal, uns geht es so gut! So gut wird es niemandem wieder gehen. So gut ist es auch, glaube ich, vorher nicht gegangen. Aber ich engagiere mich wirklich, weil ich Angst habe, dass in Zukunft alles den Bach runtergeht. Das geht schon los, dass ich die Krise kriege, wenn ich mir überlege, dass da oben die Eisbären verhungern, weil wir hier unten das Klima verändern. Aber nicht nur für die Tiere, halt auch für meine Kinder. Und manchmal ist es, finde ich, vielleicht tun sie es im Moment gar nicht so realisieren und honorieren, ja. Das kommt wahrscheinlich erst noch, wenn die erst mal selber Kinder haben oder so.“ (Helena, Z. 188 ff.)* Angst ist hierbei Helenas treibende Kraft.

Auch an dieser Stelle kann Bezug genommen werden auf Teskes (2009: 55) Konzept der „moralischen Entdeckung“, bei der ein Bewusstsein über die Unmoral in der Welt als Wendepunkt hin zum Aktivismus oder auch als gegenwärtige Motivation für Engagement verstanden werden kann. Die Einsicht, dass Menschen der zukünftigen Generationen eine Lebensgrundlage benötigen und sie diese nur erhalten können, wenn Menschen gegenwärtig Naturschutz betreiben und damit Lebensgrundlagen erhalten, treibt viele der Interview-Partner*innen an. Diese Beobachtung deckt sich mit den Ergebnissen zu Teskes (ebd.: 86) Umweltschutz-Aktivist*innen. Sie denken dabei an ihre eigenen Kinder oder die Kinder ihrer Kinder und wissen, dass die Zeit knapp ist, um eine zukünftige Katastrophe noch zu verhindern. Entsprechend stark sind ihre moralische Empörung und ihr Gefühl von Ungerechtigkeit gegenüber zukünftigen Generationen (vgl. auch Klandermans 2004: 362 ff.). Diese Aktivist*innen glauben, dass sie ihr politisches Umfeld zu ihren Vorteilen verändern können und rechnen den Nutzen

dessen höher an als die dafür notwendigen Kosten. Was im Konzept von Klander-mans (2004) allerdings unbeachtet bleibt, ist der hier konkret vorliegende Fall, dass eine Generation die gegenwärtigen Kosten bspw. in Form von strengeren Umweltschutzgesetzen tragen müsste, damit eine andere Generation in Zukunft einen Nutzen davon hat. Oder im umgekehrten Fall: Dass zukünftige Generationen die Kosten dafür tragen werden, wenn gegenwärtige Generationen nicht ausreichend konsequent handeln. Die Frage einer Generationengerechtigkeit ist als einflussreicher Motivationsfaktor jedoch sehr bedeutsam für das Engagement der Bürger*innen und sollte bei Kosten-Nutzen-Rechnungen beachtet werden.

„[...] wenn jeder vor Ort was tut, dann würde die ganze Menschheit schon ein bisschen weiterkommen.“ (Mareike) – Vor der eigenen Haustür anfangen und durch persönliche Betroffenheit Probleme vor Ort angehen

Vielen Interview-Partner*innen dient es als Ansporn, vor der eigenen Haustür anzufangen. Bei so vielen Themen, die es zu bearbeiten gäbe, wisse man gar nicht, wo man anfangen solle, deswegen ist es bspw. für Mareike die logische Konsequenz, bei sich selbst anzufangen und lokal aktiv zu werden. „Und man weiß ja gar nicht, wo man anfangen soll. Und von daher habe ich mich entschlossen, doch hier mehr lokal zu tun. [...] Und ansonsten denke ich, wenn jeder vor Ort was tut, dann würde die ganze Menschheit schon ein bisschen weiterkommen.“ (Mareike, Z. 171 ff.) Ähnlich sieht es Valeria, die sich dieser Logik anschließen würde, es aber auch als Schicksal benennt. Jeder solle an dem Ort handeln, an dem er oder sie sich befinde.⁹⁸ Auch Stefanie beobachtet, dass es viele Dinge in der Welt gibt, für die man sich engagieren könnte, sodass es schwierig wird, alles zu machen. Deswegen hält sie es für sinnvoll, sich dort zu engagieren, wo man davon betroffen ist und worüber man die nötigen Hintergrundinformationen besitzt: „Es passiert so viel in dieser Welt, dass es schwierig ist, sich dann auch noch für Dinge zu engagieren, von denen man weniger betroffen ist, bzw. wovon einem auch so die Hintergrundinformation fehlt. [...] Und dann, klar: Wenn es einen lokalen oder persönlichen Bezug hat, dann ist das Engagement sehr viel wahrscheinlicher.“ (Stefanie, Z. 355 ff.)

Betroffenheit ist auch für Isabelle, Sonja und Günter ein Argument für Engagement. Sonja erfährt solch eine Betroffenheit insb. beim Thema Fracking oder beim Ausbau der Trassen. Das beobachtet sie bei sich selbst, aber auch bei anderen Betroffenen und empfindet es als Ansporn dafür, aktiv zu werden: „Eigentlich geht das halt schon dann über die regionale Betroffenheit. Also wir sind jetzt betroffen von dieser Fracking-Lizenz, von den HGÜ-Leitungen – das ist natürlich schon

⁹⁸ „[...] vielleicht auch das Schicksal: Hier bist du, also handle hier.“ (Valeria, Z. 949 ff.)

ein Ansporn. [...] und man merkt es jetzt auch z. B. mit der Geschichte mit den Trassen: Dass dann durchaus Leute aktiv werden, die halt vorher vielleicht noch nie auf irgendeiner Demo waren. Aber halt durch ihre persönliche Betroffenheit vor Ort dann eben doch teilnehmen.“ (Sonja, Z. 398 ff.) Neben dieser Betroffenheit findet Sonja es aber auch generell wichtig, sich vor der eigenen Haustür einzubringen. Außerdem fühlt sie sich durch ihr Engagement beim BUND vor Ort verwurzelt.⁹⁹ Isabelle wiederum informiert sich zwar über Themen, die ihr sowohl nah sind, als auch solche, die ferner liegen, aber dann tatsächlich aktiv zu werden, scheint ihr sinnvoller nur für solche Fälle, von denen sie auch persönlich betroffen ist.¹⁰⁰ Auch Sven ist größtenteils bei sich im Ort aktiv und kann über zahlreiche Anekdoten aus seinem lokalen Aktivismus berichten. Von Flug- und Verkehrslärm über Straßenauslastung bis zur Planung von Neubauten, die das Abholzen von Bäumen beinhalten sollen, ist Sven mit dem BUND oder seiner Bürgerinitiative vor Ort engagiert: „Und jetzt hier diese Lärmsachen, da grabe ich mich rein. Und das ist natürlich hier auch ein Thema, wo ich direkt betroffen bin. Wenn ich morgens um 4.45 aufgewacht bin, weil es da oben trubelt, dann bin ich natürlich motivierter, jetzt wieder was gegen Fluglärm zu machen. [...] Und hier im Ort hast du natürlich einen schönen Bezug.“ (Sven, Z. 284ff.)

Günter hingegen versteht Betroffenheit weitaus breiter und erklärt, dass Klimawandel, Energiewende und Nachhaltigkeit uns alle betreffe und der Unterschied nur darin liege, ob jemand diese Betroffenheit als solche wahrnehme oder nicht. Als konkreteres Beispiel nennt er das AKW in Biblis und dass bei einem Unfall dort auch Ortschaften betroffen seien, die weiter weg liegen. „Wenn es um Klimawandel geht, Nachhaltigkeit, Energiewende – irgendwo betrifft uns das alle. Du musst es nur auch als solches sehen. Auch Atom. Wenn in Biblis was passiert, sind wir hier auch betroffen. Das sieht man ja an dem, was in Fukushima passiert ist. Die Orte sind teilweise 40km weg, die stark kontaminiert sind. [...] Also insofern, die Frage der Betroffenheit kann man grundsätzlich bejahen, vor allem Klimaschutz und Atom – das sind die wichtigsten Themen – oder auch Naturschutz und Biodiversität, da sind wir in jedem Fall betroffen. Aber die Erkenntnis, ob jemand das wirklich wahrnimmt, dass er betroffen ist, das ist halt ein großer Unterschied.“

⁹⁹ „Aber jetzt bin ich ja schon hier verwurzelt im BUND und finde das auch sehr wichtig, dass man vor der eigenen Haustür was macht.“ (Sonja, Z. 406 ff.)

¹⁰⁰ „Insofern informiere ich mich immer gerne und Themen, die mich berühren oder wo ich mich in die Situation von Menschen reinversetzen kann, dann ist es mir eigentlich auch egal, ob es vor Ort oder weit weg ist, weil Menschen sind Menschen. Aber dann tatsächlich aktiv zu werden und was dagegen zu machen, fällt mir persönlich glaube ich leichter, wenn ich das Gefühl habe, es macht Sinn, dass ich was dagegen tue, weil es mich direkt betrifft.“ (Isabelle, Z. 621 ff.)

(Günter, Z. 746 ff.) Günters Beschreibung verdeutlicht, dass die wahrgenommene Realität und ein daraus eventuell resultierender Handlungsbedarf immer auch auf individuellen Perspektiven von Menschen basieren.

Helena und Olaf betonen insb. den lokalen Ortsbezug der BUND-Gruppen und wie der BUND basisdemokratisch vor Ort aktiv ist. Es gäbe zwar so etwas wie eine Corporate Identity, aber die wirkliche Arbeit würde vor Ort gemacht werden, denn das sei der Ort wo die Probleme entstehen, so Olaf. Lokale Geschehnisse und Konfliktsituationen würden so auch lokalen Protest hervorrufen.¹⁰¹ Aus der lokalen Betroffenheit heraus interessieren sich Menschen neben Bundespolitik auch für Lokalpolitik, die Landespolitik wiederum sei für die meisten jedoch uninteressant. Beim Thema Windräder zeige sich jedoch, wie Betroffenheit und lokaler Protest auch gegen die Energiewende agieren können: „[...] was halt immer zieht, ist natürlich das lokale Problem, das siehst du ja auch in der Politik. Die Leute interessieren sich für Lokalpolitik und Bundespolitik, für Landespolitik interessieren sie sich nicht so, in der Regel. [...] Ja, Energiewende ist ja ganz toll und wollen die Leute haben und Atomkraft wollen sie auch nicht mehr – ja, aber wenn das Windrad jetzt hier mittendrin im Garten aufgestellt wird, mein Gott, dann ist ja hier das Geschrei groß.“ (Olaf, Z. 883 ff.) Helena hat sogar erlebt, dass sich aufgrund von lokaler Betroffenheit im BUND neue Ortsverbände gegründet haben.¹⁰²

Vor Ort aktiv zu werden kann auch bedeuten, konkret Widerstand zu leisten und die Verantwortlichen so lange zu kontaktieren bis sie den Forderungen nachgeben. Am Beispiel von Fracking führt Sonja aus, dass Widerstandsaktionen vor Ort nötig sind, um Probebohrungen oder anderes zu verhindern und – neben Online-Protestaktionen – um immer auch offline aktiv zu sein. „Aber es muss dann möglicherweise wirklich zu konkreten Widerstandsaktionen vor Ort kommen, wenn irgendwo dann ne Probebohrung oder seismische Untersuchungen gemacht werden. Das ist möglicherweise nötig. Online alleine reicht nicht.“ (Sonja, Z. 25 ff.) Sven wiederum hat in seiner Stadt die Erfahrung gemacht, dass ein wachsames Auge

¹⁰¹ „BUND ist basisdemokratisch, natürlich gibt's gewisse Vorgaben, was jetzt das Logo angeht oder so Corporate Identity und den ganzen Kram, aber was du jetzt machst, das ist deine Sache und das wird auch vor Ort entwickelt. Weil es ja auch sinnvoll ist, denn vor Ort entstehen ja die Probleme. Also, wenn eben irgendwo eine Umgehungsstraße gebaut werden soll und die BUND-Leute dagegen sind, dann organisieren sie einen Protest vor Ort.“ (Olaf, Z. 837 ff.)

¹⁰² „In dem Moment, wo eine lokale Betroffenheit da ist. Wir kriegen jetzt gerade einen Ortsverband Nord. Der BUND im Norden war jahrelang tot und die Stadt Frankfurt versucht da oben massiv zu bebauen. Dann sind die Leute vor Ort betroffen und schwupp, haben wir einen Ortsverband.“ (Helena, Z. 1161 ff.)

und ständiges Nachfragen, Kritisieren und Erinnern zu Erfolgen führen können. An Beispielen wie einer Einbahnstraße oder einer Zeitschaltuhr an der Lüftungsanlage eines Supermarktes erklärt er, wie sich ‚Terror machen‘ auszahlen kann: „[...] *wir haben hier diesen kleinen [Straßenname], ein riesen Einkaufstourismus, weil immer mehr zum Rewe fahren und auch das ganze Gebiet hier als Schleichweg benutzen. Wir haben es hingekriegt, dass das eine Einbahnstraße wurde. Aber auch nur, weil wir Nachbarn hier Terror gemacht haben.*“ (Sven, Z. 124ff.) Durch lokale Betroffenheit kann es sogar so weit gehen, dass sich aus einem akuten Problem eine neue Organisation oder Ortsgruppe gründet. So hat Helena, wie bereits ausgeführt, beobachtet, dass sich im Norden Frankfurts ein weiterer BUND-Ortsverband bildete, da zahlreiche Leute dort von neuen Bebauungsplänen betroffen waren.

Ähnlich wie die Umweltschutz-Aktivist*innen in Teskes (2009: 86) Sample, sorgen sich auch die hier zitierten Interview-Partner*innen um die Erhaltung des Lebensraumes und fühlen sich durch persönliche Betroffenheit und einen Ortsbezug motiviert, vor der eigenen Haustüre mit dem Umweltschutz anzufangen. Teils ist es explizit die Betroffenheit, mit dem Ziel einen bestimmten Missstand oder eine Störung zu beheben, teils ist es die Hoffnung, dass jeder etwas vor Ort bei sich tut und damit überall auf der Welt Menschen aktiv werden. Dieses Verhalten wird auch durch die Forschung von Han (2009) bestätigt, die empirisch belegt, dass eine persönliche Bindung Engagement wahrscheinlicher macht.

„[...] Vorteil vom lokalen Engagement ist halt, dass man ja direkt etwas tun kann und sehen kann, wie etwas wächst [...]“ (Olaf) – Direkte Sichtbarkeit von Ergebnissen und direkte Einflussnahme vor Ort als Motivationsfaktoren

Eine weitere Motivation für Engagement vor Ort ist die bessere Sichtbarkeit der Ergebnisse und die leichtere Beeinflussung der Geschehnisse. Während in Abschnitt 5.2 „Bürgerschaftsverständnis“ bereits die Einschätzung der individuellen Wirksamkeit mit Bezug auf das daraus resultierende Bürgerschaftsverständnis thematisiert wurde, liegt an dieser Stelle nun der Fokus auf der Frage des Ortsbezugs. Olaf schätzt am lokalen Engagement besonders, dass man direkt etwas tun kann, aktiv mit anpacken und danach die Ergebnisse davon sehen kann. So sieht er, wo seine Zeit hineingeflossen ist. Bei fernen Themen ist es seiner Meinung nach nicht möglich Rückschlüsse darauf zu ziehen, ob eine Veränderung explizit auf sein Einwirken oder nur auf die Masse zurückgeht. „*Aber der Vorteil vom lokalen Engagement ist halt, dass man ja direkt etwas tun kann und sehen kann, wie etwas wächst, aus der Zeit die man da reinsteckt – wenn es funktioniert. Also, wenn man sich da gegen diese Umgehungsstraße einsetzt und das klappt und man kann da irgendein Naturschutzgebiet halten und das dann pflegen, das ist doch*

super.“ (Olaf, Z. 903 ff.) Auch Isabelle hat einen kritischen Blick auf die Möglichkeiten ihrer Einflussnahme. Deswegen hält sie es für nötig, dass jeweils die Leute vor Ort aktiv werden und sich selbst organisieren. Gleichzeitig kritisiert sie mit ihrer Einschätzung aber auch „westliche Einflussnahme“ von Großkonzernen und anderen, die in anderen Ländern die Probleme erst hervorrufen würden.¹⁰³ Die Verantwortung des Westens, und damit auch die von Isabelle, sei es nur, den Menschen vor Ort Beteiligung möglich zu machen und Hilfestellung dabei zu geben, selbst aktiv zu werden. Helena hat mit einem Projekt genau diese Erfahrung gemacht. Von Deutschland aus ein Projekt aufzuziehen, aber in dem entsprechenden Land keine Unterstützung vor Ort zu haben, ergibt ihrer Meinung nach keinen Sinn. Deswegen fördert sie Organisationen und Projekte, die man (finanziell) dabei unterstützen kann, vor Ort selbst aktiv zu werden.¹⁰⁴

Die erhöhte Motivation für Engagementformen, bei denen eine direkte Sichtbarkeit und Ergebnisse wahrscheinlich sind und eine Einflussnahme leichter ist als bei fernen und komplizierteren Themen, deckt sich mit den Forschungsergebnissen von Teske (2009: 98), der beschreibt, wie viele seiner Interview-Partner*innen sich als „action-takers“ inszenieren. Als Anpacker*innen wollen sie unmittelbar gegen die von ihnen wahrgenommenen Ungerechtigkeiten und Probleme aktiv werden.

„Müll ist ja eigentlich auch ein Alltagsthema.“ (Stefanie) – Alltagsbezug als Motivation

Julia und Stefanie nennen u. a. einen Alltagsbezug als relevantes Motiv für ihr Engagement. Beiden ist wichtig, dass sich das entsprechende Thema oder die Engagementform im Alltag wiederfinden lässt. Für Stefanie ist damit das Thema Plastik bzw. Vermeidung von übermäßigem Plastik-Konsum sehr passend, da Plastik im Alltag omnipräsent sei. *„Und diese Up-Cycling-Sache, das mache ich*

¹⁰³ *„Also ich interessiere mich schon auch sehr dafür, was in anderen Ländern passiert, aber ich mache tatsächlich wenig dagegen bzw. ich bin selbst auch immer sehr kritisch: Was sind meine Möglichkeiten der Einflussnahme? Und glaube, insb. wenn es um Probleme in anderen Ländern geht, dass das vor allem ein Problem von politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen ist. Dass da einfach durch westliche Einflussnahme und durch Einflussnahme der Großkonzerne und Weltbank usw. ganz viel kaputt gemacht wurde und dass es eigentlich wichtig wäre, dass die Menschen auch da vor Ort lokal aktiv werden und sich selbst organisieren.“* (Isabelle, Z. 611 ff.)

¹⁰⁴ *„Weil wir haben festgestellt, es macht keinen Sinn, dass wir hier ein Projekt aufziehen und dann sitzt du da unten, hast niemanden, der nach den Flächen guckt. Du kennst niemanden vor Ort in den Behörden, du kennst die Gepflogenheiten nicht und deswegen suchen wir uns – also, sucht sich Tropica Verde – da eher Organisationen und Projekte raus, die man von hier aus unterstützen kann.“* (Helena, Z. 65ff.)

ja schon länger, also Müll als Ressource [...] Müll ist ja eigentlich auch ein Alltags-thema. Man kann es natürlich auch auf einer Produktionsebene, auf einer größeren Ebene sehen, aber bei mir kam es auf jeden Fall von einem Alltagsbezug her. Auch das Plastiktüten-Thema oder Plastik an sich, Plastik als Rohstoff. [...] also Plastik ist halt omnipräsent, überall.“ (Stefanie, Z. 371 ff.) Julia wiederum möchte Engagement und Alltag miteinander verbinden und den Alltag von anderen bereichern. Mehr aufeinander achten und Horizonte erweitern ist ihr besonders wichtig.¹⁰⁵ Sie möchte in ihrem Alltag nicht nur dem eigenen Job oder anderen täglichen Aufgaben nachgehen, sondern den Blick für die Gesamtheit stärken.

Die Beschreibungen von Julia und Stefanie stützen ebenfalls das von Teske (2009) gezeichneten Bild der „action-takers“, die konkret und oft auch vor Ort Probleme angehen wollen. Auch Hans (2009: 48 ff.) These, dass Menschen sich verschieden stark für Themen interessieren und dabei eine persönliche Bindung Partizipation wahrscheinlicher macht, lässt sich durch oben genannte Interview-Ausschnitte veranschaulichen.

„[...] vor der eigenen Haustür anfangen und [...] vielleicht auch Auswirkungen auf den Eisbären haben [...].“ (Julia) – Vom Kleinen aufs Große wirken und über den Tellerrand hinaus schauen

Julia und Sven vertreten die Meinung, dass es Sinn mache, von kleinen Themen zu großen Themen hin zu mobilisieren. Also vor Ort anzufangen und Menschen auf Themen oder Probleme hinzuweisen und dann zu versuchen, sie auch für fernere oder übergeordnete Themen zu sensibilisieren. Sven geht nach dieser Logik vor: *„Du musst ganz unten anfangen, hier in dem Ort, in dem kleinen Sumpf und da versuchen, die Leute zu mobilisieren, damit nachgedacht wird. Und wenn dann ein paar dabei sind, die jetzt aus Gründen der Überschriften im Fernsehen oder in den Zeitungen irgendwas mitkriegen, dann auch über den Regenwald stolpern und sagen: ‚Das ist ja genauso ein Mist‘ dann machen sie da auch mit und unterschreiben und unterstützen.“* (Sven, Z. 985 ff.) Sven erhofft sich durch Aufklärungsarbeit vor Ort dann ein Interesse an anderen Themen. Auch Julia hält es für sinnvoll, vor der Haustür anzufangen und von dort weiterzugehen. Sie spricht Themen, die sich im Alltag wiederfinden, aber weltweite Auswirkungen haben, das größte Mobilisierungspotenzial zu. Am Beispiel Plastik zeigt sie auf, wie das Thema für jeden unumgänglich ist und am Ende bis hin zum Eisbären die ganze Welt betrifft: *„Ich glaube, dass am besten Themen ziehen, die man so breit vernetzen kann. Also, die*

¹⁰⁵ *„[...] ich finde so ein Alltag kann schnell begrenzt werden, dass man irgendwie so seinen Aufgaben hinterher eiert, aber den Blick für das Größere verliert. Also, gar nicht mitkriegt: ‚Hey, wie geht’s denn eigentlich den Menschen rechts und links von mir?‘“* (Julia, Z. 220ff.)

so vor der eigenen Haustür anfangen und die aber vielleicht auch Auswirkungen auf den Eisbären haben oder so. Also z. B. Thema Plastik: Jeder nimmt im Supermarkt, wenn er Tomaten kauft die Plastikverpackung mit nach Hause, spätestens beim Tetra Pack von der Milch oder dem Käse [...]. Das heißt, jeder benutzt Plastik und wenn man dann da darauf aufmerksam macht, was mit dem Plastik dann weiter passiert und was das für Auswirkungen auf Fische und Pelikane und vielleicht auch den Eisbären hat – ich habe das Gefühl, dass so Themen am ehesten oder am leichtesten zu platzieren sind.“ (Julia, Z. 869 ff.)

Helena und Sarah sprechen diese Eigenschaft insb. dem BUND zu. Er sei eine Organisation, die sich lokal engagiere, aber am Ende mit Friends of the Earth weltweit vernetzt und aktiv sei.¹⁰⁶ Insbesondere im Unterschied zu Greenpeace sieht Sarah eine Hauptaufgabe des BUND in der Vernetzung mit anderen Umweltorganisationen weltweit unter dem Zusammenschluss Friends of the Earth. Greenpeace ist ihrem Verständnis nach eher als eine Organisation mit verschiedenen Filialen zu verstehen, der BUND hingegen als deutsche Vertretung von Friends of the Earth. Auch Helena schätzt besonders den Blick auf Internationales und die Gesamtheit. Im Gegensatz zum BUND sei der NABU wiederum ausschließlich auf Lokales fokussiert. Der BUND deckt damit in ihren Augen besser lokal und global ab: *„Was ich am BUND halt viel besser finde, ist dass der BUND auch diesen Blick über den Tellerrand hat. Das Gesamtheitliche. Der NABU ist immer noch so ein bisschen die alten Vogelschützer und wir haben so großen Ärger im Moment mit dem Ausbau der Windräder, dass der NABU dagegen baggert und das kann es nicht sein. Ich kann nicht meine Vogelkästen sauber machen und nebenan fliegt ein Atomkraftwerk in die Luft.“* (Helena, Z. 477 ff.) Für Helena ist es unverständlich, wie man sich nur für lokale Themen einsetzen und größere Zusammenhänge ignorieren kann.

Einerseits an lokalen Themen interessiert und für solche engagiert zu sein, andererseits dabei aber auch über den Tellerrand hinauszublicken und die größeren Zusammenhänge zu betrachten, lässt sich unter dem Slogan ‚think global, act local‘ zusammenfassen. Diesen schreibt Teske (2009: 86) auch den Umweltschutz-Aktivist*innen seines Samples zu, deren Engagement sich sowohl lokal als auch global zeigt. Ähnlich wie Julia und Helena beschäftigen auch

¹⁰⁶ *„[...] der BUND – das finde ich nämlich das Schicke am BUND, ich werde jetzt wieder Werbung für ihn machen – ist der deutsche Vertreter von Friends of the Earth. Das ist ja ein globaler Zusammenschluss. [...] Friends of the Earth ist einfach ein Zusammenschluss von Organisationen, die sowieso vor Ort da waren, die sich lokal engagiert haben, aber gemerkt haben: ‚Hey, wir brauchen eine Vernetzung, weil die Themen eben auch global sind.‘ Sprich: Das Palmöl, das hier verbraucht wird, das wird halt in Indonesien angebaut und dafür wird der Urwald gerodet.“* (Sarah, Z. 717ff.)

sie sich mit globalen Zusammenhängen und befürworten wie Sarah weltweite Vernetzungen. Sven vermutet, dass sich im Lokalen und Kleinen Bürger*innen besser für Themen sensibilisieren und für Aktionen motivieren lassen, sie später dann aber auch offen für globalere Themen sind. Diesen Typ von Aktivist*innen zeichnet ein weites Verständnis von Politik und politisch aus (vgl. ebd.).

„[...] so wie wir leben, richten wir im Ganzen Schaden an.“ (Sybille) – Global denken und Zusammenhänge erkennen

Für Sybille und Kilian sind es – ganz unabhängig von eventuellem lokalem Engagement – insb. die globalen Themen, die ihnen am Herzen liegen. Ähnlich wie schon Günter zuvor beschrieb, dass Klimawandel und Co. Themen seien, die uns zwangsläufig alle betreffen, sieht auch Kilian globale Zusammenhänge zwischen den Auswirkungen der Erderwärmung, verschiedenen Grundwasser- oder Luftproblemen und den lokalen Problemen, die sich in einzelnen Ländern ergeben. Er schätzt die Lage eher pessimistisch ein und sieht nicht, dass sich viele Menschen global engagieren und/oder dass es viele globale Projekte gäbe, die sich diesen großen Themen ganzheitlich annehmen.¹⁰⁷ Auch Sybille hält besonders die globalen Themen für wichtig und schätzt an Campact, dass sie nicht nur lokale Themen auf die Agenda setzen, sondern auch Gesamtzusammenhänge betrachten: *„[...] ich finde gerade diese globalen Themen wichtig. Für viele andere muss es erstmal runtergebrochen werden, aber ich sehe das Ganze ja im Gesamtzusammenhang. Ich sehe ja, so wie wir leben, richten wir im Ganzen Schaden an. Also von daher müsste für mich Campact nicht lokaler werden. Es könnte sein, dass man dann schafft, andere Menschen anzusprechen. Aber gerade dieses Übergeordnete, wofür Campact so einsteht, also wo Campact dran arbeitet, das ist also total wichtig.“* (Sybille, Z. 868 ff.)

Kilian und Sybille betonen insb. die Wichtigkeit von globalen Themen und Zusammenhängen und sehen dabei verschiedene Auswirkungen – je nach lokalem Kontext. Auch diese Sichtweisen lassen sich dem Motto ‚think global, act local‘ zuordnen.

¹⁰⁷ *„Klimawandel ist zu differenziert, auch wie er sich auswirkt auf die Länder. In Deutschland ist der ganz anders als in Kanada oder so. Und die Leute haben ganz andere lokale Probleme damit. Wenn jetzt in Kanada der Permafrost schmilzt, ist mir das in Hamburg vielleicht nicht so wichtig. Aber wenn der Mann oder die Frau, die da oben wohnt, die haben massive Grundwasser- und Luft-Probleme. Das kriegst du ja hier nicht so mit. Und dann ist es schwer, sich global als Mensch halt dafür zu engagieren und es müsste aber eigentlich passieren.“* (Kilian, Z. 1174 ff.)

„[...] dass mich nationale Sachen einfach nicht so antörnen.“ (Felix) – Interesse an exotischen Themen

Andererseits vertreten einige Interview-Partner*innen die Position, dass es insb. die fernen und exotischen Themen sind, die Interesse wecken. Isabelle bspw. findet es spannend, etwas über andere Länder zu erfahren. Deswegen versucht sie neben den konventionellen Informationskanälen über alternative Medien an unabhängige Nachrichten zu gelangen.¹⁰⁸ Felix wiederum beobachtet zwar, dass er einen persönlichen Bezug braucht, um sich für bestimmte Themen zu interessieren, er erzählt jedoch auch, dass es besonders die internationalen Fragestellungen sind, die sein Interesse wecken. Nationale Belange findet er hingegen eher langweilig: *„Sobald man irgendwie eine Art persönlichen Bezug findet – sei es, weil Freunde von einem da waren [...]. Es ist vielleicht auch was Persönliches, dass mich nationale Sachen einfach nicht so antörnen. Wenn es um Steuer-Sachen geht oder so, das ist einfach langweilig.“* (Felix, Z. 1050 ff.)

Olaf beobachtet etwas Ähnliches – allerdings nicht bei sich selbst, sondern bei anderen Leuten: *„Also, es gibt Leute, die finden so was Exotisches irgendwie interessant und dann sagen die halt: ‚Hey, das ist auch total wichtig, dass man sich gegen das Abrodnen der Regenwälder in Brasilien einsetzt!‘“* (Olaf, Z. 876 ff.) Julia wiederum findet lokale Themen zwar langweilig und engagiert sich weniger bei Streuobstwiesen und Co., geht bei der Themenwahl dann aber nicht in die Ferne oder sucht sich besonders exotische Problemfelder aus, sondern interessiert sich besonders für einen Bezug zu ihrem Lebensstil: *„Z. B. finde ich so die BUND-Arbeit vor Ort, also Streuobstwiese pflegen oder Demo gegen eine Umgehungsstraße in der Regel ziemlich langweilig, während mich Themen, die mit meinem Lebensstil zu tun haben, also z. B. wie fahre ich in den Urlaub oder wie viel Plastik kaufe ich im Supermarkt, schon viel mehr interessieren. Also, ich glaube, am leichtesten interessiere ich mich für Themen, die bei mir persönlich ganz individuell klein anfangen und aber sehr weit Wellen schlagen.“* (Julia, Z. 887 ff.) Wie zuvor beschrieben, sind es besonders die Themen, die sich vom Kleinen bzw. Individuellen auf das Große bzw. Gesamtgesellschaftliche übertragen lassen.

Günter ist mit seinem Institut – im Gegensatz zum BUND – von vornherein auf Internationales angelegt, strebt Kooperationen mit internationalen Partnerprojekten an und reist häufig ins Ausland: *„Also, für das IZN spielt diese Frage keine Rolle, weil wir international arbeiten und uns international organisieren. Und auch*

¹⁰⁸ *„Sondern tatsächlich dann eher auch globale Nachrichten. Also vor allem finde ich es immer total spannend, was in anderen Ländern passiert, was eben nicht in den üblichen Medien steht.“* (Isabelle, Z. 439ff.)

in Mexiko z. B. suchen wir dann Partner mit denen wir zusammen arbeiten.“ (Günter, Z. 685 ff.) Das Reisen und internationale Projekte machen einen Großteil seiner Arbeit aus.

Gegensätzlich zu oben genannten Positionen gibt es auch solche, die hauptsächlich global denken und sich von lokalen Themen weniger angesprochen fühlen. Olaf interessiert sich für „Exotisches“, Felix findet nationale Themen weniger „antörnend“ und Julia bezeichnet Streuobstwiesen und Umgehungsstraßen-Demos als „langweilig“. Doch auch bei Julia stoßen Themen insb. dann auf Interesse, wenn sie eine persönliche Bindung haben (vgl. Han 2009) und darüber hinaus sehr weitreichende Konsequenzen mit sich bringen. Hier zeigt sich eine ästhetische Komponente der Motive für Partizipation, die in bisheriger Literatur unterschätzt wird. Die Interview-Partner*innen beschreiben schöne, spannende, exotische und internationale Projekte als für sie ansprechender, als lokale Projekte vor der eigenen Haustür. Diese Form von Partizipation bringt es mit sich, auch etwas über andere Länder, Menschen und Kulturen zu lernen oder wie im Fall von Isabelle, durch eine alternative Mediennutzung die Perspektiven anderer Länder auf gewisse Entwicklungen oder Themen kennenzulernen. Die Neugier für das Fremde und Internationale dient hier genannten Bürger*innen als Motiv für Engagement und als Erweiterung ihrer (nationalen) Perspektive.

„Wenn das ganze System in Frage gestellt wird [...]“ (Sybille) – Ungerechtigkeiten bekämpfen und ganzheitlichen Wandel herbeiführen

Für fünf der 18 Gesprächspartner*innen stellt es eine wichtige Motivation dar, gegen Ungerechtigkeiten, das bestehende System und endloses Wirtschaftswachstum vorzugehen und für einen ganzheitlichen, gesellschaftlichen Wandel einzustehen. Sybille kritisiert ausführlich das gegenwärtige Geld- und Wirtschaftssystem. Sie fordert ein Abwenden vom Streben nach stetigem Wirtschaftswachstum, befürchtet aber, dass es noch zu früh sei, um das ganze System in Frage zu stellen, da Menschen beim Thema Geld nicht offen für neue Denkansätze seien: *„Ich würde mir das Geld- und Wirtschaftsthema auch noch wünschen. Aber vielleicht ist das auch noch zu früh, um das so rauszubringen. Das ist nämlich eigentlich letztlich irgendwo ein Thema, was ganz schön viel Widerstand hat. Also das ist eigentlich ein Tabu-Thema. Ja, bei Geld sind viele Menschen nicht mehr erreichbar, wenn darüber kritisch gesprochen wird. [...] Kapital wächst exponentiell, die ganze Zeit und Wirtschaftswachstum kann gar nicht folgen. Wie denn auch? Produktion kann nicht exponentiell wachsen, also die menschliche Arbeitskraft zumindest nicht.“* (Sybille, Z. 360 ff.) Sybille hat kein Verständnis dafür, dass durch die Technisierung das Wirtschaftswachstum stetig gesteigert wird, während in ihren Augen dadurch die Arbeitslosigkeit zunimmt. Neben diesem Wandel im Wirtschafts-

Geldsystem fordert sie auch einen gesellschaftlichen Wandel, ein Wandel im Miteinander unter den Menschen und im Umgang mit natürlichen Ressourcen. Für Sybille bieten Transition Towns hier die richtige Antwort: Eine Verbindung von Umwelt- und Gesellschaftsfragen, eine Relokalisierung der Wirtschaft und ein Schwerpunkt auf die Vernetzung untereinander.¹⁰⁹

Sonja argumentiert in einer ähnlichen Richtung und fordert eine gerechtere Verteilung von Arbeit und Einkommen, sowie einen sparsameren Umgang mit vorhandenen Ressourcen: *„Und dass wir eigentlich dringend, ganz dringend zurückrudern müssen und weniger verbrauchen und nicht mehr Arbeit gerecht verteilen, Einkommen gerecht verteilen.“* (Sonja, Z. 72 ff.) Diese vorhandene Ungerechtigkeit beobachtet auch Mareike, die die momentane Arbeitsmarktsituation überspitzt mit Sklavenarbeit vergleicht.¹¹⁰ Kilian beschreibt die gegenwärtige Situation hingegen aus einer positiven Perspektive, stellt einen hohen Lebensstandard, Freiheit und Reichtum fest und schlussfolgert daraus, dass es genug gäbe, um zu teilen und weiterzugeben. Das ist für ihn die richtige und gerechte Konsequenz und seine persönliche Hauptmotivation: *„Und diese Freiheit, diesen Reichtum, den wir haben, würde ich gern erstmal teilen und weitergeben und das ist so die Hauptmotivation für mich.“* (Kilian, Z. 288 ff.)

Die Aussagen von Mareike, Kilian, Sonja und Sybille veranschaulichen Teskes (2009: 83 f.) Ergebnissen zu seinem Social-Change-Aktivist, der stark politisiert ist und fundamentale Veränderungen der Gesellschaft erwirken möchte, bspw. ein anderes Wirtschafts- und Arbeitsmarktsystem. Dieser Typ von Aktivist*in hat eine weitere Sicht auf die Dinge und die Welt als andere Bürger*innen. Wie oben bereits beschrieben, denken auch die hier zitierten Interview-Partner*innen in globalen Zusammenhängen. Sie haben Erfahrungen mit Ungleichheit, Ungerechtigkeit und moralischer Empörung gemacht und wollen ihr Umfeld verändern (vgl. Klandermans 2004: 362 ff.). Dies motiviert sie, sich zivilgesellschaftlich zu engagieren und ihre Reichtümer teilen zu wollen.

¹⁰⁹ *„Und was das Besondere bei Transition Town ist, ist dass es mehrere Themen miteinander verknüpft. Also auch mehr so einen gesamten Blick auf die Welt hat. [...] Und was ich bei Transition Town stark finde ist, dass der Schwerpunkt sehr auf das Handeln gelegt wird. Lokal, es geht um eine Relokalisierung der Wirtschaft. Damit wird gleich ganz viel abgedeckt. [...] Also im Grunde sehe ich, dass mit dieser Transition-Town-Initiative ein Punkt getroffen ist, der wirklich so die Gesamtheit der Themen anspricht.“* (Sybille, Z. 712 ff.)

¹¹⁰ *„An allen Enden gibt es nur Ungerechtigkeit, Leute werden ausgenutzt. Im Prinzip ist das immer noch so wie im Mittelalter: Es gibt immer noch Sklavenarbeiter, wie kleine Generationen, die da für ein bisschen was den Rücken krumm schufteten, [...] und wer kassiert? Ja, der Manager.“* (Mareike, Z. 365 ff.)

*„Also muss ich sehen, dass ich meine Welt mir so schaffe, wie sie mir gefällt.“
(Daniela) – Im eigenen Umfeld und im größeren gesellschaftlichen Kontext
Veränderungen bewirken*

Mit vielen der bereits beschriebenen Motiven konform geht auch das Argument, zuerst zuhause aufzuräumen, bzw. dort anzufangen, wo man gerade ist. Jeder, der Vorstellungen von der Zukunft habe, müsse sich aktiv daran beteiligen, in die Gesellschaft hineinzuwirken und Zukunftsvorstellungen mit zu formen. Daniela nimmt die Dinge deswegen gern selbst in die Hand: *„Ich bin immer der Meinung gewesen, ich kann mich auf andere nicht verlassen, mir die Welt zu schaffen, wie ich sie gerne möchte. Weil das ist ja Quatsch. Warum sollen sich andere mit den Belangen beschäftigen, die ich gerne möchte? Also muss ich sehen, dass ich meine Welt mir so schaffe, wie sie mir gefällt. Und dafür muss ich mich einbringen.“* (Daniela, Z. 313 ff.) Ihre logische Konsequenz daraus ist, dass sie sich selbst für ihre Interessen einbringen muss. Dem würde Günter wohl zustimmen, denn auch er ist der Meinung, dass sich jeder, der Vorstellungen über seine Zukunft hat, dafür einbringen müsse: *„Ich sagte ja, es gibt verschiedenen Möglichkeiten, Dinge zu verändern oder weiterzubringen. Wenn du selbst irgendwelche Vorstellungen über deine Zukunft hast, dann musst du dich dafür auch engagieren. Die Gesellschaft als Ganzes bewegt sich in irgendeine Richtung.“* (Günter, Z. 429 ff.) Solche großen gesellschaftlichen Bezüge sieht auch Sarah, die selbstreflektiert die Frage stellt, wie für sie der richtige Weg ist, im privaten Bereich oder gesamtgesellschaftlich zu wirken. *„Für mich war mehr so die Frage, was ist eigentlich der richtige Weg? Was ist wichtig? Wo setzt man die Prioritäten? Jetzt so in der Veränderung im eigenen Bereich oder in dem, dass man nochmal versucht, in die Gesellschaft hineinzuwirken?“* (Sarah, Z. 425 ff.) Sie hat sich dabei für eine Kombination aus beidem entschieden, setzt einerseits ihre Vorsätze privat um, nutzt bspw. ausschließlich öffentliche Verkehrsmittel, produziert selbst Honig und baut viel Obst und Gemüse an, andererseits will sie gleichzeitig aber auch in die Öffentlichkeit gehen und in Gesellschaft hineinwirken. Deswegen sei ihr die Arbeit beim BUND so wichtig, denn darüber könne man andere erreichen und informieren.¹¹¹ Trotz ihrer Überzeugung, dass Öffentlichkeitsarbeit zu einer Bewusstseinsveränderung führen kann, ist sie sich darüber bewusst, dass dieser Weg ein langer Weg ist.

¹¹¹ *„Das ist ja der Trick dabei, die müssen ja davon wissen! Und das heißt, deswegen muss man ja dafür werben. Ich meine, das tut man vielleicht im persönlichen Umfeld oder man versucht dann eben in die Öffentlichkeit zu gehen. Und genau deswegen war mir das total wichtig, dass ich da zum BUND bin. Und ich habe mich dann ja erst ehrenamtlich engagiert, also in BUNDjugend und BUND, einfach immer wieder diese Öffentlichkeitsarbeit zu machen, eine Bewusstseinsveränderung hinzubekommen. Quasi mehr Leute für das Thema zu begeistern, dass die eben diesen Schritt machen und eine Veränderung vornehmen.“* (Sarah, Z. 440 ff.)

Stefanie und Kilian betonen hingegen die Wichtigkeit davon, bei sich selbst anzufangen und zuhause aufzuräumen, bevor man anderen Menschen Vorschriften macht, wie sie sich zu verhalten haben. Für Stefanie hat dies auch den Grund, dass man in ihren Augen nicht glücklich sein kann, wenn man anderen Leuten Lebensweisen vorschreibt, die man selbst nicht einhält: *„Das ist auch eine ganz große Überzeugung von mir: Dass man bei sich selbst zuhause erstmal aufräumt, bevor man anderen Leuten sagt, wie man es machen soll. Deswegen bin ich glaube ich auch kein unglücklicher Mensch. Weil man sonst glaube ich auch in dem Bereich zugrunde geht, auch mental.“* (Stefanie, Z. 1110 ff.) Kilian (Z. 114 ff.) ist ebenso der Ansicht, dass man dort wirken sollte, wo man gerade ist. Aus diesem Grund ist er bei sich an der Uni engagiert, denn hier kann er Veränderungen, die auf sein Handeln zurückgehen, greifbarer und direkter erfahren. Er will, ähnlich wie Stefanie, anderen nicht vorschreiben, wie sie sich zu verhalten haben, wünscht sich insb. mit Blick auf eine Generationengerechtigkeit jedoch, dass jeder Einzelne etwas mehr die größeren globalen Zusammenhänge berücksichtigen und bei sich selbst mit Veränderungen anfangen würde: *„Und in meinem Sinne, den ich gerade beschrieben habe, Generationengerechtigkeit, wäre es natürlich toll, wenn jeder Einzelne das auch ein bisschen bedenkt, an den größeren globalen Zusammenhang, aber auch vielleicht – ich weiß nicht, ob die Merkel es sogar gesagt hat: ‚Die Energiewende beginnt bei dem Bürger selbst‘ oder so.“* (Kilian, Z. 306 ff.)

Für Isabelle und Julia sind insb. die größeren gesellschaftlichen Kontexte wichtig und beide wollen hier wirken, um Gesellschaft als Ganzes mitzugestalten. Isabelle findet sich deshalb im Begriff ‚gesellschaftspolitisch engagiert‘ wieder, denn ihr ist Parteipolitik zwar fern, doch sie findet es umso wichtiger auf verschiedenen Ebenen und durch verschiedene Akteure in die Zivilgesellschaft hineinzuwirken.¹¹² Dieser Aspekt wurde bereits in Abschnitt 5.2 mit Fokus auf Isabelles Bürgerschafts- und Selbstverständnis thematisiert.

Julia hat in der Vergangenheit ehrenamtlich in der Hausaufgabenbetreuung ihrer Schule ausgeholfen und Jugendfreizeiten als Teamerin unterstützt, dabei aber einen größeren gesellschaftlichen Kontext vermisst. Daraufhin hat sie sich mit der BUNDjugend und dessen Aktivitäten einen Umweltverband gesucht, der versucht auch gesamtgesellschaftlich zu wirken. Julia hofft, dadurch kleine Zeichen in einer ansonsten ihrem Verständnis nach sehr ignoranten Gesellschaft setzen zu können: *„Dann so dieser gesellschaftliche Aspekt kommt glaube ich daher, dass ich insgesamt unsere Gesellschaft ziemlich ignorant finde, also ich bin da nicht zufrieden. Ich finde, dass viel ziemlich schlecht läuft. Ich verstehe nicht, wie man so*

¹¹² *„Ja, es gibt so diesen Begriff ‚gesellschaftspolitisch engagiert‘ – das finde ich ganz treffend, weil das irgendwie so ganz gut bezeichnet, was ich mache.“* (Isabelle, Z. 65 ff.)

anonymisiert leben kann, wie wir das in unseren Städten tun. [...] aber ich denke mir, dass es eigentlich ziemlich einfach ist, so kleine Zeichen dagegen zu setzen. Und deshalb, ich glaube, das motiviert mich immer wieder, das so zu machen.“ (Julia, Z. 225 ff.)

Der u. a. von Stefanie angesprochene Aspekt, bei sich selbst vor der Haustür anzufangen und einen eigenen Beitrag zu gesamtgesellschaftlichem Wandel beizutragen, beschreibt bereits Teile einer „Identität“ (Klandermans 2004: 361) von Partizipation: Mit sich selbst im Reinen zu sein, mit der persönlichen Identität zufrieden zu sein und nicht Anderen zu sagen, wie man sich zu verhalten habe, während man selbst mit eben diesen Regeln bricht. Solch eine persönliche Identität ist immer auch Teil einer kollektiven Identität. Dieser Aspekt wird im weiteren Verlauf ausführlicher betrachtet. An dieser Stelle scheint zuerst jedoch interessant, dass eine wichtige Motivation für Engagement ist, mit sich selbst und den eigenen Aktivitäten zufrieden zu sein, die Aktivitäten für richtig und wichtig zu verstehen und eine ganzheitliche Lebensperspektive einzunehmen, die jeweils mit Veränderungen vor der eigenen Haustür beginnt (vgl. Teske 2009: 126). Affektive Bindungen (Goodwin/Jasper/Polletta 2004: 418) zum persönlichen Umfeld und Wohnort, wie bspw. von Julia beschrieben, verstärken diese Motive wiederum.

„Weil wenn ich mit zwei, drei netten Leuten [...] für was kämpfe, von dem ich überzeugt bin, das ist doch toll!“ (Olaf) – Neue Leute kennenlernen und mit ähnlich Denkenden für die gleiche Sache eintreten

Eine weitere Motivation, die in Abschnitt 5.3.2 „Kollektive Identität und Mitgliedschaft“ nochmal genauer analysiert wird, stellt der Kontakt zu anderen Menschen dar: Entweder ähnlich denkende Menschen zu treffen und sich mit diesen auszutauschen oder über das Engagement explizit neue Leute kennenzulernen. Olaf, Franz und Sonja haben in den Interviews diese Aspekte besonders betont. Sonja hat, wie schon beschrieben, nach ihrem Umzug neue Kontakte gesucht und diese dann insb. durch die Anti-Fracking-Protestaktionen von Campact und dem BUND gefunden. Auch Franz lobt Campacts gemeinschaftliche Mitmachmöglichkeiten und sagt aus, darüber gleichdenkende Menschen zu treffen.¹¹³ Olaf erfährt beim BUND ebenso eine Gemeinschaft von „netten Leuten“, dessen Gesellschaft er sehr zu schätzen weiß – da es seiner Erfahrung nach nicht in allen Bereichen immer freundlich und harmonisch zugeht. Und manchmal lernt

¹¹³ *„Und da ich die Idee von denen – oder fast alle Aktionen – gut finde, sage ich: Genau das sehe ich auch so, stehe ich dahinter und bin ich gerne bereit, mitzumachen. Und ich treffe da ja auch Leute, die ähnlich denken. Das ist eigentlich auch ganz nett.“ (Franz, Z. 241 ff.)*

er dabei auch neue Leute kennen: *„Und es ist ja auch nicht so, dass man da alleine steht. Normalerweise macht man es mit mehreren und das sind meistens, muss ich sagen, ja auch wirklich nette Leute. Und das ist in anderen Bereichen oft anders, sehr anders, und insofern bin ich auch froh drum. Weil wenn ich mit zwei, drei netten Leuten, die ich sehr nett finde, da für was kämpfe, von dem ich überzeugt bin, das ist doch toll! [...] am Ende ist es doch oft so, ich habe auf jeden Fall was dabei gelernt, ich habe vielleicht auch nette oder interessante Leute kennengelernt und vielleicht ist sogar was richtig Gutes bei rübergekommen.“* (Olaf, Z. 183 ff.)

Die von Franz und Olaf ausgeführten Aspekte der Gemeinschaftlichkeit und des Kennenlernens stärken die These von Goodwin/Jasper/Polletta (2004: 418), dass „affective bounds“ Individuen als Motiv für Partizipation dienen. Affektive Bindungen zu anderen Menschen, zu Orten und in Form von Loyalität gegenüber einer Gruppe steigern die Wahrscheinlichkeit für Engagement und zeigen an, wer oder was Individuen besonders wichtig ist. Auch die Untersuchungsergebnisse von McAdam (1989), dass das Level gegenwärtigen Engagements höher ist, wenn die Zahl bestehender Kontakte zu anderen Aktivist*innen hoch ist, lassen sich durch Olaf und Franz Aussagen veranschaulichen. Neben einer Kosten-Nutzen-Rechnung („Instrumentalität“) und einer gemeinsamen Ideologie beschreibt Klandermans (2004: 364 f.) als dritten ausschlaggebenden Aspekt für Partizipation die „Identität“. Die Zugehörigkeit zu einer Gruppe und ihren anderen Teilnehmer*innen basierend u. a. auf empfundener Sympathie, motiviert Engagement und ist Teil einer kollektiven Identität. Der Aspekt der Gemeinschaft, das Zusammenkommen mit Gleichgesinnten und das Netzwerk von Freund*innen und Bekannten wird in Abschnitt 5.3.2 „Kollektive Identität und Mitgliedschaft“ anschließend detaillierter thematisiert.

„Weil mir so viel geschenkt wurde oder ermöglicht wurde durch diese Gesellschaft [...].“ (Gerd) – *Der Gesellschaft etwas zurückgeben*

Eine ganz andere Motivation nennt Gerd, der nach eigener Aussage als Flüchtlingskind nach Deutschland kam. Die Familie hatte damals nicht viel und trotzdem wurden ihm viele Optionen ermöglicht. So ist er heute seiner Familie, aber auch der Gesellschaft und insb. Willy Brand mit seiner Bildungsoffensive sehr dankbar und möchte der Gesellschaft dafür etwas zurückgeben. *„Ich habe so ein unendlich glückliches und engagiertes und rundes Leben gehabt und auch reiches Leben – so also reich im Sinne von vielen Möglichkeiten. Also, wenn ich bedenke, dass ich ein Flüchtlingskind bin und die hatten gar keine Chance hier. [...] Und das ist so ein bisschen auch die Motivation. Weil mir so viel geschenkt wurde*

oder ermöglicht wurde durch diese Gesellschaft, dass ich denke, das wird nur möglich, wenn Menschen sich auch engagieren. [...] dass man auch der Gesellschaft was zurückgeben muss, wenn man viel bekommen hat.“ (Gerd, Z. 196 ff.)

Ähnlich wie Olaf und Franz beschreibt auch Gerd affektive Bindungen und Loyalität zu einer Gruppe. In seinem Fall jedoch abstrakter und größer, indem er nicht nur von Gleichgesinnten und Mitstreiter*innen einer Organisation spricht, sondern der Gesellschaft als Ganzes etwas zurückgeben möchte. Nach Klandermans (2004: 364 f.) nehmen Individuen in ihrer Identitätsarbeit verschiedene Rollen an, je nach dem in welchem Kontext sie sich gerade befinden. Gerd hat nach eigenem Empfinden in der Vergangenheit viel Unterstützung von der Gesellschaft erhalten und besitzt heute ausreichend Ressourcen, um etwas zurückzugeben. Sein Engagement versteht er als persönlichen Beitrag zum Funktionieren der Gesellschaft und es motiviert ihn, dass er sein gegenwärtiges „reiches Leben“ mit anderen teilen kann.

„Und da haben mich die Kommentare von den Unterschreibenden, den Unterstützern total motiviert!“ (Stefanie) – Kommentare und Unterstützung durch andere als Motivation

Eine sehr spezifische Motivation für das Unterschreiben von Online-Petitionen nennt Stefanie, die selbst eine Online-Petition erstellt hatte. Sie unterzeichnet insb. auch solche Petitionen, dessen Ersteller*in zuvor ihre eigene Petition unterschrieben hat.¹¹⁴ Bei der eigenen Online-Petition wurden Sonja und Stefanie insb. durch Kommentare der Unterstützer*innen motiviert. Nach Unterzeichnen einer Petition auf Change.org hat man die Möglichkeit, einen Kommentar mit einer Begründung für die Unterstützung zu hinterlassen. Diese Möglichkeit nehmen viele Unterstützer*innen wahr und Sonja und Stefanie waren dadurch motiviert weiter zu machen: *„[...] und der [Förster] war immer ganz begeistert über die Kommentare, die die Leute geschrieben haben. Wenn die Leute dann geschrieben habe: ‚Als Kind habe ich immer im Wald gespielt‘, usw. Es ist dann auch wieder motivierend für einen, weiter zu machen.“* (Sonja, Z. 557 ff.) Stefanie hat es gleichermaßen empfunden und sich besonders in zähen Zeiten durch die Kommentare unterstützt gefühlt: *„Und es war auch super spannend, diese ganzen Kommentare zu lesen. Das hat mich auch dann noch weiter motiviert. Als es dann nachher zum Schluss schon auch eher zäher wurde [...]. Und da haben mich die Kommentare von den Unterschreibenden, den Unterstützern total motiviert!“* (Stefanie, Z.

¹¹⁴ *„Also, jetzt ganz aktuell die letzten waren dann auch teilweise von Leuten, die bei mir unterschrieben haben und das dann verlinkt haben, weil es thematisch eben passte, auf ihre Petition. Und dann habe ich da z. B. unterschrieben.“* (Stefanie, Z. 786 ff.)

524 ff.) Auch in diesem spezielleren Fall dient die Unterstützung durch eine Gemeinschaft und kollektive Identität über die Petitionsplattform als Motivation für das persönliche Engagement. Sonja und Stefanie finden Unterstützung in einer ausschließlich online existierenden Gemeinschaft. Über das Unterzeichnen von Online-Petitionen drücken sie u. a. Sympathie für andere Petent*innen aus und vernetzen sich untereinander.

„Das gibt mir irgendwo einen Sinn.“ (Franz) – Im Reinen mit sich sein und sich gut (dabei) fühlen

Vier der 18 Interview-Partner*innen berichten, dass ihnen das Engagement ein Gefühl von Sinn verleiht, sie sich deswegen wohl fühlen oder es ihnen ein tolles Gefühl gibt, etwas selbst gestalten zu können. Durch sein Engagement und insb. die Mitmachmöglichkeiten, die Campact bietet, fühlt sich Franz als Teil einer Bewegung und sagt ganz deutlich, dass ihm dies einen Sinn gäbe: *„[...] speziell jetzt Campact: Die sind unheimlich aktiv und machen tolle Sachen. Das begeistert mich dann auch wieder! Da mitmachen zu können und irgendwie Teil dieser Bewegung zu sein. Das ist für mich schon von Bedeutung. Das gibt mir irgendwo einen Sinn.“* (Franz, Z. 106 ff.) Sybille beschreibt es als eine innere Balance und ein Gleichgewicht mit der Natur und mit anderen Menschen. Nur so kann sie im Einklang mit sich selbst leben.¹¹⁵ Auch Helena möchte mit sich selbst im Reinen sein, würde sich nicht leiden können, wenn sie nicht aktiv wäre und entwickelt diese Ideen noch eine Ebene weiter und vergleicht dies mit dem Eintritt in den Himmel oder die Hölle. Sie schlussfolgert, dass sie sich (auch) einbringt, damit sie sich selbst gut fühlt: *„Genau, ich könnte mich nicht mehr leiden! Ich sage dann auch immer noch, wenn ich vorm Herrgott irgendwann stehe, will ich da erhobenen Hauptes da reingehen und nicht ... Also, ich hätte wirklich ein schlechtes Gewissen und ich würde mich nicht gut fühlen. Ich mache es wirklich, damit ich mich gut fühle. Vielleicht damit andere sich auch noch gut fühlen, ist auch noch in Ordnung.“* (Helena, Z. 204 ff.)

Auch Teske (2009: 36) beschreibt, dass es für viele der Vollzeit-Aktivist*innen seines Samples wichtig ist, dass sie etwas tun, was ihren Werten entspricht. In den „Involvement Stories“ (ebd.: 51 ff.) seiner Untersuchungsteilnehmer*innen beobachtet Teske, dass persönliche Krisen und die Suche nach einem Sinn

¹¹⁵ *„Was will ich eigentlich, was ist mir wichtig? Und da bin ich damals zu dem Schluss gekommen, mir ist wichtig, so ein Gleichgewicht zu finden, so eine Balance. Also einmal für mich so in Einklang mit mir zu leben, aber auch so ein Gleichgewicht mit den Menschen untereinander. Dass jeder zu seinem Recht kommt, mehr oder weniger, dass da Respekt und Wertschätzung da ist. Und für ein Gleichgewicht mit der Natur, in einem Gleichgewicht mit der Natur zu leben.“* (Sybille, Z. 134 ff.)

Ausgangspunkte und Motivation für Engagement sein können. Lebenslange Verpflichtungen, die auf Moralvorstellungen zurückgehen, sind Teil der Identitätskonstruktion der Individuen und begünstigen Aktivismus. Genau wie Helena beschreibt auch Teske (ebd.: 126) eine ganzheitliche Perspektive auf das Leben, bei der man am Ende beurteilen müsse, ob man mit dem eigenen Leben zufrieden sei oder nicht. Dieses Bedürfnis nach Ganzheitlichkeit muss nicht zwingend religiös sein, sondern drückt ein grundsätzliches Bedürfnis der Individuen aus, mit sich selbst im Reinen zu sein.

Einer der vier Typen von Emotionen und Affekten von Goodwin/Jasper/Polletta (2004: 421 f.) sind die „moral emotions“. Aus diesen moralischen Emotionen heraus entsteht eine normative Sicht auf die Welt und den eigenen Platz in dieser Welt. Das Individuum reflektiert das eigene Handeln und prüft, ob es im Einklang mit den eigenen Moralvorstellungen ist. Auch Franz, Sybille und Helena wollen mit sich selbst im Reinen sein und engagieren sich u. a., weil es ihre Moralvorstellungen erfordern. Bei ihnen breitet sich eine zufriedene Stimmung dadurch aus, dass sie gehandelt haben und Missstände nicht einfach kampflos hingenommen haben. Diese Aspekte sind auch Teil von Klandermans (2004: 365) Konzept einer „Ideologie“, in welcher Emotionen und Moralvorstellungen eine tragende Rolle spielen. Individuen wie Helena, Franz und Sybille wollen durch Aktivismus ihrer Welt eine Bedeutung geben und ihren Ansichten Ausdruck verleihen.

„Wir können nicht immer nur dagegen sein, wir müssen auch mal für etwas sein, nämlich für erneuerbare Energien.“ (Sonja) – Für etwas sein, anstatt immer nur dagegen

Die Motivation von Sonja und Günter für ihren Aktivismus ist positiv ausgerichtet: Anstatt immer nur gegen etwas zu sein, plädieren sie dafür, auch mal für etwas zu sein. In der Praxis sieht Sonja dies im Falle der Anti-AKW-Bewegung bzw. Erneuerbare-Energien-Bewegung erfüllt: *„Und vor allem, die Anti-AKW-Bewegung hat ja gemündet in die Bewegung für Erneuerbare Energien. Weil halt da die Einsicht gekommen ist: Wir können nicht immer nur dagegen sein, wir müssen auch mal für etwas sein, nämlich für erneuerbare Energien. Und das ist einfach der entscheidende Punkt.“* (Sonja, Z. 65 ff.) Sie hält es für wichtig, sich auch mal für etwas auszusprechen, anstatt nur gegen etwas und auch das dazugewonnene Wissen würde die Forderung nach neuem Wirtschaften und neuer Energiegewinnung legitimieren. Günter (Z. 857 ff.) wendet diese Herangehensweise auf seine Organisation an und macht sich für das Thema Energieeffizienz stark. Es sei einfacher, die Vermeidung von Ressourcenverbrauch zu fördern, da jeder einsehe, dass sparen besser sei als verschwenden.

Diese Herangehensweise an Aktivismus, sich bewusst für etwas einzusetzen, anstatt gegen etwas, ist in der Partizipations- und Protestforschung bisher wenig berücksichtigt. Dass es für die Motivation der Bürger*innen förderlich sein könnte, positive Projekte und Ziele zu verfolgen, anstatt sich ausschließlich mit der Verhinderung von etwas zu beschäftigen, scheint jedoch vielversprechend. Dieser Aspekt wurde bereits in Abschnitt 5.2 „Bürgerschaftsverständnis“ mit Blick auf die Selbstdarstellung und Außenwirkung Sozialer Bewegungen thematisiert. An dieser Stelle und mit Fokus auf die expliziten Motive für Partizipation ist jedoch relevant, dass die Einstellung ‚für‘ etwas zu sein und insb., wenn es zukunftsorientierte Projekte wie im Bereich der erneuerbaren Energien sind, den Bürger*innen mit größerer Wahrscheinlichkeit ein Erfolgserlebnis in Aussicht stellt, als wenn immer nur versucht wird, etwas zu verhindern. Bei dieser positiv ausgerichteten Form von Aktivismus motiviert es, selbst etwas anzuregen und aufzubauen und die Zukunft nach den eigenen Vorstellungen mitzugestalten.

*„[...] ein Muss für jeden, der ein bisschen Verstand hat, sich da einzusetzen.“
(Mareike) – Engagement als Muss*

Ein weiteres wichtiges Motiv für persönliches Engagement ist die Begründung, dass es einfach gemacht werden müsse und dass man nicht nichts gemacht haben will. Hier spielen Moral und Verantwortungsbewusstsein eine tragende Rolle. Von den Interview-Partner*innen wird an den menschlichen Verstand appelliert, an das eigene Gewissen, an die Gesellschaft und an die Demokratie. Mareike hält es deswegen für ein Muss, sich einzusetzen: *„Ja, also ich denke, wer da einfach so vor sich hinlebt und sich nicht einbringt, der kann auch nichts erreichen und ich denke, das ist eigentlich ein Muss für jeden, der ein bisschen Verstand hat, sich da einzusetzen.“* (Mareike, Z. 390 ff.) Auch Valeria beschäftigt sich mit der Frage, was man tun müsse und kommt zum Entschluss, dass sie ‚Masse‘ machen muss. Damit erhofft sie sich, auf bestehende Missstände aufmerksam zu machen und kritisiert diejenigen die die Missstände nur beklagen, aber selbst nicht aktiv werden. Ihr ist es wichtig, sich Gehör zu verschaffen und keine passive Haltung einzunehmen.¹¹⁶ Dabei empfindet sie Straßendemonstrationen als passende Form. Für Isabelle wiederum ergibt sich das Muss daraus, dass wir alle Teil der Gesellschaft sind, welche mitgestaltet werden muss. Sie vergleicht gesellschaftliches Engagement mit demokratischen Wahlen, wo eine einzelne Stimme vielleicht nicht viel

¹¹⁶ *„[...] ja, was muss ich eigentlich?! Ich muss da sein, ich muss mit Masse machen. Und das ist vielleicht jetzt wenn wir auf Campact kommen und da bin ich eben auf die meisten Demos gegangen [...] da geht es mir darum, wirklich Masse zu machen.“* (Valeria, Z. 252ff.)

ausmache, sich am Ende aber wie ein Mosaik zu einem großen Ganzen zusammenfüge: *„Weil es gemacht werden muss. Also, wir sind ja alle, jeder Einzelne ist ja ein Teil der Gesellschaft und gestaltet die mit. Das ist wie in der Demokratie: Eine einzige Wählerstimme, die verändert überhaupt nichts. Aber trotzdem, wenn alle zur Wahl gehen, dann steht am Ende ein Ergebnis und es kommt ein Bild dabei raus. [...] Und genau das gleiche ist es auch beim politischen oder gesellschaftlichen Engagement: Dass jede kleine Veränderung oder jedes kleine Projekt, das ist nur ein winziger Teil vom Mosaik, aber es fügt sich dann zusammen.“* (Isabelle, Z. 165 ff.) Folglich macht für Isabelle jedes persönliche Engagement und jedes noch so kleine Projekt einen Unterschied. Denn würde man sich nicht einbringen, würden man denen den Gestaltungsspielraum überlassen, die vielleicht ganz gegensätzliche oder rein wirtschaftlich motivierte Interessen verfolgen.

In Konsequenz dessen beschreibt Helena, dass sie sich nicht wohl fühlen würde, wenn sie sich nicht einbringen würde. Deswegen versucht sie so zu leben, wie sie es auch von anderen erwarten würde: *„Und, also das hat mir meine Tochter erklärt, dass das der kategorische Imperativ ist, dass ich eigentlich so leben will oder dass ich so lebe, wie ich gerne hätte, dass alle anderen Leute leben. Dass ich finde, [...] ich könnte mich sonst nicht leiden. Es ist ein Stück weit, glaube ich auch, vielleicht Altruismus oder egoistisch, keine Ahnung, aber ich würde mich damit nicht wohl fühlen.“* (Helena, Z. 195 ff.) Schlussendlich ist sie nicht sicher, ob sie damit auch egoistischen oder altruistischen Zielen nachgehe. Der Argumentation von Teske (2009: 108 ff.) folgend, ist eine klare Unterscheidung zwischen Eigennutzen und Moral jedoch weder sinnvoll, noch sich gegenseitig ausschließend. Auch Sybille wäre unglücklich, wenn sie sich nicht einbringen würde, sie möchte später nicht auf die Vergangenheit zurückblicken und sich fragen müssen, wie etwas so geschehen konnte. Sie zieht sogar einen Vergleich zum Dritten Reich heran. Sybille betont die Wichtigkeit davon, etwas zu versuchen, selbst wenn nicht immer alles so gelingt, wie man es gerne hätte.¹¹⁷

Wie von Goodwin/Jasper/Polletta (2004: 421) mit dem Begriff der „moods“ beschrieben, stellt sich bei vielen Bürger*innen bereits eine zufriedene Stimmung dadurch ein, überhaupt aktiv geworden zu sein und es probiert zu haben. Nicht immer müssen große, langfristige Ziele erreicht werden, manchmal reichen

¹¹⁷ *„Ich habe so diese innere Gewissheit, wir sind eigentlich schon ganz viele, die eigentlich anders wollen. Nur, es wird noch nicht so sichtbar. Also, es kann doch plötzlich etwas aufbrechen. Und selbst wenn nicht oder wenn ich das nicht mehr erleben sollte oder wie auch immer – da ist für mich auch so ein Gedanken, so z. B. Drittes Reich. Da wurde hinterher gefragt: Warum habt ihr das zugelassen? Warum habt ihr nichts gemacht? Also ich möchte, ganz egal ob es gelingt oder nicht, ich möchte mich dafür einsetzen.“* (Sybille, Z. 1030ff.)

auch Zwischenziele und Kompromisse aus. Im Namen der späteren Generationen gehandelt zu haben und sich später keine Vorwürfe machen zu müssen, ruft bei einigen ein Gefühl der Zufriedenheit hervor. Oben zitierte Aussagen stützen auch das Konzept von Verba/Schlozman/Brady (1995: 391 f.) von „issue engagements“. Diese Komponente erklärt Partizipation mit den Moral- und Wertvorstellungen von Bürger*innen.

Aufbauend auf Isabelles Argument, dass zivilgesellschaftliches Engagement ähnlich wie bei Wahlen so funktioniert, dass sich viele kleine Teile zu etwas Großem zusammenfügen, folgern Daniela, Markus und Isabelle, dass Demokratie nicht ohne aktives Einbringen funktioniert. Laut Markus muss jeder ein Stück dazu beitragen: *„Jeder muss sich engagieren, finde ich. Weil sonst die Demokratie nicht funktioniert. Die funktioniert nicht von alleine. Muss jeder ein Stück beitragen. [...] Würde ich schon sagen, ist ein bisschen eine Pflicht, ja. Also, viele scheren sich nicht drum, aber ich würde es schon als eine Pflicht bezeichnen.“* (Markus, Z. 107 ff.) Für Daniela zählt aktiv zu werden, anstatt nur zu meckern. Neben der Straße, hätten Bürger*innen auch die Möglichkeiten, sich über das Netz einzubringen und da in einer Demokratie jeder diese Möglichkeiten habe, solle er sie auch nutzen, anstatt Demokratie nur einzufordern. *„Weil man nicht immer nur meckern soll, sondern man soll tätig sein. Und wenn ich schon nicht auf die Straße gehen will, dann habe ich diese Möglichkeiten im Netz. Und jeder hat die Möglichkeit. Jeder sagt immer, ich will die Demokratie.“* (Daniela, Z. 553 ff.) Diese Argumente wurden bereits ausführlicher in Abschnitt 5.2 „Bürgerschaftsverständnis“ beleuchtet.

„Die Ziele sind mir einfach zu wichtig, ich nehme das halt in Kauf.“ (Olaf) – Die Dringlichkeit des Problems überwiegt den unangenehmen Aspekten des Aktivismus
Helena und Olaf beschreiben als persönliche Motivation auch das Wissen um die Dringlichkeit eines Problems. Olaf sind die Ziele seiner Aktionen so wichtig, dass er dafür auch die anstrengenden Seiten des Aktivismus – wie früh aufstehen oder im Kalten draußen stehen zu müssen – gerne in Kauf nimmt: *„[...] ich meine, es ist ja auch nervig teilweise. Wenn man dann irgendwie weiß: Okay, am Wochenende haben wir eine Aktion, da muss ich sehr früh raus und die Materialien holen und es ist vielleicht kalt und ich bin müde und ich kriege auch nichts dafür gezahlt und vielleicht wird die Aktion ja auch gar nicht erfolgreich. [...] Aber gut, ich habe halt immer bisher, dass ich überkompensiert bin, dadurch, dass ich sage: Die Ziele sind mir einfach zu wichtig, ich nehme das halt in Kauf.“* (Olaf, Z. 178 ff.) Für Helena wiederum gibt es einerseits Themen, die ihr persönlich besonders am Herzen liegen und andererseits solche, bei denen sie wegen der Dringlichkeit aktiv ist.

Sowohl persönlicher Bezug als auch das Empfinden von Dringlichkeit führen bei ihr gleichermaßen dazu, dass sie sich engagiert.¹¹⁸

Laut Olaf und Helena können die Kosten für Engagement durchaus hoch sein, doch der Nutzen des Aktivismus überbiete dies. Die Ziele sind ihnen zu wichtig, als dass sie sich von schlechtem Wetter oder frühem Aufstehen abschrecken lassen würden. Mit Klandermands (2004: 362 ff.) Begriff der „Instrumentalität“ lässt sich beschreiben, wie ausgehend von Unzufriedenheit die Nachfrage nach Wandel steigt und Teilnehmer*innen von Sozialen Bewegungen glauben, dass sie ihr politisches Umfeld zu ihren Vorteilen verändern können – und dies zu sich lohnenden Kosten.

„Es macht ja sonst keiner!“ (Franz) – Nicht bequem sein oder sich auf andere verlassen, sondern selbst anpacken

Ein weiteres von vielen Interview-Partner*innen genanntes Motiv für das eigene Engagement ist das Argument, dass es ja sonst keiner machen würde. Dem zugrunde liegt ein geringes Vertrauen in andere Bürger*innen und Mitmenschen, besser verlasse man sich nicht auf die anderen, sondern werde selbst aktiv. Stefanie hält es folglich für faule Ausreden, wenn Mitbürger*innen der Politik die Verantwortung zuschieben oder darauf warten, dass andere aktiv werden, anstatt selbst etwas zu unternehmen.¹¹⁹ Franz und Sven haben ein ebenso negatives Bild von ihren Mitbürger*innen, ganz nach dem Motto: „Es macht ja sonst keiner!“ (Franz, Z. 95 ff.). Es sei wichtig, Flagge zu zeigen, sich einzubringen, auch mal aufzustehen und etwas zu sagen, wenn es unangenehm werde und sich in solchen Fällen auch nicht einschüchtern zu lassen. „Es ist wichtig, was zu tun und irgendein paar Leute müssen auf die Straße gehen, irgendwelche müssen Unterschriften mal mitmachen. Es macht ja sonst keiner! Oder was heißt ‚macht keiner‘ – es sind schon in der Summe viel, aber die Summe die nichts macht, ist deutlich größer.“ (Franz, Z. 95 ff.) Aus Franz Sicht gibt es zu viele Menschen, die sich nicht einbringen, die leben ohne darüber nachzudenken und keine Rücksicht auf ihre Mitmenschen nehmen. Sven hält es ebenso für wichtig, sich zu engagieren, „weil sonst alle machen, was sie wollen.“ (Sven, Z. 114 ff.)

¹¹⁸ „Ja, da [ökologische Landwirtschaft] bin ich sehr nah dran. Da finde ich, kann ich auch gut mitreden. Das liegt mir noch eher am Herzen als dieses ganze AKW, also die ganze Atomkraft. Aber da weiß ich halt, das muss sein, das ist wichtig.“ (Helena, Z. 591 ff.)

¹¹⁹ „Ja, ich denke halt, wenn man mit irgendwas ein Problem hat, dann sollte man was dagegen tun und nicht das auf andere schieben und sagen: ‚Nee, ich warte mal ab oder lass das mal die anderen machen, die sind dafür zuständig.‘ Oder: ‚Die Politik soll das machen oder so.‘ Das ist immer eine Ausrede bequem zu sein und nichts zu tun.“ (Stefanie, Z. 249 ff.)

Diese Einstellung steht gegensätzlich zur zweiten Komponente des CVM von Verba/Schlozman/Brady (1995: 345 ff.), dem „(psychological) engagement“, welches sich auf die Einstellung des Individuums zu anderen Bürger*innen und zu Politik bezieht. Verba/Schlozman/Brady (ebd.) stellen die These auf, dass sich Bürger*innen mit größerer Wahrscheinlichkeit engagieren, wenn sie ein hohes Vertrauen in andere Bürger*innen und Politiker*innen haben. Bei Sven und Franz ist es hingegen der Fall, dass ein niedriges Vertrauen in die Fähigkeiten und Bereitschaft der Mitbürger*innen dazu führt, dass sie lieber selbst aktiv werden, anstatt sich auf andere zu verlassen.

„Und deswegen brauchst du halt auch jemanden, der quasi für die Natur Lobbyarbeit macht.“ (Sarah) – Öffentlichkeitsarbeit für die Natur, Wissen verbreiten und Bildungsarbeit leisten

Zwei weitere Motivationen für das persönliche Engagement sind der Wunsch Lobbyarbeit für die Natur zu betreiben und Wissen zu verbreiten bzw. Umweltbildung zu fördern. Sarah will eine Bewusstseinsveränderung erreichen und macht mit diesem Ziel Öffentlichkeitsarbeit für den BUND. Da alle Lobby betreiben würden und die Natur selbst keine Lobby habe, sei für sie der BUND die Lobbyvertretung der Natur. Deswegen geht es für Sarah insb. darum, andere zu informieren, das persönliche Umfeld zu beeinflussen und BUND-nahe Themen in der Öffentlichkeit zu platzieren: „[...] der BUND ist die Lobby für die Natur, weil die Natur eben nicht für sich selbst sprechen kann. Die hat ja keine Lobby! Und alle machen Lobby. Und deswegen brauchst du halt auch jemanden, der quasi für die Natur Lobbyarbeit macht.“ (Sarah, Z. 469 ff.) Um etwas an den Strukturen zu verändern und Einfluss auf die Politik nehmen zu können, muss laut Sarah Lobbyismus betrieben werden. Sybille sieht das ähnlich, legt ihren Fokus aber insb. auf die Bildung und Erziehung junger Menschen. So hat sie sich zuerst auf die Familie und ihre Kinder konzentriert und später eine ähnliche Arbeit an der VHS fortgesetzt. Hier kombiniert sie nun Umweltschutzfragen mit Erziehung und Bildung.¹²⁰ Anders als in ihrem vorherigen Job als Biologin an der Universität, hatte Sybille in ihrer Familie und später an der VHS das Gefühl, sich ganzheitlich einbringen zu können, Beruf und Persönlichkeit besser miteinander verbinden zu

¹²⁰ „Ich war damals sehr frustriert über den Ausgang der Kernenergiefrage und habe damals gedacht, es hat eigentlich keinen Sinn so aktiv zu werden mit Demonstrationen und was weiß ich alles. Es hat viel mehr Sinn, das an Menschen und besonders an junge Menschen weiter zu geben. Also in der Familie. Und da mich mit allem wie ich denke und wer ich bin einzubringen. Ja, und dann hat es sich später wieder fortgesetzt, dass ich wieder raus gegangen bin, an die VHS und da hat sich das dann gemischt: Die Umweltschutzfragen mit Erziehung, Bildung.“ (Sybille, Z. 11ff.)

können und schlussendlich auch Engagement und Beruf zu kombinieren. *„Also, ich habe nicht von den Ideen gelassen, ich habe nur den Handlungsort gewechselt. Und das Besondere an Familie und Kindern ist eben – es war wirklich das Gefühl: Da kann ich mich mit allem, was ich bin, einbringen.“* (Sybille, Z. 23 ff.)

Die Ausführungen von Sarah und Sybille veranschaulichen sehr deutlich, was Goodwin/Jasper/Polletta (2004: 422) unter dem Begriff „moral emotions“ verstehen. Diese moralischen Emotionen beschreiben eine normative Sicht auf die Welt und den eigenen Platz in dieser Welt und reflektieren das eigene Handeln. Sowohl Sarah als auch Sybille haben im BUND bzw. in der Familie und der Arbeit an der VHS ihre persönliche Nische gefunden und sehen hier ihr stärkstes Wirkungsfeld. Dies wiederum motiviert sie für ihr individuelles Engagement.

„Campact hat eine ganz neue Art des Protests generiert.“ (Sarah) – Motivation für ein Engagement bei Campact

Im folgenden Abschnitt sollen nach den allgemeinen Motiven für Engagement nun noch einmal explizit die Motivationen für die Teilnahme an Campact- und/oder BUND-Aktionen beschrieben werden. Dabei steht bei Campact besonders die Vielzahl an kreativen Mitmachmöglichkeiten im Vordergrund und beim BUND der Fakt, dass er aus Sicht der Interview-Partner*innen unter den Umweltverbänden der politischste ist.

Für Sarah hat Campact eine ganz neue Art des Protests generiert, die sie als sehr professionell einschätzt. Ähnlich wie Günter reflektiert auch Sarah über die verschiedenen Mitmachmöglichkeiten auf politischer Ebene, die sich Bürger*innen bieten. Sie kommt dabei zu dem Schluss, dass für sie die NGO-Ebene die richtige Einflussmöglichkeit sei. Sarah schätzt insb. Campacts Internet-Affinität und ihre Themensetzung: *„Campact hat eine ganz neue Art des Protests generiert. Also wirklich professionell und das schätze ich daran. [...] die haben sich halt ne Nische gesucht, quasi nochmal Leute anders zu engagieren [...]. Und dann haben sie halt diese ganze Internet-Geschichte aufgegriffen. [...] Gut finde ich auch, dass sie schon auch weitere Themen als wie den Umweltbereich besetzen. Weil es eben ja auch faktisch andere gesellschaftliche Probleme gibt.“* (Sarah, Z. 772 ff.)

Auch Kilian lobt die Themenwahl von Campact. Für ihn war Campact die erste Organisation, die für ihn relevante Themen in der richtigen Form ansprach: *„Es waren einfach die Ersten, die Themen angesprochen haben in Form von, ja sowas wo ich mich beteiligen kann. Und es waren auch die Themen. Also es gab Themen, die haben mich interessiert, wo ich dachte, da müsste man etwas tun. Und dann kam Campact als eigentlich erste Sache, die ich kannte, die genau darauf eingehen und dann die Politik ansprechen, dass sich da was ändert.“* (Kilian, Z. 488 ff.)

Als zweiten Vorteil der Organisation nennt er das vielfältige Spektrum an Beteiligungsintensitäten. Neben der Teilnahme an Demos und anderen Aktionen, könne man auch nur die Petitionen unterschreiben oder sich viel Hintergrundinformation dazu durchlesen. Damit fängt Campact aus Kilians Sicht viele Leute auf, je nach individuellem (Zeit-)Kontingent: *„Die bieten ja auch so ein Spektrum, sage ich mal, mit Beteiligungsintensität. Man kann einfach nur zu den Online-Petitionen kaum lesen, einfach auf unterschreiben drücken und dann ist man schon raus. Dann hat man nur eine Minute investiert und hat sich schon beteiligt. Natürlich kann man sich auch alles durchlesen, Hintergrundtexte und so, und dann halt unterschreiben. Man kann aber auch zu Aktionen gehen, man kann aber auch wahrscheinlich wirklich da mitarbeiten, da bei Demos helfen usw. [...] wie viel ich machen will, kann ich da reingeben. Das fängt glaube ich viele Leute auf. Also, die sich viel engagieren wollen, die wenig Zeit haben und andere auch. Das finde ich super.“* (Kilian, Z. 504 ff.)

Für Franz wirkt Campact, wie oben bereits beschrieben, sinnstiftend. Er fühlt sich einer Bewegung zugehörig und schätzt insb. die generellen Einstiegsmöglichkeit für Engagement: *„Die sind unheimlich aktiv und machen tolle Sachen. Das begeistert mich dann auch wieder! Da mitmachen zu können und irgendwie Teil dieser Bewegung zu sein. Das ist für mich schon von Bedeutung. Das gibt mir irgendwo einen Sinn. [...] ich finde es schon mal schön, dass man überhaupt eine Ebene geboten kriegt, auf der man einsteigen kann oder wo man mitmachen kann, wo man sich zeigen kann.“* (Franz, Z. 106 ff.) Besonders das kleine Team mit seinen vielen und guten Aktionen beeindruckt Franz (Z. 298 ff.) sehr. Zielgerichtet und spontan würde Campact schnell auf aktuelle Geschehnisse reagieren und Themen direkt angehen. Das Engagement und die Arbeit der Mitarbeiter*innen von Campact beeindrucken auch Sybille und Valeria. Beide wollen mit Präsenz oder zumindest finanziell diese Arbeitsmoral anerkennen und erklären so ihre Motivation für Campact-Unterstützung.¹²¹ Goodwin/Jasper/Polletta (2004: 419) beschreiben u. a. die Wichtigkeit von charismatischen Führungsfiguren von Organisationen als förderlich für affektive Bindungen. Bewunderung für diese und ihre Arbeit tragen zu einer höheren Identifikation mit einer Gruppe bei. So beschreibt es auch Valeria: *„Ganz spontan kommt mir erstmal das persönliche Engagement von denen, die das anführen. Das macht mir großen Eindruck und ich möchte denen auch persönlich schon einfach eine Stütze sein und mit meiner Präsenz ihre Arbeit unterstützen.“* (Valeria, Z. 546 ff.) Das Engagement der Führungsfiguren von Campact motiviert Valeria, sich auch einzubringen und die Organisation zu fördern.

¹²¹ *„Ja, weil ich sehe, dass sie gute Arbeit leisten. Und ich weiß, wie viel Zeit so eine Arbeit dauert und ich bin weiter daran interessiert, dass sie die Arbeit machen.“* (Sybille, Z. 70ff.)

*„[...] weil er umweltpolitisch ist und auch noch weltweit organisiert [...].“
(Markus) – Motivation für ein Engagement beim BUND*

Ihre Motivation für die Unterstützung des BUND sehen Markus und Julia insb. im Politischen des Verbandes. Beide betonen den politischen und umweltpolitischen Fokus des BUND und Julia stellt ihn damit über andere Umweltverbände. Markus lobt darüber hinaus die weltweite Vernetzung über Friends of the Earth: *„Weil er politisch ist. Also, weil er umweltpolitisch ist und auch noch weltweit organisiert, mit Friends of the Earth. Und weil er eben tatsächlich umweltpolitisch ist und alles abdeckt, alles was mit Natur und Umwelt und Klimaentwicklung und Energieentwicklung [...].“* (Markus, Z. 211 ff.) Auch Julia versteht den BUND als politisch und zieht ihn auch aus Gründen der Organisationsstruktur Greenpeace vor.¹²² Ähnlich wie Markus die Breite der abgedeckten Themen lobt, finde auch Julia gut, dass sie in der BUNDjugend selbst Themen positionieren kann. Darüber haben sich für sie auch ganz neue Themenfelder eröffnet: *„Beim BUND finde ich spannend, dass man in der Jugend da sehr gut und relativ niedrigschwellig seine eigenen Themen positionieren kann und irgendwie auch einfach super viele Einblicke erhält. Mir hat es total den Wissenszuwachs gegeben, mich mit der BUNDjugend auseinanderzusetzen. Und mit Leuten zu reden und irgendwie sind so ganz neue Themen auch für mich interessant geworden [...].“* (Julia, Z. 157 ff.) Die von Julia beschriebenen Konsequenzen ihres Engagements beim BUND hat auch Teske (2009: 122 f.) bei seinen Interview-Partner*innen beobachtet: Aktivismus verändert Aktivist*innen und ihren Charakter. Sie lernen dazu, erhalten die Möglichkeit zu wachsen und profitieren von der Zusammenarbeit mit anderen Menschen. Laut Teske (ebd.: 123) führt Aktivismus folglich zu mehr Aktivismus. Am Beispiel von Julia lassen sich dafür mehrere Gründe finden: Laut ihrer Beschreibung wird sie mit ihren Anliegen und Interessensschwerpunkten bei der BUNDjugend ernst genommen und hat einen großen eigenen Gestaltungsspielraum. Julia beschreibt u. a., dass das eigene Positionieren von Themen auf niedrigem Level dazu führen kann, dass die Themen auch auf Bundesebene getragen und dort verhandelt werden. So geschah es laut Julia mit dem Thema Plastik, welches über eine Wasser-Kampagne auf Bundesebene gelangte.¹²³

¹²² *„Also Greenpeace ist mir von den Organisationsstrukturen irgendwie zu undurchsichtig gewesen und – weil die kamen noch länger in Frage – und dann sowas wie Naturfreundejugend oder so was war mir nicht so bekannt. Also, keine Ahnung, BUNDjugend kannte ich jedenfalls so vom Namen schon mal. Und sind auch irgendwie glaube ich schon auch so die politischsten, die es dann so da gibt, von Umweltverbänden, genau.“* (Julia, Z. 126ff.)

¹²³ *„Oder Thema Plastik. Haben wir in Hessen auch im letzten Jahr ziemlich aktiv bespielt. Das ist auch über Wasser angestoßen worden und da hatten wir einen ziemlich coolen multidimensionalen Aktionsstand oder Informationsstand. Und das war einfach irgendwie cool,*

Neben dem Aspekt, viele Mitgestaltungsmöglichkeiten zu haben, spielt bei Julia auch das Alter eine wichtige Rolle. Dass sie in ihrer Jugend und als junge Erwachsene das Gefühl vermittelt bekommt, ihre Interessen einbringen zu können und selbst Themen zu plazieren und bearbeiten, wird sie im weiteren Verlauf ihres Lebens prägen. Damit steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie sich auch später zivilgesellschaftlich einbringen wird. Denn wer positive Erfahrungen im Bezug auf sein Engagement macht – und das insb. im jungen Alter – wird auch langfristig aktiv bleiben. Diesen Nährboden für Aktivismus scheint die BUNDjugend Menschen wie Julia zu bieten.

Zusammenfassung

Auch bei der Analyse der Kategorie Motive deckt sich ein Großteil der Ergebnisse mit bisherigen Forschungen, während gleichzeitig einige zusätzliche Einflussfaktoren bestimmt werden können, die von den Interview-Partner*innen benannt werden. Die Erhaltung der menschlichen Lebensgrundlage und die Rücksicht auf spätere Generationen wird von vielen als einer der Hauptgründe für gegenwärtiges Engagement im Umweltschutz vorgetragen. Persönliche Betroffenheit und ein verstärktes Interesse an einzelnen Themen werden auch in der bisherigen Literatur häufig als Motiv für Partizipation genannt. Der konkrete Ortsbezug und wie bspw. im Fall von Berlin auch eine gewisse Nähe zum Politikgeschehen, sind jedoch bisher wenig erforschte Faktoren. Auch der Wunsch, einen starken Alltagsbezug zum entsprechenden Thema zu haben, so wie es von Stefanie zur Plastikthematik erläutert wird, konkretisiert noch einmal, was es bedeutet, wenn Menschen durch ein persönliches Interesse für Partizipation motiviert werden. Zwar beschreibt Teske (2009: 98) bereits, dass Bürger*innen als „action-takers“ insb. für Projekte engagiert sind, bei denen sie konkret etwas mitgestalten und anpacken können, einen neuen Aspekt liefert darüber hinaus jedoch auch die Möglichkeit, selbst eine Organisation zu gründen, dabei evtl. sogar die Leitung zu übernehmen und dadurch den persönlichen Handlungsspielraum deutlich zu erweitern (vgl. Abschnitt 5.2 „Bürgerschaftsverständnis“). Ein weiterer, in der bisherigen Forschung nicht berücksichtigter Faktor, ist die Einstellung zum und Außenwirkung vom entsprechenden Thema: Nicht immer nur gegen etwas sein, sondern auch mal für – bspw. nicht nur gegen Atomenergie mobilisieren, sondern auch für erneuerbare Energien. Solch eine positive Einstellung zum Aktivismus betont nochmal mehr die Erschaffung eigener Projekte und Mitgestaltung der

weil man relativ niedrigschwellig seine Themen einbringen kann und die dann aber auch von einer niedrigschwelligen, persönlichen Ebene irgendwie eigentlich auf Bundesebene getragen werden können.“ (Julia, Z. 189ff.)

Zukunft, anstatt nur die Verhinderung bestehender Dinge im Fokus zu haben. Einige Interview-Partner*innen nannten diesen durchaus wichtigen Unterschied als Motiv für ihr Engagement und reflektierten damit auch die Außenwirkung der Umweltschutz-Bewegung.

Insgesamt macht dieses Unterkapitel zu den konkreten Motiven der Bürger*innen deutlich, wie eng Identitätsbezüge und die Wichtigkeit einer kollektiven Identität mit den Motiven zusammenhängen. Viele der Aspekte stehen in Zusammenhang mit dem Kennenlernen anderer Menschen, dem Zeitverbringen mit Freund*innen und dem Zuspruch durch andere Bürger*innen und Unterstützer*innen. Ebenso eng verwoben ist die Kategorie Motive mit dem Bürgerschaftsverständnis einzelner Aktiver. Teils seit der Jugend etablierte Wert- und Moralvorstellungen oder der Wunsch mit sich selbst im Reinen zu sein, wird von vielen Interview-Partner*innen als Motiv für gegenwärtiges Engagement genannt. Darüber hinaus wird es als ‚Muss‘ bezeichnet, sich in einer Demokratie einzubringen und mitzugestalten. Oben genannte Aspekte werden entsprechend in den Abschnitten 5.2 „Bürgerschaftsverständnis“ und 5.3.2 „Kollektive Identität und Mitgliedschaft“ ausführlich analysiert, sind jedoch auch innerhalb der Kategorie Motive von großer Bedeutung und deshalb hier nennenswert.

Kategorie „Emotionen“

Der nun folgende Abschnitt untersucht die Kategorie Emotionen, welche insb. Spaß, Gemeinschaft und Nostalgie, aber auch Wut und Enttäuschung beinhaltet. Die Kategorie Spaß wird wiederum in mehrere Unterkategorien unterteilt und als erstes behandelt, bevor dann im Anschluss die anderen Emotionen folgen. Alle diese Emotionen können als Motivation für persönliches Engagement verstanden werden, weshalb diese Kategorien unter diesem Abschnitt 5.3.1 analysiert werden. Einzelne Aspekte wie z. B. der der Gemeinschaft und kollektiven Identität spielen später erneut eine wichtige Rolle und werden ausführlicher in Abschnitt 5.3.2 „Kollektive Identität und Mitgliedschaft“ untersucht.

„Das hat schon ganz klar auch Event-Charakter.“ (Sarah) – Protest als spaßiges Happening

Die in der Kategorie Spaß am häufigsten genannte Unterkategorie stellt der Event-Charakter – insb. von Straßendemos – dar. Sieben der 18 Interview-Partner*innen erzählen ausführlich von Verkleidung, Musik, Fröhlichkeit und Familienausflug und beschreiben Protest als Happening oder Ähnliches. Franz und Sybille erwähnen deshalb eine Assoziation mit Karneval, wenn sie an Protestaktionen denken, die sie in der Vergangenheit besucht haben. Besonders die Verkleidungen und

großen Figuren beeindruckten die beiden: *„Aber besonders beeindruckten mich ja dann schon so besondere Aktionen. Also, wie gesagt, diese Luftballon-Aktion oder auch, wenn da so Pappmaschee-Figuren gemacht werden, das finde ich auch eine tolle Idee. Da kann man mal aus dem Karneval was sinnvoll verwenden.“* (Sybille, Z. 583ff.) Neben Kostümen spielt auch Musik eine tragende Rolle. Franz ist selbst bei den Greenpeace-Trommlern aktiv und genießt es, bei großen Aktionen durch das Trommeln andere Leute mitzureißen: *„Große Aktionen – ja gut, wenn man da Trommeln kann, das macht natürlich das nochmal was ganz anderes. Da reißt man Leute ganz anders mit, die tanzen da die ganze Strecke an einem vorbei. Ja, das macht natürlich auch viel Spaß.“* (Franz, Z. 266 ff.) Markus weiß diese Musik sehr zu schätzen und erzählt, dass ihm eine Straßendemo mit Musik immer mehr Spaß mache als ohne Musik.¹²⁴ Nimmt man Aspekte wie Verkleidung und Musik zusammen, so kommen Sarah, Sven und Gerd zur Beschreibung eines Event-Charakters oder zur Bezeichnung einer Demo als Happening. Angefangen bei der Anreise – mit oder ohne Familie – bis zu Infoständen, Essensständen und anderen Leuten vor Ort beschreiben sie eine Demo-Teilnahme als Erlebnis: *„Und ja, das hat ein Stück weit natürlich auch immer Event-Charakter. Also, ich denke jetzt nochmal an so eine Demo, die wir da vor Biblis gemacht haben. Da waren dann in Biblis selbst im Ort auch ganz viele Infostände und so. Und dann geht man da rum und guckt sich an und kauft und so.“* (Sarah, Z. 1136 ff.) Ähnlich sieht das auch Sven: *„Und die letzte große Demo auf dem Flughafen letztes Jahr, da ging es ja auch raus und da haben wir ja so ein Rundgang gemacht um den ganzen Block. Das hat Spaß gemacht. Man hat mit den Leuten gebabbelt, egal wen man da jetzt getroffen hat. Und da waren die Kinder dabei und das war ein Happening.“* (Sven, Z. 787 ff.) Während für einige Bürger*innen Straßendemonstrationen mit Krawall und Randalen verbunden sind, klingen Sarahs Beschreibungen eher nach einem Straßenfest und Svens Erlebnisse nach einer geführten Flughafentour.

Gerd vergleicht den Protest früher mit heutigen Protestaktionen und kommt zum Schluss, dass es heute fröhlicher zugeht. Gleichzeitig würde auch die Verbissenheit der Aktivist*innen abnehmen, in Gerd's Augen würden Teilnehmer*innen nicht wirklich erwarten, dass Angela Merkel daraufhin die Energiewende einleitet. Vielmehr gehe es um das Happening an sich: *„Er ist fröhlicher geworden, er ist weniger verbissen, das denke ich. [...] ich beobachte, dass die Menschen nicht mehr so hingehen mit der Zielsetzung: Wenn wir jetzt hier demonstriert haben, dann macht Merkel die große Energiewende oder so. Also, die Erwartung haben*

¹²⁴ *„Also, das fand ich gut, dass es so viel Spaß macht. Die Musik dabei und das ist natürlich besser als ohne, das ist ja klar. Wenn man da so ohne Musik da hinlatscht, das ist nicht so gut.“* (Markus, Z. 636 ff.)

die Leute nicht. Die gehen einfach hin, weil es ein Happening ist, weil da auch viel Begleitgeschichten dabei sind, da kommen Gruppen, die dann auch quasi wie Theater da auftreten, die sich verkleiden und da mitmachen und die einfach dann witzige Geschichten machen.“ (Gerd, Z. 461 ff.) Doch auch Protestaktionen in der Vergangenheit, wie bspw. Brokdorf, waren für Gerd schon damals ein tolles Erlebnis und Happening. Obwohl er weiß, dass es auch andere Phasen mit Polizeigewalt gab, empfand er dort die Atmosphäre meist als friedlich und genoss das Begleitprogramm der Musik: „[...] das war eigentlich immer ein Happening. Also, da hat man dann viel am Rand gesessen, hat dann Gitarrenmusik gehört und gesungen und gemacht und getan und einfach nur blockiert.“ (Gerd, Z. 311 ff.)

Die oben ausgeführten Beschreibungen unterstützen Betz (2016) These, dass Spaß als eigenständiges Motiv für Protestpartizipation verstanden werden kann. Betz (ebd.: 11) betont den Eventcharakter von Aktivismus und schreibt diesem eine „Gemeinschaft und sinnstiftende Wirkung über den Protestinhalt“ hinaus zu. Franz, Markus, Sven und andere beschreiben das Hören oder Machen von Musik und das Aufeinandertreffen mit anderen Menschen als spaßig und motivierend. Wie auch von Brodde (2010) beobachtet, zeigt sich der Eventcharakter von Protest in Form positiver Emotionen auch in den Beschreibungen der hiesigen Interview-Partner*innen als Selbstzweck und Motiv von Partizipation.

„[...] die haben dieselbe Überzeugung, man kämpft für dieselbe Sache.“ (Kilian) –
Zusammengehörigkeit und (neue) Kontakte als Spaßfaktor

Häufig genannt und unter dem Aspekt des Spaßes ebenso relevant ist auch das Zusammengehörigkeitsgefühl bei Protestaktionen. Gemeinsam für eine Sache kämpfen, neue Leute kennenlernen, Gruppenzusammenhalt stärken – dies alles sind Aspekte, die unter Abschnitt 5.3.2 „Kollektive Identität und Mitgliedschaft“ ausführlicher betrachtet werden, aber auch als Motive erwähnenswert sind. Gerd hält Spaß für die Grundvoraussetzung für Engagement im Freizeitbereich. Wer keinen Spaß habe, würde nicht mehr hingehen. Dazu gehört laut ihm auch das Miteinander zu stärken: „[...] ich glaube, das trifft für alle Formen des Engagements im Freizeitbereich zu. Auch das politische Engagement. Wenn das mir keinen Spaß macht, dann gehe ich da nicht mehr hin. Dann sage ich: ‚Ach, das können dann auch andere machen.‘ Aber unter Spaß meine ich damit dann auch, es werden Ergebnisse erzielt, man macht was miteinander und das Miteinander führt dazu, dass man sich wieder ein bisschen mehr vertraut oder sich näher kennenlernt und so.“ (Gerd, Z. 473 ff.) Dass zu Spaß auch gehört, sichtbare Ergebnisse zu erzielen und eigene Erfolge zu sehen, wurde bereits als eigenständiges Motiv beschrieben.

Olaf erlebt den meisten Spaß bei Straßen-Infoständen, weil er dort ins direkte Gespräch mit anderen Menschen kommt und versuchen kann, diese für sein

Anliegen zu überzeugen. Dies wiederum vergleicht er mit einem Spiel oder Flirt, da er versucht, sich dabei von seiner besten Seite zu zeigen.¹²⁵ Den hohen Spaßanteil führt Olaf auf den BUND zurück und darauf, dass in der Organisation viele Leuten sind, die gut zu ihm passen: *„Was halt immer ein Spaß ist, muss ich sagen und das ist auch toll, sind die Leute, die dabei sind. Also klar, manche mag man und manche nicht, wie überall. Aber ich sage mal, generell der Anteil der Leute, die zu mir passen, die ich mag, der ist beim BUND wesentlich höher als eben ... was weiß nicht ... irgendwo anders halt. Wenn ich in irgendeiner Firma arbeiten würde oder so.“* (Olaf, Z. 702 ff.) Olaf geht nicht davon aus, dass er außerhalb des Umweltverbandes auch so ein nettes Team haben könnte.

Dass die Zusammenarbeit mit Gleichgesinnten mehr Spaß macht, erfährt auch Kilian, der im Nachhaltigkeitsbüro seiner Uni mit Gleichaltrigen und Gleichgesinnten zu tun hat und deswegen dort sehr zufrieden ist: *„Jetzt bei dem Nachhaltigkeitsbüro genieße ich doch auch sehr, dass wir das zusammen machen. Das sind einfach Leute in meinem Alter, die haben dieselbe Überzeugung, man kämpft für dieselbe Sache. Das ist schon sehr, sehr schön.“* (Kilian, Z. 938 ff.) Helena überträgt diese Ansicht auf die Protestform der Straßendemonstration und spitzt weiter zu: Dort seien selbst wildfremde Demonstrationsteilnehmer*innen *„Brüder im Geiste“*. *„Das macht mir absolut Spaß und das ist auch so toll, die Leute, die da mitlaufen. Das sind wildfremde Leute und du bist absolut Brüder im Geiste.“* (Helena, Z. 666 ff.) Für Helena ist es wichtig, zu sehen, dass sie nicht die einzige mit ihren Ansichten ist. Auch Daniela schätzt den Zusammenhalt trotz Unbekanntheit auf Straßendemos: *„Mit welcher Freude die diese Kundgebung gemacht haben, das finde ich so toll! Diese Gemeinschaft, dieser Zusammenhalt! Man kennt sich nicht und trotzdem gehört man zusammen.“* (Daniela, Z. 798 ff.)

Die Interview-Partner*innen beschreiben hier „affektive Bindungen“ (Goodwin/Jasper/Polletta 2004: 418), die deutlich machen, was und wer ihnen besonders wichtig ist. Sie verbringen gern Zeit mit Menschen, die sie bereits kennen und mit denen sie gemeinsam Spaß haben können und sie lernen gern neue Leute kennen. Affektive Bindungen können somit ein starkes Motiv für Partizipation schaffen. Diese und andere Aspekte, wie eine Bezugsgruppe zu haben oder sich für den eventuellen Fall einer Blockade über ein gemeinsames Vorgehen abzusprechen, werden ausführlicher im nächsten Unterkapitel thematisiert.

¹²⁵ *„Ich bin lieber da [am Straßenstand] aktiv, was mein Ding ist. Ja gut, man kann also wirklich mit einzelnen Leuten sprechen und die überzeugen. Ich bin auch einfach – das liegt mir mehr – ich bin halt auch einfach ein ziemlich verbaler Typ. Das macht mir auch Spaß, die anzusprechen. [...] es ist ja auch so ein bisschen ein Spiel. So ein bisschen fast wie beim Flirten.“* (Olaf, Z. 646ff.)

„[...] ich hatte diesen riesen Pappmaschee-Kopf auf [...].“ (Felix) – Kreativ werden und selbst mitgestalten als Spaßfaktor

Einen anderen Aspekt der Kategorie Spaß stellt Kreativität dar. Olaf, Kilian, Sybille und Sonja geben an, dass es ihnen besonders viel Spaß macht, etwas selbst zu gestalten, umzusetzen oder Verantwortung zu übernehmen. Sybille und Sonja sprechen insb. kreative Slogans und Transparente an, die die Leute für ihre Demo-Teilnahmen vorbereiten. *„Ja, ja, dieses Kreative, genau! Kreativ und – wie gesagt, das können auch Slogans sein, die waren echt gut! Wenn die so den Kern treffen und so dieses Persönliche.“* (Sybille, Z. 605 ff.) Bunte Transparente, Musik und Verkleidung machen für Sonja einen sehenswerten Demonstrationzug aus: *„Und ich bin dann auch oft gern da und schaue einfach die Leute an und die Transparente, die sie gemalt haben und so, das finde ich einfach schön. Und ich war auch in Garmisch, da bei den G7-Protesten. Da war ich dann mit einer Samba-Gruppe unterwegs, das war auch sehr schön. Auch die, die sich als Clowns verkleiden usw.“* (Sonja, Z. 805 ff.) Auch Felix spricht diese Kreativität an, er selbst hat bei einem Media Stand von Campact bereits Sigmar Gabriel gespielt und sich mit einem Pappmaschee-Kopf verkleidet. Obwohl er dabei kalte Temperaturen aushalten musste und Probleme damit hatte, den „Kopf“ richtig zu balancieren, machen ihm solche kreativen Protestformen besonders viel Spaß. *„Genau, ja ich hatte diesen riesen Pappmaschee-Kopf auf, der nicht richtig funktioniert hat und ich musste den auf so einem kleinen Stückchen Kopf balancieren. [...] Und das war schwierig. Und dann bei gefühlten minus 20 Grad in dem Anzug und den Schuhen. Das hat halt im Endeffekt trotzdem Spaß gemacht, aber in dem Moment war es blöd.“* (Felix, Z. 681 ff.) In Konsequenz dessen fordert Felix mehr kreativen Protest, denn in seinen Augen würden das mehr Leute anziehen.¹²⁶

In der BUND-Ortsgruppe von Olaf geht Kreativität wiederum so weit, dass sich Interessierte in einem Seminar anmelden durften, in dem NGOs den professionellen Videoclip-Dreh für YouTube-Videos lernen konnten. Für Olaf (Z. 57 ff.) klang das nach Spaß und er meldete sich an. Für Kilian sind – anders als für Olaf – Infostände keine große Freude und er nimmt lieber an großen Demonstrationen teil oder bringt sich im Nachhaltigkeitsbüro seiner Uni ein. Dort kann er nach eigenen Aussagen mehr gestalten und Verantwortung übernehmen und das wiederum macht ihm am meisten Spaß.¹²⁷

¹²⁶ *„Und man wird auch breiter dadurch. Ich meine, das zieht ja nicht nur kreative Leute an, sondern auch Leute, die das dann toll finden. Also mehr kreative Sachen.“* (Felix, Z. 681ff.)

¹²⁷ *„Also, die großen Demos und AG-technisch dann das Nachhaltigkeitsbüro. Weil man auch selbst Verantwortung hat und selbst gestalten kann, das macht am meisten Spaß. Und so was wie Infostand – muss nicht unbedingt sein, macht jetzt nicht so viel Spaß.“* (Kilian, Z. 973ff.)

Auch an diesen Beschreibungen von Aspekten der Kreativität und Möglichkeiten der direkten Mitgestaltung von Protestaktionen zeigt sich, dass Spaß und Kreativität als eigenständige Motivation für Protestpartizipation gelten können (vgl. Betz 2016) und nicht nur aus taktischen oder instrumentellen Gründen eingesetzt werden. Welche Praktiken einzelnen Bürger*innen am meisten Spaß machen, entscheidet mit darüber, an welcher Protestpraktik sie sich letztendlich beteiligen.

„Da habe ich das Gefühl, dass ich gut bin [...].“ (Julia) – Erfolgserlebnisse und Bestätigungsgefühle steigern den Spaßfaktor

Julia und Günter empfinden Spaß, wenn sie bemerken, dass sie bei etwas gut sind, wenn sie gefordert sind und „ihr Ding“ machen können. Als Vorsitzender seines Institutes wird Günter regelmäßig als Experte für Nachhaltigkeit eingeladen und hält Vorträge. Hier erfährt er Selbstbestätigung und fühlt sich wohl: *„Oder auch mein Wissen einzubringen, das ist auch eine Selbstbestätigung dadurch, dass man bestimmte Dinge weiß. Ich halte jetzt z. B. am Donnerstag einen Vortrag in Dublin auf so einem Workshop, da geht es auch um Gebäudesanierung und die Finanzierung von sowas. Da fühle ich mich wohl.“* (Günter, Z. 566 ff.) Auch, dass er trotz seines Alters nochmal gefordert wird, erfüllt Günter mit Zufriedenheit. Ähnlich ergeht es Julia, der es am meisten Spaß bereitet, wenn sie etwas machen kann, in dem sie gut ist – in ihrem Fall, Strukturen weiterentwickeln oder tief in Inhalte eintauchen.¹²⁸ Durch Lob von anderen Personen und das Gefühl, gut in etwas zu sein und dem Verband damit weiterzuhelfen, erfährt Julia eine positive Verstärkung, die sie zu ihrem Engagement motiviert. Auch Gerd wird durch Bestätigung von außen angetrieben und freut sich, wenn er bspw. als stellvertretender Landrat um eine erneute Kandidatur gebeten wird.¹²⁹ Stefanie hält Spaß für besonders wichtig, da Engagement in der Freizeit stattfindet und es dementsprechend wichtig sei, dass dieses Engagement auch wertgeschätzt wird. Andernfalls könne das sogar zum Burnout führen: *„Das ist ja auch immer sozusagen die Freizeit. Und Idealismus kann auch ne Alternativwährung sein bis zu einem gewissen Grad. Irgendwann*

¹²⁸ *„Ich glaube, mir machen am meisten Spaß, im Sinne von ‚da habe ich das Gefühl, dass ich gut bin‘ und dass ich mit dem, was ich kann, auch anderen was bringe oder der Verband was davon hat oder dass es irgendwie eine Weiterentwicklung gibt, das sind tatsächlich so strukturelle und inhaltliche Dinge.“* (Julia, Z. 500ff.)

¹²⁹ *„Und die sagen auch, ‚Kandidieren Sie nochmal, kommen Sie nochmal wieder?‘ Weil man ist da politisch gebunden, man muss dann immer gucken, ob man dann auch nochmal den Posten kriegt. Aber ich glaube, dass die Arbeit, die ich da mache, gut ist und denen auch so viel Spaß macht, dass ich das so engagiert mache, dass die mich gerne da auch wiederhaben wollen.“* (Gerd, Z. 173 ff.)

kann es dann aber auch zu einem Burnout führen, weil Leute sich einfach zu sehr engagieren und irgendwie gegen die Wand laufen.“ (Stefanie, Z. 993 ff.)

Diese Aussagen veranschaulichen die These von Bogerts (2015: 233), dass Optimismus eine mobilisierende Wirkung besitzt und durch die Selbstwahrnehmung von Handlungsfähigkeit und Visionen für Möglichkeiten eines politischen Wandels, Aktivismus von Individuen gestärkt wird. Gerd, Julia und Günter schätzen sich und ihre jeweiligen Fähigkeiten ein und empfinden Spaß und Motivation dabei, in etwas gut zu sein und gefordert zu werden. Dabei darf jedoch nicht außer Acht gelassen werden, dass Aktivismus in vielen Situationen auch eine hohe Frustrationstoleranz und/oder eine lange Ausdauer benötigen kann, weil er sonst zu Burnout-Symptomen führt.

„[...] das war für mich schon auch immer ein tolles Erleben, [...] das ich auch gern weitergebe [...].“ (Gerd) – *Mit der Familie zusammen Spaß haben*

Einen weiteren wichtigen Aspekt bzgl. Spaß stellt das Mitnehmen der Familie bzw. insb. der Kinder auf Straßendemonstrationen dar. Für Kilian steht dabei zwar das Politische im Vordergrund, doch auch der Spaß sollte nicht zu kurz kommen. In der Zukunft würde er Kinder deshalb definitiv mitnehmen und bemängelt, dass dies seine Eltern mit ihm nie gemacht hätten.¹³⁰ Sven und Gerd sind bereits Väter bzw. Großväter und haben ihre Kinder und Enkel schon auf Demos mitgenommen. Sven ist häufig mit Kindern bei den Samstagsdemonstrationen am Frankfurter Flughafen gewesen und Gerd hatte seinen Enkel bei der großen Energiewende-Demo in Berlin dabei. Er erinnert sich gern an Demo-Erlebnisse aus seiner Vergangenheit und möchte diese Erfahrung an seinen Enkel weitergeben *„Und das war für mich schon auch immer ein tolles Erleben, muss ich sagen, das ich auch gern weiter gebe, an die – so an meinen Enkel. Der ist ja begeistert gewesen, in Berlin!“* (Gerd, Z. 313 ff.)

Auch diese Interviewpassagen stützen noch einmal die Argumentation von Goodwin/Jasper/Polletta (2004: 418), dass affektive Bindungen Motive für Partizipation darstellen. Zeit mit der Familie und geliebten Menschen zu verbringen, heißt für Gerd und Kilian auch gemeinsam an Straßendemonstrationen teilzunehmen. Darüber hinaus geben Sven und Gerd ihren Kindern und Enkelkindern durch diese Erfahrungen auch partizipative Wert- und Bürgerschaftsverständnisse weiter.

¹³⁰ *„Ja, also das Politische ist bei mir definitiv im Vordergrund. Es ist schön, wenn das auch Spaß macht. Und ich sehe auch gern da die Kinder. Also, wenn ich irgendwann mal Kinder haben sollte, ich würde die auch definitiv da mit hinnehmen. Das ist ne ganz tolle Sache. Das haben meine Eltern aber nie gemacht.“* (Kilian, Z. 956 ff.)

„Dass ich mit dem, was ich machen möchte, mein Geld verdienen kann [...].“
(Felix) – Spaß und Beruf miteinander verbinden können

Den Idealfall – so beschreibt es Felix – stellt es dar, wenn Arbeit und Engagement bzw. Spaß miteinander einhergehen. So wäre es für Felix ein Traum, später für eine NGO arbeiten zu können und Geld mit etwas zu verdienen, das ihm Spaß macht: *„Das wäre so der absolute Traum, sage ich mal. Dass ich mit dem, was ich machen möchte, mein Geld verdienen kann und so wie bei Campact: Das Engagement dort hat riesen Spaß gemacht. Das wäre natürlich das Optimum. Ich meine, jeder möchte natürlich gerne Geld verdienen mit dem, woran er Spaß hat.“* (Felix, Z. 200 ff.) Günter befindet sich wiederum in dieser von Felix angestrebten Situation, hat seine eigene Organisation, ist sein eigener Chef und arbeitet mit Engagement und Spaß in einer Teilzeitstelle an dem, was ihn interessiert: Erneuerbare Energien.¹³¹ Helena hat sich aus genau diesen Gründen gegen eine Vollzeitstelle entschieden und will neben der Arbeit noch ausreichend Zeit für Engagement und Spaß haben: *„Nie im Leben wollte ich so wie mein Chef 70 Stunden oder meine Kolleginnen 40 Stunden. [...] Das ist nicht mein Lebensentwurf. Ich möchte wirklich Zeit haben, um mich außerhalb des Arbeitslebens noch zu engagieren. Zum einen, weil es mir Spaß macht, ich mache ganz klar wirklich nur Sachen, die mir Spaß machen, gebe ich zu.“* (Helena, Z. 333 ff.)

Ähnlich wie Felix haben auch einige der Vollzeit-Aktivist*innen aus Teskes (2009) Sample beschrieben, dass sie froh sind, etwas tun zu dürfen und dafür bezahlt zu werden, was ihren Werten entspreche. Wenn entweder wie bei Günter die entsprechenden finanziellen Ressourcen zur Verfügung stehen oder wie bei Helena die Überzeugung so groß ist, dass finanzielle Einbußen in Kauf genommen werden, lassen sich so Spaß und Beruf miteinander verbinden. Gleiches gilt auch für Mitarbeiter*innen von NGOs wie Campact oder dem BUND, die sich für ihre Überzeugungen engagieren und dies gleichzeitig ihren bezahlten Beruf nennen dürfen. Für Felix stellt das das „Optimum“ dar.

„Es ist immer gut für jemanden wie mich [...] nochmal gefordert zu sein und Dinge zu machen.“ (Günter) – Nach der Berufstätigkeit nochmal gefordert sein

Einen letzten Aspekt in der Kategorie Spaß stellt es – wie oben schon angedeutet – dar, das Gefühl zu haben, nochmal gefordert zu sein. Da Günter schon aus

¹³¹ *„Sagen wir mal gemessen an der Vollzeit, vielleicht Dreiviertel. Aber mit Engagement und Spaß daran. Also, es ist ja ein Unterschied, als wenn du jetzt in der Hierarchie bist, wo du dann auch Personalfragen zu klären hast. Du kriegst Themen vorgesetzt: ‚Hier, das machen Sie jetzt.‘ Und hier ist es jetzt so, dass wir gucken und uns die Sachen raussuchen, die uns interessieren.“* (Günter, Z. 461 ff.)

dem Berufsleben ausgeschieden ist, von dort jedoch viel Wissen und auch Kontakte mitgenommen hat, freut es ihn sehr, wenn er heute als Vortragender dieses Wissen an anderen Orten wieder einbringen kann. *„Oder auch mein Wissen einzubringen, das ist auch eine Selbstbestätigung dadurch, dass man bestimmte Dinge weiß. [...] Es ist immer gut für jemanden wie mich, der eigentlich aus dem aktiven Berufsleben ausgeschieden ist, nochmal gefordert zu sein und Dinge zu machen.“* (Günter, Z. 566 ff.) Diese Form von Selbstbestätigung hält ihn fit. Zu ehrenamtlichem Engagement in der ‚zweiten Lebenshälfte‘ gibt es zwar bereits einige Studien (u. a. Künemund 2001, Gensicke/Picot/Geiss 2006), vor dem Hintergrund einer rückläufigen Geburtenrate, einer steigenden Lebenserwartung und folglich einer Alterung der Bevölkerung, verspricht dieser Bereich zukünftig aber noch größere Relevanz und sollte entsprechend intensiver untersucht werden.

Neben Spaß wirken auch andere Empfindungen als Motivation für das persönliche Engagement. Einerseits führen Wut, Enttäuschung oder Frustration dazu, gegen bestimmte Entwicklungen vorzugehen und Protestaktionen anzustoßen, andererseits treiben aber auch Nostalgie, Empathie oder Mitleid einige Bürger*innen zu Aktivitäten an.

„Irgendwie kocht es da in mir, da geht mir wirklich die Galle über.“ (Valeria) – Wut und Frust als Antrieb für Engagement

Valeria erzählt aufgebracht, wie ihr mangelnder Tier- und Naturschutz zusetzen. Sie kann nicht verstehen, wie Menschen die Erde so zerstören können, wie Großmästereien Tierrechte ignorieren oder wie mit dem Regenwald umgegangen wird: *„[...] jetzt ist, finde ich, [...] mal Stopp, denn dann können wir uns eine wunderschöne Erde erhalten. Und wenn da nicht Stopp gemacht wird, sondern weitergemacht wird, dann geht bei mir die Galle hoch. [...] wenn es dann geht um Großmästereien, um Umgang mit Tieren, da ist dasselbe Gefühl von mir da. Irgendwie kocht es da in mir, da geht mir wirklich die Galle über. [...] und so auch natürlich, wenn es dann um den Regenwald geht. Das ist etwas, das geht mir an die Nieren.“* (Valeria, Z. 693 ff.) Bezogen auf Politiker*innen entwickelt Valeria daraufhin eine Wut. Sie kann sich vorstellen, dass Politiker*innen sich nicht verstanden fühlen, aber nicht, dass diese von Protest und Widerstand kalt gelassen werden. Valeria vermutet, dass Politiker*innen sogar denken, sie hätten mit all dem nichts zu tun und könnten einfach machen, was sie wollen. Auch dies verursacht bei ihr Gefühle von Wut.¹³² Sonja fühlt sich von Politiker*innen

¹³² *„Ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand das kalt lässt. – ‚Die haben doch keine Ahnung!‘ – Gibt’s wahrscheinlich auch, würden mich wahnsinnig nerven, aber so – ‚Geht mich nichts an, ich mache das was ich denke.‘ – dieses Gefühl hat man ja manchmal von*

belogen und entwickelt Ärger gegen sie. Sie vermutet heimliche Machenschaften, wie bspw. die geheime Vergabe von Fracking-Lizenzen: „[...] *einfach die Betroffenheit. Dass man jetzt denkt: ‚Ja, so eine Unverschämtheit.‘ Jetzt fangen die hier an und wollen den Wald abholzen und vergeben heimlich eine Fracking-Lizenz und machen dann dieses Gesetz und erzählen uns dann irgendwelche Lügen. Das ärgert einen. Das ist schon auch stark eine emotionale Sache, jedenfalls bei mir.*“ (Sonja, Z. 415 ff.) Sie selbst bemerkt, dass sie bei diesen Anliegen sehr emotional reagiert. Diese Reaktion führt bei Sonja zu Aktivismus.

Wenn Valeria heute daran denkt, wie sie früher aktiv war und dass sie damals radikaler voring bzw. radikalere Forderungen hatte, bemerkt sie, dass sie durch das Älterwerden ruhiger geworden ist. Trotzdem amüsiert sie sich noch heute über Antworten und Parolen der damaligen Student*innen und spricht von einem „RAF-Herz“ in ihr: „*Ich wäre früher anders gewesen. Ja, also RAF-Zeit, das RAF-Herz in mir hätte da schon ordentlich, gib ihm ordentlich was, ja. Könnte mich auch köstlich amüsieren über Antworten, die damals hier in Berlin von Studenten gegeben worden sind, in der Opposition, vor der RAF-Zeit noch. [...] Aber gut, wenn es dann unter die Gürtellinie geht, finde ich inzwischen so, dass ich sage, nee, das ist mein Älterwerden.*“ (Valeria, Z. 374 ff.) Heute hat Valeria eine andere Schmerzgrenze – oder wie sie es nennt, ein Empfinden, ab wann etwas unter der Gürtellinie ist – und würde nicht mehr solche radikalen Forderungen stellen.

An dieser Stelle bietet sich ein Bezug zu zwei der vier Kategorien der Emotionen-Forschung von Goodwin/Jasper/Polletta (2004) an: „reflex emotions“ und „moral emotions“. Zu Ersteren, den Affekten, gehören u. a. Gefühle wie Wut und Ekel – wie von Valeria eindrücklich beschrieben. Diese Gefühle treten plötzlich und unwillkürlich auf und können irrationales Verhalten auslösen. Goodwin/Jasper/Polletta (ebd.) betonen jedoch auch, dass diese Affekte den Fokus auf ein Problem zeitweilig erhöhen und damit die Wahrscheinlichkeit für Handlungen steigt. So auch in den Fällen von Sonja und Valeria. Deren Aussagen bieten zusätzlich auch Einblicke in ihre „moral emotions“ (ebd.: 422), über ihre normative Sicht auf die Welt und den eigenen Platz in dieser Welt. Sie empfinden Empörung über das Verhalten mancher Politiker*innen und rücksichtsloser Menschen, die sich nicht im gleichen Maße für Tier- und Umweltschutz interessieren. Empörung steht laut Goodwin/Jasper/Polletta (ebd.) im Zentrum vieler Sozialer Bewegungen, die durch entsprechende Narrative und Framing Menschen für ihre Anliegen mobilisieren.

Politikern und das macht mich auch ... da kommt schon eine Energie der Wut bei mir auf.“ (Valeria, Z. 1023 ff.)

„[...] von meinen Freunden bin ich, was das angeht, ehrlich gesagt regelmäßig enttäuscht.“ (Felix) – Enttäuschung über Freund*innen oder Protestverlauf mindern Motivation nicht

Weitere thematisierte Emotionen der Interview-Partner*innen sind Enttäuschung und Unzufriedenheit. Im Fall von Stefanie wegen der Übergabe ihrer Online-Petition, im Fall von Felix Enttäuschung über die eigenen Freund*innen und deren Inaktivität. Stefanie hat eine Online-Petition gemeinsam mit der DUH gestartet und war während der Laufzeit der Petition an häufige Absprachen mit der Organisation gebunden. Bei der Übergabe an den Staatssekretär konnte Stefanie aus terminlichen Gründen nicht selbst dabei sein. So erfolgte die Übergabe der Online-Petition ohne sie und durch den Geschäftsführer der DUH, der den Termin jedoch zum Händeschütteln und für generelle DUH-Interessen nutzte, anstatt die Petition selbst in den Mittelpunkt zu stellen. Stefanie empfindet darüber im Nachhinein Unzufriedenheit: *„Ich war nicht bei der Übergabe dabei und habe nur Berichte gehört und war eher unzufrieden, wie das gelaufen ist. Weil es da auch sehr um Einzelinteressen, auch für die DUH, ging [...] Ja, auch zu einem Nachteil der Petition. Ich finde, wenn das für einen ganz anderen Zweck genutzt wird, dieses Treffen. [...] Der Geschäftsführer von der DUH war damals auch noch recht neu und hat im Sinne der DUH gehandelt, aber nicht wirklich im Sinne der Petition. [...] Und es war natürlich eine gute Möglichkeit, da Hände zu schütteln.“* (Stefanie, Z. 607 ff.) Laut Stefanie empfanden auch die ebenso anwesenden Vertreter*innen von Change.org die Übergabe ähnlich. Der Termin habe eher wie eine NGO-Kampagne gewirkt, als eine private Unterschriftenübergabe.¹³³ Eine weitere Enttäuschung stellte für Stefanie (Z. 653 ff.) der Fakt dar, dass nicht die damalige Umweltministerin Hendricks selbst anwesend war, sondern nur der Staatssekretär. Diese Enttäuschungen haben Stefanie jedoch nicht davon abgehalten, weiter aktiv zu sein. Hier zeigt sich eine große Frustrationstoleranz ihrerseits. Trotz verschiedener Enttäuschungen, sowohl über den Kooperationspartner DUH, als auch über die damalige Umweltministerin als Adressatin der Online-Petition, hat Stefanie die Petition danach noch weiter betreut und vorangetrieben. Sie engagiert sich weiterhin aktiv im Bereich Umweltschutz, insb. beim Thema Plastikvermeidung. Sie erzählt aber auch, erstmal keine weitere Online-Petition erstellen zu wollen. Als Grund dafür gibt sie jedoch Zeitmangel an, nicht den Frust über enttäuschende Erfahrungen bei ihrer ersten Online-Petition.

¹³³ *„Denen war das auch wichtig, die Petition. Und die haben auch gesagt, es hat ihnen das Herz geblutet, dass ich nicht dabei war. Weil, es hat einfach das Gesicht gefehlt.“* (Stefanie, Z. 640ff.)

Felix wiederum erfährt Enttäuschung in Bezug auf seine eigenen Freund*innen. Regelmäßig erfährt er, dass wegen zu gutem Wetter, zu schlechtem Wetter oder aus Zeitgründen keiner von ihnen mitkommt, wenn Felix zu einer Aktion fahren will. *„Freunde – von meinen Freunden bin ich was das angeht ehrlich gesagt regelmäßig enttäuscht. Weil wenn ich denen was erkläre [...] dann sind die immer total Feuer und Flamme [...]. Und ich sag, ‚Da muss man doch was gegen machen!‘ – Und dann so, ‚Nee, dafür haben wir gerade keine Zeit. Das Wetter ist zu gut oder das Wetter ist zu schlecht.‘ Irgendwie so, keine Ahnung.“* (Felix, Z. 1164 ff.) Angeregte Konversationen zu einem strittigen Thema können sie im Freundeskreis führen, doch über Gespräche geht es selten hinaus, denn zu den Aktionen selbst wollen Felix Freund*innen nicht mitkommen. Ähnlich wie bei Stefanie, hält die Enttäuschung auch Felix nicht davon ab, an Protestaktionen zu partizipieren. An zwei bis drei Terminen im Jahr nimmt er an Straßendemos teil, häufig dann aber, weil er als ehemaliger Campact-Praktikant gefragt wurde, ob er bei der Aktion aushelfen könne. Darüber hinaus unterschreibt er auch regelmäßig Online-Petitionen und teilt politische Informationen z. B. auf Facebook. Auch hier erhält er wenig Feedback von Freund*innen, stellt diese Aktivitäten aber trotzdem nicht ein.

„[...] das war irgendwie toll! So eine Nostalgie auch.“ (Sonja) – *Gefühl der Nostalgie in Erinnerung an Anti-AKW-Demos der 1980er*

Die Teilnahme an Anti-AKW-Demos versetzt Sonja in Nostalgie und sie erinnert sich gerne an ihre Erlebnisse auf Straßendemonstrationen der 1980er Jahre: *„Und ich muss schon sagen, wie ich dann das erste Mal wieder auf einer Anti-AKW-Demo war, das war irgendwie toll! So eine Nostalgie auch.“* (Sonja, Z. 803 ff.) Das Gefühl von Nostalgie findet in der Kategorisierung von Goodwin/Jasper/Polletta (2004) oder in anderen hier vorgestellten Theoriebezügen keine spezifische Erwähnung. Es könnte evtl. den „moral emotions“ zugeordnet werden, ähnlich wie das Gefühl von Stolz. Sonja erinnert sich gern an Protesterlebnisse der Vergangenheit. Dies stützt auch die These von McAdam (1989: 753), dass Aktivismus-Erfahrung aus der Vergangenheit die Wahrscheinlichkeit für Engagement in der Gegenwart erhöht.

„Ja, da ist schon so dieser Mitleidsfaktor [...].“ (Helena) – *Empathie und Mitleid als Verstärker*

Empathie und Mitleid bestimmen bei Valeria und Helena teilweise die Themenrecherche oder Informationsbeschaffung. Helena unterscheidet zwischen Themen, für die sie sich engagiert, weil sie persönlich davon betroffen ist und solchen, die bei ihr Mitleid erregen. Bspw. das Thema Orang-Utan und der Erhalt derer

Lebensräume: *„Also, ich glaube dieses persönlich vor Ort, das ist meine direkte persönliche Betroffenheit. Aber wenn ich z. B. sehe, wie dann so ein armer Orang da auf diesen abgeholzten Dingen rumläuft, das berührt einen nochmal ganz anders. Insofern weiß ich nicht, vielleicht könntest du da jemand sogar noch eher für den Orang-Schutz aktivieren, als hier gegen Kernkraft oder so. [...] da ist schon so dieser Mitleidsfaktor, glaube ich.“* (Helena, Z. 1181 ff.) Valeria hat die Angewohnheit, sich bei der Recherche häufig Themen sehr zu Herzen zu nehmen. Folglich passiert es ihr auch, dass sie während des Lesens weinen muss. Sie selbst schätzt es als Schwäche und Stärke zugleich ein, dass sie sich in Themen tief reinfühlt. Löst ein Thema bei ihr sehr großes Empfinden aus, führt das manchmal dazu, dass sie Information per E-Mail weiterleitet, weil sie das Dringlichkeitsbedürfnis hat, diese Information weiterzugeben.¹³⁴

In den Fällen von Helena und Valeria dienen Empathie und Mitleid als Verstärker für ihre Motivation aktiv zu werden. Ähnlich wie Scham oder Stolz kann auch Mitleid als „moral emotion“ (Goodwin/Jasper/Polletta 2004: 422) gelten. Es widerspricht Helenas Moralvorstellungen, dass Menschen den Lebensraum der Orang-Utans zerstören und dies wiederum bestärkt sie in ihrem Wunsch, sich zu engagieren. Bei Valeria sorgt ihr großes Empathie-Empfinden wiederum dazu, dass sie „ausnahmsweise“ Informationen per E-Mail weiterleitet. In beiden Fällen begünstigen Emotionen Partizipation.

„Vor Ort verwurzelt und emotional verbunden sein.“ (Sarah) – Emotionale Verbundenheit über lokalen Ortsbezug

Sarah beschreibt ihr stark emotionales Verbundenheitsgefühl mit Vereinen vor Ort und definiert ihr Mitgliedschaftsgefühl teilweise über diese lokale und emotionale Verbundenheit. Der Aspekt der Mitgliedschaft wird in Abschnitt 5.3.2 „Kollektive Identität und Mitgliedschaft“ genauer untersucht, das Hervorheben der emotionalen Komponenten von Sarah soll jedoch an dieser Stelle schon angemerkt werden: *„Weil ich überlege jetzt auch so bei anderen Vereinen, z. B. da dieser Botanische Garten Gießen. Da merke ich so, da fühle ich mich emotional total stark verbunden, weil ich das nen kleinen Ort in Gießen finde. Ich habe da noch nie aktiv was in dem Verein gemacht, das hat dann auch zeitlich nicht gepasst. [...] Ich sage mal, denen*

¹³⁴ *„Ich habe also etliche, vielleicht vier bis fünf Stunden mich damit befasst, ich habe gelesen und ich habe zwischendurch auch geweint und dann kam vieles aus meinem eigenen Leben, auch aus dem Bekanntenkreis und, und, und ... Also, ganz vieles floss da zusammen zu einem ganz großen Empfinden. Und dieses hatte ich dann auch, das Bedürfnis, es rauszubringen und habe es dann auch ausnahmsweise weitergegeben. [...] Ich habe einen Freund, der immer sagt: ‚Mensch Valeria, du gehst aber auch in alles so rein.‘ Ja, das ist ein Nachteil, das ist ein Vorteil, das ist eine Stärke, das ist eine Schwäche von mir.“* (Valeria, Z. 1076 ff.)

fühle ich mich verbunden. Das ist mehr eigentlich so was Emotionales.“ (Sarah, Z. 1205 ff.) Für Sarah spielt Zeit auch eine wichtige Rolle, wenn sie emotionale Bindung zu einem Verein oder einer Organisation aufbaut. Schon lange bei etwas dabei zu sein, bindet sie auch emotional an einen Verein. Auch für Sonja ist, wie bereits beschrieben, eine emotionale Verbindung zum Wohnort ein wichtiger Faktor, der mit Begründung einer ‚Verwurzelung‘ dazu beiträgt, sich vor der eigenen Haustür einzubringen: *„Aber jetzt bin ich ja schon hier verwurzelt im BUND und finde das auch sehr wichtig, dass man vor der eigenen Haustür was macht.“* (Sonja, Z. 406 ff.)

Auch bei diesen Aussagen lassen sich „affektive Bindungen“ (Goodwin/Jasper/Polletta 2004: 418) als Grundlage von Motivation ausmachen. Sonja und Sarah fühlen eine starke emotionale Verbundenheit gegenüber einem Ort, den sie sehr schätzen oder gegenüber einer Organisation, bei der sie schon lange engagiert sind. Sich am langjährigen Wohnort einzubringen, kann als emotionale ‚Verwurzelung‘ wahrgenommen werden und macht Partizipation wahrscheinlicher.

Zusammenfassung

Die Analyse der Kategorie Emotionen zeigt eine deutliche Übereinstimmung mit Betz (2016) These, dass Spaß als eigenständiges Motiv für Partizipation anzuerkennen ist. Viele Interview-Partner*innen beschreiben ausführlich, dass sie Straßendemonstrationen u. a. besuchen, weil sie diese als Happening erleben, weil es dort Musik, Kostüme, kreative Plakate und vieles mehr gibt. Darüber hinaus sind Emotionen stark von affektiven Bindungen zu anderen Protestierenden, Freund*innen und Familie abhängig, was wiederum erneut die große Bedeutung kollektiver Identitäten unterstreicht. Gleiches gilt auch für starke emotionale Bindungen an Orte und Organisationen, die vor Ort verwurzelt sind. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die Vereinbarkeit von Spaß und Beruf, die bei einigen Interview-Partner*innen den Wunsch aufkommen lässt, entweder einen Beruf zu finden, bei dem man in einem bezahlten Job dem Aktivismus nachgehen kann oder nur einen Teilzeitjob zu haben, der genügend Zeit für Spaß an Aktivismus zulässt. Die Forschung über Berufsaktivist*innen und Campaigner*innen ist in Deutschland noch unterrepräsentiert, könnte jedoch interessante Erkenntnisse über die Vereinbarkeit von Spaß und Beruf in Form von Aktivismus hervorbringen. Ein anderer, in der Theorie bisher vernachlässigter Aspekt, den Interview-Partner*innen des vorliegenden Samples ansprechen, ist die Bedeutung von zivilgesellschaftlichem Engagement für Ruheständler*innen und Pensionierte. Nach der Berufstätigkeit nochmal gefordert zu sein und sich

mit Wissen und Spaß für Umweltschutz einzubringen, dient einigen Bürger*innen als wichtiges Motiv für ihr Engagement.

Die Analyse bestätigt außerdem die These aus der Emotionsforschung von Goodwin/Jasper/Polletta (2004: 416 ff.), dass „reflex emotions“ wie Wut, Frust oder Angst den Fokus auf ein Problem zeitweilig erhöhen und damit zu Partizipation beitragen können. Wie im Fall von Sonja oder Valeria führt Ärger über Politiker*innen oder politische Entscheidungen dazu, sich zu engagieren. Hierbei zeigt sich erneut, wie eng verschiedene Motive für Partizipation miteinander verwoben sind, denn an Äußerungen wie denen von Sonja und Valeria lassen sich auch Aussagen über das Politik- und Bürgerschaftsverständnis ablesen.

Überraschend ist das Ergebnis, dass Enttäuschung über Teilnahme-Absagen von Freund*innen bei einzelnen Bürger*innen nicht dazu führen, dass auch sie selbst ihren Aktivismus einstellen. Mehrere Interview-Partner*innen beschreiben, dass sie trotz vergeblicher Mobilisierungsversuche bei Freund*innen auch alleine zu Aktionen fahren und ihre Motivation dadurch nicht verringert wird. Insgesamt spielt der Aspekt der Frustrationstoleranz bei der Motivation von Bürger*innen eine sehr hohe Bedeutung, wird von bisheriger Literatur jedoch nicht ausreichend beleuchtet. Wenn Individuen Frust erfahren, haben sie entweder die Möglichkeit, diesen Frust auszuhalten oder ihn durch andere Faktoren wie bspw. Spaß oder ein ausgeprägtes Gemeinschaftsgefühl zu kompensieren. In Folge von Niederlagen stellen sich bei einigen Interview-Partner*innen Ohnmachtsgefühle oder Burnout-Symptome ein. Sie empfinden Frust, wenn sie realisieren, was ihrer Meinung nach schief läuft und wie Umwelt zerstört wird. Ausbleibende Erfolge führen dazu, dass individuelle Ressourcen wie Zeit, Motivation und Kraft ausgeschöpft sind. Sowohl Helena als auch Franz erzählen aber, dass sie aus solchen Phasen des Burnouts immer wieder heraus finden. Trotzdem kann sich das Engagement dadurch verändern. Helena hat eine Zeit lang versucht, Freund*innen für die Teilnahme an Aktionen zu mobilisieren, dabei jedoch viele Absagen erhalten. Da sie mit diesen Absagen nur schlecht umgehen kann, hat sie aufgehört, andere auf Aktionen hinzuweisen.

Für die meisten Interview-Partner*innen ist es keine Option, sich wegen schlechter Erfolgsaussichten nicht zu engagieren. Sie wollen es zumindest versucht haben und folgen dem Motto „Die Hoffnung stirbt zuletzt.“ Dabei dienen Zwischenziele und realistischere Erfolgsaussichten als Motivation und erhalten eine hohe Frustrationstoleranz aufrecht. Dies kann bspw. am Fall von Castortransporten veranschaulicht werden, deren Ziel oft nicht die tatsächliche Verhinderung des Transports darstellt, sondern die Aktion für Polizei und Politik so teuer wie möglich zu machen. Neben der Formulierung von Zwischenzielen gibt es noch andere Formen der Kompensation für Frusterfahrungen: Das Protestevent an sich

als Happening zu verstehen, für das alleine sich die Teilnahme schon lohnt, oder ein besonders ausgeprägter Idealismus, der dazu führt, auch langfristig gegen den Strom zu schwimmen und nach den eigenen Idealen zu leben, anstatt sich der Mehrheit zu beugen. So beschreibt Sarah z. B., dass sie mit ihrem Autoverzicht und der Entscheidung nur Rad zu fahren, eigentlich nur Platz für andere Autos gemacht hätte.

Weil Aktivismus – zumindest für die meisten Bürger*innen – in der Freizeit stattfindet, müsse er Spaß machen und Belohnungen enthalten, z. B. Erfolgserlebnisse oder die Bestätigung, dass man etwas gut kann. Deswegen motiviert es Renter*innen wie Günter, nochmal gefordert zu sein und sich einbringen zu können. Julia präferiert Engagementformen, in denen sie das Gefühl hat, gut zu sein und dem BUND zu nutzen. Sie bezeichnet Idealismus als Alternativwährung, die aber nur bis zu einem bestimmten Grad Aktivismus begünstigen könne, da bei jedem irgendwann die Ressourcen aufgebraucht seien und dies dann zu einem Burnout führe. Aktivismus benötigt folglich eine lange Ausdauer, viele Ressourcen und eine hohe Frustrationstoleranz.

5.3.2 Kollektive Identität und Mitgliedschaft

5.3.2.1 Theoretische Ansätze zu kollektiver Identität und Mitgliedschaftsverständnissen

Ein Fokus der Partizipationsforschung liegt auf der Individualisierung von Protestpraktiken und der Frage wie und warum Individuen zu einer Gruppe zusammenkommen und als Kollektiv agieren. In der Framing-Analyse bringen laut Snow/Benford (1992) „collective action frames“ Individuen zusammen, um als protestierendes Kollektiv aktiv zu werden. Neben politischen Gelegenheitsstrukturen und Ressourcen Modellen erklärt das Framing-Konzept laut Benford/Snow (2000: 612) zentrale Dynamiken in Sozialen Bewegungen. Bei Goffman (1974: 21) sind Frames „schemata of interpretation [which enable people] to locate, perceive, identify, and label“ Ereignisse in ihrem Leben. Frames können helfen, „to render events or occurrences meaningful and thereby function to organize experience and guide action. [...] collective action frames are action-orientated sets of beliefs and meanings that inspire and legitimate the activities and campaigns of a social movement organization“ (Benford/Snow 2000: 614). Solche Frames konstruieren folglich ein gemeinsames Verständnis von Problemen, Situationen und Verhältnissen, die in den Augen des Kollektivs verändert werden müssen. Des Weiteren werden Verantwortliche für die jeweilige Situation ausgemacht, die zur Rechenschaft gezogen werden sollen, es werden alternative

Handlungsmöglichkeiten aufgezeigt und es wird für bzw. gegen das jeweilige Problem mobilisiert. Laut Snow/Benford (1988) kann demnach zwischen „diagnostic framing“, „prognostic framing“ und „motivational framing“ unterschieden werden.

Eine erfolgreiche öffentliche Mobilisierung setzt voraus, dass ein bestimmtes Thema als Problem wahrgenommen wird, als etwas, das Veränderung erfordert. „Diagnostic framing involves identification of a problem and the attribution of blame or causality.“ (ebd.: 200) Selbst wenn ein Thema schon teilweise öffentlich diskutiert wurde, muss das Problem in einer weiterumfassenden gesamtheitlichen Öffentlichkeit als ein solches anerkannt werden. Das kann geschehen, wenn sogenannte ‚massenmediale Gatekeeper‘ wie bspw. Journalist*innen Aufmerksamkeit auf das entsprechende Thema lenken. In der Vielzahl der möglichen Themen bedarf dies jedoch einer gewissen Strategie: Die Verwendung von einprägsamen Schlagwörtern und Abkürzungen wie bspw. Globalisierung, Rassismus, Anti-AKW oder #metoo und die Verwendung von Bildern und Symbolen, die viele Menschen gut und lange erinnern werden – z. B. der Greenpeace Regenbogen oder der WWF-Panda (Baringhorst 1998: 331). Eine zweite Strategie für die Konstruktion eines Problems ist die normative Aufladung eines Themas. Dafür muss das Thema in einen größeren Wertekontext positioniert werden. Ein Weg, dies zu erreichen, ist die Beschreibung einer Situation einerseits, wie sie in einer perfekten Welt wäre und andererseits wie sie aktuell besteht. Der Erfolg einer jeden Framing-Strategie ist davon abhängig, für wie wichtig die potenzielle Zielgruppe den thematisierten Wert in ihrem eigenen Glaubenssystem hält. Werte wie Frieden und Gerechtigkeit sind Beispiele für Werte, die (größtenteils) einem universellen Wertesystem angehören. Gamson (1992) nennt dies die Konzeption von „injustice frames“. Die Sicherung des Überlebens geht mit solchen Werten einher. Wenn das Überleben von Menschen oder Tieren in Gefahr ist, ist die Chance auf eine Mobilisierung vieler Unterstützer*innen vergleichsweise hoch. Wut und Überlebensängste sind emotionale Gründe für Menschen für das entsprechende Thema aktiv zu werden (Baringhorst 2004: 79). Um die Dringlichkeit eines Problems zu unterstreichen, greifen viele Organisationen und Initiator*innen zu rhetorischen Mitteln wie der Übertreibung oder Zuspitzung basierend auf Worst-Case-Szenarien. Hier stellt sich die Frage, ob und wie sich Mobilisierung im Zuge der Digitalisierung verändert hat. Wie und durch wen wird mittlerweile Aufmerksamkeit auf ein Thema gelenkt und welche Rolle spielen digitale Medien dabei?

Benford/Snow (2000: 616) beschreiben „prognostic framing“ als zweite Framing-Form, welche einen Lösungsansatz oder -vorschlag beinhalten muss. Dies umfasst „the articulation of a proposed solution to the problem, or at least

a plan of attack, and the strategies for carrying out the plan. In short, it addresses the Lenin-esque question of what is to be done, as well as the problem of consensus and action mobilization“ (ebd.). Strategien hierbei sind die Schuldzuweisung und das Ausmachen von Verantwortlichen. Gründe und verantwortliche Akteure zu nennen, ist ein wichtiger Schritt bei der Auswahl des Adressaten für die Lösung des entsprechenden Problems und beim Vorschlagen des benötigten Handlungsbedarfs und der Protestaktionen. Dabei kann wiederum zwischen politischen und moralischen Problemen unterschieden werden: Bei einem politischen Problem wird die Lösung durch einen staatlichen Akteur gefordert, bei einem moralischen Problem ist es die Verantwortung eines jeden Individuums und individuelles Engagement wird benötigt (Baringhorst 2004: 80).¹³⁵ Eine im Zuge der Digitalisierung entstandene häufige Form dieser öffentlichen Adressierung der Verantwortlichen, meist auch inkl. Formulierung eines Lösungsvorschlags für das entsprechende Problem, stellen Online-Petitionen dar. Wie im vorangegangenen Unterkapitel gezeigt wurde, fühlen sich die von den Ersteller*innen der Online-Petition adressierten Verantwortlichen jedoch nicht immer selbst angesprochen.

Das motivational framing wiederum soll Unterstützer*innen generieren und Motive zum Mitmachen wecken. Laut Benford/Snow (2000: 617) bietet es „a ‚call to arms‘ or rationale for engaging in ameliorative collective action, including the construction of appropriate vocabularies of motive“. Diese Framing-Form beinhaltet die Entwicklung von collective action frames, welche definiert werden können als „variable features, including problem identification and direction or focus of attribution; flexibility and rigidity; inclusivity and exclusivity; interpretive scope and influence; and degree of resonance.“ (ebd.: 618) Diese Frames variieren bzgl. ihrer Exklusivität/Inklusivität, Elastizität und Beschränktheit. Je inklusiver und flexibler sie sind, desto eher können sie als Master Frames fungieren. Solche master frames sind bspw. Ungerechtigkeit, Rechte, Klimagerechtigkeit oder kultureller Pluralismus.

Collective action frames schreiben Ereignissen oder Phänomenen Bedeutung zu, sie vereinfachen und organisieren dadurch Erfahrungen, immer mit dem Ziel zu mobilisieren. Wie sich diese Mobilisierung im Zuge der Digitalisierung verändert hat, gilt es im weiteren Verlauf dieser Arbeit noch zu klären. Frames

¹³⁵ Im gesamten Prozess ist jedoch zu beachten, dass es meist eine Vielzahl von Akteuren gibt, die involviert sind. Eine Strategie ist es deshalb, die Logik bzw. Lösungsansätze des Gegenübers zu widerlegen und für die eigenen Heilmittel zu kämpfen. Dies nennt sich „counter framing“.

entstehen und entwickeln sich durch drei überlappende Prozesse: Diskursive Prozesse, strategische Prozesse und Konflikte.¹³⁶

Sowohl Castells (1997) als auch Melucci (1996) bauen mit ihren Theorien auf die Arbeit von Touraine (1985) auf. Alle drei verstehen Soziale Bewegungen als Träger von gesellschaftlichen Veränderungsprozessen. Wie Touraine (1985) betrachtet auch Castells (1997) Prozesse kollektiver Identität im Rahmen einer allgemeinen Gesellschaftstheorie. Er versteht kollektive Identitäten als zentrale Sammelpunkte kollektiver Akteure. Nur der Rückbezug auf Identität(en) ermöglichte überhaupt noch Politik. In Castells „Power of Identity“ (1997) beschreibt der Autor kollektive Identität als Krisen- und Zusammenbruchs-Phänomen. Die alte Ordnung des Nationalstaats verflüssige sich im Space of Flows und damit verlieren die alten Institutionen ihre integrierende Funktion. „Weil Interaktion zwischen gesellschaftlichen Akteuren aber nicht in diesem space of flows möglich ist, sondern auf nicht-virtuelle Orte angewiesen ist, bleibt diesen der kommunalistische Rückzug in Gemeinschaften, die als Gegenbilder der Netzwerkgesellschaft ganz im space of places aufzugehen versprechen.“ (Haunss 2004: 61 f.) Während der Identitätsbezug Sozialer Beziehungen eine Reaktion auf veränderte gesellschaftliche Herausforderungen darstellt, die den Akteuren neue Ankerpunkte in einem ansonsten schwammig gewordenen Terrain liefern, das durch den Zerfall legitimierender Identitäten geprägt ist, entstehen als Gegenbewegung gleichzeitig machtvolle Widerstandsidentitäten, die oft lokalistische Rückzüge darstellen. Castells (1997) beobachtet die Entstehung zweier widersprüchlicher Logiken: Globalisierung, Vernetzung und Flexibilisierung sowie die Krise der patriarchalen Familie einerseits – der Fokus auf Lokales und Kommunales andererseits. An dieser Stelle wäre zu fragen, ob der beschriebene Rückzug in lokale Gemeinschaften auch in Zeiten der Digitalisierung noch beobachtbar ist oder soziale Medien hier zu einer Veränderung geführt haben.

Während für Castells kollektive Identitäten in Sozialen Bewegungen eine Reaktion auf Veränderungen in der Gesellschaft sind, konzentriert sich Melucci

¹³⁶ 1) Diskursive Prozesse, bei denen Frames artikuliert werden („frame articulation“) und einzelne Themen oder Ereignisse hervorgehoben werden („frame amplification process“). 2) Strategische Prozesse, bei denen Frames miteinander verbunden werden – zwischen einer Bewegung und Menschen außerhalb dieser Bewegung oder zwischen verschiedenen Bewegungen („frame bridging“). Dabei suchen Frames den Anschluss zu kulturellen Werten, Erzählungen usw. („frame amplification“) und werden in diesem Prozess ausgeweitet, um andere Themen zu integrieren („frame extension“). Alternativ transformieren Frames gezielt Bedeutungen oder erzeugen neue Bedeutungen („frame transformation“). 3) Konflikte, durch das „counterframing“ von Gegnern einer Bewegung, Unbeteiligten oder Medien, durch bewegungsinterne Auseinandersetzungen, sowie durch die Dialektik zwischen Frames und äußeren Ereignissen (Benford/Snow 2000: 623–627).

(1996) mehr auf interne Dynamiken in den Sozialen Bewegungen selbst. Kollektive Identitäten sichern die Kontinuität der Bewegung und grenzen sich von ihrer Umwelt ab. Sie regulieren Partizipation, indem sie Zugangsbedingungen festlegen und ermöglichen es Aktiven sich als Teilnehmer*innen der gleichen Bewegung zu erkennen. Nach Melucci (ebd.) muss eine Theorie des kollektiven Handelns, die gesellschaftliche Veränderungen und die Rolle von Sozialen Bewegungen darin erklären möchte, drei Bedingungen erfüllen: „1. Sie muss kollektives Handeln als soziales Verhältnis erklären (nicht als Resultat von Natur oder Struktur). 2. Sie muss kollektives Handeln als den Punkt identifizieren, wo sich Strukturen, Systeme und Verhalten treffen. 3. Sie muss zwischen verschiedenen Formen des Handelns unterscheiden“ (Haunss 2004: 63). Alle Theorien zur Erklärung des kollektiven Handelns setzen dabei eine Theorie des Handelns und der Identität voraus. Interessant ist dabei vor allem, warum und wie sich die Individuen überhaupt erst zu einem kollektiven Akteur zusammenfinden und dabei kollektive Interessen bilden. An diesem Punkt setzt Meluccis Konzept der Kollektiven Identität an. Er will beschreiben, wie Einzelne erkennen und entscheiden, was sie gemeinsam haben und wie sie gemeinsam handeln können. Kollektive Identität definiert Melucci (1996: 67 ff.) dabei als: „an interactive process through which several individuals or groups define the meaning of their action and the field of opportunities and constraints for such an action. [...] an interactive and shared definition produced by a number of individuals (or groups at a more complex level) concerning the *orientations* of their action and the *field* of opportunities and constraints in which such action is to take place.“ Der Prozess kollektiver Identität setzt sich aus drei Elementen zusammen. Es bedarf erstens einer Definition der Ziele, Mittel und des Aktionsfeldes. Zweitens verweist er auf ein Netzwerk aktiver Beziehungen zwischen den einzelnen Akteuren. Drittens bedarf es einer gewissen emotionalen Investition. Diese drei Elemente unterscheiden kollektive Identitäten wiederum von anderen Gemeinschafts- oder Gruppenkonstruktionen. Mit Blick auf das Forschungsinteresse dieser Arbeit, stellt sich hier die Frage, ob solche kollektiven Identitäten auch im Netz bzw. ausschließlich im Netz entstehen können. Wie im Anschluss gezeigt werden wird, vertreten die meisten Interview-Partner*innen hierzu eine klare Position.

Melucci (1996) versteht kollektive Identität in erster Linie als Prozess, nicht als Produkt. Hierbei spielen eine gemeinsame Sprache, Rituale, Praktiken und kulturelle Artefakte eine tragende Rolle. Die Akteure müssen dabei nicht zwangsläufig in allen Ideologien, Interessen oder Zielen komplett miteinander übereinstimmen, um für kollektive Aktionen zusammen zu kommen. Für Melucci bezieht sich kollektive Identität auf ein Netzwerk von aktiven Beziehungen, in denen emotionale Verwicklungen der Aktivist*innen eine tragende Rolle

spielen. Konflikte bilden dabei die ‚beste‘ Basis für den Zusammenschluss von kollektiven Identitäten und für Solidarität. Diese kann durch zahlreiche Faktoren gesteigert werden: Eine gemeinsame und charismatische Führung, (formelle) Organisationen, Ideologien, Rituale und symbolische Ressourcen wie bspw. einheitliche Kleidung. Auch hier stellt sich erneut die Frage, ob Online-Aktivismus diese Aspekte bieten kann und/oder wie er sie kompensiert.

Kollektive Identität ist eng an kollektive Aktionen gebunden. Gemeinsam aktiv zu werden und sich im politischen Feld der entsprechenden Sozialen Bewegung zu bewegen, hat starke Einflüsse auf die kollektive Identität. Rucht (1995: 14) stellt diesbezüglich die These auf, dass der Charakter kollektiver Identitätsbildung jeweils von der Größe der Gruppe, die den jeweiligen Bezugspunkt für den Prozess kollektiver Identität bildet, abhängt. Für Aktivist*innen ist kollektive Identität, deren Bezugspunkt kleinere Gruppen sind, das Produkt einer unmittelbaren, gemeinsamen Handlungspraxis und damit verhältnismäßig sehr konkret. Kollektive Identität(en), deren Bezugspunkt nicht einzelne Gruppen, sondern ganze Bewegungen bilden, sind hingegen eher abstrakt. Denn sie rekurrieren auf Werte und Normen, Ereignisse und Erfahrungen, die über den Erlebnishorizont der einzelnen Aktivist*innen hinausgehen.

Viele Aspekte aus Meluccis Theorie wurden von zahlreichen anderen Wissenschaftler*innen aufgenommen und ausgeführt. Einige dieser Punkte sollen im Folgenden skizziert werden, da sie im Anschluss in der Analyse des empirischen Materials von Bedeutung sind. Viele Autor*innen betonen die Wichtigkeit von Emotionen und Bindungen von bzw. zwischen Aktivist*innen (Hunt & Benford 2004; Adams 2003; Jasper 1997). Laut Flesher Fominaya (2010, 2007) sind es positive emotionale Erfahrungen in der Bewegungspartizipation, die Aktivist*innen auch über Rückschläge, Misserfolge und Durststrecken hinaus motiviert und involviert halten. Emotionale Verbindungen zwischen den Aktiven können so negative Erfahrungen überbrücken. Die Bedeutung von Emotionen für kollektive Identität und die Motivation für Engagement wurden zu Beginn des Abschnitts 5.3 „Emotionen und Affekte“ bereits ausführlich dargelegt.

Wenn eine Gruppe definiert, was sie ist, definiert sie damit gleichzeitig auch immer, was sie nicht ist. Ein weiterer wichtiger Aspekt von kollektiver Identität ist folglich „boundary work“, welches Unterschiede zu anderen Gruppen ausdrückt (vgl. Hunt/Benford 2004). Hunt/Benford (ebd.) unterscheiden dabei zwischen „protagonist framing“ und „antagonist framing“. Ersteres etabliert eine Gruppendifinition nach innen und nach außen, Zweiteres identifiziert und entwickelt Strategien im Umgang mit Gegenspieler*innen. Boundary work findet folglich zwischen Sozialen Bewegungen, innerhalb einer Sozialen Bewegung und

zwischen einer Gruppe und ihrem Gegenspieler statt (bspw. einer Firma, dem Staat oder einem Politiker).

In Gefahr zu sein und Risiko zu erfahren, ist ein weiterer Faktor, der kollektive Identität prägt. „[...] public demonstration of commitment under conditions of risk help create solidarity and strengthen it: movement identity is central to willingness to undertake such risks“ (Gamson 1991:46). Auch diese Erfahrung wurde von mehreren Interview-Partner*innen beschrieben und wird im Anschluss ausführlicher thematisiert. Während bei Straßenprotest damit die körperliche Unversehrtheit gemeint ist, kann der Risiko-Aspekt im Zuge der Entstehung von Online-Aktivismus noch um Datenschutzbedenken ergänzt werden.

In vielen Sozialen Bewegungen kann eine sogenannte ‚multi-militancy‘ beobachtet werden. Personelle Überschneidungen sind ein häufiges Phänomen, in verschiedenen Netzwerken tauchen immer wieder die gleichen Aktivist*innen auf, die ‚üblichen Verdächtigen‘ sind meist in mehreren lokalen Organisationen oder Initiativen engagiert (vgl. Della Porta 2005). Dank solcher Überschneidungen ist die Wahrscheinlichkeit für nicht-kompatible Identitäten zwischen den verschiedenen Gruppen oft sehr gering (Goodwin/Jasper 2003). Aktivist*innen bauen ihre kollektiven Identitätskonstruktionen auf das auf, was sie gemeinsam haben, anstatt auf ihre Unterschiede.

Ein weiterer Aspekt ist die Frage, ob kollektive Identität die Grundlage oder das Ergebnis von gemeinsamen Protestaktivitäten ist (vgl. Polletta/Jasper 2001). Die gemeinsame Teilnahme an kollektiven Protestaktivitäten stärkt die Bindung unter den Aktiven und lässt eine gemeinsame Protestgeschichte, Erinnerungen und Verbindungen entstehen, die wiederum auch Phasen mit weniger Aktivismus überstehen können (Flesher 2007; Taylor 1989; Whittier 1995). Dieser Punkt wird im Anschluss mit Beispielen aus den Interviews veranschaulicht.

Während in Kapitel 2 „Wandel von Protestpartizipation im Zuge der Digitalisierung“ sowohl Bimber/Flangin/Stohl (2005, 2012) als auch Bennett/Seeger (2012) und Haenfler/Johnson/Jones (2012) mit Blick auf ihre generellen Beiträge zur Partizipations- und Protestforschung im Zuge der Digitalisierung betrachtet wurden, sollen die Ansätze der Autor*innen an dieser Stelle noch einmal hinsichtlich ihres Beitrags zum Konzept der kollektiven Identität herangezogen werden. Bimber/Flanagin/Stohl (2005, 2012) untersuchen insb. kollektives Handeln, das die Grenze zwischen Privatheit und Öffentlichkeit verschwimmen lässt. Ein wichtiges Ergebnis ihrer Analysen rund um „collective action spaces“ ist, dass bei der Erklärung von Mitgliederbeteiligung individuelle Faktoren mindestens genauso wichtig sind wie organisationale und dass individuelle Ziele und Motive für Engagement bessere Voraussagen über die Wahrscheinlichkeit von

Partizipation treffen können als Faktoren wie Alter, Bildung und andere traditionelle Einflussfaktoren (vgl. Bimber/Flanagin/Stohl 2012: 106 ff.). Damit geht die Bedeutung von kollektiven Identitäten grundsätzlich zurück.

Auch Bennett/Segeberg (2012) beschreiben in ihrer „logic of connective action“ Tendenzen einer zunehmenden Personalisierung und Individualisierung. Immer stärker verbreitete „digitally enabled action networks“ zeichnen sich den Autor*innen (2012: 742) nach insb. dadurch aus, dass Netzwerke von „issue advocacy organizations“ die Koordination im Hintergrund übernehmen und damit konventionelle Kollektive und deren starre Mitgliedschaftsverständnisse ersetzen. Um besser beschreiben zu können, wie solche Netzwerke funktionieren, was sie zusammen hält und was ihre politischen Effekte sind, entwerfen Bennett/Segeberg (2012: 743) drei Idealtypen von politischen Aktionen, die zwei verschiedenen Logiken zuzuordnen sind: Der „logic of collective action“ und der „logic of connective action“. Grundlage dessen ist eine Unterscheidung zwischen „collective action frames“ einerseits und „personalized action formations“ andererseits. Letzteres zeichne sich durch einen Rückgang von Mitgliedschaften und Loyalität gegenüber Institutionen aus und führe zu veränderten Einstellungen der Bürger*innen. Menschen würden zwar noch an größeren Veranstaltungen teilnehmen, aber der Identitätsbezug entstehe eher durch diverse, inklusive persönliche Expressionen als über Kollektive. Besonders in jüngeren Generationen förderten individualisierte Orientierungen ein zivilgesellschaftliches Engagement als Ausdruck von persönlichen Hoffnungen, Lebensstilen und Missständen. Politische Identifikation basiere eher auf persönlichen Lebensstilen als auf Gruppenidentifikation oder Ideologien und entsprechend entstünden flexible soziale Netzwerke mit schwachen Bindungen (vgl. ebd.: 744). Collective action frames hingegen bauten auf eine stärkere Identifikation mit einer Organisation und Ideologie sowie auf ein Mitgliedschaftsverständnis mit starken Bindungen auf. Die Verbreitung einer kollektiven Identität erfordere jedoch typischerweise mehr Bildung, Druck und Sozialisation, was wiederum auf Seiten der Organisation mehr Ressourcen wie finanzielle Ausgaben für ein Büro, Öffentlichkeitsarbeit und professionelle Mitarbeiter*innen bedeute. Digitale Medien könnten dabei helfen, die Kosten für diese Prozesse zu senken. Sie bedeuteten auch für konventionelle Organisationen neue Möglichkeiten der Mobilisierung, Koordinierung und internen und externen Kommunikation, was jedoch nicht zwangsläufig zu einer personalisierten Interpretation von Themen oder zur Selbstorganisation von Aktionen führe.

Connective action networks hingegen kommen gänzlich ohne starke Kontrolle von Organisationen oder eine konstruierte kollektive Identität aus. Bennett/Segeberg (ebd.: 755 ff.) unterscheiden innerhalb dieses Typs wiederum nochmal zwischen Netzwerken, bei denen Organisationen keine zentrale Rolle

spielen und Technologien als „important organizational agents“ verwendet werden und einem hybriden Typ, der zwar formal organisationale Akteure beinhaltet, diese aber keinen starken Einfluss auf die Agenda haben, keine kollektive Identität formen oder sich als Organisation selbst in den Vordergrund stellen wollen. Vielmehr werden hier Ressourcen der Organisation genutzt, um soziale Technologien voranzubringen und lose öffentliche Netzwerke um personalized action frames herum gebildet (vgl. ebd.: 757). Beispiel für diesen dritten hybriden Typ ist das Occupy Movement, das ein Netzwerk für die Organisation von Lebensmitteln, Geld und anderer Infrastruktur hatte, ohne dass sich eine formelle größere Organisation hinter den Aktionen der Bewegung verbarg.

Bennett/Seegerberg (2012) verstehen den dritten Typ als Antwort auf die von Organisationen erfahrene Herausforderung der zurückgehenden Mitgliedschaften und auf den Druck, losere Beziehungen zu Unterstützer*innen einzugehen. Viele Organisationen entwickeln darüber hinaus auch lose Verbindungen zu anderen Organisationen, um ein großes (Online-)Netzwerk für eine gemeinsame Sache zu bilden. Für die einzelnen Bürger*innen bedeutet diese Entwicklung, dass Organisationen auf ihr Bedürfnis nach individuellen Mitmachmöglichkeiten eingehen, sie mehr in Entscheidungsprozesse eingebunden werden und sich ihre Beziehung zur Organisation in einigen Fällen mehr hin zu einer Geschäftsbeziehung entwickelt, anstatt auf starren Mitgliedschaftsverständnissen zu beharren.

Als Herzstück der Logic of Connective Action beschreiben Bennett/Seegerberg (ebd.: 760) das Teilen von Information über soziale Netzwerke hinweg und betonen dabei die Wichtigkeit von Kommunikationstechnologien: „[...] connective action brings the action dynamics of recombinant networks into focus, a situation in which networks and communication become something more than mere preconditions and information. What we observe in these networks are applications of communication technologies that contribute an organizational principle that is different from notions of collective action based on core assumptions about the role of resources, networks, and collective identity. We call this different structuring principle the logic of connection action.“

Auch Haenfler/Johnson/Jones (2012) beschreiben in ihrer Forschung einen Rückgang der Bedeutung kollektiver Identitäten. Sie konzentrieren sich insb. auf einen von den Autor*innen ausgemachten blinden Fleck an der Schnittstelle von individueller und kollektiver Partizipation und persönlicher und kollektiver Identität und entwerfen dabei das Konzept der Lifestyle Movements. Eine der Charakteristika von Lifestyle Movements ist laut Haenfler/Johnson/Jones (ebd.) das Betreiben von Identitätsarbeit, indem sich eine moralisch vertretbare, persönlich bedeutungsvolle Identität im Kontext von kollektiver Identität kultiviert (vgl. dazu auch Teske 2009). Die persönliche Identität spielt eine tragende Rolle,

weil Bürger*innen hierbei ihre eigene Identität mit der Identität der Bewegung in Einklang bringen. Folglich ist die Beziehung zwischen kollektiver und individueller Identität für Lifestyle Movements besonders wichtig: „[...] rather than simply being linked to an organization’s collective identity for purposes of political mobilization, personal identity becomes a site of social change in and of itself as adherent engage in identity work directed at crafting personal integrity and authenticity.“ (Haenfler/Johnson/Jones 2012: 8) Eine eindeutige Trennung zwischen kollektiver Identität und persönlicher Identität ist laut Haenfler/Johnson/Jones (2012: 8) jedoch nur schwer möglich, da Lifestyle Movements ihre Teilnehmer*innen häufig dazu auffordern, die Ziele der Bewegung kontinuierlich in viele Aspekte des Alltags einzubinden. Hier stellt sich die Frage, welche Rolle Digitalisierung und die Verbreitung sozialer Medien bei dieser Einbindung in den Alltag spielen. Darüber geben im weiteren Verlauf der Arbeit die konkreten Praktiken der Bürger*innen (Kapitel 6) und ihre Einstellungen zu Mediennutzung und Online-Aktivismus (Kapitel 7) Aufschluss.

Die Struktur der Lifestyle Movements ergibt sich eher aus informellen sozialen Netzwerken, Cultural Entrepreneurs und losen Kontakten zu formalen Organisationen als aus formellen und starren Mitgliedschaften. Diese informellen Organisationen bieten über persönliche Identitäten hinaus wiederum auch Anknüpfungspunkte für kollektive Identitäten: „LMOs, nonprofits, and businesses nevertheless structure these LMs as they organize and groom leaders, build a collective identity, refine movement ideology, organize public events and social networks, and mobilize adherents to spread movement ideology.“ (ebd.: 11) Eine interessante Frage hierzu wäre, auf welchen Kanälen diese informellen Organisationen wiederum solch lose Kontakte halten – online, offline oder durch Nutzung beider Möglichkeiten?

Haenfler/Johnson/Jones (ebd.: 9) verweisen auf das Trittbrettfahrerproblem und fragen, warum jemand bspw. mehr Geld für Bioprodukte oder faire Waren ausgeben sollte, wenn der Einzelne doch kaum einen Unterschied machen würde. Die Autor*innen bezeichnen Identität als Teil von Motivation vieler Bürger*innen, die sich selbst als guter und wertvoller Mensch fühlen wollen und einen Gegenpol zu denjenigen bilden wollen, die besonders materialistisch denken und nicht am Zustand der Natur oder anderer Mitmenschen interessiert sind. Mit Verweis auf Teske (2009), der ebenfalls die Spannung zwischen Eigennutzen und Altruismus thematisiert, beschreiben auch Haenfler/Johnson/Jones (2012: 9) wie Partizipation in Lifestyle Movements ein Weg „for constructing a desirable self“ sein kann.

Van Stekelenburg/Klandermans (2007) wiederum beschreiben vier Mechanismen, die zwischen kollektiver Identität und kollektiven Aktionen vermitteln:

Soziale Identität, Erkenntnis, Emotionen und Motivation. Sie stützen ihre Ausführungen auf Meluccis (1996) Definition von kollektiver Identität und gehen davon aus, dass Individuen ihre kollektive Identität durch persönliche Wahrnehmung der Umwelt konstruieren und es sich folglich immer um eine vermeintliche Realität handelt. Van Stekelenburg/Klandermans (2007) halten Gruppenidentifikation für die fundamentalste Erklärung dafür, warum Menschen in kollektiven Aktionen partizipieren. Dabei muss Gruppenmitgliedschaft einen positiven Einfluss auf die positive Selbstbewertung haben. Gruppenidentifikation diene als Verbindung zwischen kollektiver und sozialer Identität: Kollektive Identität bezieht sich laut van Stekelenburg/Klandermans (2007) auf Erkenntnisse, die die Mitglieder einer Gruppe untereinander teilen, während der Begriff der sozialen Identität Erkenntnisse eines einzelnen Individuums über sich als Mitglied in der Gruppe umfasst. Die Gruppenidentifikation bilde dazwischen das Verbindungsstück. Nimmt jemand an kollektiven Aktionen teil, handelt er/sie damit als Repräsentant*in dieser Gruppe und ihrer Interessen und hat das Ziel, die Konditionen für die gesamte Gruppe zu verbessern. Dabei liegt die Annahme zugrunde, dass das Individuum weiß, wie die Konditionen der gesamten Gruppe sind. Laut van Stekelenburg/Klandermans (ebd.) ist dies ein Prozess der Erkenntnis über geteilte Missstände, der Schuldzuweisung an einen externen Feind und der Forderungen zur Wiedergutmachung. Die Erkenntnis, dass ein Missstand gemeinsam geteilt wird, ist somit der erste Schritt zu einer gemeinsamen Aktion. Mit Verweis auf Goodwin/Jasper/Polletta (2000, 2004) beschreiben auch van Stekelenburg/Klandermans (2007) die Wichtigkeit von Emotionen für Motivation, Identifikation und Partizipation. Neben der Kreierung eines Klimas der Empörung gehe es aber auch um einen Erfahrungsaustausch unter Aktivist*innen und das Loswerden persönlicher Geschichten und Gefühle (ebd.: 17). Wut diene als häufigster Grund für Proteste (ebd.: 21).

Die vier Elemente soziale Identität, Erkenntnis, Emotionen und Motivation seien miteinander verbunden und beeinflussten sich gegenseitig, so van Stekelenburg/Klandermans (ebd.: 22). Besonders Kombinationen aus den Elementen Identität/Emotionen, Identität/Bewusstsein und Bewusstsein/Emotionen bestimmten die Motivation für eine Teilnahme an kollektiven Aktionen. Nach dem Vorbild von Gamson (1991) sprechen sich auch van Stekelenburg/Klandermans (2007: 22 ff.) dafür aus ‚Bewusstsein‘ („consciousness“) als Konzept zu verwenden, welches individuelle und kollektive Prozesse verbindet und die oben genannten Elemente so zu einer motivierenden Konstellation zusammenbringt, die dazu führt, dass Menschen an kollektiven Aktionen teilnehmen. Die dabei zentralen

Konzepte Instrumentalität, Identität und Ideologie wurden bereits im vorangegangenen Abschnitt 5.3.1 „Ursprung und Motivation“ beschrieben und bilden im Anschluss eine wichtige Grundlage der Analyse des Interviewmaterials.

Erneut stellt sich auch hier die Frage, ob eine solche von van Stekelenburg/Klandermands (ebd.) beschriebene Gruppenidentifikation auch online erfahrbar ist bzw. ob sich diese bei Praktiken des Online-Aktivismus bilden kann. Können kollektive Identitäten im Netz bzw. ausschließlich aus Netzaktivismus heraus entstehen? Werden hier Ziele definiert, Mittel festgelegt und Aktionsfelder konzipiert? Kann im Internet von einem „Netzwerk aktiver Beziehungen“ und einer „gewissen emotionalen Investition“ (Melucci 1996) gesprochen werden? Wie kompensiert Online-Aktivismus Aspekte von Straßendemonstrationen wie eine einheitliche Kleidung oder charismatische Führungsfiguren? Fühlen sich Bürger*innen im Netz Gefahren ausgesetzt, so wie Straßenprotestler*innen sich bei Konfrontationen mit der Polizei in Gefahr sehen und dadurch ihr Gruppengefühl stärken? Diese und andere Fragen gilt es im Folgenden nun zu klären.

5.3.2.2 „Brüder im Geiste“ – Die Wichtigkeit von kollektiver Identität und Mitgliedschaft für zivilgesellschaftliches Engagement

Für den Großteil der Interview-Partner*innen ist ein ausschlaggebendes Argument für Mitgliedschaft in einer Organisation oder für die generelle Teilnahme an Protestpraktiken außerhalb des Netzes das dort empfundene Zugehörigkeits- und Zusammengehörigkeitsgefühl. Zu sehen, dass sich noch andere Menschen für das gleiche Thema einsetzen, mit Gleichgesinnten zusammen zu kommen und sich als Gemeinschaft zu fühlen, motiviert viele Bürger*innen, sich zivilgesellschaftlich zu engagieren. Dabei bleibt die Straße weiterhin der Ort für Zusammenkünfte und der Vergewisserung der eigenen Werte.

Kategorie „Kollektive Identität“

„Das sind wildfremde Leute und du bist absolut Brüder im Geiste.“ (Helena) – Mit Gleichgesinnten über das Thema zusammenkommen

Für Helena sind die anderen Demoteilnehmer*innen deswegen „Brüder im Geiste“. Durch diese bemerkt sie, dass sie nicht die Einzige ist, der Engagement wichtig ist: „Das macht mir absolut Spaß und das ist auch so toll, die Leute, die da mitlaufen. Das sind wildfremde Leute und du bist absolut Brüder im Geiste. [...] es tut mir einfach auch mal gut zu sehen, dass ich nicht der einzige Spinner bin, sondern dass es noch einen Haufen solcher Spinner gibt.“ (Helena, Z. 666 ff.)

Helena beschreibt es als eine Form der Bestätigung, zu erfahren, dass sie nicht alleine mit ihrer Einstellung ist. Diese Erfahrung berührt sie und bekräftigt sie in dem, was sie tut. Auch Kilian erfährt diese Bestätigung bei seinem Engagement im Nachhaltigkeitsbüro seiner Uni. Dort kämpft er mit Gleichaltrigen aus Überzeugung für die gleiche Sache. Dies funktioniert seiner Meinung nach nur, weil sich die Gruppe untereinander stärkt.¹³⁷

Sarah bezeichnet es als Innenwirksamkeit mit Solidarisierungseffekt, wenn die Jugendlichen, die sie betreut, auf Demonstrationen sehen, dass sich noch viel mehr Menschen für das gleiche Thema einbringen: *„Also, man hat natürlich eine Innenwirksamkeit, einen Solidarisierungseffekt, man sieht – also die Jugendlichen sehen auch: ‚Boah, das sind noch viel mehr Leute, die sich mit dem Thema beschäftigen.‘ Es sind auch Leute aus ganz anderen Kreisen.“* (Sarah, Z. 544 ff.) Eine solche Innenwirksamkeit in Form von Verbundenheit beschreibt auch Sonja, die durch den persönlichen Kontakt und die thematische Auseinandersetzung eine Zugehörigkeit und Mitgliedschaft empfindet: *„Also für mich persönlich ist schon der persönliche Kontakt wichtig, um mich als Mitglied zu fühlen. Wenn man natürlich jetzt – sagen wir mal, man ist jetzt in Entscheidungen eingebunden, durch Abstimmungen und Befragungen – gut, bei Greenpeace fühle ich mich schon zugehörig, weil ich da die Ziele ganz stark auch teile. Also auch ohne dass ich jetzt da in der Gruppe dabei bin. [...] Also, da ist schon ein Gefühl der Verbundenheit da. Wenn eben die Thematik einen ganz stark anspricht.“* (Sonja, Z. 897 ff.)

Ein ähnliches Zusammengehörigkeits- und Gemeinschaftsgefühl beschreibt Gerd. Frühere Demoteilnahmen seien für ihn immer wieder ein Happening gewesen, bei dem er mit Musik und Blockade viel Gemeinschaft erlebt habe. Diese Erlebnisse will er an seinen Enkel weitergeben, der schon ein sehr gutes Gespür für soziales Engagement und das Füreinander entwickelt hat.¹³⁸ Neben den freudigen, musikalischen und entspannten Momenten beschreibt Gerd jedoch auch Situationen des Unwohlseins, besonders wegen Polizeipräsenz, in denen er sich aber aufgrund von vielen anderen Teilnehmenden sicherer fühlte, weil er wusste,

¹³⁷ *„Jetzt bei dem Nachhaltigkeitsbüro genieße ich doch auch sehr, dass wir das zusammen machen. Das sind einfach Leute in meinem Alter, die haben dieselbe Überzeugung, man kämpft für dieselbe Sache. Das ist schon sehr, sehr schön. Also das Nachhaltigkeitsbüro funktioniert auch nur so. Wäre ich da alleine als Studierender in dem Büro, das würde nichts bringen. Aber als Gruppe ist es halt – das ist die Grundlage davon.“* (Kilian, Z. 938ff.)

¹³⁸ *„Also, da hat man dann viel am Rand gesessen, hat dann Gitarrenmusik gehört und gesungen und gemacht und getan und einfach nur blockiert. Und das war für mich schon auch immer ein tolles Erleben, muss ich sagen, das ich auch gern weitergebe, an die – so an meinen Enkel. [...] Und auch so dieses soziale Engagement dann: Wir haben da einen Behinderten dabei gehabt, da hat er immer geguckt, wie es dem geht und ob wir eine Pause für ihn machen sollen oder so.“* (Gerd, Z. 311 ff.)

dass diese wegen der gleichen Sache dort waren wie er selbst. Die Menschen, die ihn unterstützten gaben ihm dabei mehr Rückhalt, als dass ihn diejenigen, die das Demonstrieren verhindern wollte, daran hätten hindern können. „[...] *ich habe ja vorhin beschrieben, diese Situation als wir da in Bonn mit dieser Polizei waren. Da war das dann schon, für mich jedenfalls und das habe ich auch bei ganz vielen Teilnehmern gemerkt, eine gute Erfahrung, dass es da neben mir fünf Leute gab und vor mir fünf oder zehn oder so und hinter mir so viele, die der Sache wegen, derentwegen ich da war, waren. Und nicht diese drei Leute, die da links von mir liefen, die das verhindern wollten. Ich denke schon, also das kann ich vielleicht auch im Netz erfahren, aber nicht in dieser klassischen Form. Weil da gibt es ja auch nicht den Staat als das Gegenüber.*“ (Gerd, Z. 566 ff.) Dieses Gemeinschaftsgefühl ist für Gerd etwas Straßenspezifisches, was er in dieser Form bei Netzprotest nicht erlebt. Dabei spielt es auch eine Rolle, dass er auf der Straße – hier in Form von der Polizei – fühlt, dass er den Staat als direktes Gegenüber hat. Diese direkte und situative Gegenüberstellung kann er im Netz nicht erleben. Darüber hinaus fühlt er sich in der beschriebenen Situation insb. auch aufgrund der körperlichen Präsenz anderer Demoteilnehmer*innen sicher. Auch das ist in dieser Form im Netz nicht möglich, hier fehlt jegliche körperliche Präsenz. Eine wichtige Rolle spielt für Gerd ebenfalls, dass er weiß, dass die anderen Protestierenden das gleiche Anliegen vertreten wie er.

Auch Helena, Kilian, Sonja und Co. kommen über ein gemeinsames Thema mit Gleichgesinnten zusammen und erleben diese Gemeinschaft als Motivation für ihr Engagement, weil sie sie in ihren Ansichten bestärkt. Mit Benford/Snows (2000: 616) Begriff des „prognostic framings“ gesprochen, sind sich die Engagierten einig darüber, wer Schuld an der gegenwärtigen Lage trägt und welcher Handlungsbedarf besteht. Als master frame dienen hierbei Klimagerechtigkeit und Umweltschutz. Die Ausführungen der Interview-Partner*innen veranschaulichen Meluccis (1996: 67 ff.) Konzept der kollektiven Identität. Bei Straßendemonstrationen und anderen gemeinschaftlichen Aktionen erkennen Einzelne, was sie mit anderen gemeinsam haben und wie sie gemeinsam handeln können. Das geteilte Interesse am selben Thema dient dazu, gemeinsame Ziele und Aktionsfelder zu definieren. Ein Netzwerk aktiver Beziehungen zu Gleichgesinnten und eine emotionale Investition beeinflussen die kollektive Identität ebenfalls. Haenfler/Johnson/Jones (2012) beschreiben mit ihrem Konzept der Lifestyle Movements wie Individuen Identitätsarbeit betreiben, indem sie eine moralisch vertretbare und persönlich bedeutungsvolle Identität im Kontext von kollektiver Identität kultivieren. Sich bei Demonstrationserfahrungen zu vergewissern, dass man nicht der einzige ‚Spinner‘ ist, sondern es noch viele andere mit den gleichen Ansichten gibt, gehört zu solch einer Identitätsarbeit dazu (vgl. Teske 2009).

Hier werden sich Individuen darüber bewusst, dass sie Teil eines größeren Kollektivs sind. Die Aussagen der Interview-Partner*innen stimmen folglich auch mit van Stekelenburg/Klandermans (2007) überein, die Gruppenidentifikation als fundamentalste Erklärung für Partizipation an kollektiven Aktionen halten. Diese Identifikation erfahren Bürger*innen bei der gemeinsamen Teilnahme an Straßendemos und nennen dabei körperliche Präsenz explizit als wichtigen Faktor.

„[...] eine Erfahrung, die uns jetzt verbindet.“ (Sonja) – Zusammengehörigkeit durch gemeinsame Protestgeschichte

Gemeinsame Protestaktionen und gemeinsame Erfahrungen schweißen zusammen. Besonders Sarah, Sonja und Gerd haben erlebt, dass eine gemeinsame Geschichte (z. B. Protesterfahrung in den 1980er Jahren) bis in die Gegenwart verbindet und dass Gruppenerfahrungen Vertrauen aufbauen und stärken. Sonja arbeitet heute in ihrem Engagement häufig mit zwei Frauen zusammen, mit denen sie sich besonders verbunden fühlt, da diese beiden genau wie sie zu Zeiten der Tschernobyl-Katastrophe das erste Kind bekommen haben: *„Und ich glaube, das ist auch eine Erfahrung, die uns jetzt verbindet. Also, in dem Kreis, in dem ich jetzt bin. Die Hilde und die Brigitte, die haben beide auch zu der Zeit ihr erstes Kind bekommen. Also, das ist schon eine prägende Erfahrung gewesen.“* (Sonja, Z. 219 ff.) Die drei Frauen verbindet eine gemeinsame Geschichte und ähnlich Erfahrungen, die sie zwar damals nicht zusammen erlebt haben, die sie aber in ihrem heutigen Engagement zusammenhält. Sonja bezeichnet es als eine „Synergie“, die sich aus dem gemeinsamen Kampf gegen die WAA ergibt und die bei ihr ein Gefühl der Verwurzelung hervorruft – obwohl sie noch nicht sehr lange an diesem Ort wohnt.¹³⁹ Einen weiteren Aspekt stellen frühere Gruppenübungen dar, in denen der gewaltlose Widerstand geprobt wurde und die für Sonja den Zusammenhalt in der Gruppe gestärkt haben. Aufeinander aufzupassen, in der Gruppe zusammen zu bleiben und im Konsens zu entscheiden, hat sie damals geübt und gelernt. Ähnlich wie Gerd beschreibt auch Sonja den Staat als Gegenüber, dem sie in Form von zivilem Ungehorsam Widerstand leisten musste: *„Und diese Gruppe hat mich ja auch mitgeprägt. Da ging es halt auch um gewaltlosen Widerstand, wir haben dann so Übungen gemacht, wie man sich wegtragen lässt und dass man halt in der Gruppe immer zusammen bleibt, aufeinander aufpasst, dass man nur im Konsens etwas macht und solche Dinge. [...] Also, dass man eben auch die Grenze des Legalen überschreitet und sagt, wenn das Unrecht so groß ist,*

¹³⁹ *„Bei mir ist es halt jetzt so und das hängt wie gesagt auch mit der Synergie der Gruppe zusammen, dass wir hier verwurzelt sind, dass wir die gemeinsame Geschichte haben mit der WAA.“* (Sonja, Z. 426 ff.)

dann riskiere ich auch was.“ (Sonja, Z. 241 ff.) Dabei ging Sonja so weit, dass sie auch eine Verhaftung in Kauf genommen hätte.

Sarah erlebte zu ihren WG-Zeiten Ähnliches, als sie sich gemeinsam mit ihren Mitbewohnerinnen schützend vor das Gartenhäuschen oder die Baggerschaufel stellte, um den Abriss von Gebäuden zu verhindern. Sie beschreibt den morgendlichen Ablauf der Räumungs- und Blockadeaktionen, den sie vor dem Gang zur Uni erlebte und wie sie diese Erfahrungen emotional aufwühlte und mit den Mitstreiterinnen zusammenschweißte: *„Und das waren aber so Sachen, die... – sage ich mal Politisierung. Also, ist das richtig? Aber das schafft natürlich ganz viel emotionale Aufregung und man ist dann auch irgendwie so zusammengeschweißte.“* (Sarah, Z. 288 ff.) Obwohl sie den Abriss nicht verhindern konnten, empfand Sarah eine Politisierung und Zusammenhalt durch die gemeinsame Erfahrung.

Laut Benford/Snow (2000: 623 ff.) entstehen und entwickeln sich Frames u. a. durch strategische Prozesse, bei denen Frames miteinander verbunden werden. Dabei suchen sie oft Anschluss zu kulturellen Werten, Erzählungen usw. So auch im Fall der Umweltschutz-Bewegung, die auf eine gemeinsame Geschichte der 1980er Jahre zurückgreifen kann und damit das gegenwärtige Engagement bestärkt. Laut Melucci (1996) spielen bei der Bildung einer kollektiven Identität eine gemeinsame Sprache, gemeinsame Rituale und Praktiken und kulturelle Artefakte eine wichtige Rolle. Sonja und Sarah beziehen sich in ihren Erzählungen auf Protesterfahrungen aus der Vergangenheit, die kollektive Identitäten stärken und eine Grundlage für das heutige Engagement gebildet haben. Flesher Fominaya (2007) beschreibt, wie positive emotionale Erfahrungen in der Bewegungspartizipation die Aktivist*innen auch über Rückschläge und Durststrecken hinweg motiviert und involviert halten. Eine gemeinsame Teilnahme an kollektiven Protestereignissen, wie bspw. von Sarah beschrieben, stärkt die Bindung unter Aktiven und lässt eine gemeinsame Protestgeschichte, Erinnerungen und Verbindungen entstehen. Auch hier spielt, ähnlich wie im vorherigen Abschnitt, die körperliche Präsenz eine besondere Rolle. Eine gemeinsam erlebte Protestgeschichte mit Blockaden und Hausbesetzungen, welche bei Sarah zu einer „Polarisierung“ geführt hat, ist ohne körperlichen Einsatz schlichtweg unmöglich.

„Es ist schon eine Familie.“ (Sven) – *Aus Protesterfahrung wird Familie und Freundschaft*

Viele Gesprächspartner*innen haben die Erfahrung gemacht, dass aus dem gemeinsamen Engagement, der Protest-Verbundenheit und dem Kreis der aktiven Mitstreiter*innen etwas Persönliches entstehen kann. Sven bezeichnet es sogar als Familie, wenn man gemeinsam auf einer Straßendemo marschiert, mit anderen ins Gespräch kommt, sich kennenlernt und Freundschaften entstehen: *„Durch die*

*ganze Arbeit hier gibt es neue Freunde und auch sehr enge Freunde. Und auch Leute, wie jetzt auf dem Kirchentag, wo ich ein paar kennengelernt habe, man sieht sich auf der Demo, man sagt sich freudig ‚Guten Tag, wie geht’s dir?‘, babbelt ein bisschen und kriegt dann bspw. auch so ein Plakat in die Hand gehängt [...]. Es ist schon eine Familie.“ (Sven, Z. 811 ff.) Man kennt und sieht sich und es entsteht ein Verbundenheitsgefühl. Die Erfahrung hat auch Olaf gemacht, der im Gegensatz zur weltweiten Vernetzung auch schätzt, wenn man in der Nähe voneinander ist und sich treffen kann. Denn so kann für ihn etwas Persönliches entstehen.¹⁴⁰ Ist es dann soweit, dass die Mitstreiter*innen wiederum schon Freund*innen geworden sind – wie bspw. im Fall von Sonja – sind Aktivist*innen u. a. auch bei Aktionen dabei, weil sie dort Freund*innen treffen können. Für Sonja bedeutet das zivilgesellschaftliche Engagement gleichzeitig auch immer Zeit im Freundeskreis zu verbringen. *„Weil wie gesagt, man ist ja auch aktiv, weil man sich da in seinem Freundeskreis bewegt und man möchte die anderen ja auch mal sehen.“* (Sonja, Z. 788 ff.)*

Julia wiederum differenziert verschiedene Freundeskreise und hat solche, die nichts mit Aktivismus zu tun haben und solche, die sich über die BUNDjugend ergeben haben. Mit Zweiteren geht sie auch gemeinsam auf Straßendemos.¹⁴¹ Julia spricht auch den Aspekt der längerfristigen Bindung und Mitgliedschaft an. Für sie ist es eine Sache, Menschen zum Mitmachen zu bewegen und eine andere, dass diese Leute dann wiederum auch dabei bleiben. Laut Julia machen es die anderen Mitstreiter*innen der BUNDjugend aus, mit denen sie gern Zeit verbringt, auch mal eine Flasche Wein trinkt und das Drumherum um das Engagement genießt. Daraus schöpft sie auch in stressigen Situationen neue Motivation für ihren Aktivismus. *„Ich mag einfach total gerne die Leute, denen man begegnet. Also Menschen, die sich mit ähnlichen Themen beschäftigen. Mit denen kann man ja in der Regel auch mehr anfangen, als mit anderen. Und da bin ich einfach super coolen Leuten begegnet und habe voll schöne Nächte mit einer Flasche Rotwein*

¹⁴⁰ *„Und ich meine, es kann ja auch aus so einem Verbundenheitsgefühl dann auch was Persönliches werden. Gut, ist natürlich immer die Frage, wie man da vernetzt ist. Wenn man natürlich weltweit vernetzt ist, wird es schwierig. Wenn die Leute irgendwo in Washington sitzen oder was weiß ich. Aber wenn die in der Nähe sitzen und man sich dann treffen kann, das ist doch schön.“* (Olaf, Z. 781 ff.)

¹⁴¹ *„Also, ich habe einmal einen Freundeskreis, der überhaupt nichts mit Aktivismus zu tun hat und mit denen kann ich politisch diskutieren und das sind coole Kontroversen oder so, aber auf eine Demo, das ist denen schon zu viel. Dann habe ich einen über die BUNDjugend vorwiegend sich entwickelten Freundeskreis, so ein bisschen politischer und das sind dann auch die Leute, mit denen ich auf Demos gehe.“* (Julia, Z. 469ff.)

verbracht oder so. Also, einfach so, dass was drumherum passiert. Ich glaube, das ist so das, was zum Bleiben anhält.“ (Julia, Z. 341 ff.)

Insbesondere Julias Ausführungen veranschaulichen den Prozess kollektiver Identitätsbildung, wie von Melucci (1996) anhand dreier Elemente skizziert: Erstens bedarf es gemeinsamer Ziele, Mittel und Aktionsfelder. Bei der BUNDjugend hat Julia Menschen gefunden, die sich gern mit ähnlichen Themen beschäftigen wie sie und mit denen sie an verschiedenen Protestaktivitäten teilnehmen kann. Als zweiten Aspekt nennt Melucci ein Netzwerk aktiver Beziehungen zwischen den Akteuren. Auch dieses findet Julia bei der BUNDjugend – ähnlich wie auch Sonja, Olaf und Sven Freundschaften und familienähnliche Gebilde in ihrem Engagement vorfinden. Damit einher geht das dritte von Melucci genannte Element: Emotionale Investitionen. Durch die persönlichen Beziehungen und die gemeinschaftlich als wichtig wahrgenommenen Themen sind Aktivist*innen motiviert zu partizipieren, was wiederum auch dabei hilft, schwierige oder erfolglose Phasen zu überkommen. Nicht immer besteht ein Netzwerk aktiver Beziehungen schon von Beginn an oder ist der Grund, warum jemand sich zum ersten Mal engagiert. In vielen Situationen entstehen solche Netzwerke mit der Zeit und durch gemeinsame Protesterfahrungen und sind dann ein Motiv dafür, sich weiter einzubringen. Dabei spielen Treffen in Person – egal ob auf einer Straßendemo oder bei einem Glas Wein – eine wichtige Rolle für die Bildung eines Gemeinschaftsgefühls unter Aktiven.

„[...] das waren schon immer bekannte Gesichter.“ (Sybille) – Die üblichen Verdächtigen und andere Bekannte

Doch es müssen nicht immer gleich Freund*innen sein, die man bei Protestaktionen oder in der lokalen Ortsgruppe trifft. Auch lose Bekanntschaften und nette Leute sind für viele ein Grund für die Teilnahme. Franz und Sybille gehen aus diesem Grund häufig alleine zu Straßenprotestaktionen, denn sie wissen, dass sie vor Ort immer nette Leute kennenlernen, mit denen sie sich unterhalten und austauschen können. Beide freuen sich jedoch auch über Begleitung und/oder haben schon versucht, verschiedene Freund*innen oder Bekannte zum Mitkommen zu mobilisieren. Doch alleine zu gehen hält sie nicht von einer Teilnahme ab. *„Nee, ich gehe da alleine. Ich wohne alleine und ziehe dann alleine los. Und es ist ja fast so wie Freunde-Besuchen-gehen, wenn man da hingehet. Nee, da kommt keiner mit.“* (Franz, Z. 210 ff.) Auch Sybille geht meist alleine los, kennt vor Ort aber dann doch immer jemanden. Motivation ist für sie aber eher, dass etwas in der Nähe stattfindet und dass sie etwas interessiert bzw. sie es für wichtig hält: *„Also, ich gehe eigentlich meistens alleine. Ja, weil wenn es hier im Raum ist ... Also, ich gehe wenn mich etwas interessiert und ich Zeit habe, gehe ich los, ganz egal wer*

sonst noch kommt. [...] Ja, weil ich das mache, weil ich es selbst richtig und wichtig finde. Wenn ich da welche kenne, finde ich das toll oder auch wenn ich andere ansprechen kann – ‚Kommst du auch?‘ – finde ich das auch gut, aber das ist für mich nicht die Triebfeder.“ (Sybille, Z. 544 ff.) Sybille ist bei vielen verschiedenen Organisationen ihrer Stadt engagiert und kennt dort Leute, sodass sie häufig die gleichen üblichen Verdächtigen trifft, die sich bei den meisten Protestaktionen versammeln. Auch Franz hat die Erfahrung gemacht, dass es oft die gleichen Teilnehmer*innen sind und schätzt es, sich mit ihnen und neuen Bekanntschaften auszutauschen und zu unterhalten. Dadurch fühlt er sich zugehörig.¹⁴²

Daniela beschreibt ebenso eine vertraute Atmosphäre und Gemeinschaft, wenn sie für Protestaktionen draußen unterwegs ist. Egal, ob schon bei der Anreise im Zug oder auf der Straße selbst, sie kennt und trifft oft Bekannte: *„Und das finde ich an diesen Straßendemos so schön. Nicht diese Brutalität, die mag ich nicht. Aber dieses: ‚Ach, bist du auch hier?‘ Oder man trifft sich schon im Zug. Man geht ja mal mit seinen ... Und das finde ich so toll, also diese Gemeinschaft.“* (Daniela, Z. 804 ff.) Auch Gerd hat die Erfahrung gemacht, dass man bei Aktionen immer wieder die gleichen Leute trifft. Er ist in seiner Stadt als stellvertretender Landrat sehr gut vernetzt und beobachtet insb. bei den Grünen starke personelle Überschneidungen. Über die Ortsgruppen hinweg scheint der Kontakt dann jedoch weniger intensiv zu werden, was Gerd bemängelt.¹⁴³

Kilian geht ebenso meist alleine zu Straßenaktionen, seine Freund*innen seien in anderen Bereichen engagiert, sodass er daran gewöhnt sei, dass er niemanden zum Mitkommen mobilisieren könne. *„Das ist eigentlich unwichtig, würde ich sagen. Ich freue mich natürlich, wenn jemand mitkommt. Wenn ich dann jemanden zum Erzählen habe und das einfach teilen kann, das Erlebnis. Das freut mich natürlich. Aber mein Engagement ist schon so oft so alleine gewesen. Also meine Freunde, die engagieren sich dann halt für was anderes.“* (Kilian, Z. 933 ff.) Auch für Olaf stellt es kein Problem dar, alleine loszuziehen. Er würde nie alleine dastehen und immer wirklich nette Leute treffen. Für Olaf ist es schon alleine der Bereich,

¹⁴² *„Man sieht sich da. Einen Teil kenne ich immer. Aber es sind halt auch immer Neue da, das wechselt durchaus schon mal. [...] Das ist vielleicht so das Gefühl mit dazuzugehören. Das gehört man zwar so auch, wenn man da ankommt, man kennt sich und so, ist mit dabei. [...] vor allem ist es finde ich wichtig: Du triffst dann Leute, mit denen du dich unterhalten kannst und mal austauschen.“* (Franz, Z. 224 ff.)

¹⁴³ *„Also, ich sage mal, wenn man auch politisch vernetzt ist, dann trifft man auch im Grünen Umfeld immer wieder Leute. Und wenn man beim BUND vernetzt ist, da sind die Kontakte, meiner Beobachtung nach, zwischen den Gruppierungen schwächer. Also, die sind innerhalb der Ortsgruppe in Varel z. B. – die haben ein gutes Netzwerk, das ist schön – aber da gibt es wenig über den Tellerrand hinaus. Also, was die dann in Hamburg machen, das interessiert die dann alles nicht so.“* (Gerd, Z. 432ff.)

in dem er sich engagiert, der ihm garantiert, dass die Leute nett sein müssten. Das reicht ihm als Motivation aus, um sich für etwas einzusetzen, von dem er überzeugt ist.¹⁴⁴

Ergänzend zu den bereits erwähnten Netzwerken aktiver Beziehungen und emotionalen Investitionen (Melucci 1996: 67 ff.) bietet sich an dieser Stelle auch ein Bezug zu einer „multi-militancy“ (Della Porta 2005) und zu „cross-cutting ties“ (Goodwin/Jasper 2003) an. In vielen Sozialen Bewegungen und so auch in der Umweltschutz-Bewegung ist es ein häufig vorkommendes Phänomen, dass in verschiedenen Netzwerken oft die gleichen Personen auftauchen und diese in vielen lokalen Initiativen engagiert sind. Dank solch übergreifender Verbindungen ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass die Unterstützer*innen verschiedener Organisationen oft sehr gut miteinander auskommen und gemeinsame Interessen verfolgen würden. Wie von Olaf beschrieben ist für ihn der Bereich seines Aktivismus schon Garant dafür, dass er sich mit seinen Mitstreiter*innen gut verstehen wird. Auch Franz und Sybille finden bei Protestaktionen vor Ort immer Gleichgesinnte für Unterhaltungen und Austausch, ohne dass sie sich mit Freund*innen fest für die Teilnahme verabreden müssten. Hier wird erneut die Wichtigkeit von Face-to-face-Treffen, Konversationen und Austausch vor Ort deutlich. Dass man Freund*innen nicht für eine Demoteilnahme mobilisieren kann, wird durch andere nette Bekanntschaften vor Ort kompensiert.

„[...] dass man einfach auf Menschen trifft.“ (Gerd) – Neue Leute kennenlernen
 Ein durchaus wichtiger Aspekt von Protestaktionen, der teilweise auch als Motivationsfaktor dient, ist neue Kontakte zu knüpfen und explizit neue Leute kennenzulernen. Sonja hat nach einem Umzug in ihrem neuen Wohnort erstmals durch eine Protestaktion die Leute vor Ort kennengelernt und dadurch neue Freundschaften geschlossen. Bis dahin kannte sie dort kaum Leute. *„Es war die Campact-Aktion damals, zur Laufzeitverlängerung, in verschiedenen Orten. Und dadurch habe ich halt eigentlich auch die ganzen Leute, die hier im Ort, kennengelernt. Ich habe ja noch nicht so lange, na ja gut ein paar Jahre, hier gewohnt, aber ich hatte meine Freunde eigentlich weiter draußen auf dem Land. [...] Und ich denke letztlich, welcher Organisation man sich anschließt, das hat viel damit zu tun, dass man einen Draht kriegt. Also, dass einem die Leute auch sympathisch sind.“* (Sonja, Z. 138 ff.) Die Mitstreiter*innen und Sympathie spielen für Sonja eine wichtige Rolle. Und so waren es die anderen Mitglieder, wegen denen sich Sonja

¹⁴⁴ *„Normalerweise macht man es mit mehreren und das sind meistens, muss ich sagen, ja auch wirklich nette Leute. Und das ist in anderen Bereichen oft anders, sehr anders, und insofern bin ich auch froh drum. Weil wenn ich mit zwei, drei netten Leuten, die ich sehr nett finde, da für was kämpfe, von dem ich überzeugt bin, das ist doch toll!“* (Olaf, Z. 184ff.)

in den Organisationen eingebracht hat, in denen sie noch bis heute aktiv ist. Auch Isabelle nimmt an Aktionen teil, um explizit neue Leute kennenzulernen. Durch das gemeinsame Handeln, Diskutieren und das Teilen von Vorstellungen erfährt sie eine Gemeinschaft, in der sie Gesellschaft gestalten möchte. Dabei motiviert es Isabelle, dass auch die anderen die Welt verändern wollen.¹⁴⁵

Bei großen Straßendemonstrationen mit tausenden von Menschen hat Gerd (Z. 418 ff.) die Erfahrung gemacht, dass in 95 % der Fälle aus flüchtigen Kontakten nichts entsteht. Trotzdem sind es nette Kontakte, interessante Unterhaltungen und gleichgesinnte Menschen. In wenigen Fällen ergibt sich aus kurzen Bekanntschaften jedoch auch mehr – und so hat Gerd durch eine Demoteilnahme Freund*innen kennengelernt, mit denen er sich bis heute über Radtouren regelmäßig gegenseitig besucht. Neue Leute kennen zu lernen ist auch für Valeria von Bedeutung und sie glaubt, dass dies einfacher ist, wenn man alleine unterwegs ist. Dadurch treffe sie mehr Leute, als wenn sie mit jemandem gemeinsam an einer Protestaktion teilnimmt und dadurch ihre Aufmerksamkeit auf der Begleitperson legen würde: *„Und man trifft ja auch – wie wir sehen, wir haben uns ja getroffen – man trifft und das ist total spannend und interessant. Würde wahrscheinlich dann eben nicht so sein, wenn ich mit jemandem zusammen wäre, wo wir die Aufmerksamkeit einfach aufeinander haben.“* (Valeria, Z. 836 ff.)

Auch für verhältnismäßig anonyme Mitstreiter*innen gilt also, dass sie Protestierenden aufzeigen, dass man ein gemeinsames Verständnis von Problemen und Situationen hat. Im Prozess der kollektiven Identitätsbildung erkennen die Aktivist*innen, was sie gemeinsam haben und wie sie gemeinsam handeln können. Aus diesen Erfahrungen heraus können neue Freundschaften entstehen, die eine gemeinsame Protesterfahrung zur Grundlage haben. Dabei kann es auch das explizite Ziel sein, durch den Austausch von persönlichen Ansichten und gemeinsamen Protestteilnahmen neue Leute kennenzulernen und Freundschaften aufzubauen, bspw. nach einem Wohnortwechsel.

¹⁴⁵ *„Weil ich mich freue, mit den Menschen da was zusammen zu machen. Gar nicht unbedingt Leute, die vorher meine Freunde waren, sondern die dann meine Freunde werden, einfach dadurch dass man zusammen was macht und diskutiert und feststellt, dass ähnliche Vorstellungen darüber da sind, was man versucht zu erreichen, wie man versucht zu leben. Dass eben alle die Idee haben, wir wollen die Gesellschaft gestalten, wir wollen es besser machen. Das ist schon sehr schön, diese Gemeinschaft zu erleben.“* (Isabelle, Z. 536 ff.)

„Weil, die Leute müssen auch mal zusammenkommen.“ (Franz) – Die Wichtigkeit der Straße für das Zusammengehörigkeitsgefühl

Bei den bisher genannten Aspekten deutet sich schon an, welche entscheidende Rolle die Straße für das Zusammengehörigkeitsgefühl einnimmt. Denn die Argumente, man würde mit neuen Leuten in Kontakt kommen und mit Gleichgesinnten für die gleiche Sache kämpfen, bezogen sich bisher ausschließlich auf Straßenprotestaktionen und Engagement in Organisationen mit lokalen Gruppentreffen. Folglich ist der nächste Aspekt die Wichtigkeit der Straße für Gemeinschaftsgefühle, kollektive Identität und die Vergewisserung der geteilten Werte mit Mitstreiter*innen. Dieser Aspekt wird später ausführlich diskutiert, soll jedoch an dieser Stelle schon als Faktor des Zugehörigkeitsgefühls thematisiert werden.

Besonders im Vergleich zu Netzprotest schätzen Franz und Sybille den Gemeinschaftssinn beim Straßenprotest. Für Sybille sind es die direkte Resonanz und die erlebte Freude, die den Straßenprotest zu etwas Lebendigem machen, dass sich für sie von der Teilnahme an Online-Aktivismus unterscheidet. Auf der Straße sei man mit Gleichgesinnten in Bewegung und würde so anders lernen und aufnehmen: *„Und auch weil ich für das Lebendige bin. Internet ist irgendwo auch virtuell und ich finde es überhaupt wichtig, zum Handeln zu kommen. Und das ist ein Unterschied, ob ich ein paar Knöpfe drücke oder ob ich mich da hinbewege oder auch andere Menschen da treffe. [...] Und wenn es eben eine kreative Aktion ist – ich denke mir, die Freude! Die Freude und die Resonanz zu spüren. Und man ist in Bewegung, das macht nochmal was ganz anderes mit einem. Also, in Bewegung lernt man mehr, nimmt man anders auf.“* (Sybille, Z. 622 ff.) Sybille unterscheidet ganz deutlich zwischen dem bloßen „Knöpfe drücken“ und Straßenaktionen, bei denen sie körperlich präsent ist. Auch Franz schätzt das Zusammenkommen auf der Straße. Er beschreibt es als eine Gemeinschaft, die mehr Zusammengehörigkeit empfindet als der Einzelne bei einer Unterschriftenaktion. *„Und ich sage, der Straßenprotest bleibt weiterhin wichtig. Weil, die Leute müssen auch mal zusammenkommen. Es nützt nichts, wenn ich eine Unterschrift mache, dann werde ich ja keine Gemeinschaft, sondern ich bin dann ein Einzelner, der was gemacht hat.“* (Franz, Z. 605 ff.) Unterstützer*innen von Online-Petitionen machen für Franz keine Gemeinschaft aus, er versteht das Unterzeichnen nur als einzelne Praktik einzelner Bürger*innen. Trotzdem unterschreibt Franz häufig Online-Petitionen.

Ähnlich wie Sybille beobachtet auch Daniela eine große Freude bei Straßendemos, die gerade bei der „Wir-haben-es-satt“-Demo mit Kreativität und Ideenvielfalt einhergeht. Sie freut sich besonders über die Teilnahme älterer Leute

und empfindet trotz Unbekanntheit einen großen Zusammenhalt und Gemeinschaft.¹⁴⁶ Helena wiederum schätzt besonders die Teilnahme von so vielen verschiedenen – jungen und alten – Protestierenden. Zusammen etwas auf die Beine zu stellen beeindruckt sie sehr und macht für sie einen entscheidenden Unterschied im Vergleich zum Online-Aktivismus, bei dem man teils nur unterschreibt und weiter nichts macht. *„Also, wir haben letztes Jahr z. B. bei dieser Kohle-Kette in der Neiße gestanden. Das war so klasse! Und auch zu sehen, wie viele junge und alte, völlig verschiedene Leute da stehen und was zusammen machen! Oder auch diese ‚Wir-haben-es-satt‘-Demo oder so. Das finde ich total toll. Und bei Avaaz, da unterschreibst du halt und ja ...“* (Helena, Z. 504 ff.)

In Einklang mit Castells (1997) Theorie, dass soziale Interaktionen weiterhin in einem „space of places“ stattfinden und kollektive Identitäten eine Art Ankerpunkt in einem ansonsten sehr schwammig gewordenen Terrain darstellen, beschreiben auch die oben genannten Aktivist*innen eine große Wichtigkeit der Straße für das Gemeinschaftsgefühl. Dies gilt weiterhin auch in Zeiten der Digitalisierung und Verbreitung von Online-Protestpraktiken. Die Zusammenkunft mit anderen Bürger*innen, das Spüren von Freude und Resonanz und die gemeinschaftliche Umsetzung konkreter Protestaktionen unterscheiden den Straßenprotest damit erheblich vom ‚Knöpfe drücken‘ oder virtuellen Unterzeichnen einer Petition. Auf der Straße erkennen die Beteiligten, was sie gemeinsam haben und gemeinsam bewirken können (Melucci 1996: 67 ff.). Hier werden gemeinsame Rituale etabliert und Praktiken vollzogen, die wiederum die Bildung einer kollektiven Identität fördern. Dies bestätigt erneut van Stekelenburg/Klandermans (2007) These, dass Gruppenidentifikation die fundamentalste Erklärung für Partizipation an kollektiven Aktivitäten sei. Oben genannte Zitate bestärken dies, denn für viele ist die Straße der Ort, an dem eine Identifikation mit der Gruppe stattfindet. Van Stekelenburg/Klandermans (ebd.) führen ihre Argumentation anhand der drei Begriffe Instrumentalität, Identität und Ideologie aus. ‚Identität‘ bezeichnet dabei den Wunsch, als Teil einer Gruppe zu agieren. Die deutliche Mehrheit der Interview-Partner*innen dieses Samples fühlt sich durch Partizipation an Straßenprotesten eher als Teil einer Gruppe als bei Netzaktivitäten. Gruppenidentifikation bleibt damit ein Offline-Phänomen.

¹⁴⁶ *„Ich freue mich immer, mit wie viel [unverständlich] gerade ältere Leute dabei sind. Diese Ideenvielfalt, auch gerade bei ‚Wir-haben-es-satt‘. Diese Kostüme. Mit welcher Freude die diese Kundgebung gemacht haben, das finde ich so toll! Diese Gemeinschaft, dieser Zusammenhalt! Man kennt sich nicht und trotzdem gehört man zusammen.“* (Daniela, Z. 796 ff.)

*„[...] da ist es halt ganz wichtig, dass man eine Bezugsgruppe hat.“ (Sarah) –
Aufeinander aufpassen fördert die kollektive Identität*

Einen anderen Aspekt, den besonders Sarah und Gerd betonen, stellt das gegenseitige Unterstützen und aufeinander aufpassen dar. Für Sarah ist es wichtig, dass die Jugendlichen, die sie in ihrer Gruppe betreut, auf ihren ersten Demonstrationen positive und friedliche Erfahrung machen und lernen, dass ein Gruppenbezug von Wichtigkeit ist. Egal ob Toilettensuche oder verknackster Fuß, gemeinsam unterwegs und nicht auf sich alleine gestellt zu sein, ist bei einer Straßendemonstration für Sarah von großem Vorteil: *„Wichtig finde ich halt schon, dass man einen Bezug dazu hat, dass man in der Gruppe ist. Weil Demo schon, auch wenn es so eine friedliche Latsch-Demo ist, da kann immer mal was sein. Was weiß ich, ich verknacks mir den Fuß, ich habe ne volle Blase und finde kein Klo oder so. Da können ja Sachen auf einmal ganz existenziell werden [...].“* (Sarah, Z. 1140 ff.) Bei anderen Protestformen wie bspw. einer Castor-Blockade sind wiederum Absprachen in der Gruppe wichtig, wenn es um die persönliche Bereitschaft und deren Grenzen geht. Was macht man mit und wozu ist man nicht bereit? Dies in der Bezugsgruppe vorher abzusprechen hält Sarah für sehr wichtig. Dabei stellt sie fest, dass solche Absprachen am einfachsten sind, wenn man sich untereinander kennt.¹⁴⁷

Dass man bei einer Straßendemonstration aufeinander achten sollte, hat auch Gerd erlebt und möchte diese wichtige Erkenntnis an seinen Enkel weitergeben. Bei einer gemeinsamen Demoerfahrung war ein Rollstuhlfahrer dabei, auf den die Gruppe besondere Rücksicht nahm. Stolz erzählt Gerd, wie sich sein Enkel um den Rollstuhlfahrer kümmerte und Rücksicht darauf nahm, wo die Gruppe mit Rollstuhl gut langlaufen konnte: *„Und auch bei anderen Sachen, dass er dann also ganz gezielt dann irgendwo gucken geht und sagt: ‚Du, wir müssen jetzt da und da lang.‘ Weil er dachte, also er muss jetzt aufpassen. [...] Aber das erlebe ich auch bei Mitdemonstranten. [...] Da guckt man schon aufeinander.“* (Gerd, Z. 533 ff.) Abgesehen von seinem Enkel beobachtet Gerd auch ganz generell ein fürsorgliches aufeinander Achten und Rücksicht nehmen und in stressigen oder unsicheren Situationen ein gegenseitiges Beruhigen. Darüber hinaus achtet eine Gruppe auch besonders dann aufeinander, wenn sie sich einer Gefahr ausgesetzt fühlt. Wie von Gerd weiter oben bereits beschrieben können Polizeipräsenz oder grundsätzlich eine Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner dazu führen, dass sich Gruppen bilden und gegenseitig schützen.

¹⁴⁷ *„Und so bei den Castor-Blockaden, da ist es halt ganz wichtig, dass man eine Bezugsgruppe hat. Das ist ja halt einfach dieses System, dass man halt für sich auch klar hat, was mache ich, was mache ich nicht und wo ist meine Grenze? Die Grenzen der anderen kennen, Unterstützung geben können.“* (Sarah, Z. 1161 ff.)

Im Rahmen einer kollektiven Identität zu erkennen, was man gemeinsam miteinander hat (vgl. Melucci 1996) bedeutet folglich auch, sich in diesen Situationen darauf zu konzentrieren anstatt auf Unterschiede untereinander. So soll ein Rollstuhlfahrer, der vielleicht nicht jeden Weg einer Demoroute gut mitfahren kann, trotzdem an der kollektiven Protestaktion teilnehmen können, wie alle anderen Fußgänger*innen. Ein Netzwerk von aktiven Beziehungen und emotionalen Verwicklungen sorgt dafür, dass aufeinander Rücksicht genommen wird und man sich hilft. Rucht (1995: 14) stellt die These auf, dass kollektive Identitätsbildung jeweils von der Gruppengröße beeinflusst wird. Je kleiner die Gruppe, umso stärker die Identifikation durch konkrete gemeinsame Aktionen. Bei einer Gruppe von Aktivist*innen, die sich gemeinschaftlich auf eine Protestaktion des zivilen Widerstands vorbereiten oder bei einer BUND-Ortsgruppe, die zusammen an einem Demonstrationzug partizipiert, ist die Identifikation mit der Gruppe entsprechend sehr hoch. Hunt/Benford (2004) sprechen hierbei von „boundary work“, welches einerseits die Entwicklung von Strategien im Umgang mit Gegenspieler*innen bezeichnet, andererseits jedoch auch Beziehungsarbeit innerhalb einer Sozialen Bewegung oder Gruppe selbst umfasst. Auch beim Thema Rücksichtnahme und aufeinander aufzupassen, erzählen die Interview-Partner*innen nur von Erfahrungen, die sie im Straßenprotest gemacht haben. Auch hier scheint das Netz eine untergeordnete bis keine Rolle zu spielen.

„[...] eine Erfahrung, die hilft dieses eigene Ohnmachtsgefühl wieder loszuwerden.“ (Gerd) – Einen Gegenpol zum Staat bilden

Wie schon erwähnt, kann die Gemeinschaft der Protestaktion auch dazu dienen, einen Gegenpol zum Staat darzustellen. Sich zu vergewissern, wie viele andere noch die eigene Position vertreten, stärkt das Gemeinschaftsgefühl. Dabei kann es von Vorteil sein, wenn man für die Forderungen ein konkretes Gegenüber benennen und diabolisieren kann. Gerd hilft diese Gemeinschaft dabei, sein Ohnmachtsgefühl loszuwerden. In einer friedlichen Gruppe am Lagerfeuer und mit Musik stärkt er sein Gruppengefühl und bemerkt, dass viele andere aus dem gleichen Grund da sind. Ihm waren Gesang und friedliche Demonstrationen in der Vergangenheit immer wichtiger als Gewalt. *„Oder Brokdorf. Also, dass man diese staatliche Macht hat und man sitzt dann da zusammen. Also, der Staat mit Hub-schraubern bedrückt den einzelnen Bürger und versucht ihn daran zu hindern, da teilzunehmen und dann trifft man sich, sagen wir mal 50 Meter weiter an einem Lagerfeuer, das dann da entzündet worden ist, da sitzen Leute mit Gitarre und dann singt man da irgendwelche Songs der Protestbewegung. Das finde ich unglaublich wichtig. So, und auch eine Erfahrung, die hilft dieses eigene Ohnmachtsgefühl wieder loszuwerden.“ (Gerd, Z. 576 ff.)*

Gerds Beschreibungen veranschaulichen die oben genannte zweite Komponente von „boundary work“ (Hunt/Benford 2004): Die Abgrenzung zu einem Gegenspieler, im Fall der beschriebenen Demonstration, der Staat verkörpert durch Hubschrauber und Polizei. Laut Gamson (1991: 46) ist ein weiterer Faktor, der kollektive Identität prägt, Risiko zu erfahren und in Gefahr zu sein. Wie von Gerd beschrieben solidarisieren sich Protestierende untereinander und widersetzen sich dem Gegenspieler, während dieser versucht, die Protestierenden an ihrem Handeln zu hindern. Einen weiteren wichtigen Faktor für die Bildung einer kollektiven Identität stellt das Loswerden persönlicher Geschichten und Gefühle dar (van Stekelenburg/Klandermans 2007: 17). Unter dem Begriff „Ideologie“ beschreiben die Autor*innen, dass Individuen der Welt Bedeutung geben und durch Partizipation ihren Gefühlen und Ansichten Ausdruck verleihen wollen. Für Gerd geht es im beschriebenen Fall einer kollektiven Demonstrationsteilnahme um das Loswerden eines Ohnmachtsgefühls.

„Nö, das Netz ist unpersönlich.“ (Sven) – Fehlendes Gemeinschaftsgefühl bei Netzaktivismus

Im Einklang mit der Aussage, dass kollektive Identität bei Protestaktionen auf der Straße entsteht, steht die Aussage, dass online kein Gemeinschaftsgefühl aufkommt. Diese Meinung vertreten besonders Olaf, Sven und Gerd. Für Sven ist das Netz unpersönlich, ihm fehlt dort das direkte Gegenüberstehen und Miteinanderreden. Ohne direkten, persönlichen Kontakt entsteht für ihn kein Gemeinschaftsgefühl: *„Nö, das Netz ist unpersönlich. Du musst gegenüberstehen. Und musst reden können, musst jemanden hören, sehen. Und anders geht das gar nicht. Im Netz? Nee. [...] Und dieser Kontakt, dieser menschliche Kontakt, indem man sich gegenüber steht oder rumläuft, ist extrem wichtig und da kann das Netz nie irgendwas machen.“* (Sven, Z. 841 ff.) Ähnlich sieht das Olaf, der zwar über E-Mails und Ähnlichem mit anderen verbunden ist, aber betont, dass dabei immer zuerst der persönliche Kontakt bestanden habe. *„Ein Gemeinschaftsgefühl ist bei mir nie entstanden, wenn ich im Netz großartig aktiv war. Es ist aber bei mir auch eigentlich immer andersrum gewesen: Ich habe Leute persönlich kennengelernt, wie auch immer, über den BUND oder was auch immer. Und dann haben wir halt gesagt: Okay, jetzt tauschen wir mal unsere E-Mail-Adressen oder was auch immer aus, machen irgendeine Skype-Konferenz und dann nutzen wir halt die modernen Medien da.“* (Olaf, Z. 744 f.) Er kritisiert insb. Facebook und das dort vermittelte

Verständnis von Freundschaft, inklusive der Wertung von der Anzahl sogenannter ‚Freundschaften‘.¹⁴⁸

In Konsequenz dessen folgert Gerd, dass es heute gerade für junge Menschen schwieriger geworden sei, feste und langfristige Bindungen einzugehen. Durch die Vielzahl möglicher Kontakte, die das Internet ermöglicht und die weit über den früheren analogen Freundeskreis hinausgehen, verliert man in Gerds Augen die Bindung der Menschen. Dabei spielt es Gerds Meinung nach eine Rolle, dass viele das Gefühl haben, sie müssten sich zwischen der einen oder der anderen Organisation entscheiden und könnten nicht mehrfach aktiv sein. Eine andere Befürchtung ist, dass man sich mit bestimmtem politischem Engagement die Zukunft verbauen könne, dass politisches Engagement also – je nach Ort – nicht überall gern gesehen sein könnte.¹⁴⁹

Das von Melucci (1996) für die Bildung einer kollektiven Identität benötigte Netzwerk aktiver Beziehungen und emotionaler Verwicklungen lässt sich laut der oben genannten Interview-Partner im Netz nicht finden bzw. aufbauen. Gerds Argumente stützen die Thesen von Bennett/Seegerberg (2012) einer zunehmenden Personalisierung und Individualisierung von Engagement. In „personalized action formations“ (ebd.: 744) wird ein Rückgang von Mitgliedschaften und Loyalitäten gegenüber Institutionen beobachtet. Auch Gerd vermutet, dass sich insb. junge Menschen nicht mehr verpflichtend an eine Organisation binden wollen, sondern sich eher sporadisch einbringen. Olaf und Sven widersprechen jedoch der von Bennett/Seegerberg (ebd.) geäußerten These, dass das Teilen von Informationen und die Wichtigkeit der Telekommunikationsmedien dabei im Zentrum stehen würden. Vielmehr sind die Interview-Partner der Meinung, dass reale Begegnungen weiterhin die Grundlage für Engagement bilden.

¹⁴⁸ „Aber das ist ja genauso wie bei Facebook – was ist das für ein Schwachsinn? Das kann man doch überhaupt nicht ernst nehmen. Ich meine, da gibt’s Leute, die haben soundso viel tausend Freunde. Erstmal, du kannst ja gar nicht soundso viel tausend Freunde haben. Zweitens, da müsste doch jetzt dieser Mensch, der soundso viel tausend Freunde hat viel freundschaftlicher verbunden sein oder viel toller sein als einer, der irgendwie nur fünf Freunde hat und das ist doch auch Schwachsinn.“ (Olaf, Z. 765ff.)

¹⁴⁹ „Also, das Internet ermöglicht so vieles, wo wir früher nur über Kontakte über Bekannte, über Freunde oder so, ran gekommen sind und das hat zur Folge, dass dann Dinge einfach passieren und aus dem Ruder gehen, dass die Menschen – gerade auch junge Menschen – sich gar nicht mehr binden wollen. Weil die haben so ein bisschen auch Angst vor dem Seelenverkäufer. Also, wenn ich da bin und wenn ich da so aktiv bei dem einen bin, dann ist das so, sage ich mal, wie früher das Christentum oder so Geschichten. Dann darf ich nichts anderes oder darf ich andere Dinge nicht tun. Ja und natürlich auch bei jungen Menschen die Angst, sich die eigene Zukunft zu verbauen, wenn sie sich bei bestimmten Leuten einfach politisch engagieren.“ (Gerd, Z. 965ff.)

„[...] da bleibt man dann doch in Kontakt [...].“ (Mareike) – Zugehörigkeit im Netz
 Einzig Mareike ist der Meinung, dass man übers Netz schnell Bekanntschaften schließt und sich dort als Kollektiv fühlt. Durch eigene Gruppen, sie meint dabei insb. Facebook, fühlt sie sich schnell zugehörig: *„Also ich muss sagen, man schließt sehr schnell Bekanntschaften übers Netz und meistens finden sich Leute auch, wo es zusammenpasst. Und da fühlt man sich, dadurch dass man auch dann eine eigene Gruppe hat, geheim oder geschlossen oder offen, wie auch immer, fühlt man sich natürlich dazugehörig. Und auch recht schnell.“* (Mareike, Z. 1057 ff.)
 Durch das Netz entstehen und halten für Mareike Freundschaften, unabhängig von der ansonsten für Freundschaften relevanten Distanz bzw. Nähe. Durch neue ICTs sei es heute einfacher den Kontakt längerfristig zu halten oder die Zeit zwischen physischen Treffen, bspw. bei Demos, zu überbrücken: *„Und es entstehen definitiv Freundschaften und auch längerfristig. Auch wenn man von weiter weg ist. Aber durch die E-Mail und so, auch Facebook, da bleibt man dann doch in Kontakt, hört öfter voneinander und so ist das Thema ‚Aus den Augen, aus dem Sinn‘ dann nicht mehr so präsent wie früher.“* (Mareike, Z. 1248 ff.)

Anders als von den restlichen Interview-Partner*innen beschrieben, lassen sich die von Melucci (1996) genannten Prozesse kollektiver Identitätsbildung durch Netzwerke aktiver Beziehungen laut Mareike auch im Internet finden und aufrechterhalten. Sie findet im Netz Gleichgesinnte und tauscht sich online aus. Durch offene und insb. durch geschlossene Facebook-Gruppen findet auch hier „boundary work“ (Hunt/Benford 2004) statt, welches Abgrenzung zu anderen Gruppen markiert und damit eine Innenwirksamkeit innerhalb der Gruppe erzeugt. Mareike würde Bennett/Segerbergs (2012) Argument bzgl. der Wichtigkeit von ICTs und dem Teilen von Informationen im Netz vermutlich zustimmen. Sie sieht viele Vorteile in der Nutzung digitaler Medien, insb. um räumliche Distanzen zu überwinden.

„[...] Aufgaben zu verteilen und sich das zu teilen und dann macht es auch mehr Spaß.“ (Stefanie) – Gemeinschaft durch Arbeitsteilung

Einem ganz anderen, bisher nicht berücksichtigten, aber wichtigen Aspekt von Gemeinschaft stellt es dar, sich Verantwortung, Last und Aufgaben untereinander zu teilen. Stefanie nennt die Vorteile davon, in einer Gruppe zu arbeiten: Gemeinsam Prioritäten setzen, Aufgaben verteilen, sich austauschen, Spaß haben und dadurch den Gemeinschaftssinn stärken. Sie betont insb. den Spaßfaktor und dass es hilfreich sei, auch mal lachen zu können, anstatt sich über etwas zu

ärgeren.¹⁵⁰ Isabelle findet Gemeinschaft großartig. Denn so könne man sich vernetzen und gemeinsam mehr schaffen, als alleine: „*Man braucht Zeit, sich mit anderen Menschen zu vernetzen, weil man nicht alles selber machen kann und ja auch gar nicht will. Ich finde Gemeinschaften großartig, zusammen kriegt man immer viel mehr hin.*“ (Isabelle, Z. 289 ff.) Isabelles Aussage verdeutlicht einen strukturellen Aspekt, der bereits in Abschnitt 5.1 „Ressourcen“ beschrieben wurde: Netzwerke dienen als wichtige Ressource, weil man alleine gar nicht alles schaffen könne. Von anderen Menschen, ihrem Wissen und ihren Fähigkeiten profitieren zu können, setzt ein aktives Netzwerk mit guten Kontakten voraus. Sybille wiederum beobachtet bei ihrem Gartenprojekt, dass sich bei mehreren Aktiven die Arbeit aufteilen lässt und somit weniger Last und Verantwortung auf den Schultern von Einzelnen lastet. So ist es in Konsequenz nicht schlimm, wenn einige wenige Personen (länger) ausfallen.¹⁵¹

Diese Aussagen stützen Meluccis (1996) These, dass kollektive Identität eng an kollektive Aktionen gebunden ist. Gemeinsam aktiv zu werden, Teil einer (formellen) Organisation zu sein, evtl. mit festen Ritualen und Ressourcen – oder wie hier beschrieben auch mit Arbeitsteilung und bestimmten Aufgabenbereichen – stärkt kollektive Identität. Hunt/Benford (2004) führen aus, wie wichtig Emotionen und Bindungen innerhalb einer Gruppe für das Gemeinschaftsgefühl sind. In der Gruppe zu agieren, sich aufeinander zu verlassen, sich auszuhelfen und Arbeit und Verantwortung aufzuteilen, hat positive Effekte auf die kollektive Identitätsbildung innerhalb der Gruppe.

„Und auch dieses Gemeinsam-voneinander-Lernen [...].“ (Sybille) – In der Gemeinschaft Wissen weitervermitteln

Wie im Fall von Gerd und seinem Enkel, dient die Gemeinschaft bei Protestaktionen auch dazu, voneinander zu lernen, Wissen weiterzugeben und Vorbildfunktion einzunehmen. Gerds Schwiegersohn starb früh und so ist es Gerd ein ganz besonderes Anliegen, seinem zehnjährigen Enkel eine Leitfigur zu sein, vielleicht ein

¹⁵⁰ „Und dann ist es immer gut, in einer Gruppe zu sein, denn das hilft die Prioritäten zu setzen und Aufgaben zu verteilen und sich das zu teilen und dann macht es auch mehr Spaß. Weil man sich dann darüber austauscht und das vielleicht auch zusammenschweißt oder so. Wenn man mal darüber lachen kann, anstatt sich zu ärgern. Ja, das ist glaube ich sehr wichtig, dass man dabei Spaß hat. Und das geht glaube ich besser zusammen, gemeinsam.“ (Stefanie, Z. 996 ff.)

¹⁵¹ „Das ist das Schöne, das ist wirklich das Schöne: Bei den Gemeinschaftsgärten lastet nicht so viel auf den Schultern eines Einzelnen. Es wird von der Gemeinschaft getragen und es kann jemand mal Wochen wegbleiben und dann wiederkommen und es ist gut.“ (Sybille, Z. 831 ff.)

Stückweit Vaterersatz zu sein und dem Enkel Vertrauen ins Leben zurückzugeben. Auf die Frage, ob es ihm wichtig sei, seine Familie bei Protestaktionen dabei zu haben, antwortet Gerd: *„Also, ich finde es schon schön. Aber das hat was mit der Geschichte meines Enkels zu tun. Dass er seinen Vater verloren hat und so. Dass der so eine Leitfigur auch hat, der auch mal ganz was anderes macht. [...] Ja, und ich merke auch, dadurch kriegen wir auch eine gute Nähe, wir zueinander. Und er auch wieder Vertrauen zum Leben.“* (Gerd, Z. 514 ff.)

Einen Lerneffekt beobachtet auch Sybille in ihrer Urban-Gardening-Gruppe. Zu lernen, wie man sich selbst ernährt, wie welche Pflanze aussieht und wie man sich in die Gruppe einbringen kann, sind nur einige Facetten, die sie am Gärtnern schätzt. Sybille betont insb. die Anschaulichkeit und schnelle Wirksamkeit auf den Menschen, die Gartenprojekte für sie besonders effektiv machen. *„Also, gerade auch beim Gärtnern wird das ja deutlich: Dass so dieses selbst was zu essen anzubauen, ganz viele Facetten hat. [...] Es hat was mit Lernen zu tun: Wie könnte ich mich selbst ernähren? Und was geht denn eigentlich? Viele wissen ja nicht mal, wie eine Bohnenpflanze aussieht. Also, das ist ein starker Lerneffekt. Und auch dieses Gemeinsam-voneinander-Lernen, diese Gemeinschaft und diese Freude [...].“* (Sybille, Z. 848 ff.)

Auch Sybilles Ausführungen unterstreichen die Wichtigkeit von gemeinsamen Praktiken, Ritualen und kulturellen Artefakten, sowie die Bedeutung von emotionalen Verwicklungen und einem Netzwerk aktiver Beziehungen (Melucci 1996) für zivilgesellschaftliches Engagement. In der Gemeinschaft wird Wissen etabliert und weitervermittelt, es werden Rituale gegründet und weitergeführt und Vorbildfunktionen übernommen. Insbesondere Gerds Ausführungen veranschaulichen die These von Bimber/Flanagin/Stohl (2005, 2012), dass individuelle Faktoren mindestens genauso wichtig für Partizipation sind wie organisationale. Mit der Mitnahme seines Enkels auf Straßendemonstrationen und der Übernahme der Rolle als Vaterfigur betreibt Gerd aktiv Identitätsarbeit, indem er eine persönlich bedeutungsvolle Identität im Kontext der kollektiven Identität in der Umweltschutz-Bewegung kultiviert (vgl. Haenfler/Johnson/Jones 2012; Teske 2009). Van Stekelenburg/Klandermands (2007) nennen zwar den Erfahrungsaustausch unter Aktivist*innen als wichtigen Aspekt der Motivation für Partizipation, darüber hinaus ist der Bereich des Wissenstransfers jedoch wenig erforscht.

Zusammenfassung

Die Analyse der Kategorie Kollektive Identität zeigt deutliche Übereinstimmungen mit klassischen Ansätzen der Forschung wie bspw. von Melucci (1996) und van Stekelenburg/Klandermands (2007). Auch die Interview-Partner*innen beschreiben Zugehörigkeit und kollektive Identität als etwas, das sich aus

gemeinsamen Protestaktionen, Praktiken, Zielen und auch aus der Erinnerung an gemeinsame Protesterfahrungen, z. B. aus den 1980er Jahren, heraus entwickelt. Auf der Straße und durch das gemeinsame Auftreten und sich als Gruppe Bewusstwerden, erkennen sie Gemeinsamkeiten und identifizieren sich mit anderen Protestierenden. Aus gemeinsamer Protesterfahrung können Freundschaften oder gar familienähnliche Gebilde entstehen und weil davon ausgegangen werden kann, dass man bei Aktionen oft auf die gleichen ‚üblichen Verdächtigen‘ trifft, sind viele Bürger*innen auch bereit, ohne Freund*innen oder feste Vereinbarungen mit anderen an Straßenaktionen teilzunehmen. Mit Ausnahme einer Interview-Partnerin beschreiben alle, dass sie kollektive Identität und Gemeinschaft in erster Linie bei Offline-Aktionen empfinden und es die gemeinsamen Praktiken sind, die zusammenschweißen. Dabei spielt auch eine Rolle, dass es bei größeren Aktionen wie Straßendemos oft nötig ist, aufeinander aufzupassen, sich eine Bezugsgruppe zu suchen und eventuell sogar einer Gefahr durch Staatsgewalt oder Gegendemonstrant*innen ausgesetzt zu sein.

In der bisherigen Forschung vernachlässigt, hier jedoch von Relevanz, ist die Teilnahme an Protestaktionen mit dem expliziten Ziel, neue Leute kennenzulernen. Sei es wegen eines Wohnortwechsels oder weil aus dem bisherigen Freundeskreis niemand Interesse an einer Demoteilnahme hat. Manche Interview-Partner*innen partizipieren bei Protestaktionen, weil sie davon ausgehen, dass sie aufgrund geteilter Interessen und Wertvorstellungen dort Gleichgesinnte kennenlernen können. Ein weiterer Faktor, der in der bisherigen Forschung zu kollektiver Identität wenig berücksichtigt wird, ist das Teilen von Arbeit und Verantwortung. Im Team lassen sich Aufgaben auf mehrere Schultern verteilen und ein zeitweiser Rückzug aus Aktivitäten, z. B. wegen Urlaub, Arbeit oder Studium, kann von anderen Personen der Gruppe aufgefangen werden. Während ein Erfahrungsaustausch unter Aktivist*innen zwar von van Stekelenburg/Klandermans (2007) als Aspekt der Motivation genannt wird, steht eine detailliertere Analyse der Bedeutung von Wissenstransfer und der (Weiter-)Entwicklung von Wissen in Protestgemeinschaften hingegen noch aus.

Eine von van Stekelenburg/Klandermans (ebd.) und anderen Autor*innen beschriebene Gruppenidentifikation ist, mit Ausnahme von Mareike, für die Interview-Partner*innen online nicht erfahrbar. Praktiken des Online-Aktivismus werden zwar von einigen Bürger*innen geschätzt und auch praktiziert, tragen jedoch nicht zu einer Gemeinschaftsbildung teil. Die Digitalisierung und die Verbreitung von Social Media haben daran nichts geändert. Auch schafft es Online-Aktivismus nicht, Aspekte von Straßendemonstrationen und Arbeit in Verbänden wie das gemeinsame Erleben von Gefahr, Freude oder Arbeitsteilung zu kompensieren oder Pendanten dazu zu erschaffen. Warum trotzdem ein Großteil

der Interview-Partner*innen zahlreiche Vorteile im Netzaktivismus sieht und das Netz für vielerlei Aktivitäten nutzt, wird insb. im siebten Kapitel deutlich, wenn es um die Einstellungen zu Netzaktivismus und der Kritik des Clickivism geht. Die Erfahrung einer kollektiven Identität ist jedenfalls nicht der Beweggrund für die Interview-Partner*innen, sich im Netz zu engagieren.

Kategorie „Mitgliedschaft“

„Mitarbeiten, selbst unterstützen, selbst Hand anlegen, selbst präsent sein.“ (Helena) – Mitgliedschaft als konkrete Praktik und aktive Mitarbeit

Für den Großteil der Interview-Partner*innen bedeutet Mitgliedschaft in erster Linie – aber nicht zwangsläufig ausschließlich – sich aktiv für etwas einzusetzen, einen aktiven Anteil zu haben, anzupacken und mitzuarbeiten. Dabei steht eine konkrete Handlung in Zusammenhang mit der entsprechenden Organisation im Mittelpunkt. Für Olaf ist es das Tun, das Mitgliedschaft ausmacht. Nur Geld zu zahlen, ist für ihn keine Mitgliedschaft: *„Also ich denke generell, wenn ich irgendwo Mitglied werde, dann heißt das für mich auch, dass ich mich da persönlich engagiere. Also, dass ich da eben irgendwie was tue. Also nur irgendwie da das Geld abzudrücken im Jahr, das wäre mir jetzt eigentlich nicht genug.“* (Olaf, Z. 860 ff.) Sarah will einen aktiven Anteil an einer Organisation oder einem Verein haben, wenn sie sich dort Mitglied nennt. So versucht sie bspw. beim Verein zur Erhaltung der Nutzpflanzenvielfalt (VEN) immer Saat zum Tauschen mitzubringen.¹⁵² Auch Sonja und Valeria halten es bei einer Mitgliedschaft für nötig, mitzuarbeiten. Auf die Frage, ab wann sie sich als Mitglied von etwas fühle, antwortet Sonja: *„Ja, sobald ich halt in der Gruppe arbeite. Sobald ich da zu einer Gruppe dazugehöre, würde ich mal sagen.“* (Sonja, Z. 868 ff.) Valeria begründet ihre Aussage, bei Campact kein offizielles Mitglied zu sein, damit, dass sie nicht aktiv mitarbeiten würde, wie bspw. Flyer zu verteilen, aufzubauen oder anderweitig zu organisieren.¹⁵³ Helena wiederum nennt Mitgliedschaft, selbst Hand anzulegen und präsent zu sein. *„Mitarbeiten, selbst unterstützen, selbst Hand anlegen, selbst präsent sein. [...] Also, da merke ich jetzt gerade, dieses persönliche Tun und Machen, das ist für mich Mitglied.“* (Helena, Z. 1125 ff.) Auch Günter hält es bei

¹⁵² *„Und ja, Mitgliedschaft ... Sagen wir mal der VEN, da ist schon so was, wo ich halt auch einen aktiven Anteil habe. Dass ich z. B. dann wirklich versuche, da bei den Saatgutbörsen zumindest auch was beizusteuern.“* (Sarah, Z. 1178 ff.)

¹⁵³ *„Aktiv da drin zu sein. Ich müsste mich bei denen melden und sagen: ‚Ich bin in Berlin und wenn es was zu tun gibt, bitte her.‘ Flyer verteilen und Sachen und bauen und machen und organisieren ... Und dies und das. Und das mache ich ja alles nicht.“* (Valeria, Z. 760 ff.)

einer Mitgliedschaft für nötig, aktiv zu partizipieren und beruft sich dabei grundsätzlich auf Vereinsversammlungen, bei denen für ihn Anwesenheit ein Muss ist, sobald er dort Mitglied ist: *„Mitgliedschaft ist für mich immer aktive Mitgliedschaft. Also, wenn ich irgendeinem Verein beitrete, da gehe ich auch zur nächsten Jahresversammlung. Das gilt für den Turnverein genau wie für den BUND. Das ist für mich Mitgliedschaft. Ich würde mich nicht engagieren, ich würde nicht in einem Verein drin sein, wenn ich mich nicht auch tatsächlich dafür interessiere und da auch richtig was mitmache.“* (Günter, Z. 633 ff.) Felix nennt Mitgliedschaft ein Geben und Nehmen. Allein das Zahlen eines Beitrages oder das Erhalten einer Zeitschrift macht für ihn noch keine Mitgliedschaft aus. Er müsse aktiv etwas machen, um sich als Mitglied von etwas zu fühlen.¹⁵⁴

Auch ein eventueller Ortsbezug und persönliche Kontakte machen Mitgliedschaft aus. Für Olaf ist es von entscheidender Bedeutung, dass er bei einer Ortsgruppe vom BUND – anders als z. B. bei Greenpeace – echte Menschen vor sich hat, mit denen er zusammen arbeitet: *„Weil eben der BUND jetzt im Gegensatz zu Greenpeace, was ja eine reine Kopforganisation ist, eben in den ganz vielen kleinen Orts- und Kreisverbänden usw. aktiv ist mit wirklich Menschen aus Fleisch und Blut vor Ort, die da irgendwas machen. Und bei Greenpeace ist es ja das Gegenteil, du hast ja eigentlich nur Professionelle und die sitzen da in Hamburg.“* (Olaf, Z. 814 ff.) Auch für Sonja und Stefanie sind es der persönliche Kontakt und die persönliche Präsenz, die Mitgliedschaft ausmachen: *„Also für mich persönlich ist schon der persönliche Kontakt wichtig, um mich als Mitglied zu fühlen.“* (Sonja, Z. 897 ff.) Ähnlich formuliert es Stefanie: *„Na ja, Mitgliedschaft ist so eine vage Definition. Ich würde es in erster Linie irgendwie mit einem Verein definieren. Also Vereinsmitglied – und das ist eben persönlich präsent. Und das ist für mich dann auch ein Mitglied.“* (Stefanie, Z. 1073 ff.)

Die oben ausgeführten Verständnisse von Mitgliedschaft als aktive Handlung vor Ort und mit anderen Menschen veranschaulichen Meluccis (1996: 67 ff.) Beschreibung von kollektiver Identität als Prozess, bei dem eine gemeinsame Sprache, Rituale, Praktiken und kulturelle Artefakte eine tragende Rolle spielen. Wie im Konzept der Collective Action Frames (Bennett/Segerberg 2012), bauen auch oben zitierte Interview-Partner*innen auf eine starke Identifikation mit der

¹⁵⁴ *„Also für mich würde Mitgliedsein tatsächlich über einen finanziellen Beitrag hinausgehen. Damit ich wirklich sage, da bin ich Mitglied. Wenn ich jetzt an Amnesty International denke – die kurze Zeit, die ich Mitglied war, indem ich einen finanziellen Beitrag gezahlt habe und die Zeitschrift bekommen habe, [...] da habe ich mich auch nicht als Mitglied gefühlt, auch wenn ich es da als zahlendes Mitglied quasi war. Auch da hätte ich [...] schon hingehen müssen und vielleicht einmal in der Woche was machen müssen, um mich so zu fühlen. [...] für mich gehört schon ein Geben und Nehmen dazu.“* (Felix, Z. 811 ff.)

Organisation und vertreten ein Mitgliedschaftsverständnis mit starken Bindungen. Diese Bindungen bedeuten, sich an konkreten Handlungen zu beteiligen und aktiv mitzumachen. Damit stützt dieses Mitgliedschaftsverständnis van Stekelburg/Klandermand (2007: 8) These, dass eine hohe Gruppenidentifikation die fundamentalste Erklärung dafür ist, warum Menschen an kollektiven Aktionen partizipieren. Nimmt jemand an Aktionen teil, agiert er/sie damit als Repräsentant*in dieser Gruppe und ihrer Interessen. Da die Interview-Partner*innen u. a. auch eine persönliche Präsenz und den lokalen Ortsbezug als Aspekte von Mitgliedschaft betonen, liegt diesem Mitgliedschaftsverständnis eindeutig ein Offline-Bezug zugrunde, bei dem Praktiken außerhalb des Internets im Mittelpunkt stehen.

„[...] da fühle ich mich emotional total stark verbunden [...].“ (Sarah) – Mitgliedschaft als emotionale Verbundenheit

Wie unter dem Aspekt Emotionen schon beschrieben, geht für Sarah Mitgliedschaft sehr mit emotionalen Verbundenheitsgefühlen einher. Diese können mit der Zeit entstehen – dadurch, dass man schon lange bei etwas dabei ist – oder sich rein emotional entwickeln, bspw., weil jemandem ein Thema sehr am Herzen liegt. Alleine nur das Empfangen eines Newsletters und Zahlen eines Beitrages macht für Sarah in der Regel noch keine Mitgliedschaft aus, in manchen Fällen ist ihre emotionale Verbundenheit jedoch so stark, dass sie sich trotz bisher fehlendem aktivem Beitrag als Mitglied fühlt. Aus diesem Grund nimmt sie sich im Fall des Botanischen Gartens schon lange vor, einmal zur Mitgliederversammlung zu gehen: *„Also, wenn ich einen Newsletter von einer Organisation krieg, würde ich nicht sagen, dass ich da Mitglied bin. Weil, ich überlege jetzt auch so bei anderen Vereinen, z. B. da dieser Botanische Garten Gießen. Da merke ich so, da fühle ich mich emotional total stark verbunden, weil ich das nen kleinen Ort in Gießen finde. [...] Also, das geht dann ja schon übers Beitrag-Zahlen hinaus. Ich sage mal, denen fühle ich mich verbunden. Das ist mehr eigentlich so was Emotionales.“* (Sarah, Z. 1204 ff.) Im Falle des Verkehrsclub Deutschland empfindet Sarah eine emotionale Verbundenheit, die auf der Dauer ihres Engagements basiert. So würde sie sich alleine aufgrund der Zeit hier als Mitglied bezeichnen.¹⁵⁵

Für Isabelle und Helena ist Mitgliedschaft ein Gefühl von Zugehörigkeit. Laut Isabelle kann sich ein solches Gefühl nach einiger Zeit entwickeln – dann fühlt sie sich als Mitglied – oder eben ausbleiben und in Konsequenz dessen

¹⁵⁵ *„Ja doch, beim VCD würde ich mich auch als Mitglied bezeichnen. Da bin ich schon so lange dabei. Und ich glaube, das ist mehr so eine emotionale Verbundenheit.“* (Sarah, Z. 1222ff.)

würde sie wieder Abstand von entsprechender Gruppe nehmen. Welchen formellen Organisationsgrad ein Zusammenschluss hat, ist für Isabelle dabei nicht von Relevanz.¹⁵⁶ Auch Helena definiert Mitgliedschaft über ein Zugehörigkeitsgefühl, was sie bspw. bei Campact, aber auch bei der Evangelischen Kirche empfindet: *„Also, ich fühle mich schon dazugehörig. Es ist nicht so, dass ich jetzt sage: Das [Campact] ist eine Gruppe, die unterstütze ich – was weiß ich – wie – keine Ahnung – die Evangelische Kirche oder so, da bin ich auch. Aber da fühle ich mich wirklich mit drin.“* (Helena, Z. 1095 ff.)

Franz will Mitgliedschaft ganzkörperlich leben, für ihn bedeutet das, *„mit Haut und Haaren dabei zu sein. Ein integraler Bestandteil.“* (Franz, Z. 451 ff.) Für ihn ist es – ebenso wie für Sarah, Isabelle und Helena *„vielleicht so das Gefühl mit dazu zu gehören.“* Am Beispiel von Greenpeace erläutert er, dass er unsicher sei, ob er alleine durch den Mitgliedsbeitrag Mitglied sei oder nicht. Da er aber Teil der Trommelgruppe ist, fühle er sich über diesen Weg der Organisation zugehörig: *„Das ist mir da jetzt gar nicht so richtig klar, was da bei Greenpeace Unterstützer ist. Ich zahle halt monatlich meinen Beitrag und kriege da irgendwie eine Quittung dafür. Ob ich damit jetzt Greenpeace-Mitglied oder nicht bin, weiß ich gar nicht, ehrlich gesagt. Aber ich fühle mich dazugehörig, weil ich ja in der Trommelgruppe bin und die Nähe reicht mir dann.“* (Franz, Z. 475 ff.)

Die Aussagen von Sarah stützen Meluccis (1996) These, dass kollektive Identität neben einer gemeinsamen Definition von Zielen, Mitteln und Aktionsfeldern und einem Netzwerk aktiver Beziehungen auch einer gewissen emotionalen Investition bedarf. Eine emotionale Verwicklung der Aktivist*innen spielt demnach eine tragende Rolle bei der Entscheidung für Engagement. Die Wichtigkeit von Emotionen und Bindungen betonen auch andere Autoren wie Hunt/Benford (2004) oder Jasper (1997). Flesher-Fominaya (2007) argumentiert, dass eine gemeinsame Teilnahme an Protestereignissen die Bindung unter Aktiven stärkt und eine gemeinsame Protestgeschichte entstehen lässt. Dies ist der Fall bei Sarah, die ihr Mitgliedschaftsgefühl u. a. darauf begründet, dass sie schon lange in einer bestimmten Gruppe engagiert ist. Gegensätzlich zu Bennett/Segerbergs

¹⁵⁶ *„Also eben so bei dieser Gemeinschaftsgartengruppe, die hat keine formelle Organisation, das ist kein Verein, sondern: Wer regelmäßig zu den Treffen kommt, der ist Mitglied. Es gibt so ein paar die sind im E-Mail-Verteiler drin, auch schon ganz lange, aber kommen nie zu den Treffen. Die würde ich nicht unbedingt als Mitglied zählen. Also, das ist ein sehr, sehr schwammiger Übergang. Und für mich ist es einfach so, ich mache das fest an dem Gefühl, gehöre ich dazu oder gehöre ich nicht dazu. Und das stellt sich einfach nach einer Weile ein, wenn man dabei ist oder irgendwann stellt man auch fest: ‚Mh, nee ich glaube hier bin ich nicht Mitglied.‘ Das lasse ich ein bisschen ruhen und setze meine Kraft woanders ein.“* (Isabelle, Z. 580 ff.)

(2012) These, dass die Loyalität gegenüber Organisationen zurückgeht und personalized action formations die collective action frames ablösen, zeichnen sich die hier zitierten Interview-Partner*innen durch eine verhältnismäßig hohe Identifikation mit Organisationen aus. Die Aussagen widersprechen auch den Beschreibungen von Haenfler/Johnson/Jones (2012), die ähnlich wie Bennett/Seegerberg (2012) von losen Kontakten zu formalen Organisationen und informellen sozialen Netzwerken ausgehen. Sich über längere Zeit bei einer Organisation zu engagieren, kann ein Faktor sein, der emotionale Bindung verstärkt.

„[...] als nur finanzieller Unterstützer würde ich mich eigentlich nicht als Mitglied bezeichnen.“ (Kilian) – Das Verhältnis von Mitgliedschaft zu Beiträgen und Formularen

Beim Thema Geld gehen die Meinungen auseinander. Sechs Interview-Partner*innen sind der Meinung, dass finanzielle Unterstützung ein Aspekt von Mitgliedschaft sein kann und als Grundlage von Mitgliedschaft ausreicht. Begründet wird dieses Argument damit, dass finanzielle Unterstützung Wertschätzung für die Arbeit einer Organisation ausdrückt. Einige Gesprächspartner*innen gaben an, einen Verein oder eine Initiative zu unterstützen, weil sie wüssten, was die Arbeit der Organisation koste oder weil sie besonders gutes Infomaterial habe. Knapp die Hälfte der Interview-Partner*innen ist jedoch der Meinung, dass Spendengelder alleine keine Mitgliedschaft ausmachen.

Sarah weiß aus eigener Erfahrung beim BUND, dass ein solcher Verein immer auch von zahlenden Mitgliedern abhängig ist. Aktives Engagement sei zwar schön und wünschenswert, aber man brauche auch eine finanzielle Basis zur Grundlage der Arbeit. Deswegen betrachtet sie Mitgliedschaft auch als Solidarbeitrag für die Arbeit einer Organisation: *„Ja, dass ich da halt eben Mitglied bin, also einen Beitrag, mit dem Mitgliedsbeitrag einfach hoffe, die Arbeit von dem Verein damit zu unterstützen. Ich kenne es ja halt vom BUND, da ist halt ganz wichtig, dass es viele Mitglieder gibt, die zahlen. Dass man da eine gewisse finanzielle Basis hat. Und wenn die sich dann auch engagieren, ist es natürlich noch schöner. Aber das Geld muss ja auch irgendwo herkommen. [...] Zum Teil betrachte ich Mitgliedschaft als eine finanzielle Unterstützung sozusagen, dass ich da einfach einen Solidarbeitrag gebe. Weil ich die Themen gut finde, die da bearbeitet werden.“* (Sarah, Z. 35 ff.) Ähnlich sieht es auch Sven, der betont, dass Infomaterial, Plakate und Co.

viel Geld kosten und der durch seine Mitgliedsbeiträge die Arbeit der Organisation unterstützen will.¹⁵⁷ Für Gerd ist eine Mitgliedschaft in Form finanzieller Unterstützung auch Ausdruck von Wertschätzung. So bspw. im Fall der Freiwilligen Feuerwehr: *„Ich sage mal, ich bin z. B. Fördermitglied bei uns in der Freiwilligen Feuerwehr; aus dem einfachen Grunde, dass ich nie aktiven Feuerwehrdienst gemacht habe, weil ich da keine Zeit dazu hatte – ich ja aber weiß, dass es bei uns schlecht bestellt wäre, ohne Feuerwehr! Das heißt, da leiste ich meinen Förderbeitrag und unterstütze damit die Arbeit.“* (Gerd, Z. 905 ff.)

Julia und Daniela verstehen Mitgliedschaft vorneweg erst einmal nur als Überweisung eines Geldbetrags. Eine Identifikation mit der Organisation oder Mitarbeit sind für sie davon getrennt zu betrachten: *„Also, für mich ist dieser Begriff Mitgliedschaft oder Mitglied-Sein tatsächlich nur mit dieser Überweisung vom Bankkonto verbunden. Das hat nichts weiter mit meiner Identifikation mit irgendeinem Verband zu tun. Also, ich wurde z. B. neulich spontan Mitglied bei den Maltesern, weil ich das gebraucht habe, um da das Praktikum machen zu können, worauf ich einfach Lust hatte. Also, das ist einfach: Der Zettel ist unterschrieben und sonst habe ich nichts weiter damit zu tun.“* (Julia, Z. 832 ff.) Und auch Markus versteht als Mitglied grundsätzlich zahlende Unterstützer*innen: *„Also wie in jedem normalen Verein, dass man Beitrag zahlen muss, das sind eigentlich die richtigen Mitglieder.“* (Markus, Z. 685 ff.)

Kilian, Sonja und Stefanie hingegen würden sich als rein finanzielle Förderer nicht automatisch auch als Mitglieder einer Organisation verstehen. Auf die Frage, ob sie sich während der Spenden an Greenpeace auch als Mitglied der Organisation gefühlt hätte, antwortet Stefanie: *„Ne, nicht. Weil ich mich nicht persönlich praktisch engagiert habe.“* (Stefanie, Z. 1064 ff.) Diese Interpretation von Mitgliedschaft passt zu einem Verständnis von Mitgliedschaft als aktive Mitarbeit. So sieht es auch Sonja, die sich nicht als Mitglied von PETA fühlt, weil sie nicht bei den Aktionen involviert ist.¹⁵⁸ Auch Kilian vertritt die Meinung, dass alleine finanzielle Unterstützung nicht mit Mitgliedschaft gleichzusetzen sei: *„[...] also jetzt als nur finanzieller Unterstützer würde ich mich eigentlich nicht als Mitglied bezeichnen.“* (Kilian, Z. 1038 ff.)

Mit Blick auf Geld und Mitgliedsbeiträge lassen sich folglich grob drei Lager unterscheiden: Einige sind der Meinung, dass Mitgliedschaft ähnlich wie bspw.

¹⁵⁷ *„Dass mit dem Geld, was man da investiert, die Leute unterstützt werden. Weil ich weiß, was Plakate machen kostet und die leben ja auch teilweise hauptberuflich davon.“* (Sven, Z. 961 ff.)

¹⁵⁸ *„Nein, nein. [...] da mache ich ja keine Aktionen, ich mache ja noch nicht mal einen Infostand. Das unterstütze ich halt, weil – wahrscheinlich war ich da gerade auf die Massentierhaltung sauer.“* (Sonja, Z. 877 ff.)

bei einem Sportverein nur mit Überweisung eines Geldbetrages gegeben ist. Andere halten finanzielle Unterstützung für ausreichend, betonen dabei jedoch besonders, dass Organisationen Ausgaben hätten und dass ihr Geldbeitrag auch Ausdruck von Wertschätzung sei. Fast die Hälfte der Interview-Partner*innen sagt jedoch aus, dass Mitgliedschaft mehr sei als nur ein finanzieller Beitrag. Dass Organisationen im Rahmen der *collective action frames* verstärkt Ressourcen einsetzen müssen, die hingegen bei neuartigen *personalized action formations* wegfallen, beschreiben auch Bennett/Seegerberg (2012: 744 ff.). Finanzielle Ausgaben für ein Büro, Öffentlichkeitsarbeit und professionelle Mitarbeiter*innen bedeuten, dass Organisationen auf mehr Mitglieder und langfristige (finanzielle) Förderer angewiesen sind.

„Da gibt's die Passiven und die Aktiven und dann eben die noch Aktiveren [...].“ (Markus) – Formen von Mitgliedschaft

In Konsequenz der verschiedenen Positionen in Bezug auf Mitgliedschaft, Fördermitglied und Ähnlichem schlagen einige Interview-Partner*innen eine begriffliche Unterscheidung zwischen aktivem und passivem Mitglied, Mitglied und Förderer oder Mitglied und Unterstützer*in vor. Im Prinzip haben alle Typisierungen gemeinsam, dass zwischen zwei Arten von Unterstützung unterschieden wird: Der aktiven Unterstützung durch Mitarbeit und solcher durch Geldspenden.

Am gängigsten ist die Unterscheidung in aktives und passives Mitglied. So formuliert es Olaf, der selbst beim BUND verschiedene Mitgliedschaften durchlaufen hat, abhängig von seinem Wohnort und zeitlichen Kapazitäten: *„Ich war eigentlich durchgängig immer beim BUND. Und man muss sagen, unterbrochen im Prinzip durchs Studium, weil da war ich in Bochum. Da war ich nicht aktiv im BUND. Also ich war Mitglied weiterhin, habe gezahlt, aber war passiv. Und ich habe auch sechs Jahre in Budapest gelebt und da war ich auch nicht aktiv im BUND. Da war ich auch nur passives Mitglied.“* (Olaf, Z. 151 ff.) Olaf unterscheidet konsequent zwischen aktivem und passivem Mitglied, abhängig davon, ob er zu der entsprechenden Zeit nur gezahlt oder auch mitgearbeitet hat. Genauso sieht es Günter, der das Konzept der aktiven und passiven Mitglieder sowohl auf den BUND als auch auf seinen eigenen Verein überträgt. Im Vergleich zum BUND sieht er bei seinem Verein eine deutliche höhere Beteiligung der Mitglieder – bei Versammlungen und auch allgemein in der täglichen Arbeit.¹⁵⁹ Auf die Frage, was für ihn

¹⁵⁹ *„Ja gut, du hast natürlich schon aktive und passive Mitglieder. Und eben auch im BUND, da ist das ganz stark. Wenn wir unsere IZN-Jahresversammlung haben, dann sind immer mehr Leute da, als wir Mitglieder haben. Die Quote üblicherweise bei diesen Vereinen ist 10 %. Vielleicht kommen 15 %, da bist du schon froh drüber. Aber daran kannst du auch schon*

Mitgliedschaft ausmache, antwortet Markus, dass man dabei zwischen Aktiven und Passiven unterscheiden müsse. Dann benennt er noch zwei weitere Typen, zwei Steigerungsformen von Aktiven. Zur ersten Steigerungsform zählt er auch sich selbst: *„Da gibt’s die Passiven und die Aktiven und dann eben die noch Aktiveren, so wie ich, und dann gibt’s welche, die noch aktiver sind.“* (Markus, Z. 661ff.) Danach gäbe es vier verschiedene Formen von Mitgliedschaft, wobei davon eine die passive Mitgliedschaft ist und die anderen drei im Bereich des Aktiven liegen. Julia (Z. 837 ff.), die alleine das Zahlen eines Mitgliedsbeitrags als Grundlage für Mitgliedschaft versteht, unterscheidet darauf aufbauend zwischen Mitgliedern und aktiven Mitgliedern. Ein mehrmaliges Einbringen oder die Teilnahmen an Veranstaltungen machen für Julia eine aktive Mitgliedschaft aus.

Stefanie und Valeria bringen wiederum den Begriff des Förderers ins Spiel. Beide unterscheiden zwischen Mitgliedschaft als aktives Einbringen und Förderer als zahlende Unterstützer*innen – oder auch passives Mitglied, wie Stefanie noch hinzufügt. Ihrem Verständnis liegt eine klassische Vereinsmitgliedschaft – wie bspw. beim Sportverein – zugrunde.¹⁶⁰ Das alleinige Zahlen von Geld versteht Valeria als Förderung: *„Ja, wollen wir mal sagen, wenn ich [...] da monatlich also was geben würde, dann wäre ich Förderer.“* (Valeria, Z. 775ff.)

Isabelle bringt weitere Begrifflichkeiten ein, eine Unterscheidung in Mitglieder erster und zweiter Klasse. Denn alleine durch das Zahlen eines Mitgliedsbeitrags sei man ihrer Meinung nach nicht mehr komplett unabhängig von einer Organisation, sondern zumindest in irgendeiner Form mit dieser verbunden. Darüber hinaus gibt es noch diejenigen, die sich engagieren und regelmäßig dabei sind: *„Ja, man muss da vielleicht ein bisschen differenzieren. Man ist irgendwie schon Mitglied, weil man ist ja niemand mehr, der daneben steht und überhaupt nichts damit zu tun hat. Also man gehört schon irgendwie dazu, ist schon irgendwie Mitglied, aber es ist natürlich schon noch mal was anderes, schon nochmal ein Unterschied zu denjenigen, die sich da engagieren und regelmäßig dabei sind. Also so ein bisschen Mitglied erster und zweiter Klasse, ohne das jetzt vielleicht so abwertend zu verstehen, wie es im ersten Moment klingt.“* (Isabelle, Z. 597ff.) Helena unterscheidet wiederum zwischen Mitglied als jemand, der sich aktiv einbringt, und Mitläufer oder Unterstützer als jemand, der nur finanziell unterstützt. Sie versteht

deutliche Unterschiede sehen, was das Engagement anbelangt. Also, ich arbeite jetzt im IzN nur mit Leuten zusammen, die auch wirklich selbst engagiert sind.“ (Günter, Z. 654 ff.)

¹⁶⁰ *„Mitgliedschaft ist so eine vage Definition. Ich würde es in erster Linie irgendwie mit einem Verein definieren. Also Vereinsmitglied – und das ist eben persönlich präsent. Und das ist für mich dann auch ein Mitglied. Und ansonsten eben der Förderer oder von mir aus auch passives Mitglied, könnte ich mir dann auch vorstellen, das ist aber dieselbe Kategorie vielleicht.“* (Stefanie, Z. 1073 ff.)

sich als Mitglied beim BUND und Campact und als Mitläufer bzw. Unterstützer von NABU und Rettet den Regenwald.¹⁶¹ Dem widerspricht Sarah, in dessen Verständnis man bei Campact generell nicht Mitglied sein kann. Jedoch versteht sie sich dort als Fördermitglied. *„Na ja, bei Campact kann man gar nicht Mitglied sein, aber da bin ich Fördermitglied.“* (Sarah, Z. 48ff.) Auf das Mitgliedschaftsverständnis beim BUND und Campact wird am Ende dieses Kapitels nochmal explizit eingegangen.

Wie sich gezeigt hat, verwenden die Interview-Partner*innen ganz unterschiedliche Bezeichnungen für verschiedene Formen von Unterstützung und Aktivität. Diese basieren u. a. häufig auch auf dem individuellen Verhältnis zu finanzieller Unterstützung, der Dauer des Engagements und Geldbeträgen, sowie insb. auf dem Level der konkreten, persönlichen Aktivität.

„[...] dieser fachliche Austausch, der ist mir wichtig.“ (Sarah) – Mitgliedschaft als fachlicher Austausch und inhaltliche Auseinandersetzung

Ein weiterer Aspekt von Mitgliedschaft ist der fachliche Austausch bzw. eine Verbundenheit mit anderen über ein bestimmtes Thema. So empfindet Sonja bspw. eine Verbundenheit und Zugehörigkeit für Greenpeace, obwohl sie noch nicht lange dabei ist und sich in der Gruppe eigentlich auch kaum aktiv einbringt. Aber alleine die Thematik und das Teilen gemeinsamer Ziele macht für sie hier Mitgliedschaft aus: *„Gut, bei Greenpeace fühle ich mich schon zugehörig, weil ich da die Ziele ganz stark auch teile. Also auch, ohne dass ich jetzt da in der Gruppe dabei bin. Also unsere Gruppe gibt’s ja noch nicht so lange und ich werde mich da auch nicht stärker engagieren, weil ich einfach ausgelastet bin. Also, da ist schon ein Gefühl der Verbundenheit da. Wenn eben die Thematik einen ganz stark anspricht.“* (Sonja, Z. 899 ff.) Sich aktiv mit den Inhalten auseinanderzusetzen ist auch für Gerd Grundlage von Mitgliedschaft und der Grund, warum er sich nicht als Mitglied von Campact fühlt: *„Also für mich bedeutete das mindestens, dass ich mich aktiv mit den Inhalten auseinandersetze. Also anders, als ich das bei Campact tue.“* (Gerd, Z. 904 ff.) Gerd unterstützt zwar einige Online-Petitionen von Campact durch eine Unterschrift, fühlt sich als Mitglied einer Organisation jedoch nur, wenn er sich intensiv mit den Inhalten beschäftigt – was bei Campact nicht der Fall ist. Hier unterzeichnet er häufig basierend auf Empfehlung und Weiterleitung einer Online-Petition durch Bekannte. Auch Sarah empfindet den fachlichen Austausch als wichtige Komponente von Mitgliedschaft. Für sie ist der Rückhalt, den

¹⁶¹ *„Ich bin schon Mitglied, ja ich bin in diesem Verein, aber da würde ich jetzt nicht sagen, dass ich ein Regenwald-Retter bin. Das ist was anderes. Da bin ich so eher Mitläufer oder Unterstützer, wie beim NABU. Da würde ich mich nicht als Mitglied bezeichnen, also in dem Sinne wie ich jetzt bei Campact oder beim BUND mich bezeichne.“* (Helena, Z. 1116 ff.)

sie dadurch erfährt, auch eine Motivation, sich bei einem Verein zu engagieren. So ist es bspw. beim Imkerverein der Fall: *„Ich bin da jetzt auch erstmal rein, um da auch für mich einen Rückhalt zu kriegen, so fachlich. Weil das ja jetzt auch neue Gebiete waren, die ich mir so erobert habe, also rein praktisch halt auch. Da merke ich schon auch gerade beim Imkerverein, dieser fachliche Austausch, der ist mir wichtig.“* (Sarah, Z. 1188 ff.)

Ähnlich wie unter dem Aspekt der kollektiven Identität bereits analysiert, steht auch bei diesem Mitgliedschaftsverständnis das gemeinsame Interesse an einem bestimmten Thema im Mittelpunkt. Die Beschreibungen decken sich mit Meluccis (1996: 67 ff.) Verständnis von „kollektiver Identität“, welches besagt, dass Einzelne bei gemeinschaftlichen Aktionen erkennen, was sie mit anderen gemeinsam haben und wie sie gemeinsam handeln können. Das geteilte Interesse am selben Thema und der inhaltliche Austausch dienen dazu, gemeinsame Ziele und Aktionsfelder zu definieren. Dies führt wiederum dazu, sich als Mitglied von einer Organisation zu fühlen.¹⁶² Obwohl Sarah mit dem Imkerverein ein sehr praxisorientiertes Beispiel gibt, muss sich intensiver inhaltlicher und fachlicher Austausch nicht zwangsläufig nur auf Offline-Praktiken beschränken. Denkbar ist auch, dass sich Bürger*innen online tief in ein Thema einlesen und sich aufgrund der Thematik und der gleichen Ziele dann einer Organisation verbunden fühlen. Wie von Sonja beschrieben, ist auch ohne Teilnahme an Gruppentreffen ein inhaltliches Verbundenheitsgefühl ausreichend, um sich als Mitglied zu fühlen.

„[...] ich glaube einfach, dass meine Aufgabe woanders liegt.“ (Isabelle) – Keine Mitgliedschaft gewünscht

Isabelle hingegen fällt mit ihrer Position zu Mitgliedschaft im Vergleich zu den anderen Interview-Partner*innen auf. Sie selbst hat für sich entschieden, nicht Mitglied von etwas sein zu wollen, sondern stattdessen lieber neue Projekte aufzubauen, andere Menschen zum Umdenken anzuregen und ihre Prinzipien ganzheitlich auf ihren persönlichen Alltag anzuwenden. Sie sieht ihre Aufgabe außerhalb von Organisationen wie dem BUND oder Greenpeace und antwortet auf die Frage nach dem Warum: *„Ich finde es gut, dass es die gibt und ich finde die Arbeit gut, die die machen, aber ich glaube einfach, dass meine Aufgabe woanders liegt. Und dass es das Schöne an einer pluralen Gesellschaft ist, dass es so viele verschiedene Möglichkeiten gibt und für ganz unterschiedliche Menschen, aber mir*

¹⁶² Welche Themen und Inhalte der BUND und Campact ihren Unterstützer*innen anbieten und damit eine Grundlage für Identifikation bilden, wird in der letzten Kategorie dieses Unterkapitels thematisiert.

sind eben wichtig, die Projekte, wo ich selber mit anpacken kann und vor allem auch Projekte, die Menschen zum Nachdenken oder zum Umdenken anregen und Menschen zeigen, dass es auch anders geht.“ (Isabelle, Z. 210 ff.) Für Isabelle sind es die privaten und alltäglichen Entscheidungen, die einen nachhaltigen Lebensstil ausmachen und durch die sie wirken möchte. Gleichzeitig schätzt sie das vielseitige Angebot, wie sich Menschen in einer Gesellschaft einbringen können. Doch u. a. auch der fehlende Zugang zu Organisationen wie dem BUND, hat bewirkt, dass sie zur Zeit keiner Mitgliedschaft nachgeht: *„Also, ich war einfach noch nie irgendwie in einer großen Partei oder Organisation drin. Vielleicht hätte ich mich da auch gut eingefunden, aber da habe ich einfach nie den Zugang zu gefunden. Es gab in meinem Freundeskreis nie jemanden, der gesagt hätte, komme doch mal mit zu einem Treffen. Ja, sondern ich habe tatsächlich immer lieber Projekte, die ich selber mit aufbauen kann.“* (Isabelle, Z. 247 ff.)

Isabelles Ausführungen bestätigen teilweise die These von Verba/Schlozman/Brady (1995: 269), dass einer der Gründe für Inaktivität einer Person sein kann, dass sie nie von jemandem gefragt wurde, ob sie sich einbringen möchte. Sich außerhalb von Freundes- und Bekanntenkreisen zu befinden, die zur Rekrutierung für eine Organisation oder Protestaktion beitragen könnten, hat zur Folge, dass die Person inaktiv bleibt. Im Falle von Isabelle, hat sie sich jedoch eigene Möglichkeiten des Engagements gesucht, bei denen sie unabhängig von Organisationen agieren kann. Dies stützt die These von Bennett/Seeger (2012), dass einer *logic of connective action* folgend Tendenzen der Personalisierung und Individualisierung von Engagement beobachtet werden können und damit ein Rückgang von Mitgliedschaften und Loyalität gegenüber Organisationen einhergeht. Anders als in der Theorie von Bennett/Seeger (ebd.) angenommen, spielen jedoch bei Isabelle digitale Medien und Kommunikationstechnologien nur eine eingeschränkte Rolle. Sie bewegt sich insgesamt vergleichsweise wenig ‚online‘ und legt ihren Fokus auf praktische Alltagshandlungen. Isabelles Ausführungen veranschaulichen die These von Haenfler/Johnson/Jones (2012), die ein Betreiben von Identitätsarbeit beschreiben, bei dem eine moralisch vertretbare, persönlich bedeutungsvolle Identität im Kontext kollektiver Identitäten kultiviert wird. Für Isabelle ist es wichtig, ganzheitlich zu handeln und mit sich und ihren Handlungen im Reinen zu sein, sowie ihren eigenen Platz in einer pluralen Gesellschaft gefunden zu haben. Dieser Einstellung liegen persönliche Wertvorstellungen und Prinzipien zugrunde, die auf Ganzheitlichkeit und Immaterialität beruhen. Wie in Abschnitt 5.2 „Bürgerschaftsverständnis“ beschrieben, lässt sich an Isabelles Aussagen auch ihr Rollenverständnis in der Gesellschaft ablesen. Dieses basiert darauf, dass

Bürger*innen für sich im Alltag und ganzheitlich wirken und nicht zwangsläufig an formale Organisationen gebunden sind.

„[...] ich fühle mich als Campacter“ (Helena) – Mitgliedschaft bei Campact

Abschließend für diesen Abschnitt zum Thema Mitgliedschaft liegt nun der Fokus explizit auf Mitgliedschaften beim BUND und bei Campact. Helena und Felix fühlen sich als Campact-Mitglied, viele andere Interview-Partner*innen beschreiben jedoch, dass sie kein Mitgliedschaftsgefühl für Campact empfinden. Helena unterstützt Campact häufig bei Aktionen, die in Frankfurt stattfinden. Sie hatte bereits Campaignerinnen bei sich zu Hause über Nacht zu Besuch und ist bei Straßenaktionen helfend vor Ort. Helena zahlt keine Fördergelder an Campact, fühlt sich mit den Mitarbeiter*innen und bei Campact-Aktionen aber wohl und dazugehörig: *„Ich fühle mich als Campacter. Ich tue das so ein Stück weit auch vom BUND trennen. Also, ich sage jetzt mal, vielleicht ist Campact so für mich diese politische Plattform und die Möglichkeit, die Politik auszuleben. Ich sehe mich schon als Mitglied, auch wenn ich keinen ... Na ja gut, ich unterstützte die bei Aktionen und letztendlich ist das auch wie ein Mitgliedsbeitrag.“* (Helena, Z. 1086 ff.) An dieser Stelle zeigt sich erneut die Wichtigkeit von aktiven Beziehungen und emotionalen Verwicklungen unter den Aktivist*innen (Melucci 1996). Diese ergeben sich für Helena durch gemeinsame Praktiken und sind wichtiger als die finanzielle Unterstützung einer Organisation in Form von Spenden oder Mitgliedsbeiträgen.

Felix hat eingeschränkt Verständnis für die frühere Mitgliederdefinition von Campact, nach der alle Newsletter-Empfänger*innen als Mitglied gezählt wurden. Er kann es aus Sicht der Organisation verstehen und würde es bei einer eigenen Organisation genauso machen, hält es jedoch grundsätzlich für irreführend und falsch: *„Und trotzdem glaube ich, um Spenden zu generieren, macht es aus Sicht der Organisation Sinn, das so zu handhaben. Weil sich die Leute, glaube ich, mehr für eine Organisation engagieren, von der sie glauben, dass sie mehr Mitglieder hat. Und wenn man die Mitgliederdefinition so handhabt, wie Campact das tut, alleine das Newsletter-Ding, was ... Also, ich finde es eigentlich sogar fast unangebracht, das so zu handhaben. Aber trotzdem: Wäre es meine Organisation, würde ich es trotzdem genauso machen. [...] Aber, da sind wir bei Clicktivismus. Das ist eine von ganz vielen fragwürdigen Sachen an Online-Aktivismus.“* (Felix, Z. 828 ff.) Mit Blick auf die Clicktivism-Debatte führt Felix Kritikpunkte am Online-Aktivismus u. a. auch mit einem veränderten Mitgliedschaftsverständnis zusammen.

Sarah und Sybille erklären, warum sie sich nicht als Campact-Mitglieder verstehen. Für Sarah ist Campact ähnlich wie Greenpeace eine durch wenige Personen zentral gelenkte Organisation mit elitärem Charakter. Obwohl sie die Straßenaktionen und auch die Ideenwerkstatt zu schätzen weiß, hat sie nicht den

Eindruck viel mitwirken oder beeinflussen zu können. Durch mehr Einblicke hinter die Kulissen könnte sich Sarah jedoch vorstellen, mehr Verbundenheit zu empfinden.¹⁶³ Auch Sybille würde sich nur als Mitglied fühlen, wenn sie bei Campact aktiv beteiligt wäre und meint damit auch die Erstellung von Petitionen. Sie sieht zwar, dass Impulse von außen aufgenommen und Themen abgefragt werden, fühlt sich aber nur als Unterstützerin und nicht Mitglied. *„Also, als Mitglied würde ich mich fühlen, wenn ich da aktiv beteiligt wäre, auch an der Erstellung dieser Fragen, dieser Petitionen usw. Das tue ich ja nicht. Also, ich bin eigentlich wirklich nur Unterstützerin.“* (Sybille, Z. 507 ff.)

„[...] auch ein bisschen gefordert, sich so kreativ einzubringen [...].“ (Julia) – Mitgliedschaft beim BUND und der BUNDjugend

Olaf schätzt die Quote der Aktiven im Verhältnis zu den Inaktiven, die nur finanziell unterstützen, beim BUND im Vergleich zu anderen Organisationen als relativ hoch ein und hält dies für eine wichtige Auszeichnung des BUND. Das Zahlen des Mitgliedsbeitrags versteht er als ausreichende Grundlage für Mitgliedschaft beim BUND, er hebt den hohen Anteil an Aktiven jedoch stolz hervor.¹⁶⁴ Dies könnte eine Konsequenz aus ‚erfolgreicher‘ Jugendverbandsarbeit sein. Denn das Besondere an einer BUNDjugend-Mitgliedschaft ist für Julia, dass man dabei kaum nur passiv sein kann und sich fast immer irgendwie kreativ einbringen muss. Nach ihrer Definition von Mitgliedschaft, muss man mehr als einmal an einer Veranstaltung teilnehmen und in Konsequenz bedeutet das für Julia, dass der Großteil der BUNDjugend-Mitglieder gleichzeitig auch Aktive sind: *„Also bei der BUNDjugend kann man fast nicht an irgendwas teilnehmen, ohne sich auch selbst irgendwie einzubringen. Also, es gibt wenig, wo man sich einfach hinsetzt und nur konsumiert, also nur zuhört oder passieren lässt, also nur Teilnehmer ist, sondern in der Regel ist man schon auch ein bisschen gefordert, sich so kreativ*

¹⁶³ *„Und bei Campact würde ich mich aber deswegen nicht als Mitglied bezeichnen, weil für mich das eigentlich eher so ein kleiner Haufen an Machern ist, die so Greenpeace-mäßig [...] aber für mich haben die mehr so einen elitären Charakter. Obwohl sie ja anbieten, so diese Ideenwerkstatt oder so, das ja auch anbieten und ich ja auch mal überlegt habe, da hinzufahren. Wenn ich diesen Schritt gemacht hätte und nochmal mehr darüber wüsste, was die sich so denken, was die vorhaben, dann vielleicht.“* (Sarah, Z. 1224ff.)

¹⁶⁴ *„Ja, also zunächst mal reicht es ja beim BUND zu zahlen. Das ist wie meistens auch sonst. Dass man eben zahlendes Mitglied ist, also dass man mit dem Zahlen Mitglied ist. Das reicht auch. Es gibt ja auch viele BUND Mitglieder, die nicht aktiv sind. Im BUND ist es allerdings so, muss man sagen, dass erstaunlich viele, also der Anteil an Aktiven vergleichsweise recht hoch ist. Und das ist auch das, was den Verband, die Organisation auszeichnet, das ist sehr wichtig.“* (Olaf, Z. 809ff.)

einzubringen, in irgendeiner Weise.“ (Julia, Z. 841 ff.) Für Helena sind die Unterschiede zwischen ihrer BUND- und Campact-Unterstützung nicht sehr groß. Sie erzählt, sich bei jeder Organisation jeweils etwas für sie Nützliches abzuholen und auf ihre Art und Weise davon zu profitieren. Inhaltlich und thematisch seien sich die Organisationen ähnlich: *„Das ist für mich eigentlich das Gleiche. [...] es ist eigentlich kein großer Unterschied. Es sind unterschiedliche Betätigungsfelder aber letztendlich, die große Richtung ist die gleiche und es sind die gleichen Themen, die ich besetze.*“ (Helena, Z. 1103 ff.) Hier zeigt sich, dass Campact und der BUND einem gemeinsamen „master frame“ (Benford/Snow 2000: 618) nachgehen, dem der Klimagerechtigkeit, und es deshalb für Helena manchmal keinen Unterschied macht, ob sie nun für den BUND oder für Campact agiert. Bei beiden Organisationen schätzt sie verschiedene Protestpraktiken und kämpft dabei für die gleiche Sache. Die „große Richtung“ und „gleiche Themen“ bieten erfolgreich passende Identifikationsmöglichkeiten für Helena und andere Bürger*innen. Während beim BUND und der BUNDjugend hauptsächlich Umweltthemen im Mittelpunkt der Arbeit stehen, bedient Campact grundsätzlich das links-progressive Spektrum und ist damit thematisch breiter aufgestellt. Laut Helena geht das Engagement bei der Organisationen aber in die gleiche „Richtung“ und bietet damit gemeinsame Identifikationsmöglichkeiten.

Zusammenfassung

Eine Mehrzahl der Interview-Partner*innen versteht Mitgliedschaft als aktive Handlung und fühlt sich einer Gruppe erst dann zugehörig, wenn er/sie vor Ort mit anpackt, an Gruppentreffen teilnimmt und Einfluss auf die Ausgestaltung der Aktionen einer Organisation oder Gruppe genommen werden kann. Ebenso wichtig für das Mitgliedschaftsverständnis ist eine gewisse emotionale Verbundenheit zu einer Gruppe, die sich oft durch Freundschaften mit anderen Aktiven entwickelt oder dadurch, dass man in einer Gruppe schon über einen längeren Zeitraum hinweg engagiert ist. Während Bennett/Seeger (2012) argumentieren, dass Loyalität gegenüber Organisationen zurückgeht und sich verstärkt „personalized action formations“ bilden, trifft das auf die meisten der Interview-Partner*innen nicht zu. Viele von ihnen pflegen mehrere aktive Mitgliedschaften in verschiedenen Organisationen und besitzen eine hohe Loyalität gegenüber diesen. Einzig Isabelle lehnt Mitgliedschaften in Organisationen grundsätzlich ab und bewegt sich im Sinne der „lifestyle movements“ (Haenfler/Johnson/Jones 2012) in informellen, sozialen Netzwerken und losen Kontakten zu Organisationen. Identitätsarbeit ist Teil Isabelles Motivation, die sich selbst als wertvoller Mensch fühlen und ganzheitlich handeln möchte, indem sie einen Gegenpol

zu materialistisch denkenden Menschen bildet. Für sie steht das individuelle Alltagshandeln im Vordergrund – unabhängig von etwaigen Mitgliedschaften.

Eine Auseinandersetzung mit verschiedenen Begrifflichkeiten und Verständnissen von Mitgliedschaft und Unterstützung für Organisationen steht (im deutschen Kontext der Partizipations- und Protestforschung) noch aus. Hier könnte weitergehende Forschung insb. für die Organisationen selbst hilfreiche Erkenntnisse bringen, z. B. darüber, ob die Unterstützer*innen einer Organisation als „Mitglieder“ oder lieber als „Förderer“ angesprochen werden möchten oder mit einem ganz anderen Terminus. Die Interview-Partner*innen machen zu den Begrifflichkeiten eine Reihe von Vorschlägen für mögliche Kategorisierungen, meist basierend auf dem Unterschied, ob sich jemand aktiv an Aktionen einer Organisation beteiligt oder nicht. Für eine reine Mitgliedschaft auf dem Papier ist ähnlich einer Sportverein-Mitgliedschaft für einige Interview-Partner*innen jedoch schon die einfache Zahlung eines Mitgliedsbeitrags ausreichend. U. a. auch, weil der Einsatz von Ressourcen und die Arbeit der Organisationen unterstützt und wertgeschätzt werden sollen.

Die Analyse der Interviews macht deutlich, dass es schwierig ist, hier allgemeingültige Aussagen zu treffen, da das individuelle Mitgliedschaftsverständnis auf Faktor wie Dauer des Engagements, dem Verhältnis zu Geldbeträgen, Mitgliedschaftsanträgen, aktiver Mitarbeit und auch emotionalen Aspekten beruht. Es lässt sich jedoch festhalten, dass für einen Großteil der Bürger*innen aktive Mitarbeit und körperliche Präsenz wichtige Elemente von Mitgliedschaft sind. Die Digitalisierung scheint an diesem Verständnis nichts bzw. nicht viel verändert zu haben. Lediglich für diejenigen, die Mitgliedschaft über inhaltliche Auseinandersetzungen und einen starken Themenbezug definieren, ist durch das Internet der Zugang zu eben solchen Informationen leichter geworden. Organisationen wie Campact machen dabei bspw. mit der „5-Minuten-Info“ attraktive Angebote, die Bürger*innen das Gefühl vermitteln bzw. vermitteln sollen, sich ausreichend mit einem Thema beschäftigt zu haben, um sich für oder gegen eine Unterstützung entscheiden zu können.

5.4 Zwischenfazit

Ressourcen

In der Analyse der Kategorie Ressourcen zeigen sich große Übereinstimmungen mit dem CVM von Verba/Schlozman/Brady (1995). Auch ein Großteil der Interview-Partner*innen nennt die Faktoren Zeit und Geld als ausschlaggebende Ressourcen für zivilgesellschaftliches Engagement. Sich einzubringen kostet Zeit

und kann – zumindest in den meisten Fällen – nicht während der Arbeitszeit erledigt werden. Zeit und Geld beeinflussen sich als Ressourcen gegenseitig: Wer Zeit mit Engagement verbringt, kann währenddessen kein Geld verdienen und nur wer über ausreichende finanzielle Mittel verfügt, kann Zeit für Engagement aufbringen. Laut einiger Interview-Partner*innen könnten mehr Festangestellte in Organisationen die Ehrenamtlichen entlasten und damit einen Motivationsschub unter den Freiwilligen auslösen. Damit würde sich der Handlungsspielraum der Organisation erweitern. Um mehr festes Personal einstellen zu können, müssten die Organisationen jedoch über höhere finanzielle Ressourcen verfügen oder bereit sein, mehr davon für Festangestellte auszugeben. Über die wertvolle Ressource Zeit verfügen insb. die Bürger*innen, die freiberuflich sind, vor Beginn ihrer Berufstätigkeit stehen oder diese bereits geleistet haben. Neben Zeit haben Rentner*innen durch ihre Rente einen gewissen Geldbetrag zur Verfügung, den sie ohne Gegenleistung einer Arbeit erhalten. Daraus folgt, dass ein Großteil der Aktiven (z. B. beim BUND) im Rentenalter, freiberuflich oder studierend ist und die freie Zeit für zivilgesellschaftliches Engagement nutzt. Um ausreichend Zeit für zivilgesellschaftliches Engagement zu finden, haben einige Interview-Partner*innen die bewusste Entscheidung getroffen, nur in Teilzeit zu arbeiten oder das Studium nicht in Regelstudienzeit zu beenden.

Das CVM von Verba/Schlozman/Brady (1995: 294 f.) berücksichtigt (Zeit-)Ressourcen im Kontext eines Zusammenspiels von bezahltem Job und Engagement und beschreibt, dass Engagement deutlich schwerer ist, wenn kleine Kinder im Haushalt leben. In diesen Familien bleibt neben dem Job und der Versorgung der Kinder oft kaum Zeit für zivilgesellschaftliches Engagement. Bei einer Einschätzung zur Vereinbarkeit von Engagement mit Familie und/oder Beruf variieren die Meinungen der Interview-Partner*innen. Nur wenige halten die verschiedenen Lebensbereiche für kompatibel. Für sie sind Zeit und Geld auch bei der Frage nach Familie, Beruf und Ehrenamt einflussreiche Faktoren. Drei jüngere Interview-Partner*innen fordern sogar ein neues Arbeitszeitmodell, welches Arbeit gerechter verteilt und explizit Zeit für Engagement vorsieht. Sie schlagen vor, Zeit grundsätzlich in die drei Bereiche Arbeit, Freizeit und Ehrenamt zu unterteilen und damit zivilgesellschaftliches Engagement als eigenständiges Element anzuerkennen, das nicht mit Freizeit gleichzusetzen sei. Durch die Digitalisierung und technischen Fortschritt könne menschliche Arbeitskraft eingespart werden und dies wiederum solle dazu führen, dass Menschen diese frei gewordene Zeit anders und sinnvoll nutzen, bspw. um sich für die Gemeinschaft einzubringen, selbst zu gärtnern und anzubauen, Dinge zu reparieren oder ähnliches. Die Aussagen der Interview-Partner*innen zur Vereinbarkeit verschiedener Lebensbereiche bestätigen Bourdieu (1983: 197) These, dass die Umwandlung

von ökonomischem in soziales Kapital immer Arbeit voraussetze und folglich die aufgebrauchte Zeit das beste Maß für soziales Kapital sei. Die individuelle Möglichkeit, diese Zeit aufzubringen, hänge wiederum vom ökonomischen Kapital ab. Zeit und Geld bleiben damit bei der Frage nach Ehrenamt einflussreiche Faktoren.

Ein weder von Verba/Schlozman/Brady (1995) ausgeführter, noch in anderer Literatur ausreichend berücksichtigter Aspekt, der laut Analyse aber relevant scheint, ist die Überlastung durch Aktivismus. Einige Interview-Partner*innen übernehmen sich und sprechen von Erschöpfungsercheinungen und Burnout, sowie von Ohnmachtsgefühlen bei ausbleibenden Erfolgserlebnissen. Egal ob sie über viele oder wenige Ressourcen verfügen, einige Aktive im Umweltschutz neigen dazu, sich über ihre individuellen Ressourcen hinaus zu verausgaben und mehr zu machen als vorgenommen. Dies kann den Grund haben, dass schon aktive Bürger*innen häufiger angesprochen werden, ob sie nicht hier oder da noch bei einem Projekt aushelfen könnten oder dass jemand sich trotz schon ausgeschöpfter Kraft engagiert, weil ihm/ihr das Thema so wichtig erscheint. Einige Interview-Partner*innen beschreiben, wie sie nach Misserfolgen in ein emotionales Loch fallen, für eine kurze Zeit deprimiert sind, dann aber wieder neue Kraft schöpfen und sich weiter engagieren. Spaß und Gemeinschaft können dabei in vielen Situationen als Kompensation für Frust und Erschöpfung dienen. Betroffene Bürger*innen wünschen sich eine persönliche Strategie für eine gesunde Balance zwischen Aktivismus und Auszeit.

Laut CVM dienen Organisations- und Kommunikations-Skills als positive Einflussfaktoren für Engagement, denn wer sich und andere Bürger*innen zu organisieren weiß, kann sich mit weniger Aufwand einbringen (vgl. Verba/Schlozman/Brady 1995: 304 ff.). Diese These wird durch das Interviewmaterial gestützt, kann jedoch um die Komponente Fachwissen ergänzt werden. Viele Interview-Partner*innen können in ihrem Engagement von ihrem Job, Nebenjob oder Studium profitieren, welche ihnen als Quelle für Fachwissen dienen. Mehr als die Hälfte der Interview-Partner*innen hatte oder hat ein Studium oder einen Beruf in einem Bereich, der mit dem Thema Umwelt(-schutz) zu tun hat, bspw. Umweltwissenschaft, Biologie, Naturressourcen-Management oder auch Politikwissenschaft. Mit Bezug auf Bourdieu (1983: 187) kann hier von „inkorporiertem Kapital“ gesprochen werden, welches sich die Interview-Partner*innen über Jahre angeeignet haben bzw. derzeit aneignen.

Neben den im CVM genannten Organisations- und Kommunikations-Skills beschreiben die Bürger*innen dieser Analyse auch technisches Know-how und Social-Media-Skills als weitere wichtige Ressourcen. Dabei wird sowohl das Vorhandensein als auch das Fehlen von technischen Fähigkeiten thematisiert. Zwei

Interview-Partner, die ohne das Internet aufgewachsen sind, haben in ihrer Organisation bzw. Ortsgruppe sogar explizite Social-Media-Schulungen eingefordert und erhalten. Eine ebenfalls ältere Interview-Partnerin hat sich sogar als Social-Media-Managerin selbstständig gemacht, nachdem sie sich u. a. über VHS-Kurse entsprechende Internet- und Programmier-Skills angeeignet hatte. Hier zeigt sich, dass das CVM von 1995 (Verba/Schlozman/Brady 1995) eine Überarbeitung hinsichtlich technischer Entwicklungen und der Digitalisierung von Protestpartizipation benötigen würde. Neben schon genannten Ressourcen ist auch der Zugang zu Informationen ein wichtiger Faktor, ohne den die anderen Ressourcen nahezu nutzlos sind. Denn wer keinen Zugang zu Informationen hat, braucht weder Zeit, noch Geld, noch Skills, um mit dieser Information weiter agieren zu können. Von vielen Bürger*innen wird Informiertheit entsprechend als Grundlage für Engagement beschrieben. Für viele Interview-Partner*innen spielt bzgl. ihrer Ressourcen auch der Ortsbezug eine wichtige Rolle. Denn sich vor Ort einbringen zu können, bedeutet weniger Zeit (und Geld) investieren zu müssen, als bspw. für die Anreise zu einer weit entfernten Straßendemonstration. An dieser Stelle werden einige Konsequenzen der Digitalisierung für Protestpartizipation deutlich: Das Internet senkt die benötigten Ressourcen für Bürger*innen, sich Informationen zu beschaffen oder diese zu teilen. In einer schier unendlichen Massen von zugänglichen Informationen, dienen Organisationen wie Campact mit ihrer „5-Minuten-Info“ und komprimiert zusammengefassten Blogeinträgen zu verschiedenen Themen als Orientierungspunkt und Hilfestellung. Aber auch Hinweise und weitergeleitete Berichte von Freund*innen und Bekannten, helfen den Interview-Partner*innen dabei, wichtige und vertrauenswürdige Information zu finden. Auch das Weiterleiten und Verbreiten von Informationen wird vielen Menschen bspw. durch E-Mails und Newsletter erleichtert. Sowohl auf Individual- als auch Organisationsebene können an dieser Stelle Kosten- und Zeiteinsparungen beobachtet werden.

Bezüglich der im CVM genannten Komponente Rekrutierung zeigen sich in der Analyse der Interviews starke Übereinstimmungen. Netzwerke bestehend aus Arbeitskolleg*innen, Freund*innen und/oder Bekannten werden auch von den Interview-Partner*innen als Ressource verstanden. Sie dienen ihnen mit Expertenwissen und Vernetzungsmöglichkeiten als Bereicherung für das Engagement. Diese Bürger*innen finden in ihrem direkten Umfeld Ansprechpartner*innen oder Gleichgesinnte und können so auf kurzem Weg ihre Anliegen einbringen. Auch berufliche Kontakte dienen den Interview-Partner*innen in ihrem Engagement als Vorteil. Nach Meinung einiger lassen sich Bürger*innen für Anliegen vor Ort leichter mobilisieren, als für Projekte, die in weiter Ferne liegen.

Demokratie und Bürgerschaftsverständnis

Ein Großteil der Interview-Partner*innen vertritt die These, dass sich eine ‚gute‘ Demokratie durch Deliberation und Debatten auszeichne und dass in einer deliberativen Demokratie alle Bürger*innen die Möglichkeit haben sollten, sich und ihre Stimmen über Debatten und Kommunikation auf Augenhöhe einzubringen. Dies stimmt auch mit Barber (1994) überein, dass Uneinigkeit als Antrieb für Transformation gelte und man folglich nur in der Debatte mit Andersdenken weiterkomme. Werden Diskussionen angestoßen, Informationen verbreitet, Menschen zu bestimmten Themen aufgeklärt und damit in die Lage versetzt, am politischen Entscheidungsfindungsprozess teilzunehmen, kann dies als Stärkung einer Demokratie gewertet werden. Laut einiger Interview-Partner*innen sorgt deshalb insb. eine hohe mediale Präsenz für mehr Wirksamkeit einer Protestaktion. Auch Kompromisse, die aus einem deliberativen Prozess hervorgehen, stärken Demokratie. Denn einige Gesprächspartner*innen beschreiben, dass oft nicht das deklarierte Ziel das wirkliche Ziel sei, sondern Zwischenziele oder Kompromisse ebenso ein Erfolg seien. Schaffen es Bilder oder Bewegtbilder in die Medien und erhält eine Aktion dadurch größere Aufmerksamkeit, wird dies von vielen Aktiven als Erfolg eines Protests verstanden. Digitale Medien können hierbei eine tragende Rolle spielen, denn sie bewirken, dass neben den klassischen Medienakteuren auch viele Bürger*innen zu Autor*innen und Produzent*innen von Medieninhalten werden können.

Einige Interview-Partner*innen kritisieren, dass Bürger*innen häufig gar nicht in der Lage seien, autonome Entscheidungen zu treffen, da ihnen das Verständnis für komplexe politische Zusammenhänge fehle. Grundlage hierbei ist einerseits ein geringes Vertrauen in andere Bürger*innen, andererseits aber auch die Beobachtung bei sich selbst, politische Prozesse nicht verstehen zu können. Auch laut Dalton (2008) müssen Bürger*innen ausreichend informiert sein, um in einer Demokratie eine partizipierende Rolle einnehmen zu können. Etwa die Hälfte der Interview-Partner*innen vertritt ein Bürgerschaftsverständnis, das es als Pflicht und Selbstverständlichkeit ansieht, sich zu engagieren. Jeder mit Verstand müsse sich einsetzen, es sei jedermanns Verantwortung, aktiv zu werden und der Gesellschaft etwas zurückzugeben oder es sei sogar eine Bürgerpflicht, dies zu tun. Darüber hinaus sind einige der Meinung, dass man damit bei sich selbst anfangen müsse, dass Veränderungen in der eigenen Welt stattfänden und es um die einzelnen Beiträge eines Jeden gehe. Diese Ansicht stimmt mit Barber (1994) insofern überein, als sie Demokratie als Lebensform versteht und sich auf ein starkes Eingebundensein der Bürger*innen beruft. Auch Deweys (1988) Konzept einer Kreativen Demokratie, welches Demokratie als Lebensstil versteht, stützt diese Ansicht der Interview-Partner*innen. Prüft man die Aussagen mit Blick

auf Bennetts (2008) Typologie einer „actualizing“ und „dutiful citizenship“, zeigt sich nur eine teilweise Übereinstimmung. Denn die befragten Bürger*innen übertragen die Pflicht bei Wahlbeteiligung auch auf andere Bereiche und Formen der Partizipation. Mit Blick auf Bennetts (ebd.) Theorie ergibt sich daraus bei den Interview-Partner*innen sozusagen eine Art ‚dutiful actualizing citizenship‘.

Einige kritische Äußerungen stehen im Einklang mit Uppendahls (1981) Repräsentationstyp des Delegierten, der sich bei seinen Entscheidungen am Wählerwillen zu orientieren hat und das eigene Urteilsvermögen zurückstellen muss. Diese Sorgen veranschaulichen Crouchs (2008) Thesen, der einen großen Einfluss von Marktwirtschaft und Lobbygruppen und ein Verfolgen von rein ökonomischen Interessen beschreibt. Einige Interview-Partner*innen sind ebenfalls der Meinung, dass Geld, Macht und Konzerne die Politik beeinflussen und häufig Wirtschaftsinteressen über den Interessen des Allgemeinwohls stehen.

Ein Interview-Partner hat in seinem Freundeskreis die Erfahrung gemacht, dass viele junge Menschen nicht wählen gehen und hofft, über anderweitiges politisches Engagement wieder Interesse für politische Partizipation wecken zu können. Diese Aussage stimmt mit Dalton (2008) überein, der einen Rückgang von Wahlbeteiligung beobachtet, da jüngere Bürger*innen vermehrt ein Model einer „engaged citizenship“ vertreten und nicht dem „citizen duty“ zuzuordnen seien.

Ein motivierender Aspekt für Engagement ist das Gefühl, etwas bewirken zu können und die Einflussnahme direkt sichtbar werden zu lassen. Etwa die Hälfte der Gesprächspartner*innen ist der Meinung, direkten Einfluss zu nehmen, meinungsbildend zu agieren und/oder kann Positivbeispiele für Veränderungen nennen. Andere benennen ihr Engagement wie z. B. das Gärtnern als eine Form der direkten Sichtbarmachung von Aktivismus. An dieser Stelle wird deutlich, dass alle diese Beschreibungen sich auf Offline-Aktivitäten beziehen und Bürger*innen das Gefühl, etwas bewirken und ihren Einfluss sichtbar machen zu können, folglich insb. außerhalb des Internets verspüren. Die Aussagen stehen in Übereinstimmung mit Deweys (1988) Konzept einer Demokratie als Lebensstil, die täglich vollzogen werden muss, und mit Bennetts (2008) Bürgerschaftsverständnis einer „actualizing citizenship“, die neue Partizipationsformen beschreibt, welche alltäglich, individuell, direkt und gut sichtbar sind.

Bezüglich der Wirksamkeit und Nachhaltigkeit von Engagement, ist diese Meinung am übereinstimmendsten dahingehend, dass die Größe des Einflusses oft von Faktoren wie Macht, Thema und Reichweite des Problems abhängig sei. Dabei verfolgen einige Interview-Partner*innen die Theorie: Je kleiner das Problem, desto mehr Einfluss können wir nehmen. Die „external efficacy“

(Campbell et al. 1954; Verba/Schlozman/Brady 1995: 346 f.) – die wahrgenommene Offenheit des politischen Systems für individuelle Beeinflussung – hängt folglich vom jeweiligen Thema ab. Einige Interview-Partner*innen schätzen ihren Einfluss hier jedoch auch grundsätzlich als eher gering ein. Von manchen Bürger*innen werden Straßendemos und Proteste zwar als „Hilfestellung“ für Politiker*innen verstanden, die damit mitgeteilt bekommen würden, welche Themen Bürger*innen wichtig seien und wie sie sich dazu positionieren, Online-Petitionen werden hingegen als wenig einflussreich eingeschätzt. Viele Interview-Partner*innen vermuten, dass Politiker*innen gar nicht die Kapazitäten hätten, sich alle Petitionen in Ruhe anzuschauen und zu bearbeiten und/oder dass die Masse an eingehenden Online-Petitionen zu Abstumpfung führen könnte. Andere wiederum nehmen das Unterzeichnen von Online-Petition als Abgabe eines persönlichen Statements wahr und sind dankbar für neue, digitale und unkomplizierte Einflussmöglichkeiten.

Individuelle Verständnisse der „internal efficacy“ und „external efficacy“ (Campbell et al. 1954) erlauben zwar Aussagen bzgl. des persönlichen Bürgerchaftsverständnisses, wenn es um Aktivitäten einer größeren Gruppe geht, sind Aussagen zur tatsächlichen politischen Wirksamkeit (Verba/Schlozman/Brady 1995: 346 f.) eines Individuums jedoch schwer zu treffen. Für einige Bürger*innen wirft das Engagement in einer größeren Gruppe folglich persönliche Fragen auf, denn eine Konsequenz davon, dass man alleine wenig bewirken kann, in der Masse jedoch viel, ist es, dass sich die Wirksamkeit des Einzelnen innerhalb dieser Masse schwer nachvollziehen lässt. Einige Interview-Partner*innen verknüpfen ihre „internal efficacy“ (Campbell et al. 1954, Verba/Schlozman/Brady 1995: 346 f.) – die wahrgenommene Fähigkeit, das politische System zu beeinflussen – auch mit Aspekten des Spaßes und der Motivation. Wenn man gut in etwas ist und damit direkten Einfluss nehmen kann, macht Engagement Spaß und dies motiviert wiederum sich mit seinen Stärken und Fähigkeiten weiter einzubringen. Für den Großteil der Interview-Partner*innen hat die Frage der Wirksamkeit des eigenen Engagements jedoch gar keine besondere Bedeutung, da für sie Engagement ein Muss ist und die Meinung vorherrscht, dass man etwas machen müsse, weil ansonsten ‚die anderen‘ schon gewonnen hätten.

Während sich Konzepte politischer Wirksamkeit (Campbell et al. 1954; Verba/Schlozman/Brady 1995) mit wahrgenommenen Einflussmöglichkeiten der Bürger*innen auf das politische System und ihren persönlichen Fähigkeiten befassen, könnten solche Konzepte noch um den Aspekt des Einflusses auf die Gesellschaft und andere Bürger*innen erweitert werden. Einige Interview-Partner*innen beschreiben den Einfluss ihrer persönlichen Aktivitäten auf die

Gesellschaft, nicht auf das politische System als solches. Das CVM von Verba/Schlozman/Brady (1995) befasst sich zwar mit Aspekten der Rekrutierung von anderen Bürger*innen aus dem Umfeld von Freund*innen, Familie, Arbeitskolleg*innen usw., lässt jedoch die gesamtgesellschaftliche Wirksamkeit außer Acht.

Ein Großteil der bestehenden Konzepte und Theorien kann durch das Interview-Material folglich bestätigt werden, jedoch ergibt die Analyse auch, dass in der Protestforschung einige Aspekte bisher noch nicht ausreichend erforscht und berücksichtigt wurden. Für viele Interview-Partner*innen ist ein ganzheitliches Handeln so wichtig, dass sie bezahlten Beruf und Engagement miteinander verbinden möchten und/oder sich bewusst für eine Teilzeitstelle entschieden haben, um zusätzlich noch ausreichend Zeit für persönliches Engagement zu haben. Hier fehlt es in der Partizipationsforschung derzeit noch an Literatur, die sich explizit mit Ressourcen und Motiven von Bürger*innen beschäftigt, die sich bewusst gegen eine Vollzeitstellung entschieden haben und ihr Engagement als zweiten Job verstehen.

Ein weiterer interessanter Aspekt ist das Abwerten des eigenen Engagements. Auch dieser Bereich wird in der Literatur der Partizipations- und Protestforschung bisher wenig beachtet. Wichtig für das Selbstverständnis der Aktiven und für die Nachhaltigkeit von Engagement ist die Positionierung, ‚für‘ etwas zu sein, anstatt immer nur ‚dagegen‘. Einige Interview-Partner*innen betonen diese Herangehensweise und beziehen sich dabei auf die Energiewende, Energieeffizienz und die Anti-Atom-Bewegung. Die von Crouch (2008) beschriebene Apathie unter Bürger*innen gegenüber der Politik, kann laut einiger Interview-Partner*innen auch auf Bewegungsarbeit und zivilgesellschaftliches Engagement übertragen werden. Dabei werden neue Strategien zur Motivation entwickelt, um ein positiveres Bild ohne Verzichtsszenarien zu zeichnen und ein Abstumpfen der Bürger*innen zu verhindern.

Ursprung und Entstehung von Engagementbereitschaft und persönliche Motivation
Eltern, Lehrer*innen und andere Vorbilder prägten viele Interview-Partner*innen schon früh und legten damit den Grundstein für ein Interesse an Umweltschutz und/oder Protestpartizipation. Die am ausführlichsten beschriebene Kategorie stellt der Einfluss der Eltern, Großeltern und eine naturverbundene Kindheit dar. 13 oder 18 Interview-Partner*innen erzählen, dass sie in ihrer Kindheit stark durch die (Groß-)Eltern und deren Einstellung zu Natur, Umweltschutz oder Protest beeinflusst wurden. Dies unterstreicht Teskes (2009) Untersuchungsergebnisse, der in den Involvement Stories das Empfinden einer sogenannten

„lebenslangen Verpflichtung“ nennt. Dabei beschreibt Teske (ebd.) eine Kontinuität in der Identität des Individuums und ein lebenslanges Beibehalten persönlicher Werte, basierend auf Einflüssen der Eltern und Großeltern. Der von den Interview-Partner*innen beschriebene Einfluss von Eltern deckt sich auch mit McAdams (1999: 130 f.) Forschungsergebnissen, welche einen starken Einfluss einer links-liberalen Mutter belegen. Neben (Groß-)Eltern prägen auch Lehrkräfte und die Schule einige Interview-Partner*innen so sehr, dass sie diese heute als Ursprung für ihr persönliches Engagement angeben.

Weitgehend lassen sich in den Interviews viele Bezüge zu „reflex emotions“ (Goodwin/Jasper/Polletta 2004: 416 ff.) herstellen. Die Interview-Partner*innen beschreiben eine große Sorge und Angst um die Natur und ihre Unversehrtheit. Aufbauend auf diese Gefühle beschreibt der Begriff der „Instrumentalität“ bei Klandermans (2004: 361ff.), dass Bürger*innen partizipieren, weil sie ihre Lebensumstände verändern wollen. Durch das Empfinden von Ungerechtigkeit, Mangel und Empörung in Bezug auf Natur sind sie motiviert, sich in der Umweltschutz-Bewegung zu engagieren.

Auch explizite Auslöser-Momente wie Kriege und Katastrophen spielen eine Rolle bei der Entscheidung für Aktivismus im Umweltschutzbereich. Bei Ersterem lassen sich recht deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede feststellen. Bei drei Frauen spielten eine Schwangerschaft bzw. eine Schwangerschaft während der Tschernobyl-Katastrophe eine Rolle bei der Entwicklung des persönlichen Engagements, bei den Männern wurde zwei Mal der Vietnamkrieg als Ursprung einer Politisierung genannt. Die emotionale Beschreibung einer Schwangerschaft während der Tschernobyl-Katastrophe lässt sich mit Bezug auf Jaspers (2011: 289) „moral shock“ einordnen. Dieser Begriff steht für einen Aha-Moment und das darauf folgende Gefühl, welches dem Individuum zeigt, dass die Welt nicht (mehr) das ist, was sie vorher war. Daraus folgt ein Überdenken der bisherigen Prinzipien und des eigenen Handelns. Teske (2009: 55) nennt dieses Phänomen eine „moralische Entdeckung“, welche bspw. durch einen Film, ein Buch oder auch durch einen Krieg oder persönliche Betroffenheit ausgelöst werden kann – welche wiederum z. B. durch eigene Kinder und die Sorge um dessen Zukunft empfunden werden kann. Han (2009: 92 ff.) bezeichnet diese Entwicklung als „Trigger Moment“, der Politik personalisiert. Die gleichen theoretischen Bezüge können für einige männliche Interview-Partner wiederum durch Trigger-Momente wie den Vietnamkrieg und persönliche Betroffenheit wie ein drohender Einzug zum Wehrdienst hergestellt werden.

Insbesondere die Interview-Partner*innen 50+ sind häufig auch von früheren Sozialen Bewegungen beeinflusst worden. Die Anti-AKW-Bewegung der 1980er Jahre, die Friedensbewegung und die Bildungsmisere werden von sechs

Bürger*innen als ursprüngliche Einflussfaktoren für ihr heutiges Engagement beschrieben. Dass frühere Protest-Erfahrungen bis in die Gegenwart eine Grundlage für Aktivismus bilden, zeigten schon Untersuchungen von McAdam (1989: 751 ff.), der in seiner Studie aufzeigt, wie Aktivismus in den 1960er Jahren Engagement in den 1980er Jahren beeinflusst hat. Neben (früheren) Sozialen Bewegungen spielen für drei Interview-Partner*innen auch Parteien bzw. Jugendorganisationen von Parteien eine Rolle bei der Entwicklung oder Intensivierung von Protest-Aktivitäten. Dieses Ergebnis stimmt mit dem CVM von Verba/Schlozman/Brady (1995: 348) überein, welches besagt, dass eine hohe Identifikation mit einer Partei zivilgesellschaftliches Engagement wahrscheinlicher macht.

Wie von verschiedenen Autor*innen beschrieben und auch hier durch das Interview-Material belegt, fördern persönliche Betroffenheit und moralische Wertvorstellungen Partizipation. Bei moralischen Entdeckungen (Teske 2009: 27 ff.) wirken externe Faktoren auf das Individuum ein. Der Punkt des Bewusstwerdens über eine Unmoral in der Welt gilt hierbei als Wendepunkt hin zum Aktivismus. Persönliche Betroffenheit wie bspw. im Fall von Lärmbelästigung, kann Bürger*innen als Ursprungsmoment für Aktivismus dienen. Auch Han (2009: 48 ff.) beschreibt in ihrem Model von „Issue Publics“, dass Menschen sich verschieden intensiv für unterschiedliche Themen interessieren und vielmehr politische Spezialisten als Generalisten sind. Eine persönliche Bindung zu einem Thema macht laut Han (ebd.: 72 ff.) Partizipation wahrscheinlicher.

In der bisherigen Forschung wenig beachtet, hier jedoch als Ursprungsmomente genannt, sind konkrete Medien wie Bücher, Filme usw. als Auslöser für Engagement oder der Einfluss von Spiritualität und Meditation. Dies wurde von verschiedenen Interview-Partner*innen als Ursprung ihres Engagements bezeichnet und könnte bei tiefergehender Forschung vielversprechende Erkenntnisse liefern. Die Beschreibungen veranschaulichen die Bedeutung von Jaspers (2011) Begriff des „moral shock“ – ein Aha-Moment (während des Lesens eines Buches oder Schauens einer Doku), der dem Individuum zeigt, dass die Welt nicht ist, wofür es sie gehalten hat.

Auch Auslandsaufenthalte können als „moral shocks“ (ebd.) verstanden werden: Momente, die eine neue Seite der Welt zeigen und bisheriges in Frage stellen. Teske (2009) und Han (2009) benennen Auslandsaufenthalte und Reisen in fremde Länder ebenfalls als moralische Entdeckung und Trigger-Momente, die Aktivismus begünstigen können. Dabei werden sich Bürger*innen über Ungerechtigkeit in der Welt bewusst und überdenken ihr Handeln.

Abgesehen von Situationen, in denen jemand z. B. beim Surfen im Netz auf ein interessantes Buch oder eine neue Doku gestoßen ist oder wenn jemand online

von einer anderen Person einen Hinweis auf etwas erhalten hat, finden diese Aha-Momente größtenteils offline statt. Netzbasierte Auslöser erfahren Bürger*innen evtl. bei der Informations- und Themenrecherche online, ein Großteil der Triggermomente, insb. wenn diese in der weiteren Vergangenheit liegen, sind jedoch außerhalb des Internets zu lokalisieren.

Ein ebenso in bisheriger Forschung vernachlässigter Faktor ist der Zusammenhang zwischen Studium und Aktivismus. Einige Interview-Partner*innen absolvierten ein Studium in einem für den Aktivismus relevanten Fach, z. B. Politikwissenschaft oder Umweltwissenschaften. Wissenschaftliche Auseinandersetzungen haben bei ihnen im Sinne einer „moralischen Entdeckung“ (Teske 2009: 55) dazu geführt, dass sie sich intensiver mit umweltrelevanten Themen auseinandersetzen.

Während im CVM von Verba/Schlozman/Brady (1995: 369 ff.) Religion und Glauben zwar in Form von Mitgliedschaft in Glaubensgemeinschaften berücksichtigt werden, wurden Spiritualität und Mediation im Kontext zivilgesellschaftlicher Partizipation bisher wenig beachtet. Im Fall einer Interview-Partnerin hat ein Achtsamkeitskurs zu einem Reset geführt und damit Aktivismus begünstigt.

Auch bei der Analyse der Kategorie Motive deckt sich ein Großteil der Ergebnisse mit bisherigen Forschungen, während gleichzeitig einige zusätzliche Einflussfaktoren bestimmt werden können, die von den Interview-Partner*innen benannt werden. Die am häufigsten genannte (zehn von 18) und mit viel Nachdruck beschriebene Motivation für gegenwärtiges Engagement stellt der Erhalt der Lebensgrundlage dar. Die Einsicht, dass Naturschutz auch Schutz menschlicher Lebensräume bedeute, treibt viele Aktive in ihrem täglichen Tun an. Genauso die Befürchtung, dass die Welt verloren sei, wenn man nichts unternahme und dass der Erhalt der Lebensgrundlage insb. für nächste Generationen von enormer Bedeutung sei. Dieses Ergebnis veranschaulicht auch Teskes (2009: 86) Beschreibungen der Umweltschutz-Aktivist*innen. Sie denken an zukünftige Generationen und wissen, dass die Zeit knapp ist, um eine Umweltkatastrophe noch zu verhindern. Entsprechend stark sind ihre moralische Empörung und das Gefühl von Ungerechtigkeit gegenüber zukünftigen Generationen (vgl. Klandermans 2004: 362 ff.). Die Aktiven glauben, dass sie ihr politisches Umfeld zu ihren Vorteilen verändern können und rechnen den Nutzen dessen höher an als die dafür notwendigen Kosten. Was bei Klandermans (ebd.) allerdings unbeachtet bleibt, ist der Fall, dass eine Generation die gegenwärtigen Kosten bspw. in Form von strengeren Umweltschutzgesetzen tragen müsste, damit eine andere Generation in Zukunft einen Nutzen davon hat. Oder im umgekehrten Fall: Dass zukünftige Generationen die Kosten dafür tragen werden, wenn gegenwärtige Generationen nicht ausreichend konsequent handeln.

Persönliche Betroffenheit und ein verstärktes Interesse an einzelnen Themen werden auch in der bisherigen Literatur häufig als Motiv für Partizipation genannt. Ähnlich wie die Umweltschutz-Aktivist*innen in Teskes (2009: 86) Sample, sorgen sich auch die Interview-Partner*innen der vorliegenden Untersuchung um die Erhaltung des Lebensraumes und fühlen sich durch persönliche Betroffenheit und einen Ortsbezug motiviert. Teils ist es explizit die Betroffenheit, mit dem Ziel einen bestimmten Missstand oder eine Störung zu beheben, teils ist es die Hoffnung, dass jeder etwas vor Ort bei sich tut und damit überall auf der Welt Menschen aktiv werden. Dieses Verhalten wird auch bei Han (2009) beschrieben, die empirisch belegt, dass eine persönliche Bindung Engagement wahrscheinlicher macht.

Der konkrete Ortsbezug und wie bspw. im Fall von Berlin auch eine gewisse Nähe zum Politikgeschehen, sind jedoch bisher wenig erforscht. Eine hohe Motivation für Engagementformen, bei denen eine direkte Sichtbarkeit und Ergebnisse wahrscheinlich sind und eine Einflussnahme leichter ist als bei fernen Themen, stimmt mit den Forschungsergebnissen von Teske (2009: 98) überein, der beschreibt, wie viele seiner Interview-Partner*innen sich als Anpacker*innen inszenieren. Auch der Wunsch, einen starken Alltagsbezug zum entsprechenden Thema zu haben, so wie es von Stefanie zur Plastikthematik erläutert wird, konkretisiert noch einmal, was es bedeutet, wenn Menschen durch ein persönliches Interesse für Partizipation motiviert werden.

Teske (ebd.) beschreibt zwar bereits, dass Bürger*innen als „action-takers“ insb. für Projekte engagiert sind, bei denen sie konkret etwas mitgestalten und anpacken können, einen neuen Aspekt liefert darüber hinaus jedoch die Möglichkeit, selbst eine Organisation zu gründen, dabei evtl. sogar die Leitung zu übernehmen und dadurch den persönlichen Handlungsspielraum deutlich zu erweitern.

Einerseits für lokale Themen engagiert zu sein, andererseits aber auch über den Tellerrand zu blicken und größere Zusammenhänge zu betrachten, lässt sich unter dem Slogan ‚think global, act local‘ zusammenfassen. Einige Interview-Partner*innen vermuten, dass Bürger*innen im Lokalen besser für Themen sensibilisiert und Aktionen motiviert werden können, sie später aber auch offen für globalere Themen sind. Gegensätzlich zu diesen Positionen gibt es jedoch auch Gesprächspartner*innen, die hauptsächlich global denken und sich von lokalen Themen weniger angesprochen fühlen. Hier zeigen sich deutlich Konsequenzen der Digitalisierung und eines dadurch erweiterten Informationsraumes. Mit Hilfe des Internets können Informationen zu fernen Ländern und globalen Themen schneller und leichter recherchiert werden, alternative Medienformate

genutzt und auch selbst Informationen ins Netz eingespeist werden. Das Internet ermöglicht einen kostengünstigen und schnellen Informationsfluss, der auch geografisch fern liegende Themen aus anderen Ländern sichtbar macht, bei globalen Themen eine Vernetzung untereinander fördert und durch diese Präsenz einige Bürger*innen für Engagement motiviert.

Sich lokal zu engagieren geht auch mit dem Argument konform, zuerst zuhause aufzuräumen, bzw. dort anzufangen, wo man gerade ist. Jeder, der Vorstellungen von der Zukunft habe, müsse seinen eigenen Beitrag zu einem gesamtgesellschaftlichen Wandel beitragen. Diese Einstellung beschreibt bereits Teile einer „Identität“ (Klandermans 2004: 361) von Partizipation: Mit sich selbst im Reinen und mit der persönlichen Identität zufrieden zu sein. Diese persönliche Identität ist jedoch immer auch Teil einer kollektiven Identität. Affektive Bindungen (Goodwin/Jasper/Polletta 2004: 418) zum persönlichen Umfeld und Wohnort verstärken diese Motive wiederum.

Ein weiteres, in der bisherigen Forschung jedoch nicht berücksichtigtes Motiv, ist die Einstellung zum jeweiligen Protestthema inkl. seiner Außenwirkung: Nicht immer nur gegen etwas sein, sondern auch mal für – bspw. nicht nur gegen Atomenergie, sondern auch für erneuerbare Energien. Einige Interview-Partner*innen nennen diesen Unterschied als Motiv für ihr Engagement und reflektieren damit die Außenwirksamkeit der Umweltschutz-Bewegung. Die Herangehensweise, sich bewusst für etwas einzusetzen, anstatt gegen, ist in der Partizipations- und Protestforschung bisher nicht untersucht worden. Dass es für die Motivation förderlich sein könnte, positive Projekte und Ziele zu verfolgen, anstatt sich ausschließlich mit der Verhinderung von Projekten zu beschäftigen, scheint basierend auf den Interviews jedoch vielversprechende Erkenntnisse liefern zu können.

Für knapp ein Drittel der Gesprächspartner*innen stellt es eine wichtige Motivation dar, gegen Ungerechtigkeiten, das bestehende System und endloses Wirtschaftswachstum vorzugehen und einen ganzheitlichen, gesellschaftlichen Wandel einzufordern. Diese Positionen veranschaulichen Teskes (2009: 83 f.) Ergebnisse zum Social-Change-Aktivist, der stark politisiert ist und fundamentale Veränderungen der Gesellschaft erwirken möchte. Dieser Typ von Aktivist*in hat eine weitere Sicht auf die Dinge und Politik als andere Bürger*innen.

Insgesamt macht das Unterkapitel zu den konkreten Motiven der Bürger*innen deutlich, wie eng Identitätsbezüge und die Wichtigkeit einer kollektiven Identität mit Motiven für Engagement zusammenhängen. Viele Argumente stehen in Zusammenhang mit dem Kennenlernen anderer Menschen und dem Zeitverbringen mit Freund*innen. Die von den Interview-Partner*innen beschriebenen Aspekte unterstreichen die These von Goodwin/Jasper/Polletta (2004: 418), dass

„affective bounds“ Individuen als Motiv für Partizipation dienen. Affektive Bindungen zu anderen Menschen, zu Orten und in Form von Loyalität gegenüber einer Gruppe steigern die Wahrscheinlichkeit für Engagement. Auch das Ergebnis von McAdam (1989), dass das Level gegenwärtigen Engagements höher ist, wenn die Zahl bestehender Kontakte zu anderen Aktivist*innen hoch ist, lässt sich durch Interview-Passagen bestätigen.

Die Kategorie Motive ist auch eng mit dem Bürgerschaftsverständnis verknüpft. Einer der vier Typen von Emotionen und Affekten bei Goodwin/Jasper/Polletta (2004: 421 f.) sind „moral emotions“. Basierend auf diesen moralischen Emotionen entsteht eine normative Sicht auf die Welt und den eigenen Platz darin. Einige Interview-Partner*innen reflektieren das eigene Handeln und prüfen, ob es im Einklang mit den eigenen Moralvorstellungen ist. Sie wollen mit sich selbst im Reinen sein und engagieren sich u. a., weil es ihre Moralvorstellungen erfordern. Auch Teske (2009: 36) beschreibt, dass es für viele Vollzeit-Aktivist*innen wichtig ist, dass sie etwas tun, was ihren Werten entspricht. In den „Involvement Stories“ (ebd.: 51 ff.) seiner Untersuchungsteilnehmer*innen beobachtet Teske, dass persönliche Krisen und die Suche nach einem Sinn Ausgangspunkte und Motivation für Engagement sein können. Ähnliches beschreiben auch die Interview-Partner*innen der vorliegenden Arbeit.

Wie von Goodwin/Jasper/Polletta (2004: 421) mit dem Begriff der „moods“ beschrieben, stellt sich bei vielen Bürger*innen eine zufriedene Stimmung bereits dadurch ein, überhaupt aktiv geworden zu sein und es versucht zu haben. Manchmal reichen auch Zwischenziele und Kompromisse aus. Im Namen der späteren Generationen gehandelt zu haben und sich später keine Vorwürfe machen zu müssen, ruft bei einigen ein Gefühl von Zufriedenheit hervor. Diese Beschreibungen stützen das Konzept von Verba/Schlozman/Brady (1995: 391 f.) von „issue engagements“, welches Partizipation mit den Moral- und Wertvorstellungen von Bürger*innen erklärt. Ein weiteres häufig genanntes Motiv für Engagement ist das Argument, dass es ja sonst keiner machen würde. Dem zugrunde liegt ein geringes Vertrauen in andere Bürger*innen. Diese Einstellung steht gegensätzlich zur zweiten Komponente des CVM von Verba/Schlozman/Brady (ebd.: 345 ff.), dem „(psychological) engagement“. Die Autoren (ebd.) stellen die These auf, dass sich Bürger*innen mit größerer Wahrscheinlichkeit engagieren, wenn sie ein hohes Vertrauen in andere Bürger*innen und Politiker*innen haben. Bei einigen Bürger*innen dieses Samples ist es hingegen der Fall, dass ein niedriges Vertrauen in die Fähigkeiten der Mitbürger*innen dazu führt, dass sie lieber selbst aktiv werden, anstatt sich auf andere zu verlassen.

Die Analyse der Kategorie Emotionen zeigt deutliche Übereinstimmungen mit Betz (2016) These, dass Spaß als eigenständiges Motiv für Engagement

anzuerkennen sei. Viele Interview-Partner*innen beschreiben, dass sie Straßendemonstrationen u. a. besuchen, weil sie diese als Happening erleben, weil es dort Musik, Kostüme, kreative Plakate und vieles mehr gibt. Wie auch von Brodde (2010) beobachtet, zeigt sich der Eventcharakter von Protest in Form positiver Emotionen auch in den Beschreibungen der hiesigen Interview-Partner*innen als Selbstzweck und Motiv von Partizipation.

Darüber hinaus sind Emotionen stark von „affektive Bindungen“ (Goodwin/Jasper/Polletta 2004: 418) zu anderen Protestierenden, Freund*innen und Familie abhängig, was wiederum erneut die große Bedeutung kollektiver Identitäten unterstreicht. Sie verbringen gern Zeit mit Menschen, die sie bereits kennen und mit denen sie gemeinsam Spaß haben können und sie lernen gern neue Leute kennen. Gleiches gilt auch für starke emotionale Bindungen an Orte und Organisationen, die vor Ort verwurzelt sind. Abgesehen von einer Interview-Partnerin beschreiben alle anderen, diese emotionalen Bindungen ausschließlich im Offline-Bereich zu verspüren.

Einige Interview-Partner*innen erzählen, dass sie besonderen Spaß an Protestformen haben, bei denen sie das Gefühl haben, dass sie sich mit ihren Fähigkeiten bestmöglich einbringen können. Diese Aussagen stützen die These von Bogerts (2015: 233), dass Optimismus eine mobilisierende Wirkung besitzt und durch die positive Selbstwahrnehmung von Handlungsfähigkeit und Visionen für Möglichkeiten eines politischen Wandels, Aktivismus von Bürger*innen gestärkt wird.

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die Vereinbarkeit von Spaß und Beruf. Einige Interview-Partner*innen äußern den Wunsch, entweder einen Beruf zu finden, bei dem man in einem bezahlten Job Aktivismus nachgehen kann oder nur einen Teilzeitjob zu haben, der genügend Zeit für Aktivismus zulässt. Die bisherige Forschung über Berufsaktivist*innen ist in Deutschland noch unterrepräsentiert, könnte jedoch interessante Erkenntnisse über die Vereinbarkeit von Spaß und Beruf in Form von Aktivismus bringen. Ein anderer, bisher vernachlässigter Aspekt, den Interview-Partner*innen ansprechen, ist die Bedeutung von zivilgesellschaftlichem Engagement für Ruheständler*innen und Pensionierte. Nach der Berufstätigkeit nochmal gefordert zu sein und sich mit Wissen und Spaß einzubringen, dient einigen als Motiv für Engagement. Hier spielt insb. die ausreichend verfügbare Ressource Zeit eine wichtige Rolle, darüber hinaus aber auch das Gefühl, gut in etwas zu sein, Wissen weitergeben und/oder der Gesellschaft etwas zurückgeben zu können.

Die Analyse bestätigt außerdem die These von Goodwin/Jasper/Polletta (2004: 416 ff.), dass „reflex emotions“ wie Wut, Frust oder Angst den Fokus auf ein Problem zeitweilig erhöhen und damit zu Partizipation beitragen können. Einerseits

führen Gefühle wie Wut dazu, Protestaktionen anzustoßen, andererseits treiben aber auch Nostalgie, Empathie oder Mitleid die Akteure zu Aktivitäten an. Einige Interview-Partner*innen empfinden Empörung über das Verhalten mancher Politiker*innen und rücksichtsloser Menschen, die sich nicht im gleichen Sinne für Umweltschutz interessieren. Empörung bildet laut Goodwin/Jasper/Polletta (ebd.: 422) oft das Zentrum Sozialer Bewegungen, die durch entsprechende Narrative Menschen für ihre Anliegen mobilisieren. Ähnlich wie Scham oder Stolz kann auch Mitleid als „moral emotion“ (ebd.) gelten. Es widerspricht den Moralvorstellungen der Interview-Partner*innen, dass Menschen den Lebensraum mancher Tiere zerstören und dies wiederum verstärkt den Wunsch, sich zu engagieren.

Überraschend ist das Ergebnis der Analyse, dass Enttäuschung über Teilnahme-Absagen von Freund*innen bei einzelnen Bürger*innen nicht dazu führen, dass auch sie ihren Aktivismus einstellen oder reduzieren. Mehrere Interview-Partner*innen beschreiben, dass sie trotz vergeblicher Mobilisierungsversuche von Anderen auch alleine Aktionen unterstützen und ihre Motivation dadurch nicht verringert wird. Hier und an anderen Stellen zeigt sich die hohe Frustrationstoleranz zahlreicher Interview-Partner*innen. Ob Absage der Freund*innen, ausbleibender Protesterfolg, Burnout-Symptome durch Überarbeitung, Unsicherheiten bzgl. der individuellen Wirkungskraft oder das Gefühl, als konsequente Radfahrerin mache man am Ende doch nur Platz für mehr Autos – all das hält sie nicht von weiterem Engagement ab. In Situationen, in denen die Interview-Partner*innen Frust erfahren, halten sie diesen Frust aus und/oder kompensieren ihn durch andere Faktoren wie bspw. Spaß, Idealismus oder ein ausgeprägtes Gemeinschaftsgefühl. Auch das Setzen von kleinen Zwischenzielen wird als Strategie gegen Frusterfahrungen genannt.

Kollektive Identität und Mitgliedschaft

Die Analyse der Kategorie Kollektive Identität zeigt zahlreiche Übereinstimmungen mit klassischen Ansätzen der Forschung wie von Melucci (1996) und van Stekelenburg/Klandermans (2007). Fast alle Interview-Partner*innen beschreiben Zugehörigkeit als etwas, das sich aus gemeinsamen Protestaktionen, Praktiken, Zielen und häufig auch aus der Erinnerung an gemeinsame Protesterfahrungen, z. B. aus den 1980er Jahren, entwickelt. Zu sehen, dass sich auch andere Bürger*innen für das gleiche Thema einsetzen, mit Gleichgesinnten zusammen zu kommen und sich als Gemeinschaft zu fühlen, motiviert viele Bürger*innen, sich zivilgesellschaftlich zu engagieren. Auf der Straße und durch das gemeinsame Auftreten, erkennen sie Gemeinsamkeiten und identifizieren sich mit anderen Protestierenden.

Viele Interview-Partner*innen kommen über ein gemeinsames Thema mit Gleichgesinnten zusammen und erleben Gemeinschaft als Motivation für ihre Partizipation, weil sie sich dadurch in ihren Ansichten bestärkt fühlen. Mit Benford/Snows (2000: 616) Begriff des „prognostic framings“ gesprochen, sind sich die Aktiven einig darüber, wer Schuld an der Misere trägt und welcher Handlungsbedarf besteht. Als Master Frame dienen dabei ‚Klimagerechtigkeit‘ und ‚Umweltschutz‘.

Ein Netzwerk aktiver Beziehungen zu Gleichdenkenden und eine emotionale Investition beeinflussen kollektive Identität ebenfalls. Haenfler/Johnson/Jones (2012) beschreiben mit „Lifestyle Movements“ wie Individuen Identitätsarbeit betreiben, indem sie eine moralisch vertretbare und persönlich wichtige Identität im Kontext einer kollektiven Identität kultivieren. Teil dieser Identitätsarbeit ist es u. a., sich bei Protestaktionen zu vergewissern, dass man nicht der/die Einzige mit seinen Ansichten ist, sondern viele andere Bürger*innen gleiche Positionen vertreten. Zahlreiche Aussagen der Interview-Partner*innen unterstreichen die Thesen von van Stekelenburg/Klandermans (2007), die Gruppenidentifikation als fundamentalste Erklärung für Partizipation an kollektiven Aktionen halten.

Laut Benford/Snow (2000: 623 ff.) suchen Frames oft Anschluss zu kulturellen Werten, Erzählungen usw. Auch die Umweltschutz-Bewegung greift auf eine gemeinsame Geschichte der 1980er Jahre zurück und bestärkt damit gegenwärtiges Engagement. Laut Melucci (1996) spielen bei der Bildung kollektiver Identitäten Faktoren wie eine gemeinsame Sprache, gemeinsame Rituale und Praktiken eine wichtige Rolle. Einige Interview-Partner*innen verweisen in ihren Erzählungen auf Protesterfahrungen aus der Vergangenheit, die kollektive Identitäten formen und eine wichtige Grundlage für heutiges Engagement gebildet haben. Auch Flesher Fominaya (2007) beschreibt, wie positive emotionale Erfahrungen in der Bewegungspartizipation die Aktivist*innen auch über Durststrecken hinweg motiviert halten.

In vielen Sozialen Bewegungen und auch in der Umweltschutz-Bewegung lässt sich häufig beobachten, dass in verschiedenen Netzwerken und lokalen Initiativen oft die gleichen Menschen engagiert sind. Dank solch übergreifender „multi-militancy“ (Della Porta 2005) und „cross-cutting ties“ (Goodwin/Jasper 2003) ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass Unterstützer*innen verschiedener Organisationen gut miteinander auskommen. Wie von einem Interview-Partner beschrieben ist für ihn der Bereich seines Aktivismus schon Garantie dafür, dass er mit den Anderen gut auskommt. Auch andere Interview-Partner*innen beschreiben, dass sie bei Protestaktionen vor Ort immer Gleichgesinnte finden, ohne dass sie sich verbindlich mit jemandem für die Protestaktion verabreden müssten. Aus solchen Aktionen können neue Freundschaften entstehen, die

eine gemeinsame Protesterfahrung zur Grundlage haben. Darüber hinaus kann es auch das explizite Ziel sein, durch gemeinsame Protestaktionen neue Leute kennenzulernen, bspw. nach einem Wohnortwechsel oder weil der Freundeskreis andere Interessen verfolgt. Dieser Aspekt ist in der bisherigen Forschung erst wenig berücksichtigt worden, scheint der Interview-Analyse nach aber eine große Relevanz zu haben.

Abgesehen von einer Interview-Partnerin – die im Bereich Social Media arbeitet – beschreiben alle anderen Aktiven, dass sie kollektive Identität und Gemeinschaft in erster Linie auf der Straße empfinden und es gemeinsame Praktiken seien, die Zusammenhalt stärken. Dabei ist auch relevant, dass es bei größeren Aktionen wie Straßendemos oft nötig ist, in Form einer Bezugsgruppe aufeinander aufzupassen oder eventuell sogar einer Gefahr durch Staatsgewalt oder Gegendemonstrant*innen ausgesetzt zu sein. Die Betonung der Wichtigkeit der Straße für ein Gemeinschaftsgefühl steht in Einklang mit Castells (1997) Theorie, dass soziale Interaktionen weiterhin in einem „space of places“ stattfinden und kollektive Identitäten eine Art Ankerpunkt in einem ansonsten sehr schwammig gewordenen Terrain darstellen. Das Zusammentreffen mit Anderen, das Spüren von Resonanz und die gemeinschaftliche Umsetzung von Protestpraktiken unterscheiden Straßenprotest damit erheblich von Online-Protestpraktiken wie dem virtuellen Unterzeichnen einer Petition.

Rucht (1995: 14) stellt die These auf, dass kollektive Identitätsbildung vom Faktor Gruppengröße beeinflusst wird. Je kleiner die Gruppe, desto stärker eine Identifikation durch gemeinsame Aktionen. Bei einer BUND-Ortsgruppe, die gemeinsam an einer Demo partizipiert, ist die Gruppen-Identifikation entsprechend sehr hoch. Hunt/Benford (2004) sprechen hierbei von „boundary work“, welches entweder die Entwicklung von Strategien im Umgang mit Gegenspieler*innen bezeichnet oder die Beziehungsarbeit innerhalb einer Sozialen Bewegung. Einige Interview-Partner*innen beschreiben Protesterfahrungen, bei denen sie den Staat – verkörpert durch Polizei oder Hubschrauber – als konkreten Gegenspieler erlebt und sich teilweise Risikosituationen ausgeliefert gefühlt haben.

Die These, dass sich eine kollektive Identität im Netz nicht finden bzw. aufbauen lasse, stützen entsprechende Interview-Partner*innen bspw. auf die Beobachtung, dass sich insb. junge Menschen nicht mehr verpflichtend an eine Organisation binden wollen, sondern sich eher sporadisch einbringen. Aussagen wie diese stehen im Einklang mit Bennett/Seeger (2012), die eine zunehmende Personalisierung und Individualisierung von Engagement beobachten. Einige Interview-Partner*innen widersprechen jedoch der von Bennett/Seeger (ebd.) geäußerten Behauptung, dass das Teilen von Informationen und die Wichtigkeit

der Telekommunikationsmedien dabei im Zentrum stehen. Vielmehr vertreten sie die Meinung, dass reale Begegnungen außerhalb des Netzes weiterhin die Grundlage für Engagement bilden. Einzig eine Interview-Partnerin erzählt, im Netz Gleichgesinnte zu finden und hier ein Gemeinschaftsgefühl zu empfinden.

Ein Faktor, der in bisherigen Forschungen zu kollektiver Identität kaum berücksichtigt wird, ist das Teilen von Arbeit und Verantwortung. Einige Interview-Partner*innen beschreiben, wie sich im Team Aufgaben besser auf mehrere Schultern verteilen lassen, wie man gemeinsam Prioritäten setzen und sich austauschen kann und durch Spaß der Gemeinschaftssinn gestärkt wird. Thematisiert wird auch, wie in der Gemeinschaft durch gemeinsame Praktiken Wissen etabliert und weiterentwickelt wird. Während ein Erfahrungsaustausch unter Aktivist*innen von van Stekelenburg/Klandermans (2007) zwar als Aspekt von Motivation genannt wird, steht eine detailliertere Analyse der Bedeutung von Wissenstransfer und der (Weiter-)Entwicklung von Wissen in Protestgemeinschaften noch aus.

Der Großteil der Interview-Partner*innen versteht Mitgliedschaft als aktive Handlung und fühlt sich einer Gemeinschaft erst dann zugehörig, wenn er/sie vor Ort mit anpackt, sich aktiv für etwas einsetzt, an Gruppentreffen teilnimmt und Einfluss auf die Ausgestaltung der Aktionen einer Organisation nimmt. Hierbei steht die konkrete Praktik im Mittelpunkt. Übereinstimmend mit „collective action frames“ (Bennett/Seegerberg 2012), bauen die Interview-Partner*innen auf eine starke Identifikation mit der Organisation und vertreten ein Mitgliedschaftsverständnis mit ausgeprägten Bindungen.

Ebenfalls wichtig für das Mitgliedschaftsverständnis der Interview-Partner*innen ist eine emotionale Verbundenheit zur Gruppe, die sich häufig durch Freundschaften mit anderen Aktivist*innen entwickelt oder aber auch dadurch, dass man schon eine lange Zeit in einer Gruppe engagiert ist. Diese Aussagen bestätigen Meluccis (1996) These, dass kollektive Identität neben einer geteilten Definition von Zielen, Mitteln und Aktionsfeldern und einem aktiven Netzwerk von Beziehungen auch einer emotionalen Investition bedarf.

Während Bennett/Seegerberg (2012) argumentieren, dass Loyalität gegenüber Organisationen zurückgehe und sich verstärkt „personalized action formations“ bilden würden, die vorherige „collective action frames“ ablösen, lässt sich dieses Verhalten bei den meisten Interview-Partner*innen nicht beobachten. Viele von ihnen berichten von mehreren aktiven Mitgliedschaften in verschiedenen Organisationen und zeichnen sich durch eine hohe Identifikation mit diesen aus. Damit widersprechen die Ergebnisse dieser Arbeit auch einigen Thesen von Haenfler/Johnson/Jones (2012), die ähnlich wie Bennett/Seegerberg (2012) von

losen Kontakten zu Organisationen und eher informellen sozialen Netzwerken ausgehen.

Einzig eine Interview-Partnerin lehnt Mitgliedschaften in Organisationen grundsätzlich ab und bewegt sich im Sinne der „lifestyle movements“ (Haenfler/Johnson/Jones 2012) in informellen, sozialen Netzwerken. Ihre Erzählungen bestätigen zum Teil die These von Verba/Schlozman/Brady (1995: 269), dass einer der Gründe für Inaktivität sein kann, dass jemand nie gefragt wurde, ob er/sie sich einbringen möchte. Sich außerhalb von Personen zu befinden, die zur Rekrutierung für eine Organisation beitragen könnten, hat Inaktivität zur Folge. Im Falle dieser Interview-Partnerin wurden jedoch eigene Möglichkeiten des Engagements gesucht, bei denen unabhängig von Organisationen agiert werden kann. Dies stützt die These von Bennett/Segeber (2012), dass einer „logic of connective action“ folgend Tendenzen einer Personalisierung und Individualisierung von Engagement beobachtet werden können und damit auch ein Rückgang von Mitgliedschaften. Anders als bei Bennett/Segeber (ebd.) angenommen, spielen in dem vorliegenden Fall digitale Medien jedoch nur eine eingeschränkte Rolle.

Bezüglich eines Mitgliedsbeitrags gehen die Meinungen der Interview-Partner*innen auseinander. Sechs Personen vertreten die Meinung, dass finanzielle Unterstützung ein Aspekt von Mitgliedschaft sei und als Grundlage für Mitgliedschaft ausreiche. Begründet wird dies damit, dass Geld Wertschätzung für die Arbeit einer Organisation ausdrücke und/oder dass man wisse, was die Arbeit der Organisation koste. Knapp die Hälfte der Aktiven ist jedoch der Meinung, dass allein das Zahlen des Mitgliedsbeitrags keine Mitgliedschaft ausmache.

Basierend auf den verschiedenen Positionen schlagen einige Interview-Partner*innen eine begriffliche Unterscheidung vor: Aktives und passives Mitglied, Mitglied und Förderer oder Mitglied und Unterstützer*in. Alle Begriffs-paare haben gemeinsam, dass zwischen zwei Arten von Unterstützung unterschieden wird – der aktiven Unterstützung durch Mitarbeit einerseits und solcher durch Geldspenden andererseits. Eine Auseinandersetzung mit verschiedenen Begrifflichkeiten und Verständnissen von Mitgliedschaft und auch der Unterstützung für Organisationen steht (im Kontext deutscher Partizipations- und Protestforschung) noch aus.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Praktiken: Die Protest-Aktivist*innen der Umweltschutz-Bewegung auf der Straße, im Web 1.0 und im Web 2.0

6

Das nun folgende Kapitel befasst sich explizit mit den einzelnen Protestpraktiken, dem Handlungsrepertoire und der Intensität des Engagements der Interview-Partner*innen. Dazu wird zuerst der Praktiken-Begriff definiert, anschließend auf das Verständnis von Medien als Praktiken eingegangen und dann die Rolle von Medienpraktiken in Sozialen Bewegungen thematisiert. Danach folgt eine Beschreibung der Intensität des Engagements der Interview-Partner*innen. Anschließend werden die einzelnen Praktiken des Handlungsrepertoires der Aktivist*innen dargestellt, wobei eine Unterscheidung in (vorwiegend) Offline- und (vorwiegend) Online-Praktiken vorgenommen wird. Den Abschluss bildet eine Analyse des konkreten Einflusses von Campact und dem BUND auf das Handlungsrepertoire und die Intensität des Engagements der Interview-Partner*innen. Dieses Kapitel verfolgt das Ziel, gemeinsam mit den Ergebnissen des vorherigen und des folgenden Kapitels, eine Typisierung von Protest-Aktivist*innen vorzubereiten. Dafür sind individuelle Protestpraktiken und Engagement-Intensitäten von großer Bedeutung.

6.1 Protestpraktiken und Praxistheorie – eine theoretische Annäherung

Diese Arbeit verwendet einen Praktiken-Begriff, der stark von Schatzki (1996, 2002), Reckwitz (2006, 2008) und Couldry (2012) geprägt ist. Praktiken werden als kleinste Einheit des Sozialen verstanden, in einem „temporally unfolding and spatially dispersed nexus of doings and sayings“ (Schatzki 1996: 89). Sie sind folglich eine Verknüpfung von Getanem und Gesagtem, wobei inhaltliche Äußerungen immer auch körperlich vermittelt werden. Deshalb sind auch Körperpraktiken relevant. Aufbauend auf Schatzki definiert Reckwitz (2008: 151)

eine Praktik als „Ensemble miteinander verknüpfter, regelmäßiger Aktivitäten der Körper, die durch implizite und geteilte Formen des Verstehens und Wissens zusammengehalten werden.“

Schatzki (2002) unterscheidet zwischen „praktischem Verstehen“ und „praktischem Verständnis“. Beim praktischen Verstehen ist die Grundlage das Erkennen von Praktiken sowie das Wissen, dass etwas getan wird. Es ist immer ein subjektives Wissen, spezifische Praktiken durchzuführen, ihren Vollzug zu interpretieren und darauf angemessen zu reagieren. Das praktische Verständnis bedeutet, dass über die Praktiken Sinn hergestellt wird. Hierbei spiegeln sich individuelle Motive, Ziele, Wissensformen und affektive Eigenschaften des Subjekts wieder. In den persönlichen Motiven und Zielen erhalten Praktiken einen akteurspezifischen Sinn, welcher wiederum das Verstehen der Praktiken ermöglicht. Akteure sind autonom, insofern als sie über jeweils individuelles praktisches Verständnis verfügen, das ihre Handlungen steuert, indem es Sinn erzeugt. Praktisches Verständnis wird folglich durch individuelle Eigenschaften wie Ziele, Aufgaben und auch Affektivität bestimmt. Damit spielen Emotionen eine wichtige Rolle. Entsprechend befinden sich praktisches Verstehen und praktisches Verständnis in einer Wechselwirkung zueinander.

Es kann zwischen integrativen und dispersen Praktiken unterschieden werden. Integrative Praktiken sind komplexe Entitäten, in denen Gesagtes und Getanes in unterschiedlichen Kombinationen und Verhältnissen verbunden sind. Sie sind die komplexeren Praktiken, die im sozialen Leben gefunden werden können und dieses ausmachen (z. B. kochen, arbeiten, gärtnern). Disperse Praktiken sind wiederum Gepflogenheiten, die in unterschiedlichen sozialen Bereichen vorkommen und dabei oft ähnlich zum Ausdruck kommen (z. B. beschreiben, erklären, untersuchen).

Reckwitz (2006, 2008) Modell von Praktiken baut auf Arbeiten von Schatzki (1996, 2002) und Shove/Pantzar (2005) auf, enthält aber auch einige Unterschiede dazu. Gemeinsam sind ihnen das Verständnis von sozialen Praktiken als Verknüpfung von Gesagtem und Getanem und als Ort des Sozialen, sowie eine Betonung der Materialität von Sozialität in Form der Körperlichkeit des Handelns und der Relevanz nichtmenschlicher Akteure. Anders als bei Schatzki, spielen bei Reckwitz aber auch strukturalistische und poststrukturalistische Konzepte eine Rolle (vgl. Jonas 2009: 15 ff.). Die Entstehung und der Wandel von Sozialität werden bei Reckwitz durch die Wirkungslogik kultureller Codes begründet, welche Subjektformen und -kulturen konstituieren. Schatzki hingegen sieht Stabilität und Wandel von Sozialität begründet durch eine ‚agency‘ der Komponenten, die in Arrangements konfiguriert sind und über ihre Aktivitäten in Zusammenhang menschlicher Koexistenz integriert sind. Reckwitz poststrukturalistischer Ansatz

der Praktiken-Theorie versteht Subjektkulturen immer auch als tief agonal und konfliktiv. Dabei bezieht er sich auf Laclau/Mouffe (1985) und beschreibt einen immerwährenden Kampf für kulturelle Hegemonie.

Couldry (2012: 33 ff.) hingegen legt einen Fokus auf das Verständnis von Medien als Praktiken. Für diesen Ansatz nennt er vier Vorteile: 1) Die Regelmäßigkeit der Handlungen: Wir agieren in einer Welt basierend auf Regelmäßigkeiten, Ordnungen, Routinen, Lebensstilen und anderen Kombinationen von Praktiken. 2) Die Sozialität von Praktiken: Sprache sei die Handlung der Welt und als offenes Set von Praktiken in Konventionen eingebettet. 3) Praktiken weisen auf Bedürfnisse hin: Medienrelevante Praktiken seien von grundlegenden Bedürfnissen nach Koordination, Interaktion, Gemeinschaft, Vertrauen und Freiheit geprägt. 4) Normatives Denken: Es würde die Frage aufgeworfen werden, wie wir mit Medien leben wollen. Couldry (ebd.: 35) unterscheidet grundsätzlich zwischen drei Formen von Praktiken, wobei sein Fokus insb. auf der zweiten und dritten Form liegt: „[...] actions that are directly oriented to media, actions that involve media without necessarily having media as their aim or object; and actions whose possibility is conditioned by the prior existence, presence or functioning of media.“ Diese Formen von Praktiken können wiederum zu der leitenden Frage gebündelt werden, „what are people doing that is related to media?“ (ebd.).

Couldry (ebd.: 36) spricht sich gegen einen Fokus auf Medientexte aus. Er argumentiert, dass die Medienproduktion nicht Ausgangspunkt für eine soziale Medien-Theorie sein könne, da Medienproduktion letztendlich nichts über die tatsächliche Nutzung eines Mediums aussagen würde. Er verfolgt einen praxisorientierten Ansatz, der nicht Medientexte oder -institutionen fokussiert, sondern medienbezogene Praktiken: „[...] what are people (individuals, groups, institutions) doing in relation to media across a whole range of situations and contexts?“ (ebd.: 37) Es geht also bspw. nicht um einen Text an sich, sondern darum, wie dieser Text gelesen wird. Insbesondere in Zeiten der Digitalisierung sei eine solche Offenheit des Praktiken-Ansatzes besonders wichtig (vgl. ebd.: 43). „To sum up, ‚media‘ are best understood as a vast domain of practice that, like all practices (in Schatzki’s view), are social as a basic level through the very acts that stabilize them as practices and distinguish specific practices from each other.“ (ebd.: 44) Jedoch gebe es heutzutage einige medienverbundene Praktiken, die in älteren Ansätzen nicht berücksichtigt worden seien, z. B. das Sich-Virtuell-Zeigen und -Präsentieren, eine öffentliche Präsenz aufbauen, digital archivieren oder suchen, die Nachrichten online verfolgen, online kommentieren oder verschiedene Kanäle zu öffnen und schließen. Mit der Zeit hätten sich tief liegende Dynamiken von Praktiken entwickelt, wie bspw. das Bedürfnis, immer mit Menschen in Kontakt

zu bleiben, sich Informationen anzueignen, selektieren zu müssen oder öffentlich präsent zu sein (vgl. Couldry 2012: 57).

Auch Mattoni/Treré (2014) untersuchen Medienpraktiken und setzen sich zum Ziel, ein Konzept zu entwerfen, das der Untersuchung Sozialer Bewegungen nützlich ist. Während durch die Verbreitung von Protesten in den letzten Jahren die Rolle digitaler Medien insb. mit Bezug auf Mobilisierung untersucht wurde, fehlt laut Mattoni/Treré (ebd.: 252) ein Konzept, das die Komplexität der Interaktion zwischen Medien und Sozialen Bewegungen beschreibt und untersucht, wie Medien über die Zeit hinweg mit Sozialen Bewegungen interagieren. Die Beziehung dieser beiden Akteure solle durch die Linse von drei medienwissenschaftlichen Konzepten betrachtet werden: Medienpraktiken, Mediation und Mediatisierung („media practices“, „mediation“ und „mediatization“).

Mattoni/Treré (2014), deren Praktiken-Begriff ebenfalls auf Arbeiten von Bräuchler/Postill (2010), Reckwitz (2002) und Schatzki (2001) basiert, untersuchen Praktiken vor, während und nach einer Protestaktion. Dabei stehen Praktiken des Mikrolevels im Vordergrund. Bei diesen Protestaktionen sind Praktiken keine einzelnen Interaktionen, sondern aufbauend auf Reckwitz (2002) „a set of bodily performances, mental frameworks, uses of objects, some degree of self-reflection and also emotions and motivations that sustain interactions among activists, and between activists and other social actors external to the social movement milieu in the accomplishment of different tasks related to mobilization“ (Mattoni/Treré 2014: 258). Die Autor*innen unterscheiden zwischen vier Kategorien von Praktiken (ebd.: 259). 1) Partizipationspraktiken: Jene soziale Praktiken, durch die Soziale Bewegungen in der Lage sind, Individuen in die täglichen Projekte von Aktivist*innen zu involvieren, ihre Anliegen zu kommunizieren, um andere Akteure der Sozialen Bewegung zu mobilisieren und Protest-Teilnehmer*innen für Demonstrationen, Streiks, Petitionen und andere Formen anzuziehen. 2) Organisationspraktiken: Praktiken, durch die Aktivist*innen Treffen planen, Protest organisieren und Aktionen koordinieren. 3) Protestpraktiken: Die explizite Performanz eines öffentlichen Protests und die Sichtbarmachung der Anliegen für die Öffentlichkeit. 4) Symbolische Praktiken: Soziale Praktiken, die zur Entwicklung eines Diskurses, von Bedeutungen oder Interpretationen über das entsprechende Problem und den Protest beitragen.

Laut Mattoni/Treré (ebd.) erlaubt der Fokus auf Medienpraktiken – oder „Activist Media Practices“ (Mattoni 2012) – zu untersuchen, wie diese mit anderen sozialen Praktiken interagieren. Diese Praktiken definieren Mattoni/Treré (ebd.) als „routinized and creative social practices in which activists engage and which

include, first, interactions with media objects – such as mobile phones, laptops, pieces of paper – through which activists can generate and/or appropriate media messages, therefore acting either as media producers or media consumers; and, second, interactions with media subjects – such as journalists, public relations managers, but also activist media practitioners – who are connected to the media realm.“ Hier sind folglich einerseits Objekte wie Laptops und andererseits Subjekte wie Medienschaffende involviert. An dieser Stelle wird darüber hinaus deutlich, dass Aktivist*innen insb. in interaktiven, webbasierten Praktiken oft mehrere soziale Rollen gleichzeitig einnehmen: Bspw. als Unterstützer*in eines Protestanliegens, als Zeitzeug*in, als Fotograf*in und/oder als Journalist*in.

In Übereinstimmung mit Postill (2010), der kritisiert, dass der Ansatz von Medienpraktiken zwar für die Untersuchung von Medien im Alltagsleben, Medien und Körper oder der Medienproduktion diene, für politische Prozesse jedoch weniger hilfreich sei, schlagen Mattoni/Treré (2014) vor, das Konzept der Medienpraktiken noch um Konzepte der Mediation und Mediatisierung zu ergänzen. „Mediation“ definieren Mattoni/Treré (ebd.: 260) mit Bezug auf Couldry (2004, 2008) als „a social process in which media supports the flow of discourses, meanings, and interpretations in societies (Couldry 2008) [...]“. Mediation is an encompassing concept that brings together a number of activist media practices, paying attention to the flow of media productions, media circulation, media interpretation and media recirculation (Couldry 2004, 2008) that supports and surrounds social movements.“ Medien sind folglich sozial, kulturell, politisch und ökonomisch in einer Infrastruktur situiert, die mit den Konstitutionen der politischen Subjekte verflochten ist. Mediationsprozesse sind zirkulär, sie hören nicht bei der Mediennutzung auf, sondern implizieren immer auch Neukonfigurationen von Medientechnologien durch andere Bedeutungen und Lernprozesse. Während der Begriff der Mediation einen konkreten Kommunikationsakt beschreibt, meint Mediatisierung einen länger anhaltenden Prozess, in dem sich soziale und kulturelle Institutionen und Interaktionsmodi als Konsequenz des gewachsenen Medieneinflusses verändern. Im Konzept der Mediatisierung können zwei Traditionen unterschieden werden: „[...] a concept used to analyze critically the interrelation between changes in media and communications on the one hand, and changes in culture and society on the other“ (Couldry/Hepp 2013: 197). Zusammenfassend bezeichnen Mattoni/Treré (2014: 265) die Interaktionen zwischen Aktivist*innen und Medien als Tanz zwischen sozialen Akteuren.

6.2 Intensität des Engagements und Handlungsrepertoires der Aktiven

Obwohl diese Arbeit einer qualitativen Methode folgt, sollen an dieser Stelle unter dem Aspekt der Intensität des Engagements einige quantitative Tendenzen der 18 Interviews analysiert werden.¹ Um ein genaueres Bild der Intensität des Engagements der Aktivist*innen zeichnen zu können, wurden basierend auf dem Interviewmaterial Kategorien gebildet, die Auskunft über die Anzahl der Mitgliedschaften, die Teilnahme an verschiedenen Engagementformen, die Vielfalt der Protestpraktiken und die persönliche Einschätzung der Intensität geben. Abschließend liegt der Schwerpunkt dann noch einmal konkreter auf der Mitgliedschaft beim BUND und der Unterstützung von Campact.

6.2.1 „[...] 30 Stunden in der Apotheke und 30 Stunden Biologie für den BUND ehrenamtlich.“ – Zur Intensität des Engagements

Im Sample befindet sich eine Person (Sarah), die für ihren Aktivismus bezahlt wird, denn für Sarah ist das Engagement beim BUND ein bezahlter Teilzeitjob. Doch auch sie hat sich bewusst für diese Teilzeitstelle entschieden, um daneben Zeit für weiteres Engagement zu haben, z. B. in Form von eigenem Obstbau und einer Imkerei. Fünf der 18 Gesprächspartner*innen befanden sich zum Interview-Zeitpunkt in Rente und verfügen dadurch über hohe Zeitressourcen, die sie für zivilgesellschaftliches Engagement nutzen.

Drei Interview-Partner*innen verstehen ihren Aktivismus explizit als „Arbeit“ oder „Stelle“ – in Teilzeit neben einem anderen Job oder als Vollzeitstelle. Sarah pflegt neben ihrem bezahlten Job beim BUND eine Streuobstwiese und ihre Bienenkästen. Für sie war es eine bewusste Entscheidung für eine Teilzeitstelle und parallel dazu eine „zweite halbe Stelle“, in der sie sich um ihre Pflanzen und Bienen kümmert.² Helena teilt sich ihre Woche nach eigener Aussage in 30 Stunden Apotheke und 30 Stunden BUND Ehrenamt auf. *„Und jetzt habe ich praktisch 30 Stunden in der Apotheke und 30 Stunden Biologie für den BUND ehrenamtlich.“*

¹ Nach Kuckartz (2018: 118) ist es durchaus legitim, auch in qualitativen Studien einige quantitative Aspekte zu beleuchten.

² *„Das war eine strategische Überlegung. Ich meine, im Moment ist es einfach so, das ist quasi meine zweite halbe Stelle. Ich werde immer von der Jahreszeit getrieben und vom Wetter, dass ich halt raus muss und was an meinen Bäumen oder Bienen oder im Gemüsegarten machen muss.“* (Sarah, Z. 105 ff.)

So ungefähr teile ich mir meine Woche auf:“ (Helena, Z. 9 ff.) Daniela wiederum arbeitet Vollzeit (und unbezahlt) von zuhause aus am PC für ihr Engagement für Frauen und Kinder.

Insgesamt sechs der 18 Gesprächspartner*innen haben angegeben, für das Engagement bewusst weniger zu studieren oder in der Vergangenheit weniger studiert zu haben oder arbeiten dafür nicht in Vollzeit. Dieser Aspekt wurde in Abschnitt 5.1 „Ressourcen“ bereits behandelt und durch Zitate ausführlich veranschaulicht.

Weitere Aspekte bzgl. der Intensität und Extensivität von Engagement werden in den folgenden drei Tabellen veranschaulicht (Abbildungen 6.1 - 6.3):

<u>Kategorie</u>	<u>Ausprägungen</u>	<u>zutreffende Fälle</u>
Intensität gemessen am Zeitaufwand in Stunden/Woche	Gering (bis 3 Stunden/Woche)	Valeria, Felix, Isabelle
	Mittel (4 bis 7 Stunden/Woche)	Mareike, Kilian, Julia, Olaf, Sven, Stefanie
	Hoch (ab 8 Stunden/Woche)	Sarah, Franz, Helena, Gerd, Sonja, Sybille, Günter, Daniela, Markus

Abbildung 6.1 Intensität von Engagement I

Drei der Interview-Partner*innen sind durchschnittlich maximal drei Stunden pro Woche aktiv, sechs Personen erzählten wöchentlich im Schnitt bis zu sieben Stunden mit Engagement zu verbringen und neun Bürger*innen gaben an, mindestens acht Stunden die Woche für ihr Ehrenamt zu investieren. Diese neun Bürger*innen sind alle entweder bereits in Rente oder arbeiten in Teilzeit oder freiberuflich. Die jüngeren Interview-Partner*innen haben alle angegeben, maximal sieben Stunden die Woche mit ihrem Ehrenamt zu verbringen (Abbildung 6.1).

Neben diesem Unterschied bzgl. des Alters fällt auch auf, dass ein Großteil der über acht Stunden pro Woche engagierten Bürger*innen beim BUND aktiv ist. Keine der maximal drei Stunden pro Woche aktiven Personen ist Unterstützer*in beim BUND. Dies zeigt, dass Engagement beim BUND grundsätzlich zeitintensiver ist als bei Campact. Von den 18 Interview-Teilnehmer*innen gaben insgesamt elf an, Campact zu unterstützen und neun sind beim BUND aktiv. Fünf Personen erzählten, sowohl den BUND als auch Campact zu unterstützen (Abbildung 6.2).

<u>Kategorie</u>	<u>Ausprägungen</u>	<u>zutreffende Fälle</u>
Bei Campact / im BUND aktiv	Bei Campact aktiv	Mareike, Franz, Sybille, Kilian, Stefanie, Valeria, Felix
	Im BUND aktiv	Olaf, Günter, Markus, Julia, Sonja
	Bei Campact und im BUND aktiv	Sarah, Helena, Sven, Gerd

Abbildung 6.2 Intensität von Engagement II

<u>Kategorie</u>	<u>Ausprägungen</u>	<u>zutreffende Fälle</u>
Extensivität gemessen an den verschiedenen Engagementformen	An Straßendemo teilnehmen	Franz, Sybille, Kilian, Helena, Valeria, Sven, Daniela, Markus, Gerd, Felix
	Teilnahme an Blockade und Hausbesetzung (heute oder früher)	Mareike, Sarah
	Online-Petition unterschreiben	Sarah, Mareike, Helena, Sybille, Kilian, Franz, Stefanie, Valeria, Sven, Felix, Gerd
	Geld spenden	Sarah, Mareike, Franz, Sybille, Valeria, Helena, Gerd
	Regelmäßig an Offline-Gruppentreffen teilnehmen (z.B. Monatstreffen) oder Campact-Straßenaktionen	Olaf, Sarah, Franz, Helena, Sven, Günter, Markus, Julia, Gerd
	Eigenes Institut gegründet	Günter, Daniela
	Beraterrolle auf Landesebene, lokalpolitisch aktiv	Markus, Gerd

Abbildung 6.3 Extensivität von Engagement

Bezüglich der Engagementformen und Handlungsrepertoires wurden in der Analyse folgende Kategorien gebildet: An Straßendemos teilnehmen (hier gaben elf an, an dieser Form mitzuwirken), sich an Straßenblockaden beteiligen (nur eine Person), Online-Petitionen unterzeichnen (elf Unterstützer*innen), (auch

Geld spenden (sieben von 18), regelmäßig an offline Treffen/Aktionen, wie Monatstreffen einer Gruppe oder Compact-Straßenaktionen teilnehmen (neun der 18 Befragten), ein eigenes Institut gründen (zwei Aktive) und eine Beraterrolle auf Landesebene innehaben bzw. lokalpolitisch aktiv zu sein (ebenso zwei aus 18) (Abbildung 6.3). Insbesondere die letzten beiden Engagementformen zeichnen sich durch hohe Zeitintensivität aus – alle vier hier genannten Personen gaben an, mindestens acht Stunden pro Woche für ihr Engagement zu investieren. Alle genannten Engagementformen werden nun im weiteren Verlauf dieses Kapitels mit Blick auf ihre Intensität untersucht und anschließend in ein Handlungsrepertoire von Protestpraktiken eingeordnet.

„[...] zwei Stündchen tagsüber am Computer und nachts nochmal zwei Stündchen [...].“ (Markus) – Täglich mit Engagement beschäftigt sein

Mehr als die Hälfte der Interview-Partner*innen (zehn von 18) sind in der Regel täglich mit ihrem Engagement beschäftigt. Die Arbeit am Computer, E-Mails, Informationen lesen oder zusammentragen und sich mit anderen zu vernetzen macht dabei einen Großteil der Zeit aus. Das tägliche Engagement variiert jedoch stark von einer Stunde am Tag bis zu zwölf Stunden am Tag an sieben Tagen der Woche. Dabei kann es eine Rolle spielen, dass man sowieso gerade am PC arbeitet, per „Blinken“ oder akustische Benachrichtigung über den Eingang einer neuen Nachricht informiert wird und dann direkt nachschauen möchte. So ist es bspw. bei Sven der Fall: *„Also, es gibt Zeiten, wo ich manchmal den halben Tag mich investiere, an einem normalen Werktag. Aber ich sage mal, eine Stunde pro Tag mindestens. [...] Ja, am Wochenende mehr, ja. [...] ich hab die Webseiten, die Mail-Konten und den Kram und wenn da was blinkt, zum Fluglärm, gucke ich dann natürlich.“* (Sven, Z. 327 ff.) Auch Markus ist täglich mit seinem Engagement beim BUND beschäftigt und gibt an, neben Terminen außer Haus, am Tag ca. vier Stunden am Computer zu investieren.³ Ähnlich beschreibt es Sybille, die viel Zeit für Transition Town investiert und dabei vor allem den Vernetzungscharakter betont.⁴ Die Fälle von Daniela und Günter unterscheiden sich hinsichtlich der Intensität von den anderen Fällen, da die beiden jeweils für die eigene Organisation engagiert sind. Günter (Z. 461 ff.) würde seine Aktivitäten dort mit

³ *„Zwei Stündchen tagsüber am Computer und nachts nochmal zwei Stündchen, ja so ungefähr. Manchmal auch mehr, manchmal auch weniger.“* (Markus, Z. 59 f.)

⁴ *„Es ist immer so phasenweise, dann ist es mal viel, dann können das schon mal sechs Stunden am Tag sein. Und dann wieder weniger. Und jetzt, also wenn ich alles zusammen rechne, weil ich ja jetzt in der Transition Town Initiative aktiv bin und Vernetzungsfrage – also, ich würde sagen, im Schnitt vier Stunden am Tag aktiv dafür.“* (Sybille, Z. 181 ff.)

einer Dreiviertelstelle vergleichen, Daniela wiederum gibt an zwölf Stunden und nahezu sieben Tage die Woche am Computer zu verbringen.

„[...] das ist alles noch recht überschaubar.“ (Sarah) – Aufwendiges Engagement herunterspielen

Insbesondere die sehr Engagierten schätzen ihren Aktivismus teilweise als überschaubar, nicht aufwendig oder gar nebensächlich ein. Sarah bspw. zählt zuerst alle Posten auf, die sie innehat, merkt nach jedem Posten an, dass das nicht sehr aufwendig sei und fasst am Ende zusammen, dass das insgesamt also noch überschaubar sei: *„Ich bin halt hier noch im Kreisverband vom BUND Gießen im Sprecherteam – und ich finde, das hält sich noch relativ in Grenzen – und ich bin dann noch bei den Imkern als Beisitzer im Vorstand – finde ich jetzt auch gerade nicht so aufwendig – und halt im Obst- und Gartenbauverein. Für die mache ich so ein bisschen Ferienspiel-Aktionen. Also, das ist alles noch recht überschaubar.“* (Sarah, Z. 19 ff.) Valeria wiederum versteht sich nur als „Trittbrettfahrerin“ und sieht eine Hauptaufgabe darin, „Masse zu machen“. Damit versteht sie sich jedoch nicht zwangsläufig als „aktiv“ – ein Aspekt, der mit Blick auf Mitgliedschaft unter 5.3.2 bereits genauer untersucht wurde: *„Also, ich bin nicht aktiv bei Campact. Da schelte ich auch mich manchmal und denke, meine Zeit, du bist einfach nur ein Trittbrettfahrer. Denn ich mache nicht mit, ich hab mich da nicht eingebracht. [...] z. B. auch auf Avaaz, und da war Regenwald, Umweltinstitut München z. B. und da sage ich: ‚Mensch, die sprechen die Dinge an, die mich sehr bewegen.‘ [...] Ich muss da sein, ich muss mit Masse machen.“* (Valeria, Z. 243 ff.) Aus Valerias Beschreibungen lässt sich ein Widerspruch herauslesen, insofern als sie sich einerseits als Trittbrettfahrerin versteht und meint, nicht „aktiv“ zu sein, andererseits aber doch verstanden zu haben scheint, dass sie als Einzelne durchaus wichtig ist und alle Einzelnen zusammen die Masse einer Demo ausmachen.

„Dass es Campact gibt, hat bestimmt dazu geführt, dass ich wesentlich häufiger unterwegs bin.“ (Franz) – Intensivierung des Engagements durch Campact

Obwohl insb. in den frühen Jahren ihrer Arbeit ein Vorwurf an Campact und derartige Kampagnen-Organisationen häufig lautete, sie würden politische Partizipation zu sehr vereinfachen und auf den weniger ernstzunehmenden Online-Bereich umlagern und obwohl auch die Clicktivism-Debatte auf solchen und ähnlichen Annahmen basiert, haben ganz im Gegenteil dazu ein Viertel der Interview-Partner*innen angegeben, dass sich ihr gesamtes Engagement durch Campact sogar intensiviert habe. Kilian ist der Meinung, dass ein großer Vorteil von Campact das breite Beteiligungsspektrum sei und dass so jeder selbst entscheiden könne, wie viel oder wenig er/sie machen wolle: *„Die bieten ja auch so*

ein Spektrum, sage ich mal, mit Beteiligungsintensität. Man kann einfach nur zu den Online-Petitionen kaum lesen, einfach auf unterschreiben drücken und dann ist man schon raus. Dann hat man nur eine Minute investiert und hat sich schon beteiligt. Natürlich kann man sich auch alles durchlesen, Hintergrundtexte und so, und dann halt unterschreiben. Man kann aber auch zu Aktionen gehen, man kann aber auch wahrscheinlich wirklich da mitarbeiten, da bei Demos helfen usw. [...] wie viel ich machen will, kann ich da rein geben. Das fängt glaube ich viele Leute auf. Also, die sich viel engagieren wollen, die wenig Zeit haben und andere auch. Das finde ich super.“ (Kilian, Z. 504 ff.) Für Franz, Kilian, Felix, Helena und Valeria hat sich das persönliche Engagement durch Campact insgesamt intensiviert. Bei Felix hat sich dies durch das Absolvieren eines Praktikums bei Campact ergeben und für Kilian waren die Straßenaktionen und Online-Petitionen von Campact ausschlaggebend dafür, dass er sich überhaupt irgendwie einbringen konnte: *„Also, wo ich sie kennengelernt habe und wo ich dann auch bei den Aktionen war – also nur weil Campact diese Aktionen angeboten hat, die Petition angeboten hat, konnte ich mich erst engagieren. Also, dass sich mein Engagement eben definitiv gesteigert hat. Auch mein Bewusstsein, was gerade so passiert, einfach durch den Input, der da kommt.“* (Kilian, Z. 524 ff.) Die Aktionen von Campact haben ihm eine gute Einstiegsmöglichkeit geboten und der Informationsfluss durch die Organisation hat ihn auf dem Laufenden gehalten. Franz wiederum war schon vor Campact aktiv, hat durch die Organisation laut eigenen Angaben sein Engagement jedoch nochmal deutlich gesteigert und sei nun „wesentlich häufiger unterwegs“. Ihn motivieren die Straßenaktionen vom Sofa aufzustehen und auf die Straße zu gehen – auch, weil er dann nicht alleine, sondern zwischen Gleichgesinnten steht. *„Ja, sagen wir mal so: Ich mache bei mehr Sachen mit. [...] Dass es Campact gibt, hat bestimmt dazu geführt, dass ich wesentlich häufiger unterwegs bin. Weil die einen auf Trapp halten, wenn man so will. Wenn man den Trapp dann mitmacht, dann ist das gut. Also wenn nur einmal im Jahr eine Demo ist und sonst nichts, dann wäre ich wahrscheinlich wieder auf dem Sofa eingeschlafen. [...] Und alleine stell ich mich nicht mit dem Schild irgendwo hin. Oder joa, Unterschriften-Aktion: Kann man mitmachen, kann man nicht mitmachen, merkt nach außen keiner. Das ist so ... Man hat auch nicht das Gefühl, als hätte man richtig was gemacht. Und deswegen freut mich, dass Campact so viel macht.“* (Franz, Z. 54 ff.) Im gleichen Zug kritisiert Franz jedoch pure Unterschriften-Aktionen: Keiner würde merken, ob man dabei mitgemacht habe oder nicht und es würde sich auch nicht anfühlen, als hätte man richtig etwas gemacht. Diese Aspekte werden in Kapitel 7 „Einstellungen zu Straßenprotest und Netzaktivismus“ ausführlich untersucht. An dieser Stelle lässt sich jedoch

festhalten, dass Campact – zumindest bei den Interview-Partner*innen des vorliegenden Samples – eher motivierenden als demotivierenden Charakter in Bezug auf verschiedene Protestformen und -intensitäten hat.

Auch Felix und Helena beschreiben, wie sie durch ihr Engagement bei Campact aktiver geworden sind und vergleichsweise mehr an Straßenprotest-Aktionen teilnehmen. Helena fühlt sich durch Campact sogar mehr zur Teilnahme an Straßendemonstrationen animiert als durch den BUND. Während sie bei Campact aktiv und direkt gefragt wird, ob sie aushelfen kann, empfindet sie die BUND-Aufrufe eher als Information zur Kenntnisnahme. *„Ich gehe deutlich mehr auf die Straße. Ich bin früher, gut wenn der BUND dazu aufgerufen hat, aber der BUND ist nicht so der Demo-Verband, sage ich jetzt mal. Die hängen sich zwar immer mit dran, bei „Wir-habe-es-satt“ und da kommen aber dann relativ kurzfristig dann erst die Aufrufe und dann heißt es so eher ‚zur Kenntnisnahme‘. Und bei Campact war es dann halt wirklich so, dass die angerufen haben und gesagt: ‚Ey, kannst du helfen?‘“* (Helena, Z. 543 ff.) Felix gesteigertes Engagement hat wiederum den Hintergrund, dass er als ehemaliger Praktikant von Campact auf einer Liste von Ex-Praktikant*innen steht, über die er kontaktiert wird, sobald eine Aktion in seiner Umgebung stattfindet. Dadurch partizipiert er heute an Demonstrationen, wohingegen er früher nie auf Straßendemos war. Auch wurde er durch seine Mitarbeit bei der Organisation für Themen wie TTIP sensibilisiert und achtet bei der Medienberichterstattung über Demos fortan darauf, welche Bündnis-Partner*innen involviert sind und ob Campact etwas zu dem entsprechenden Thema macht. Trotz dieser Veränderungen seiner Verhaltensweisen betont Felix jedoch, dass sich für ihn durch das Praktikum bei Campact keine grundlegenden Veränderungen ergeben hätten. Obwohl sich für Felix das Handlungsrepertoire um den Bereich der Straßendemonstration erweitert hat, nimmt er selbst keine Steigerung seines Aktivismus wahr.⁵ Dies könnte daran liegen, dass er sich selbst „als Organisator“ der Demo versteht und nicht als Teilnehmer. Darüber hinaus könnte seine persönliche Verbindung zu Campact als ehemaliger Praktikant dazu führen, dass er sich ein Stück weit verpflichtet fühlt, der

⁵ *„Also, ich bin auf jeden Fall jetzt öfter bei Campact-Aktionen dabei, das ist ja auch klar. Jeder Praktikant setzt sich da auf eine Ex-Prakti-Liste und wird dann, wenn was in der Nähe ist, angeschrieben. Das war ja auch meine erste Demonstration in Berlin gegen das TTIP als Organisator sozusagen, vorher war ich nie auf einer Demonstration. Und das hat sich definitiv verändert. [...] Aber was Grundlegendes verändert, hat sich nicht, außer dass das TTIP dadurch bei mir überhaupt erst präsent wurde. Das hatte ich vorher gar nicht auf dem Schirm. Und wenn ich jetzt was lese, was in der Zeitung kommt, stelle ich mir immer die Frage, ob Campact was dazu macht. Und lediglich das hat sich verändert. Ich würde nicht sagen, dass ich sehr viel aktiver geworden bin, auch wenn ich erst durch Campact überhaupt auf Demonstrationen gekommen bin.“* (Felix, Z. 530 ff.)

direkten Bitte um Unterstützung nachzukommen – ganz unabhängig davon, ob er privat auf die entsprechende Demo gegangen wäre oder nicht. In Konsequenz hat Felix durch Campact zwar das Format der Straßendemonstration für sich hinzugewonnen, er versteht sich jedoch nicht als ein Teilnehmer unter vielen, sondern vielmehr als aktiver Unterstützer der Organisation selbst.

6.2.2 „Und ansonsten gibt’s die großen Demos natürlich ein paar Mal im Jahr.“ – Handlungsrepertoire der Interview-Partner*innen

Im Folgenden wird nun das Handlungsrepertoire der Interview-Partner*innen vorgestellt, welches sowohl Online- also auch Offline-Aktivitäten umfasst.

„Das ist immer ne Muss-Demo.“ (Gerd) – Teilnahme an Straßendemonstrationen
Für viele Interview-Partner*innen ist eine Demoteilnahme ein Muss und wichtig, insb. mit Fokus auf große und traditionelle Demos wie „Wir-haben-es-satt“ oder die jährliche Energiewende-Demo. Für kleinere Demonstrationen reicht nach eigenen Angaben die Zeit häufig nicht, denn eine Demoteilnahme ist meist (je nach Wohn- und Veranstaltungsort) mit einem hohen Zeitaufwand verbunden. Gerd bspw. fährt (fast) jedes Jahr von der Nordsee nach Berlin: *„Die Ernährungs-demo z. B. in Berlin im Januar. [...] Weil das auch immer zur Grünen Woche ist. Das ist immer ne Muss-Demo.“* (Gerd, Z. 370 ff.) Begründet wird die Wichtigkeit der „Wir-haben-es-satt“-Demo häufig mit ihrer Größe und damit, dass sie im Bereich Umweltschutz eine der wichtigsten Demos sei. Auch Helena, die dann aus Hessen anreist, hat diese Demo nach Möglichkeit jährlich zum Ziel und verbindet die Gelegenheit gern mit einem Kurzurlaub bei Freunden.⁶ Markus wiederum sagt explizit aus, nur für die ganz großen Demos Zeit zu haben, weil ihm neben den vielen Verantwortungen beim BUND auf Landesebene ansonsten keine Zeit mehr übrig bleibe.⁷ Neben Berlin zählen für Markus auch die Anti-Atom-Demos in Biblis zu den großen und wichtigen Demonstrationen des Jahres.

⁶ *„Ich habe Freunde in Berlin und wir machen dann immer so drei Tage. Da nehme ich mir auch immer ganz gezielt frei. Nur dieses Jahr ging es nicht, weil da lag von den Naturgarten-Tagen die Tagung auf diesem Wochenende.“* (Helena, Z. 598 ff.)

⁷ *„Na ja, ich habe ja eigentlich keine Zeit mehr übrig und wenn ich dann darüber hinaus noch was machen will, das sind dann die ganz großen Demonstrationen, die ganz wichtigen. In Berlin „Energiewende darf nicht kentern“ oder die Atom-Demonstration nochmal in Biblis, mehrmals, die großen Demos – da bin ich dann eben auch mal dabei.“* (Markus, Z. 132 ff.)

Die oben beschriebene Protestform der Teilnahme an einer Straßendemonstration kann in der Kategorisierung von Mattoni/Treré (2014: 259) dem dritten Typen zugeordnet werden, der Protest-Praktik: Eine Straßendemonstration ist die konkrete Durchführung einer Protestaktion und Sichtbarmachung eines öffentlichen Anliegens.

„Aber es muss dann möglicherweise wirklich zu konkreten Widerstandsaktionen vor Ort kommen [...].“ (Sonja) – Hausbesetzung, Feldbefreiung, Blockaden & Co.: Der Nutzen weiterer Offline-Protestformen

Mareike geht bei Straßendemonstrationen bzgl. ihrer Protest-Praktiken noch einen Schritt weiter und hat sich in der Vergangenheit auch an Blockaden beteiligt. Sie erzählt von einer Situation, in der sie Teil einer Blockade war und die aufgelöst und erkennungsdienstlich erfasst worden ist. Sie ist damit eine von zwei der insgesamt 18 Interview-Partner*innen, die bzgl. der Handlungsrepertoires auch die Blockade nennt. *„Ja und da gab’s dann diese Aktion. Da haben sie uns dann einfach weggekettet und da weggefahren und dann die ganzen Personalien und Fingerabdrücke und was nicht alles.“* (Mareike, Z. 443 ff.) Auch Sarah hat sich zu Studienzeiten mit einer Form des zivilen Ungehorsams eingebracht und gemeinsam mit ihren Mitbewohnerinnen bei einer Hausbesetzung mitgewirkt. Diese Erfahrung beschreibt sie auch als Politisierung, da sie sich bis dato nach eigenen Angaben nicht besonders für Politik interessiert hatte.⁸

Sarah und Sonja nennen in den Interviews noch weitere Offline-Aktionen, die dem Bereich des zivilen Ungehorsams zuzuordnen oder sogar strafbar sind: Straßblockade, Sitzblockade oder Feldbefreiung. Am Beispiel eines Versuchsfeldes für genmanipulierte Gerste erläutert Sarah, wie sowohl die Feldbefreiung als auch Hintergrundarbeit durch Lobbygespräche dazu geführt haben, dass die Versuche eines Konzerns abgebrochen wurden. Der BUND, dem Sarah auch angehört, hat sich von den Feldbefreiungsaktionen jedoch distanziert und auf Wege des Lobbyismus verwiesen. In diesem Fall schreibt Sarah den Erfolg des Abbruchs nicht

⁸ *„Und dann hat sich das aber durch die besondere Situation ergeben, die sich halt hier in Gießen ergeben hat. Dass ich in Kontakt, in Berührung mit der Hausbesetzer-Szene gekommen bin. [...] Und die sollten halt bei uns auch drum herum alles abreißen. Und dann wir schon: ‚Oh oh.‘ Und dann haben wir halt angefangen, Autos rund um das Haus zustellen. Quasi nochmal so eine Pufferzone zu machen. Und hinter dem Haus war ein Gartenhäuschen, ein süßes, altes Gartenhäuschen. [...] Also haben wir Mädels, wir waren oben nämlich ne Frauen-WG, uns vor das Gartenhäuschen gestellt, vor die Baggerschaufel und haben versucht, dieses Gartenhäuschen zu retten. Haben wir natürlich nicht geschafft. Und das waren aber so Sachen, die ... – sage ich mal Politisierung.“* (Sarah, Z. 191 ff.)

alleine den Verbänden zu. „[...] ein Versuchsfeld, da ging es um Gerste, gentechnisch veränderte Gerste und die ist auch befreit worden, sozusagen. Sprich, das Feld ist zerstört worden. Und da haben wir uns halt als BUND auch distanziert, dass wir gesagt haben: Gut, das ist halt nicht legal. Wir müssen da halt mehr auf diesem Lobby-Weg versuchen, da Druck zu machen. [...] Da denke ich immer, klar man braucht die Demos, man braucht auch diese Hintergrundarbeit, diese Lobbyarbeit, aber vielleicht hat die Feldbefreiungsaktion dann auch wirklich nochmal den Schub gegeben, dass die Konzerne einfach total genervt waren.“ (Sarah, Z. 570 ff.)

Sitzblockaden wie bspw. im Rahmen von Castor-Transporten hält Sarah jedoch für richtig, beteiligt sich auch selbst daran und formuliert das Ziel, den Einsatz für die Politik bzw. Polizei so teuer wie möglich zu machen, sodass irgendwann die Einsicht erfolgen würde, dass sich Atomenergie und das System rund um den zu entsorgenden Nuklearmüll nicht mehr lohnen.⁹

Auch Sonja hält es im Rahmen der Anti-Fracking Kampagnen für möglich, dass konkrete Widerstandsaktionen vor Ort nötig werden, sollten seismische Untersuchungen oder Probebohrungen gemacht werden. „Aber es muss dann möglicherweise wirklich zu konkreten Widerstandsaktionen vor Ort kommen, wenn irgendwo dann ne Probebohrung oder seismische Untersuchungen gemacht werden.“ (Sonja, Z. 925 ff.) Darin sieht sie den letzten Weg, Probebohrungen vor Ort zu verhindern.

Auch die Praktik der Besetzung oder Blockade kann in der Typisierung von Mattoni/Treré (2014: 259) dem dritten Typ „Protest-Praktik“ zugeordnet werden. Diese Protestformen veranschaulichen insb. auch die Körperlichkeit von Praktiken (Reckwitz 2006, 2008) und Betonen die Materialität von Sozialität in Form von Körperlichkeit des Handelns. Bei Protestpraktiken wie der Besetzung eines Hauses oder der Blockade eines Castor-Transports, kommt dem Körper der Aktivist*innen über die bloße Anwesenheit hinweg (z. B. bei einer friedlichen Straßendemonstration) eine noch wichtigere Rolle hinzu. Der Körper blockiert oder besetzt einen Raum, der durch die Körperlichkeit zu einem Protestraum – zu einem Raum des zivilen Ungehorsams – wird.

⁹ „Auf der anderen Seite denke ich gerade bei den Castor-Transporten, da kann ich mich auch noch an den ersten erinnern, da hatten wir die Sitzblockade direkt vor dem Verladekran, ich habe halt relativ weit hinten gesessen und die haben halt nachts um 23:00 Uhr angefangen zu räumen und wir sind dann erst morgens um 9:00 Uhr dran gewesen. So lange haben die halt gebraucht! [...] Und das ist nämlich das andere, denen das wirklich verdammt teuer zu machen. [...] Die Polizei-Gewerkschaft hat ja auch gestöhnt. Das kostet so viel Geld! Und das ist ja einfach alles nur, weil private Energieunternehmen ihren Müll entsorgen müssen, fachgerecht. Was sie nicht können. Und das quasi so sehr auf die Spitze zu treiben, dass die Politik irgendwann sagt: ‚Nee, das ist politisch und vielleicht auch finanziell nicht tragbar.‘ Das ist dann halt tatsächlich ein Erfolg der Straße.“ (Sarah, Z. 1105 ff.)

„[...] die haben ja fast jede Woche irgendeine Aktion.“ (Franz) – Campact Straßenaktionen und BUND Arbeitstreffen

Franz ist im Vergleich zu den anderen Engagierten bei Campact-Straßenaktionen der Involvierteste. Er wohnt in Berlin, wird von Campact per E-Mail über Unterschriften-Übergabe-Aktionen und andere Offline-Protest-Aktionen informiert und kann dank seines Rentner-Daseins oft an den Aktionen teilnehmen.

„Bei Campact ist es so: Na ja, die haben ja fast jede Woche irgendeine Aktion. [...] Da schließe ich mich dann einfach spontan an, wenn ich kann und dann ist das okay. Und ansonsten gibt's die großen Demos natürlich ein paar Mal im Jahr.“ (Franz, Z. 166 ff.) Neben den häufigen sogenannten ‚Media-Stunts‘ von Campact, nimmt Franz „natürlich“ auch an den großen Demos in Berlin teil.

Viele der BUND-Unterstützer*innen sind wiederum besonders mit regelmäßig stattfindenden Monatstreffen oder AG-Treffen ausgelastet. Dabei muss zwischen Landes- und Bundesebene unterschieden werden und ob jemand im Vorstand ist oder nicht. Markus ist auf Landes- und Bundesebene aktiv und hat somit häufig Treffen mit verschiedenen Arbeitsgruppen, zwischen denen wiederum immer vor- und nachbereitende E-Mail- und Telefon-Korrespondenzen erfolgen.¹⁰ In seiner Ortsgruppe ist Markus nach eigenen Aussagen weniger aktiv, als auf Landes- oder Bundesebene. Rechnet man alle diese Treffen hoch und berücksichtigt auch die dazwischen anfallenden Arbeiten, wird deutlich, dass Markus täglich mit BUND-Angelegenheiten zu tun hat.

Auch Julia, die in der BUNDjugend aktiv ist, beschreibt eine ähnliche Situation: Regelmäßige Landesvorstandstreffen und Telefonkonferenzen, sowie drei Wochenendsitzungen für die Bundesebene: *„Also, in Hessen treffen wir uns für den Landesvorstand alle vier bis sechs Wochen, eher sechs Wochen [...]. Und zusätzlich haben wir immer dazwischen so alle zwei bis drei Wochen nochmal eine Telefonkonferenz. Und für die Bundesebene, das sind drei Wochenendsitzungen im Jahr, an denen ich teilnehme für das Gremium, also Verbandsrat, plus davor und danach immer eine Telefonkonferenz, wo ich mit dem Bundesvorstand der BUNDjugend telefoniere.“ (Julia, Z. 36 ff.)* Diese Aufzählung verdeutlicht, dass Markus und Julia einem sehr Arbeitstreffen-intensiven Engagement beim BUND nachgehen, welches von Telefon- und E-Mail-Korrespondenzen ergänzt wird.

¹⁰ *„Auf Landesebene der Arbeitskreis trifft sich viermal und der Bundes-AK auch viermal im Jahr; aber dazwischen finden natürlich immer wieder Diskussionen statt und vor allen Dingen Korrespondenz, E-Mail-Korrespondenz, da werden Studien hin- und hergeschickt und drüber diskutiert und Positionen ständig weiterverarbeitet [...]. Dann gibt's noch Unterarbeitsgruppen, die manchmal tagen. Und nochmal andere Sitzungen.“ (Markus, Z. 238 ff.)*

Während die Campact-Straßenaktionen dem dritten Typ der „Protest-Praktiken“ (Mattoni/Treré 2014: 259) zuzuordnen sind, können BUND Arbeits-treffen, E-Mail-Korrespondenzen und Telefonkonferenzen als „Organisations-praktiken“ beschrieben werden. Diese Praktiken beinhalten die Planung von Treffen und Aktionen und die vorbereitende Organisation von Protest. Oft finden diese Organisationspraktiken, wie oben beschrieben, in regelmäßigen Abständen und festen Gruppen statt. Dabei basiert eine Vielzahl der Praktiken auf einer aktiven Mediennutzung, denn es sind Objekte wie Laptops, Handys, Telefone oder auch Papier und Stift involviert. Couldry (2012: 35) nennt diese Form der Praktiken „[...] actions whose possibility is conditioned by the prior existence, presence or functioning of media.“ Ohne E-Mail und Telefon würden die Absprachen innerhalb der BUND Arbeitsgruppen nicht ohne Präsenztreffen funktionieren.

„[...] bei den ReUse-Tagen am Prinzessinnengarten habe ich Upcycling-Workshops gegeben.“ (Stefanie) – Aufwendige und selbst-organisierte Straßenaktionen

Aufwändiger als die Teilnahme bspw. an durch Campact vorbereiteten Straßenaktionen ist das Organisieren und Durchführen von eigenen Straßenaktionen. So hat es Stefanie gemacht, die im Rahmen der ReUse-Tage im Prinzessinnengarten sogenannte ‚Upcycling-Workshops‘ angeboten hat. *„[...] bei den ReUse-Tagen am Prinzessinnengarten habe ich Upcycling-Workshops gegeben. Das ist so ein großes Hobby von mir, ich habe da auch einen Blog dazu.“* (Stefanie, Z. 81 ff.) Diese Engagementpraktik wird später genauer unter dem Aspekt der Rekursivität von Online- und Offline-Praktiken analysiert. Gemeinsam mit der DUH hat Stefanie als Straßenaktion sogenannte ‚Tüten-tausch-Tage‘ organisiert, welche als Vorbereitung für die Online-Petition verstanden werden können, da hier die Idee dazu entstand. Solche Straßenstände bedeuten ein recht intensives Engagement, da sie neben dem Vor-Ort-Stehen meist auch viel Vorbereitungszeit erfordern.

Ähnlich aktiv auf lokalen Straßenaktionen ist auch Sven, der mit dem BUND einen Stand für die Anti-TTIP-Unterschriftenliste organisiert und dabei Material von Campact verwendet hat.¹¹ Auch Sven ist häufiger bei arbeits- und zeitintensiven Straßenaktionen involviert, jedoch angebunden an den BUND oder eine andere Bürgerinitiative. Auch die Straßenaktionen und –stände von Sven und Stefanie können als „Protest-Praktiken“ (Mattoni/Treré 2014: 259) bezeichnet werden. Sie sind eine direkte Sichtbarmachung der Protestanliegen und finden in der Öffentlichkeit statt.

¹¹ *„Wir haben ja hier TTIP, [...] extra noch hier einen Stand gemacht in [Name einer Stadt]. Und haben eigentlich für mich, es waren 2,5 Stunden 78 Unterschriften, live gesammelt.“* (Sven, Z. 457 ff.)

*„Und habe jetzt nach meiner Pensionierung dieses Institut hier geschaffen [...].“
(Günter) – Eine eigene Organisation gründen*

Wie erwähnt haben zwei Personen (Günter und Daniela) ihr eigenes Institut bzw. ihre eigene Organisation gegründet.¹² Diese aufwendige und sehr intensive Engagementform setzt jedoch einige wichtige Ressourcen wie bspw. das nötige Netzwerk, ausreichende Fachkenntnisse und auch finanzielle und zeitliche Ressourcen voraus. In diesem Element des Handlungsrepertoires lassen sich sowohl „Partizipationspraktiken“ als auch „Organisationspraktiken“ (Mattioni/Treré 2014: 259) wiederfinden. Eine eigene Organisation zu gründen und sich für diese zu engagieren, beinhaltet sowohl Praktiken, durch die Soziale Bewegungen Individuen für ihre Anliegen gewinnen und für Aktionen mobilisieren können (Partizipationspraktiken), als auch solche Aktionen, die für die Koordination der Organisation nötig sind (Organisationspraktiken).

„[...] da hat man schon Einfluss.“ (Markus) – Eine Beraterrolle auf Landesebene innehaben

Ein weiteres Element des Handlungsrepertoires stellt die Beraterrolle auf Landesebene dar, welche Markus und Gerd innehaben. Beide haben durch verschiedene Positionen auf der Landesebene einen nicht unbedeutenden Einfluss und sind hier intensiv involviert. Markus ist sowohl Sprecher eines BUND Arbeitskreises (AK) auf Landesebene, als auch Mitglied eines AK auf Bundesebene. Als BUND-Mitglied durfte er deshalb im hessischen Landtag die kritische Position der Organisation bzgl. des Netzausbaus vortragen.¹³ Markus selbst beschreibt die Arbeit in den zahlreichen AK und Unter-AK als erheblichen Zeitaufwand, er ist seinen Erzählungen nach aber zufrieden damit, in einflussreichen Positionen innerhalb des BUND und darüber hinaus zu sein und meinungsbildende wirken zu können. „Ja, vor allem, ich kann sie mitbestimmen. Darum geht's! Ich bin da schon mit meinem Spezialgebiet erneuerbare Energien speziell Windenergie – da

¹² „Und habe jetzt nach meiner Pensionierung dieses Institut hier geschaffen, [...]. Und da arbeite ich jetzt mit anderen Pensionären zusammen, wo wir noch Projekte machen zum Thema Nachhaltigkeit, Umweltschutz, speziell Klimaschutz, das ist ein wichtiges Thema für uns.“ (Günter, Z. 12 ff.)

¹³ „Auf der Landesebene bin ich Leiter, Sprecher – das heißt auch wieder Sprecher – vom AK Energie auf Landesebene des BUND. Und im AK auf Bundesebene bin ich Mitglied. [...] dann war ich dann dabei in einem der AK und in vier Unter-AK. Das war dann schon ein erheblicher Zeitaufwand. Und dann war neulich eine Anhörung im Hessischen Landtag, voriges Jahr zum Netzausbau. Und da habe ich dann die Position des BUND vorgetragen, die kritische Position.“ (Markus, Z. 52 f.)

bin ich schon meinungsbildend. Nicht nur auf Landes- sondern auch auf Bundesebene. Also natürlich nicht alleine, sondern mit anderen, aber die Diskussion, da hat man schon Einfluss.“ (Markus, Z. 231 ff)

Auch Gerd nimmt auf Landesebene eine Beraterrolle ein, denn er ist als stellvertretender Landrat häufig in einem repräsentativen und offiziellen Auftrag unterwegs. Darüber hinaus sitzt er für die Grünen im Kreistag und ist im Vorstand eines Wasserverbands.¹⁴ In Stunden und Terminen gerechnet, geht Gerd folglich sehr intensiven und zeitaufwendigen Engagementformen nach. Ähnlich wie Markus weiß aber auch er um die Vorteile seiner Position und beschreibt, seine Aufgaben mit großer Freude zu erfüllen.

„Wer Geld hat, sollte diese Sachen unterstützen [...].“ (Sven) – Geld an Organisationen spenden

Sieben der 18 Interview-Partner*innen haben angegeben, verschiedenen Organisationen Geld zu spenden, entweder zusätzlich zu aktiver Unterstützung in anderen Bereichen und bei Aktionen – als gefühlter „Ersatz“ fürs Nicht-aktiv-beteiligen-Können oder aus anderen Gründen wie bspw. der Wertschätzung für die jeweilige Arbeit. *„Und was ich auch noch unterstütze, ist dieses Umweltinstitut in München. Die sind auch extrem aktiv und haben auch Material. [...] Der BUND hat Material, Campact, das Umweltinstitut hat richtig gutes Material. [...] Es ist auch schön, wenn man aus dem Stand etwas präsentieren kann. Und jetzt nicht nur selbst gemalte Sachen. [...] Wer Geld hat, sollte diese Sachen unterstützen, anstatt jetzt einer Partei was zu geben, sage ich ganz frech.“* (Sven, Z. 477 ff.) Mareike (Z. 150 ff.) unterstützt lokale Initiativen in ihrem Wohnort. Helena finanziert dagegen überwiegend Projekte, die weiter weg sind und wo sie nicht in Person mithelfen kann.¹⁵

¹⁴ *„Also, die Arbeit teilt sich in drei Bereiche auf. Durch dieses Mandat, das ich da bei den Grünen im Kreistag erworben habe, habe ich einmal die reine Kreistagsarbeit. Da würde ich sagen, das sind so in der Woche fünf Stunden und ich sage mal mindestens dreimal im Monat eine Sitzung. [...] Und dann bin ich ja derjenige bei den Grünen, der in die stellvertretende Landratsrolle gewählt wurde. Und diese Rolle bringt pro Woche so zwischen ein bis drei Termine mit sich, wo ich dann entweder irgendwelche Vereine besuchen muss, als stellvertretener Landrat, oder wieder mal eine Hochzeit oder ein 100. Geb. oder so was. [...] Und dann habe ich als dritte Aufgabe dazu bekomme, dass ich ein Vorstandsmandat beim [Name eines Wasserverbands] habe.“* (Gerd, Z. 148 ff.)

¹⁵ *„Und dann versuche ich halt, das so ein bisschen zu verteilen. Es gibt z. B. die Stiftung Europäisches Naturerbe, die machen ganz tolle Sachen im Balkan. Da fördere ich dann immer mal so Sachen. Und ja, der WWF beim Orang-Schutz oder so.“* (Helena, Z. 296 ff.)

„[...] das sind ein, zwei Klicks.“ (Mareike) – *Unterzeichnen von Online-Petitionen*
 Neben der oben ausgeführten Vielzahl von Offline-Protestpraktiken in Verbindung mit Organisationen oder auf Individualebene, haben die Interview-Partner*innen jedoch auch viele Praktiken genannt, die sie online ausüben. Elf der 18 Interview-Partner*innen haben ausgesagt, Online-Petitionen zu unterschreiben. Dies reicht von einem gezielten Unterschreiben von nur sorgfältig ausgesuchten Petitionen zu einem Unterzeichnen von nahezu allen Campact-Petitionen, sowie auf anderen Webseiten. Sybille bspw. unterzeichnet sehr häufig: *„Ja, Change.org da kommt auch einiges, immer mehr. Also Campact mach ich fast alles. Rettet den Regenwald mache ich eigentlich auch alles. Avaaz mache ich manches.“* (Sybille, Z. 981 ff.) Der Aspekt der Online-Petition wird im anschließenden Kapitel ausführlicher analysiert und in den Handlungs- und Wirkungszusammenhang von Straßen- und Netzprotest eingebettet. Dort werden auch Unterschiede zwischen verschiedenen Petitionsplattformen diskutiert. An dieser Stelle wird die Protestpraktik an sich schon als Möglichkeit im Handlungsrepertoire von Engagement beschrieben.

Ähnlich wie Sybille beschreiben es auch Kilian, Mareike und Sven, die (nahezu) täglich Online-Petitionen unterzeichnen und/oder sich beim Unterzeichnen blind auf die Ersteller*innen der Petition verlassen. Mareike beschreibt, dass sie täglich ihre E-Mails liest und dabei das Unterzeichnen direkt mit erledigt. *„Du, das kann täglich sein, weil ich ja auch täglich im Internet bin. Meine E-Mails checke ich täglich und das sind ein, zwei Klicks. [...] Ich mache das lieber gleich. Weil, ich habe ja so viel um die Ohren. Was ich nicht sofort mache, ist weg.“* (Mareike, Z. 718 ff.) Auch Kilian erzählt, fast täglich Online-Petitionen zu unterzeichnen. Darunter befinden sich häufig auch lokale Anliegen, sodass Kilian das Gefühl hat, dass die Petitionen an verschiedene Adressat*innen gehen und nicht einige wenige Politiker*innen zu viele Petitionen erhalten. *„Also bei Change.org sind es ja auch so viele lokale, kleine Sachen, wo ich auch nicht das Gefühl habe: Okay, das sind jetzt dieselben lokalen Politiker oder wo die Politiker dann zu viel kriegen. Es sind dann die lokalen, die was kriegen. Deswegen, wo dann auch dieses Ausgewogenheits-Ding noch da ist, deswegen unterschreibe ich da oft.“* (Kilian, Z. 605 ff.) Für Sven ist ein Faktor für das häufige Unterzeichnen schon bestehendes Vorwissen. Bei Themen, mit denen er sich gut auskennt, unterzeichnet er blind.¹⁶

Ähnlich wie die Durchführung von Telefonkonferenzen oder die Mitarbeit in BUND AKs über E-Mail-Korrespondenzen, ist auch das Unterzeichnen von Online-Petitionen nur möglich, wenn eine Infrastruktur von Medien bereitsteht

¹⁶ *„Was so meine Themengebiete sind, mache ich eigentlich alles fast blind mit.“* (Sven, Z. 498 f.)

(vgl. Couldry 2012: 35). Ob Online-Petitionen dem Bereich der „Protest-Praktiken“ oder doch nur den „symbolischen Praktiken“ (Mattoni/Treré 2014: 259) zuzuordnen sind, lässt sich nicht eindeutig festlegen, insofern als die Meinungen der Engagierten dazu auseinandergehen. Für einige Personen und in einigen Fällen tragen sie nur zur Entwicklung eines Diskurses bei, für andere stellt das Unterzeichnen der Online-Petitionen wiederum einen eigenen Protestakt dar. Dieses Thema wird im anschließenden Kapitel ausführlich analysiert. In jedem Fall lässt sich jedoch von einer Mediatisierung (ebd.: 260 ff.) sprechen, denn Online-Petitionen sind ein Aspekt eines länger andauernden Prozesses, in dem sich soziale und kulturelle Akteure aufgrund eines gewachsenen Medieneinflusses verändern. So haben Online-Petitionen Papier-Unterschriftenlisten in vielen Fällen abgelöst und digitalisiert, bzw. mediatisiert.

„Wir machen E-Mail-Aktionen.“ (Daniela) – E-Mail-Aktionen statt Online-Petitionen

Daniela bezeichnet sich selbst nicht so sehr als „Fürsprecherin“ für Online-Petitionen, sondern hält E-Mail-Aktionen für weitaus effektiver. Durch das zahlreiche direkte Anschreiben eines Politikers, werde viel mehr Druck ausgeübt als durch eine Sammlung von (digitalen) Unterschriften: *„Und ich bin der Meinung, eine E-Mail-Aktion – heutzutage – ist eine bessere Aktion, weil ich dann selbst etwas einschreibe. Ja, ich kriege auch selbst eine Antwort. [...] Weil wenn ich eine Petition mit Millionen Unterschriften haben, dann ist das Gesamtpolitikum. Wenn ich aber einen Abgeordneten mit allen anschreibe, der hat Angst um seine Stelle. [...] Wir machen E-Mail-Aktionen. Wir schreiben die Bundesregierung direkt an.“* (Daniela, Z. 611 ff.) Auch in diesem Fall lässt sich eine Mediatisierung beschreiben, denn wo früher Brief-Aktionen organisiert wurden, greifen heute viele Organisationen auf E-Mail-Aktionen zurück, um ihre Anliegen zu verbalisieren.

„[...] ich bin in unglaublich vielen Dingen angemeldet [...].“ (Stefanie) – Aktive Social-Media-Nutzung

Mareike ist im Sample die Aktivste, was die Nutzung von Social Media angeht. Das ist nicht verwunderlich, denn sie arbeitet als Social-Media-Beraterin für Unternehmen, deren Online-Präsenz sie aufbaut und pflegt. Sie nutzt privat Facebook, Twitter, YouTube, Pinterest und Instagram.

Auch Stefanie ist in ihrer Medien-Nutzung recht breit aufgestellt und auf verschiedensten Plattformen angemeldet: Facebook, Xing, LinkedIn, Twitter und ein eigener Blog. Sie sieht diese Nutzung jedoch – ähnlich wie Mareike – auch vor dem Hintergrund ihres Studiums und der Beschäftigung mit digitalen Medien.

Stefanie selbst beschreibt ihre Social-Media-Nutzung als eher breit, statt tief und betont, das Internet insb. auch für Rechercharbeit zu nutzen.¹⁷

Felix, der jüngste Gesprächspartner des Samples, hat nach eigenen Angaben Nutzerkonten bei Facebook, Tumblr und Twitter. Er hatte ursprünglich den Plan, auf der Blogging-Plattform gemeinsam mit anderen Autor*innen eine Zeitung namens „Gute Zeitung, schlechte Zeitung“ zu gründen und kontroverse Punkte aus zwei entgegengesetzten Perspektiven zu erklären. Darüber hinaus nutzt er Social-Media-Kanäle auch für politische Beiträge.

Gerd ist – trotz seines vergleichsweise höheren Alters von 67 Jahren – recht aktiv bei Facebook und besitzt darüber hinaus einen aktiven E-Mail-Verteiler. Er würde sich gerne bei Twitter anmelden, benötigt dafür aber eine Einweisung in die Funktionen und die Risiken. Ähnliches hatte er für sich und andere bei den Grünen für die Nutzung von Facebook organisiert. *„Also, ich bin ja bei Facebook so ein bisschen unterwegs. Und ich habe einen sehr regen E-Mail-Verteiler, die mir dann immer Links zuschicken und sagen: ‚Ich habe mich da mal näher mit vertraut gemacht und ich würde den Protest mit unterstützen.‘ [...] Also ich weiß, dass ich da [Twitter] noch ran müsste. Aber ich denke dann immer, wann? [...] Also wir haben bei den Grünen irgendwann mal mit Facebook so eine Einführungseinheit gemacht, wo wir gesagt haben: Was kann man da machen, sollte man das machen, womit sollte man vorsichtig sein und so?“* (Gerd, Z. 602 ff.)

Die Social-Media-Nutzungen von Mareike, Stefanie, Felix und Gerd veranschaulichen das von Couldry (2012: 33 ff.) beschriebene Bedürfnis nach Koordination, Interaktion, Gemeinschaft und Freiheit. Medienrelevante Praktiken könnten diese Bedürfnisse stillen. Entsprechend können diese Praktiken nur ausgeführt werden, wenn eine gewisse Struktur von Medien bereits besteht, auf denen diese digitalen Praktiken basieren. Weiter beschreibt Couldry (ebd.: 44) medienverbundene Praktiken wie das Sich-Zeigen und -Präsentieren in einer virtuellen Welt und das Aufbauen einer öffentlichen Präsenz über Social-Media-Kanäle. Auch das Bedürfnis, ständig mit anderen Menschen in Kontakt zu sein, sich Informationen anzueignen oder zu selektieren, sei durch die Existenz digitaler Medienpraktiken entstanden. Dabei zeigen sich Tendenzen eine Mediatisierung (Mattoni/Treré 2014).

¹⁷ *„Ich glaube, sehr intensiv würde ich sagen. Dadurch, dass ich mich auch schon sehr lange mit den digitalen Medien beschäftige. Und ich habe natürlich ein Facebook-, Xing-, LinkedIn-Kontos, aber ich poste eigentlich nicht mehr viel, weil ich einfach auch aus persönlichen Datenschutzgründen mich da nicht mehr so präsent zeigen will. [...] ich bin in unglaublich vielen Dingen angemeldet sozusagen, aber ich nutze es viel, viel weniger und eher breit als tief, so würde ich es beschreiben.“* (Stefanie, Z. 860 ff.)

„[...] ich stelle schon mal ne App vor, die mir gefällt.“ (Mareike) – Einen eigenen Blog betreiben

Mareike und Stefanie haben beide einen eigenen Blog, auf dem sie regelmäßig Beiträge teilen. Inhaltlich befasst sich Mareike dabei größtenteils mit digitalen Medien, während Stefanie über Upcycling-Praktiken und Nachhaltigkeit bloggt. Für Mareike steht beim Bloggen insb. das Netzwerken im Mittelpunkt. Sie hat alle Plattformen, auf denen sie angemeldet ist, miteinander vernetzt, sodass ein Beitrag überall gleichzeitig veröffentlicht wird, sobald sie ihn auf einem ihrer Kanäle freischaltet. Die Praktiken von Mareike und Stefanie veranschaulichen besonders deutlich, was Mattoni (2012) unter „Activist Media Practices“ versteht. Neben der Nutzung verschiedener Objekte wie Laptop oder Smartphone, kommt dabei auch den Subjekten selbst eine tragende Rolle zu: Sie generieren selbst Inhalte und nehmen oft mehrere soziale Rollen gleichzeitig an.

„Ich teile nur immer die Kampagnen.“ (Sonja) – Auf Social-Media-Kanälen politische Inhalte teilen

Doch die Nutzung von Social Media bedeutet nicht automatisch auch die Nutzung für politische Inhalte. Einige der Interview-Partner*innen halten Facebook & Co. dafür für das passende Medium, andere wiederum nicht. Sonja bspw. nutzt Facebook ausschließlich „aus politischen Gründen“. Sie schaut sich nicht an, was andere auf der Plattform posten, sondern nutzt sie einzig und alleine dafür, selbst Kampagnen zu teilen, sodass andere Leute diese sehen. *„Ja, ich bin so eigentlich dann nur aktiv, aus politischen Gründen, also bei Facebook. Ich habe da zwar schon Verwandte, die da immer was reinstellen, aber das schaue ich mir eigentlich nicht an. Ich teile nur immer die Kampagnen. Das ist sehr einseitig bei mir.“* (Sonja, Z. 709 ff.) Dass sich Sonja die Beiträge ihrer Verwandten nicht ansieht, liegt vermutlich daran, dass diese keine politischen Inhalte posten, Sonja Facebook aber explizit nur für politische Zwecke nutzt. Auch Mareike teilt Inhalte auf Social Media – und hält dies grundsätzlich für den Sinn solcher Netzwerke. *„Doch, ich teile definitiv. Das ist ja Grund und Sinn von den sozialen Medien. Nur so kommt man ja auch weiter.“* (Mareike, Z. 850 ff.) Dabei leitet sie auch Online-Petitionen weiter, die sie unterstützenswert findet.

Felix teilt gerne politische Inhalte auf seiner Facebook-Seite, erfährt aber in der Regel wenig Rückmeldung und hat das Gefühl, dass sich seine Freund*innen nur bedingt für die Inhalte interessieren. Denn bspw. das Teilen von Veranstaltungen hat noch nie dazu geführt, dass er seine Freund*innen bei entsprechenden

Aktionen angetroffen hat.¹⁸ Darüber hinaus teilt er Artikel von Spiegel Online, Süddeutsche Zeitung und anderen, oder Aufrufe und Kampagnen von Campact. Um einen Beitrag bei Facebook zu verfassen und/oder zu teilen, muss ein Thema Felix sehr stark ansprechen. *„Aber bis ich bei Facebook was mache, muss es mir schon stark gegen den Strich gehen. Zum Verbreiten nutze ich gerne von großen Sachen wie Spiegel Online und Süddeutsche die Artikel und teile die. Twitter mache ich auch. [...] Das sind meistens Artikel, ganz selten schreibe ich auch mal, wie man das bei Facebook so macht, einen Statusbeitrag dazu. Ich kommentiere auch ganz gerne die Artikel. [...] Nur halt die Aufmerksamkeit, die ich bekomme, ist klein. Wenn ich was zu Fußball schreibe, bekomme ich wesentlich mehr Rückmeldung, als wenn ich über irgendwas Politisches schreibe.“* (Felix, Z. 1132 ff.)

Auch im Falle des Teilens politischer Inhalte, nehmen die Akteure oft mehrere soziale Rollen gleichzeitig an. Sie sind Unterstützer*innen eines Protestanliegens, gleichzeitig Autor*in oder Freund*in von ausgewählten Adressat*innen. Mit dem Teilen politischer Beiträge auf Social Media gehen die Individuen „symbolischen Praktiken“ (Mattoni/Treré 2014: 259) nach, die dazu führen, dass ein Diskurs entwickelt und Bedeutungen und Interpretationen eines entsprechenden Problems geformt werden (können).

6.2.3 „Was mich bei Campact und auch BUND überzeugt hat, waren auch die Offline-Auftritte.“ – Meinungen zum Handlungsrepertoire bei Campact und dem BUND

An dieser Stelle folgen nun einige Meinungen zum Handlungsrepertoire von Campact und dem BUND und Einschätzungen zum Verhältnis von Online- und Offline-Aktionen.

„[...] die machen ja im Prinzip beides.“ (Franz) – Unterstützung für Campact wegen ausgewogenem Verhältnis von Online- und Offline-Aktionen

Franz und Sybille halten Campacts Zusammensetzung von Online- und Straßenaktionen für angemessen, beteiligen sich bei beiden Formen und wägen die Vor- und Nachteile der verschiedenen Elemente ab. Franz unterschreibt Online-Petitionen mit der Begründung, dass es ihn ja nur einen Klick koste, beteiligt sich darüber hinaus aber auch gern bei Offline-Aktionen wie einer

¹⁸ *„Ich poste die Sachen auch auf meiner Facebook-Seite, wenn ich irgendwo hingehe. Die Rückmeldungen sind, sagen wir, gering. Ich bekomme eigentlich nichts. Wenn, dann mal ein Like, weil die gut finden, dass ich das mache. Aber das war es dann auch schon. Ich habe noch keinen meiner Freunde auf so einer Aktion gesehen.“* (Felix, Z. 333 ff.)

Unterschriften-Übergaben. *„Ja, die machen ja im Prinzip beides. Die machen ja Unterschriften-Listen, die übergeben sie dann mit Aktionen und die machen nicht nur Unterschriften-Aktionen. [...] die [Online-Petitionen] mache ich natürlich sowieso mit. Das kostet mich ja nur ein Klick. Das andere kostet halt, ja: Da muss man hingehen und das ist schon mehr. Nein, ich mache beides und ich finde gut, dass sie beides machen. Weiß nicht, wenn die nur Unterschriften machen würden, dann weiß ich gar nicht, ob ich bei denen auf dem Verteiler wäre. Vielleicht schon, ja. Aber da würde mir schon was fehlen.“* (Franz, Z. 382 ff.) Franz beteiligt sich also explizit an den Online-Petitionen, weil Campact darüber hinaus auch Offline-Aktionen organisiert.

Auch Sybille hält das Verhältnis von Netz und Straße bei Campact für angemessen und lobt insb., dass sich über die Unterschriften hinaus einige Aktive auch bei den Offline-Aktionen engagieren. Netzaktivismus bezeichnet sie bei Campact trotzdem als wichtiges Standbein. *„Das finde ich für mich persönlich angemessen, weil das im Netz, das geht so leicht und schnell, das ist schon mal so ein ganz wichtiges Standbein. Und wenn dann einige wenige Aktive reichen, um das dann weiter zu vermitteln, dann ist das ja schon super. Und dann gibt's ja immer wieder diese Vorort-Aktionen, also viel mehr könnte ich gar nicht schaffen.“* (Sybille, Z. 419 ff.)

Helena hat wiederum ein sehr persönliches Verhältnis zu Campact und dessen Straßenaktionen, da sie drei Campact-Campaignerinnen während einer Aktion in Frankfurt schon Übernachtungsgelegenheiten geboten und sich aktiv an der Aktion beteiligt hat. Deswegen spricht sie von „persönlichen Kontakten“ zu Campact und lobt die Straßenaktionen, die dafür notwendige Organisation des Events und die Möglichkeit, über Unterschriftenlisten hinaus seine Meinung kundzutun. *„Ich hab eigentlich inzwischen auch persönliche Kontakte, weil wir mal hier so eine Aktion hatten: ‚Wir bauen einen Damm‘. [...] Und da hatte ich die drei Campaignerinnen hier zum Übernachten, hatte ich eben angeboten. Und darüber hatte ich auch so einen Einblick in die Strukturen [...]. Die machen das richtig toll, die machen das absolut gut. Da stehe ich also wirklich voll dahinter. [...] Du hast doch schöne Aktionen, wo du mitmachen kannst! Und wo du auch wirklich nach außen der Welt zeigen kannst, da sind Leute, die was machen! Da sind nicht nur Unterschriften, sondern da sind wirklich 10.000 Leute, die da eine Kette über weiß der Geier wie viele Kilometer machen.“* (Helena, Z. 496 ff.) Im Gespräch wird Helena klar, dass es für Straßenaktionen einerseits die Organisator*innen benötigt und andererseits genug Leute, die sich beteiligen. Neben den Online-Petitionen dienen die Straßenaktionen laut Helena dazu, die Menschen hinter den Unterschriften sichtbar zu machen.

*„Was mir auch besonders gefällt ist, wie die dann übergeben werden [...].“
(Sybille) – Lob für kreative Unterschriftenübergaben bei Campact*

Sybille gefallen die Unterschriften-Übergaben vor dem Berliner Reichstagsgebäude besonders wegen der kreativen Ideen der Campact-Mitarbeiter*innen. Sie erinnert sich genau an eine Aktion mit vielen Ballons und darauf geschriebenen Sprüchen. Deshalb verfolgt Sybille immer die derzeit bearbeiteten Themen und nimmt nach Möglichkeit an den entsprechenden Übergabe-Aktionen teil. *„Auf jeden Fall bin ich da immer auf dem Stand, welche Themen gerade angepackt werden und dazu kann ich gleich sagen: Was mir auch besonders gefällt ist, wie die dann übergeben werden, also die Aktionen, die dann damit verbunden sind. [...] wie da so vor dem Reichstagsgebäude dann Campact-Aktive mit Fahrrädern herumgefahren sind und mit so ganz langen Luftballons und auf den Luftballons waren dann so ganz spezielle Sprüche, die mir auch gut gefallen haben.“* (Sybille, Z. 222 ff.)

„Einfach Dialog auf der Straße, dass sie mich angesprochen haben [...].“ (Kilian) – Überzeugende Offline-Auftritte als Motivator für Mitarbeit bei BUND und Campact

Kilian merkt für sein Engagement an, dass er schlussendlich wegen überzeugenden Offline-Auftritten sowohl Campact als auch den BUND unterstützt. Dialog auf der Straße und die direkte Ansprache hätten dazu geführt, dass er bei beiden Organisationen aktiv geworden sei – in welcher Form (online, offline, finanziell) auch immer. *„Was mich bei Campact und auch BUND überzeugt hat, waren auch die Offline-Auftritte. Einfach Dialog auf der Straße, dass sie mich angesprochen haben, und so bin ich auch bei beiden reingerutscht. Nicht reingerutscht, aber habe mich dann dazu entschlossen zu spenden.“* (Kilian, Z. 805 ff.) Hier zeigt sich, wie wichtig eine direkte und persönliche Ansprache auf der Straße weiterhin ist. Kann eine Organisation mit ihrem Auftreten hier überzeugen, ist die Wahrscheinlichkeit für Unterstützung – in welcher Form auch immer – deutlich höher.

Zusammenfassung

Dieses Kapitel hatte das Ziel, einen Überblick über die Intensität des Engagements und Breite des Handlungsrepertoires der Engagierten zu geben und dabei auch Campact- bzw. BUND-spezifische Aspekte zu beachten.

Im Sample dieser Untersuchung befindet sich eine Person, die für ihren Aktivismus bezahlt wird, doch sie hat sich bewusst für eine Teilzeitstelle entschieden, um ausreichend Zeit für weiteres Engagement zu haben. Fünf der 18 Interview-Partner*innen sind in Rente und verfügen über hohe Zeitressourcen, die sie für zivilgesellschaftliches Engagement nutzen. Drei Engagierte verstehen ihren Aktivismus wiederum explizit als „Arbeit“ – in Teilzeit neben einem anderen Job oder als Vollzeitstelle. Als „Arbeit“ wird von ihnen dabei die Investition von Zeit

und Wissen für eine Organisation verstanden, bei einem zeitlichen Umfang, der über die meisten ehrenamtlichen Tätigkeiten hinausgeht. Eine der drei Personen investiert nach eigenen Angaben rund 30 Stunden pro Woche für den BUND, eine andere Person betreut in Vollzeit die Webseite einer Organisation für Frauenrechte und Umweltschutz.

Rund ein Drittel der Interview-Partner*innen ist in drei oder mehr Organisationen aktiv, von den 18 Bürger*innen gaben zwölf an, Campact zu unterstützen und acht engagieren sich (auch) beim BUND. Jeweils elf Personen gaben an, an Straßendemos teilzunehmen und Online-Petitionen zu unterzeichnen. Nur eine Person beteiligt sich an Sitzblockaden, zwei haben jedoch in der Vergangenheit an Aktionen zivilen Ungehorsams teilgenommen. Knapp die Hälfte spendet Geld an Organisationen, genau neun von 18 geben an, regelmäßig an BUND-Monatstreffen und/oder Campact-Straßenaktionen teilzunehmen. Jeweils zwei Personen haben ein eigenes Institut gegründet oder sind auf lokalpolitischer Ebene in einer Position aktiv. Insgesamt ist das Verhältnis von Online- und Offline-Protestpraktiken ausgeglichen, wobei dies nicht bedeutet, dass sich die eine Hälfte online und die andere offline engagiert, sondern dass viele Personen sowohl online als auch offline verschiedene Protestformen praktizieren.

Mehr als die Hälfte der Gesprächspartner*innen ist täglich mit ihrem Aktivismus beschäftigt, worunter insb. Arbeit am Computer verstanden wird: E-Mails lesen und schreiben, Informationen lesen oder zusammentragen und sich mit anderen vernetzen. Das tägliche Engagement variiert stark von einer Stunde bis zu zwölf Stunden täglich. Obwohl ein Vorwurf an Campact und ähnliche Kampagnen-Organisationen häufig lautet, sie würden politische Partizipation durch Online-Aktivitäten zu sehr vereinfachen, haben gegenteilig dazu ein Viertel der Interview-Partner*innen erzählt, dass sich ihr Engagement durch Campact intensiviert habe. Dabei gibt es insb. die Meinung, dass ein großer Vorteil von Campact das vergleichsweise breite Beteiligungsspektrum sei und dass dadurch jeder selbst entscheiden könne, wie viel oder wenig er/sie machen wolle.

Für viele Interview-Partner*innen ist eine Demoteilnahme insb. auf den großen Straßendemos wie bei der „Wir-haben-es-satt“-Demo ein Muss. Für kleinere Demos reiche hingegen die Zeit häufig nicht, denn oft sei eine Teilnahme mit hohem Zeitaufwand u. a. für die Anreise verbunden. Viele der BUND-Mitglieder sind wiederum schon mit regelmäßig stattfindenden Monats- oder AG-Treffen ausgelastet.

Sieben der 18 Interview-Partner*innen geben an, Organisationen Geld zu spenden – entweder zusätzlich zu aktiver Unterstützung, als ‚Ersatz‘ für ausbleibende Aktivität oder aus Gründen wie der Wertschätzung für die Arbeit der Organisation. Elf Bürger*innen haben ausgesagt, Online-Petitionen zu unterschreiben.

Dies kann das gezielte Unterschreiben sorgfältig ausgesuchter Petitionen, aber auch nahezu alle Campact-Petitionen und Petitionen von anderen Webseiten meinen. Bei der Social-Media-Nutzung unterscheiden sich die Praktiken der Interview-Partner*innen recht stark. Eine Person geht einer sehr intensiven Social-Media-Nutzung nach und ist auch in diesem Bereich beruflich tätig. Zwei Gesprächspartner*innen betreiben einen eigenen Blog. Während sich einer mit digitalen Medien beschäftigt, bloggt die andere über Upcycling-Praktiken und Nachhaltigkeit. Social Media zu nutzen, bedeutet jedoch nicht immer, auch politische Inhalte zu teilen. Einige Interview-Partner*innen halten Facebook & Co. dafür für passend, andere wiederum nicht. Dies hängt insb. von der persönlichen Einschätzung ab, ob man auf diesem Weg die passenden Leser*innen des Freundes- und Bekanntenkreises erreichen kann oder ob das jeweilige Facebook-Netzwerk kein Interesse am entsprechenden Thema hat.

Die meisten halten die Zusammensetzung von Online- und Straßenaktionen bei Campact für angemessen, partizipieren an beiden Formen und wägen deren Vor- und Nachteile ab. Franz bspw. unterschreibt Online-Petitionen von Campact mit der Begründung, dass sie ihn nur einen Klick kosten und beteiligt sich zusätzlich auch bei Offline-Aktionen wie den Unterschriften-Übergaben. Sybille lobt diese Übergabeaktionen in Berlin insb. für ihre kreativen Inszenierungsideen und nimmt u. a. deshalb daran teil. Auch bei Kilian, sind es letztendlich die überzeugenden Offline-Auftritte von Campact und dem BUND, die dazu führen, dass er beide Organisationen unterstützt. Hier zeigt sich deutlich, dass auch auf Seiten der aktiven Unterstützer*innen eine Ausgewogenheit von Online- und Offline-Protestpraktiken geschätzt wird. Dieser Aspekt wird im folgenden Kapitel 7 „Einstellungen zu Straßenprotest und Netzaktivismus“ nun ausführlicher untersucht.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





Einstellungen zu Straßenprotest und Netzaktivismus

7

In den vorangegangenen Kapiteln wurden bereits die Einstellungen der Interview-Partner*innen zu ihren Mitbürger*innen, ihrer eigenen Rolle als Bürger*in, dem Begriff von Mitgliedschaft usw. erläutert. An dieser Stelle folgt nun der explizite Fokus auf die Unterscheidung zwischen Straße und Netz – d. h. zwischen Aktivitäten, die (überwiegend) offline stattfinden und solchen, die (überwiegend) im Netz praktiziert werden. Denn um Motive für die Partizipation an Protestpraktiken einordnen und deuten zu können, müssen neben oben genannten Einstellungen und individuellen Ressourcen auch Einschätzungen berücksichtigt werden, für wie sinn- und wirkungsvoll Straßen- und Netzprotest gehalten werden, welche Vor- und Nachteile die Interview-Partner*innen in den verschiedenen Protestformen sehen und wie sie sich zur Kritik am Clickivism äußern.

7.1 Positionen zu Straßenprotest

„[...] der Druck der Straße.“ (Franz) – Straßendemos als Sichtbarwerden des Volkswillens und Austragungsort für Meinungen

Einige Interview-Partner*innen verstehen Straßenprotest als Druckmittel und Ausdruck des Volkswillens. Durch Präsenz auf der Straße und das Austragen eines öffentlichen Dialoges bspw. in Form von Pro- und Contra-Kundgebungen könnten Politiker*innen ablesen, was Bürger*innen bewege, so das Argument.

Kilian wählt nach diesem Kriterium aus, an welchen Demonstrationen er sich beteiligt. Für ihn ist eine Demo sinnvoll und der richtige Weg, wenn Politiker*innen auf den Willen des Volkes aufmerksam gemacht werden sollen: *„Ich bin eigentlich hauptsächlich bei Demos, wo es das Ziel ist, Politiker darauf aufmerksam zu machen, was der Wille des Volkes jetzt ist. Und so was, wo ich dann die*

Politik überzeugen will. [...] die sind dafür da, um den Willen des Volkes zu vertreten und dann einfach zu zeigen: Hier ist der Wille! Das finde ich sehr sinnvoll und so was mache ich mit.“ (Kilian, Z. 75 ff.) Günter bezeichnet Straßenprotest und dort geäußerte Aussagen als „Speerspitze der öffentlichen Meinung“ und schreibt ihm deswegen eine wichtige Rolle zu: *„Der Straßenprotest spielt sicher – also, die öffentliche Meinung und der Straßenprotest – das kann man ja irgendwie so sehen als die Speerspitze der öffentlichen Meinung zu diesem Thema – der spielt da sicher eine Rolle.“* (Günter, Z. 849 ff.)

Für Julia ist die Wichtigkeit von Straßenprotest damit verbunden, dass es eine *„[...] unkomplizierte und für jeden zugängliche Form von Sichtbarwerden ist.“* (Julia, Z. 517 f.) Abgesehen von einer eventuellen Anmeldung der Demo könne jeder rausgehen und demonstrieren. Deswegen versteht sie – unabhängig von dort vertretenen Meinungen – Straßenprotest als *„[...] wichtige Plattform, um auch so in gesellschaftlichen Dialog zu treten“* (Julia, Z. 520) und nennt die Pegida- und Anti-Pegida-Demonstrationen als Beispiel dafür, dass auf der Straße Pro und Contra ausgetragen werden. Julias Meinung nach sei das *„[...] total wichtig, weil sich da auch gesellschaftliche Mehrheiten ausdrücken.“* (Julia, Z. 523 ff.)

Franz und Sonja unterstreichen die Wichtigkeit von Straßenprotest im Verhältnis zu Netzaktivismus. Sonja wünscht sich eine ergänzende Wirkung der beiden Möglichkeiten und schätzt an Straßenprotest besonders, dass man vor Ort Präsenz zeigen und notfalls auch zivilen Ungehorsam leisten kann. *„Ich denke halt, es ergänzt sich einfach. Aber man muss auch vor Ort Präsenz zeigen und zeigen: Das ist jetzt nicht nur digital, das ist real, wir sind da und wir sind eben Notfalls auch bereit, zivilen Ungehorsam zu leisten.“* (Sonja, Z. 852 ff.) Für Franz gehört zu Protest ein Gesicht. Er befürchtet, dass Unterschriftenlisten von Petitionen nur in Schubladen verschwinden. Der Druck der Straße mache wiederum aus, dass Anliegen tatsächlich gehört und wahrgenommen werden. *„Weil zum Protest auch ein Gesicht oder irgendwas ... dass es überhaupt irgendwie gehört oder wahrgenommen wird. Ich glaube, wenn nur die Unterschriften-Aktionen unter der Hand irgendwo übergeben werden, ohne dass das einer mitkriegt, dann verschwinden die in der Schublade. Ja, das ist halt der Druck der Straße.“* (Franz, Z. 560 ff.) Ähnlich formuliert es Helena, für die der große Unterschied ist, dass man persönlich anwesend ist. Sicht- und hörbar zu sein, macht in ihren Augen mehr Eindruck, als Unterschriftenlisten zu übergeben: *„Ich finde, dieses persönliche Auftreten, [...] dass es nicht nur Unterschriftenlisten gibt, die dann auch noch irgendwie per online durch die Gegend flutschen, sondern dass ich wirklich persönlich da stehe. Dass da Menschen stehen, die protestieren und nicht irgendwelche Unterschriftenlisten sind. [...] Sichtbar zu sein, genau, ja! Auch hörbar zu sein.“* (Helena, Z. 764 ff.)

*„[...] dass es irgendwie was bewirkt, in den Köpfen der Politiker [...].“ (Markus) – Einflussnahme auf (Bundestags-)Politiker*innen durch Straßenaktionen*

In Übereinstimmung mit der Bundestagsabgeordneten-Befragung von Voss (2013) ist auch ein Großteil der Interview-Partner*innen der Meinung, dass Straßenprotest grundsätzlich mehr Einfluss auf Politiker*innen habe als Netzaktivismus. Einige halten Straßenprotest für sehr wichtig, da er ihren Erfahrungen nach in den Köpfen der Politiker*innen und in der realen Welt etwas bewegt oder bewegt hat und nennen dafür Positivbeispiele wie die Wiedervereinigung Deutschlands. Mareike geht davon aus, dass die Politiker*innen im Bundestag in einer eigenen Welt leben. Deswegen schlussfolgert sie, dass Demonstrationen vor dem Bundestag mehr Aufmerksamkeit der Politiker*innen erhalten müssten als bspw. Online-Petitionen. Weiterhin glaubt sie, dass Mitarbeiter*innen von Abgeordneten nicht die Zeit hätten, lange im Internet zu surfen. Dabei werden eine grundsätzliche Politikverdrossenheit und Abwertung der politischen Arbeit ihrerseits deutlich.¹

Olaf und Markus sehen eine Besonderheit des Straßenprotests darin, dass er Politiker*innen vor Augen führt, dass Bürger*innen etwas nicht einfach so hinnehmen, sondern für eine Sache auch einen gewissen Aufwand investieren. Für Markus ist es ein Muss, sich auf der Straße zu positionieren. *„Also, es muss einfach sein, man muss einfach Flagge zeigen. Ich denke schon, dass es irgendwie was bewirkt, in den Köpfen der Politiker, dass sie also zumindest wahrnehmen, das wird nicht so einfach geschluckt.“* (Markus, Z. 567 ff.) In Konsequenz dessen vermutet Olaf, dass ausbleibender Straßenprotest für Politiker*innen bedeutet, dass nicht mit unangenehmem Gegenwind gerechnet werden muss. *„Die wissen ja auch, die Politiker oder die Wer-auch-immer-an-der-Macht-sind – wenn die Leute nicht mal den Arsch hoch kriegen für so ne Sache, dann wird das auch nicht so unangenehm werden. Dann ist da auch nicht so viel Wille dahinter, ne.“* (Olaf, Z. 630 ff.)

Valeria argumentiert auf einer emotionalen Ebene und schließt von sich selbst auf Politiker*innen, wenn sie davon ausgeht, dass auch der abgehärtetste Politiker berührt wird, wenn er Massen von Menschen in einer Demonstration sieht. Für Valeria sind es das Sichtbarwerden und das persönliche Gegenübertreten, das die Seele von Politiker*innen ansprechen muss. Sie selbst hat erlebt, wie sie von der

¹ *„Ich glaube, dass wirklich diese Demo vorm Bundestag mehr Aufmerksamkeit bekommt, weil ganz viele Sachen gar nicht an die Politiker rankommen. Die haben da ihre eigene Welt in ihrem Bundestag oder in ihrem Büröchen. Und haben ja mit ihren sinnlosen Gesetzen zu kämpfen, und Beschlüssen. Das dauert ja alles immer ganz ewig lange bis man irgendwas Gutes beschlossen hat. [...] Und da haben die gar keine Zeit, da im Internet rumzurasurfen. Und die Angestellten, die Mitarbeiter von denen, die gucken natürlich, aber ob die alles immer so weitertragen, weiß ich auch nicht.“* (Mareike, Z. 1141 ff.)

Masse an Demonstranten ergriffen war – welche bewirkte, dass sie bei einem Protestereignis vor dem Berliner Hauptbahnhof keinen grünen Rasen, sondern nur noch schwarze Masse sah.²

Günter nennt die deutsche Wiedervereinigung als Positivbeispiel für den Erfolg von Straßenprotesten. Daran könne man sehen, was Protest bewirke. Dementsprechend hält er Straßenprotest grundsätzlich für ein sehr wichtiges Instrument. *„Ja, ich halte Straßenprotest schon für wichtig. Weil wenn du so siehst, was Dinge bewegt, dann ist so ein Auftritt von Menschen auf der Straße ein wichtiges Element. Auch die Kontrolle, die sich dadurch ergibt. Es gibt ja schon wichtige Proteste, die was bewegt haben. Also die ganze Wiedervereinigung beruht auf so was.“* (Günter, Z. 581 ff.)

„Wir können hier stehen, wir werden nicht verhaftet [...].“ (Franz) – Deutschlands Vorbildcharakter für Straßendemos und Meinungsfreiheit

Wie bereits thematisiert, liegt eine besondere Bedeutung von Straßenprotest auch darin, dass er nicht in allen Ländern so frei möglich ist, wie in Deutschland und dass man deshalb Gebrauch vom Recht der Demonstrationsfreiheit machen und diesen Vorbildcharakter nutzen müsse. Demokrat*in zu sein bedeutet (siehe Abschnitt 5.2 „Bürgerschaftsverständnis“) laut Kilian folglich mehr als nur alle vier Jahre wählen zu gehen. *„Aber insgesamt einfach um die Meinung zu repräsentieren und auch um diese demokratische Form wahrzunehmen. Ich meine, es ist eine Demokratie und Demokrat zu sein ist halt nicht nur, alle vier Jahre wählen zu gehen, sondern sich halt auch sonst einzubringen, seine Meinung.“* (Kilian, Z. 1001 ff.) Franz schreibt der Straße bzw. dem Straßenprotest deswegen einen Vorbildcharakter zu und will mit seiner Teilnahme an solchen Protestformen zeigen, dass man in Deutschland auf die Straße gehen kann, ohne verhaftet zu werden. *„Und dann hat das auf der Straße seinen Vorbildcharakter, seine Funktion. Dass wir sagen: ‚Wir können hier stehen, wir werden nicht verhaftet, wir sind in Deutschland, hier geht’s, kommt dazu, macht mit!‘“* (Franz, Z. 570 ff.)

² *„Aber wenn das irgendwie sichtbar wird, wie als ich damals am Hauptbahnhof ausstieg und kein Grün mehr sah, nur noch schwarz vor Menschenmenge. Da hat es irgendwas mit mir gemacht und plötzlich merke ich, dass ich meine Augen voller Tränen hatte. Und irgendwie wird bei den abgehärtetsten Politikern, ist irgendwo, muss noch ein Stück Seele sein, sage ich mir. Und das kann nur im Persönlichen sein, also das wird durch das persönliche Gegenüberreten. [...] Und darin sehe ich den Wert und bin deswegen der Meinung, ich möchte ein Teil dieser Masse sein, denn die besteht nur aus dem Einzelnen.“* (Valeria, Z. 509 ff.)

*„Das sind wildfremde Leute und du bist absolut Brüder im Geiste.“
(Helena) – Innenwirksamkeit von Straßendemonstrationen: Solidarisierung und
Gemeinschaftsbildung*

Die am ausführlichsten beschriebene Wirkung von Straßenprotest, die den Interview-Partner*innen auch als Motivation für die Teilnahme an Straßenprotest dient, ist die Innenwirksamkeit – eine Art Solidarisierungseffekt und Gemeinschaftsbildung zwischen den Protestierenden.³

Sarah beobachtet eine Innenwirksamkeit sehr deutlich bei den Jugendlichen, die sie bei ihren ersten Demoerfahrungen begleitet. Die Visualisierung der Unterstützer*innenzahl und die Selbstvergewisserung, dass sich auch andere mit dem gleichen Thema beschäftigen, stärken die Jugendlichen in ihrem eigenen Glauben an ihr Engagement. Helena erfährt so, dass sie nicht die einzige „Spinnerin“ ist, die für eine Sache einsteht. Bei Straßendemos läuft sie zwar mit Fremden, fühlt sich ihnen aber im Geiste brüderlich verbunden. Neben Straßendemonstrationen erfährt Helena diesen Solidarisierungseffekt auch bei größeren BUND-Veranstaltungen.

Hier sieht Franz einen großen Unterschied zum Unterschreiben von Online-Petitionen und zu Online-Aktivismus grundsätzlich: Dass man mit anderen Leuten zusammenkommt und eine Gemeinschaft bildet. Deswegen ist und bleibt für ihn Straßenprotest wichtig. Sonst sei man nur ein Einzelner, der etwas gemacht habe. Eine solche Gemeinschaft mit starkem Zusammenhalt beobachtet auch Daniela, die wiederum besonders die Kreativität und Kostüme betont, sowie – ähnlich wie Helena – den Fakt hervorhebt, dass man sich eigentlich ja nicht kenne, aber trotzdem zusammen gehöre. Auch Sybille beschreibt die Besonderheiten von Straßenprotest in Abgrenzung zu Online-Aktivismus. Für sie ist es das Lebendige und das gemeinsame Erleben von Freude, was Straßenprotest besonders prägt und ihn vom Knöpfe-Drücken im Online-Aktivismus unterscheidet. Laut Sybille ist auch der unterschiedliche Arbeitsaufwand ein Faktor: Für die Teilnahme an Straßenprotest muss man sich an einen anderen Ort bewegen, für Online-Aktivismus nicht zwangsläufig.

Neben einem Solidarisierungseffekt und Gemeinschaftsbildung, zeichnet Straßenprotest auch aus, dass man dort Leute trifft, mit denen man sich austauschen und ins Gespräch kommen kann. Für Franz ist es bspw. sehr wichtig, sich thematisch und inhaltlich austauschen zu können. Er will seine Gedanken aussprechen und diskutieren und findet häufig Wege, um bei einem Thema auf politische

³ Da dieser Aspekt bereits ausführlich in Abschn. 5.3.2 „Kollektive Identität und Mitgliedschaft“ beschrieben wurde, wird an dieser Stelle größtenteils auf erneute Zitate aus den Interviews verzichtet, um Doppelungen im Text zu vermeiden.

Aspekte zu kommen. Auch Gerd genießt es, bei Straßendemonstrationen Leute kennenzulernen (und eventuell Freundschaft daraus entstehen zu lassen) und versteht die Straße insb. im Vergleich zum Netzprotest darüber hinaus auch als „Outing“: *„Es ist so einfach mit dem Netzprotest. Und ich habe das ja auch geschrieben, man trägt sein demokratisches Schäflein bei, aber man muss sich nicht outen. Wenn man auf die Straße geht, outet man sich. So was wie hier [meint das Interview] wäre nicht entstanden, wenn ich bei Campact meine Meinung geäußert hätte. Und das finde ich immer wieder das Spannende an diesen Straßendemonstrationen, dass man einfach auf Menschen trifft.“* (Gerd, Z. 414 ff.)

Für Gerd dient die gemeinsame Erfahrung im Straßenprotest auch dazu, sein persönliches Ohnmachtsgefühl loszuwerden. Dieses ist beeinflusst durch das Gegenüber des Protests – den Staat – welches in Verkörperung von Hubschraubern und Polizei ebenso an Demonstrationen teilnimmt. In solchen Situationen des Aufeinandertreffens helfen Gemeinschaft und friedliche Protestformen, bspw. in Form von Musikmachen, sich dabei wohlfühlen und positive Erfahrungen zu sammeln. Besonders im Vergleich zum Netzaktivismus, zeichnet den Straßenprotest Gerd's Meinung nach aus, dass in einer „klassischen Form“ Demonstrant*innen und Staat aufeinander treffen und sich die Protest-Teilnehmer*innen ihrer Positionen und der Gemeinschaft bewusst werden.

„[...] welche Demo hat denn wirklich was gebracht?“ (Kilian) – Geringer Glaube an Außen-Wirksamkeit einer Straßendemo

Während viele Interview-Partner*innen Straßendemonstrationen eine große Innenwirksamkeit zuschreiben, schätzen einige die tatsächliche Wirkkraft nach außen hingegen als eher gering ein. Sarah beschreibt am Beispiel der „Wir-haben-es-satt“-Demo, wie diese neben anderen Aktionen der Grünen Woche untergeht.⁴ Auch Kilian schätzt die Wirkung von Demos auf Politiker*innen als relativ gering ein. Im Vergleich zu manchen Online-Petitionen auf Change.org, bei denen er eine direkte Wirkung – z. B. in Form von der Verhinderung einer Abschiebung – beobachtet hat, glaubt er nicht, dass Politiker*innen sich von Straßendemos besonders beeinflussen lassen. *„Also bei den kleineren Petitionen von Change und so kriegt man relativ oft dann auch die Nachricht zurück: ‚Ja, es hat was gebracht und die Person wurde nicht abgeschoben.‘ Oder so was. Da bewirkt es auf jeden Fall was. Bei Demonstrationen bin ich oftmals unsicher. Weil ich mir überlege, welche Demo hat denn wirklich was gebracht? Und da fallen mir auch ein paar ein, aber*

⁴ *„Dann wird das auch immer gleich mit der Grünen Woche verquickt. Dann kommen immer irgendwie 30 Sekunden – wenn es überhaupt 30 Sekunden waren – Demo und dann irgendwie zwei Minuten Landwirtschaftsminister sagt: ‚Wir brauchen bla, bla, bla.‘ Was dann halt auch so ein bisschen frustrierend ist, so über die Wirksamkeit.“* (Sarah, Z. 540 ff.)

das ist dann historisch. Ich habe selten das Gefühl, dass eine Demo jetzt wirklich die Politiker beeinflusst.“ (Kilian, Z. 1114 ff.) Auch Felix schätzt die Auswirkung von Demonstrationen als gering ein, hofft aber, dass Lobbyarbeit wie Vier-Augen-Gespräche von Campact-Mitarbeiter*innen mit Politiker*innen durchaus Wirkung erzielen. Er berichtet von Campact-Aktionen in Wahlkreisen, wo durch solche Lobbyarbeit Politiker*innen und ihre Entscheidungen maßgeblich beeinflusst wurden und Gesetze damit gekippt werden konnten.⁵

„[...] das hat auch für die ganze Bewegung einen guten Effekt [...].“ (Sarah) – Verbände kommen zusammen und bilden Bündnisse

Eine Konsequenz von bunten, fröhlichen Aktionen auf der Straße ist laut Sarah, dass verschiedene Verbände zusammenkommen und dadurch mehr miteinander reden als sie dies ohne Straßenproteste würden. Das habe insgesamt einen guten Effekt auf die ganze Bewegung. So würde durch die Zusammenarbeit auch Kontinuität gewahrt werden und man könne ein Thema längerfristig bearbeiten. *„Und ich denke, es ist auch total wichtig, das hat auch für die ganze Bewegung einen guten Effekt, weil eben Verbände, die vorher nicht miteinander geredet haben, miteinander reden, gemeinsam halt eine Aktion machen, vorbereiten.“* (Sarah, Z. 547 ff.)

„[...] dieser direkte Kontakt, wo ich versuche, Leute anzusprechen und für ein Thema zu sensibilisieren.“ (Sarah) – Straßenaktionen mit direktem Kontakt zu Mitmenschen

Ein weiterer Vorteil von Straßenprotest und anderen Offline-Formen von Aktivismus ist der direkte Kontakt mit Menschen. Es können Argumente ausgetauscht und direktes Feedback eingeholt werden, im Kopf umherschwirrende Gedanken können mit Anderen geteilt werden und bei der Arbeit bspw. an einem Straßenstand können Überredungskunst und der Umgang mit Abweisungen geübt werden. Olaf präferiert das Engagement am Straßenstand. Ihm macht es besonders viel Spaß, direkt mit Menschen zu sprechen und gute Argumente anbringen zu können. Er bezeichnet sich selbst als einen sehr „verbalen Typ“ und beschreibt Situationen, in denen er Menschen auf der Straße angesprochen und auch mit Abweisungen umzugehen gelernt hat. *„Man kann direkt mit den Leuten, mit einzelnen Leuten sprechen und das ist, glaube ich besser, um wirklich Leute überzeugen zu können, wenn man mit guten Argumenten kommt. [...] Da hat man ja dadurch auch direkt das positive Feedback. Das haste ja bei der Demo auch nicht.“*

⁵ *„Ich glaube ja, dass der Erfolg von so Demos gering ist. Aber meine Hoffnung ist immer, dass es irgendwelche Leute sehen, die – oder sogar Teilnehmer an den Demonstrationen – die das Netzwerk haben, wie die Campaigner. Die es dann schaffen, Lobbying für die andere Seite zu machen, denn nichts anderes machen NGOs, finde ich. Und das bringt glaube ich viel, viel mehr.“* (Felix, Z. 1227 ff.)

(Olaf, Z. 643 ff.) Anders als beim Online-Aktivismus erfährt Olaf beim Offline-Engagement direkt eine Resonanz auf sein Handeln und sieht die Auswirkungen dessen.

Sarah sieht einen weiteren Vorteil von Straßenständen darin, dass manch einer eventuell schon für das entsprechende Thema sensibilisiert wurde, aber noch auf die richtige „Andock-Möglichkeit“ gewartet hat. Den direkten Kontakt zu Menschen nutzt sie, um Leute anzusprechen, über ein Thema aufzuklären und eben solche Andock-Möglichkeiten zu geben. *„Oder ich habe einen Zettel in der Hand und gehe auf den zu, schon. Aber das ist dann wieder dieser direkte Kontakt, wo ich versuche, Leute anzusprechen und für ein Thema zu sensibilisieren. Oder vielleicht sind die ja schon sensibilisiert und suchen einfach nur eine Andock-Möglichkeit.“* (Sarah, Z. 1005 ff.) Auch Stefanie hat bei den DUH-Tütentauschtagen in Berlin die Erfahrung gemacht, dass es charmante Offline-Möglichkeiten gibt. Der persönliche und intensive Kontakt zu Vorbeigehenden und die Gespräche über Plastik haben sie schlussendlich dazu motiviert, eine eigene Online-Petition aufzusetzen.⁶

„[...] mir geht's um Aufmerksamkeit.“ (Felix) – Straßenproteste mit dem Ziel die massenmediale Aufmerksamkeit zu erhalten

Einige Interview-Partner*innen halten Straßenprotest für eine wichtige Protestform, weil er der erste Schritt hin zu öffentlicher Aufmerksamkeit durch (Massen-)Medien ist. Deswegen habe Straßenprotest eher einen symbolischen Charakter und die Aufgabe, dass Bilder produziert werden, die dann durch die Medien in eine breite Öffentlichkeit getragen werden. Hierbei wird Straßenprotest eine größere Bedeutung beigemessen, als dem Internet, da davon ausgegangen wird, dass klassische Massenmedien Proteste abbilden, die offline Aufmerksamkeit generieren. Felix vertritt die Meinung, dass „die Medien“ grundsätzlich nicht über Online-Aktivismus berichten, selbst wenn die Teilnehmer*innen-Zahl noch so hoch sei: *„Weil dem Internet keine Bedeutung beigemessen wird von den Medien. Ich habe das Gefühl, wenn – das TTIP hat glaube ich mittlerweile 300.000 Unterschriften – und ich habe noch keinen einzigen Bericht über diese Aktion im Fernsehen gesehen, über die Online-Aktionen. Aber wenn die Leute auf die Straße gehen oder wenn es zufällig in den Tageszeitungen landet [...]. Ich glaube, dass offline im Moment tatsächlich mehr Aufmerksamkeit generiert.“* (Felix, Z. 907 ff.) Als weiteren wichtigen Punkt spricht Felix an, dass die Aufmerksamkeit in bestimmten

⁶ *„Ich finde, dass offline sehr charmant ist. Diese Tütenübergabe, diese vier Tage ganz am Anfang, die haben mich auch ursprünglich sehr motiviert, diese Kampagne zu machen, weil dort durch diesen persönlichen Kontakt auf der Straße und über Plastiktüten zu reden und sich so vier Tage ganz intensiv [...] auseinander zu setzen, hilft unglaublich.“* (Stefanie, Z. 699 ff.)

Kreisen generiert wird und dass über die klassischen Massenmedien diejenigen erreicht werden, die wichtig zu erreichen sind.

Sarah betont bei Straßenprotest-Aktionen insb. den symbolischen Charakter, bspw. die Bildung von Menschenketten, und stellt das deklarierte Ziel oft hinter die Erzeugung von Bildern. Die Wirksamkeit von Protest ist ihrer Meinung nach größtenteils als mediale Wirksamkeit zu verstehen. Ausnahme sei eine Castor-Blockade, bei der Sarah eher einen ernsten Charakter und die Verfolgung eines klaren Ziels vermutet, als bei anderen Straßenprotesten.⁷ Julia und Felix betonen, dass folglich Aufmerksamkeitserzeugung das Ziel von Straßenprotesten sei. Das Erreichen eines Zieles sei zweitrangig, hier könne man sich auch mit Kompromissen zufriedengeben. *„Aufmerksamkeit. Ein Kompromiss ist besser als überhaupt nichts zu erreichen und ja, wie gesagt, mir geht’s um Aufmerksamkeit.“* (Felix, Z. 131) Dass bei einer solchen Berichterstattung durch die Massenmedien auch mit Verfälschungen zu rechnen sei, ist Julia durchaus bewusst. Trotzdem will sie mit Straßenprotesten die öffentliche Aufmerksamkeit via Medien erreichen: *„Aber ich denke schon, dass insgesamt das Auf-die-Straße-Gehen einfach der erste Schritt ist, um z. B. öffentliche Aufmerksamkeit durch Medien zu erreichen.“* (Julia, Z. 537 f.) Dass das Erreichen von Zwischenzielen und die Generierung von massenmedialer Aufmerksamkeit eine wichtige Motivation für Protestpartizipation darstellt, wurde im vorherigen Kapitel bereits erläutert.

„Diese menschliche, persönliche Aktivität auch vor Ort [...]“ (Olaf) – Wichtigkeit von charismatischen Führungspersönlichkeiten von Ort

Einen weiteren Aspekt von Offline-Protestformen, bringt Olaf ins Spiel: Die Wichtigkeit von Persönlichkeiten vor Ort und charismatischen Führungsfiguren einer Organisation. Beispiel für eine solche starke und in den Medien bekannte Persönlichkeit ist für ihn der von 2007 bis 2019 BUND-Vorsitzende Hubert Weiger. Olaf räumt zwar ein, dass er Weiger sicherlich kenne, weil er selbst beim BUND aktiv sei, geht aber trotzdem davon aus, dass der BUND-Vorsitzende im Vergleich zum Nabu-Vorsitzenden deutlich bekannter sei, insb. weil man sich mit ihm identifizieren könne und er persönlich vor Ort sei. Bei Online-Aktivismus wie dem von Campact sei eine Identifizierung hingegen nicht möglich. *„Na der*

⁷ *„Weil, das ist ja die Frage nach der Wirksamkeit. Und ein großer Teil ist natürlich die mediale Wirksamkeit, denk ich schon. Also viele Sachen sind ja mittlerweile auch symbolisch. Irgendwelche Ketten, die gemacht werden. Beim Castor hat das ein bisschen einen anderen Charakter. Da könnte man meinen, das hat so einen Ernst-Charakter. Dass es wirklich drum geht, den konkreten Castor, der da gerade gefahren wird, davon abzuhalten, dass der dann da in dieser Kartoffelscheune in Gorleben landet.“* (Sarah, Z. 1055 ff.)

BUND! Mit diesem Hubert Weiger. Wie heißt der Nabu-Vorsitzende deutschlandweit? Weißt du das? Ich weiß es auch nicht. Okay gut, ich bin beim BUND [...] Und so was braucht man. Und das hilft dann nicht, wenn du im Netz bist mit so einer Aktionskiste, mit Campact oder was auch immer. Das ist anonym. [...] Aber dass man das verbindet: Diese menschliche, persönliche Aktivität auch vor Ort, ein paar Führungsfiguren, die wirklich bekannt sind, wo man sich auch mit identifizieren kann, ganz wichtig. Du kannst dich doch nicht mit irgend so einem Campact-Zeug identifizieren! Wüsste ich überhaupt nicht, wie die Leute heißen, die das machen.“ (Olaf, Z. 1052 ff.) Für Olaf ist es die Kombination aus Aktivismus vor Ort und sympathischen und in den Medien vertretenen Führungsfiguren, die sich von den „Tiefen des Internets“ abhebe und Offline-Aktivismus wichtig mache. Diese Eigenschaften müsse man mit den Möglichkeiten des Internets verbinden, denn auch Olaf erkennt an, dass es heutzutage nicht mehr ganz ohne Internet gehe.⁸

„Es ist ein größerer Aufwand.“ (Valeria) – Straßenprotest ist wichtig, weil er mehr Zeit und Aufwand erfordert als Netzprotest

Zwei Interview-Partner*innen halten Straßenprotest für besonders wichtig, da er weniger anonym als Netzprotest sei und mehr Zeit und Aufwand erfordere und in Konsequenz dessen eine größere Dringlichkeit vermittele. Valeria stellt zwar beim Unterschreiben von Online-Petitionen an sich selbst den Anspruch, Themen und Forderungen zuerst ausreichend zu recherchieren bevor sie etwas unterzeichnet, räumt dann aber ein, dass Straßenprotest trotzdem nochmal mehr zeitlichen Aufwand erfordere. Lange Anreise oder schlechtes Wetter beeinflussen die Kosten-Nutzen-Rechnung, aber genau dadurch werde Straßenprotest nochmal ernster und dringlicher. *„Ich meine, eine E-Petition, die unterschreibe ich ja auch im Internet. Ich mache mir noch die Mühe, weil ich auch die Zeit habe, ich lese mir das auch durch. Und ich lese vielleicht auch dann noch die dazugehörige Publikation aus Zeitungen und so. Stimmt das? Kann ich mich wirklich dahinter stellen? [...] [Aber d]ie Straße ist, ja, es ist noch mehr eingebracht. Es ist die Zeit, die man einbringt. [...] Es dauert. Es wird angereist. Manchmal reisen die an, von weit her. Es ist ein größerer Aufwand. Dann kann es manchmal runterpissen wie sonst was oder kalt sein oder so was. Also die Präsenz macht es, dass das Ganze noch dringlicher, noch ernster genommen werden will.“ (Valeria, Z. 486 ff.)* Auch Daniela

⁸ *„Aber es ist glaube ich schon eine generelle Regel, psychologisch, dass man sagen kann: Wenn du eine Organisation hast, die genau wie andere wirklich arbeitet vor Ort, was besser macht, und die haben ein paar Führungsfiguren, die sympathisch sind und die immer wieder in den Medien vorkommen – das ist viel mehr wert als irgend so eine anonyme Kiste in den Tiefen des Internets. Und das muss man dann halt verbinden. Weil, ohne Internet geht es nicht mehr.“ (Olaf, Z. 1072 ff.)*

(Z. 772 ff.) vertritt die Meinung, dass man sich für Straßenprotest Zeit nehmen müsse und da er häufig auf einen Samstag oder Sonntag falle, findet sie, dass man auch heute noch Zeit für solche Protestaktionen finden muss.

„Nicht alle Menschen sind im Internet.“ (Sybille) – Straßenprotest bleibt wichtig, denn nicht jeder hat einen Internetanschluss oder PC

Einen bisher nicht berücksichtigten, aber sehr wichtigen Aspekt von Straßenprotest thematisieren Sybille und Mareike. Trotz weit verbreitetem Zugang zum Internet, gibt es auch heutzutage noch Menschen ohne Netzanschluss. Insbesondere Ältere seien noch kaum im Internet, so Sybille: *„Nicht alle Menschen sind im Internet. Es gibt eine ganze Generation, oder nicht eine ganze Generation, aber die Älteren sind halt relativ wenig im Internet.“* (Sybille, Z. 620 ff.) Auch Mareike, die tagtäglich am Computer arbeitet, weiß, dass man manche Menschen über alternative Wege erreichen muss.⁹

„Die gehen einfach hin, weil es ein Happening ist [...].“ (Gerd) – Fröhliche, friedliche Straßendemo als Happening für die ganze Familie

Wie in Abschnitt 5.3.2 „Kollektive Identität und Mitgliedschaft“ beschrieben, ist ein weiterer sehr wichtiger Aspekt von Straßenprotest das damit verbundene Gefühl eines Happenings: Der Spaß an einer Teilnahme, eventuelle Kostüme oder Musik, ein Gefühl von Familienfest, Zusammenhalt und die gute Stimmung.¹⁰ Für Sven sind es Spaß, die lockeren Gespräche mit anderen Teilnehmer*innen und die Präsenz der Kinder, die eine Protestaktion zu einem fröhlichen Happening machen. Auch Markus beschreibt seine Erfahrung mit Straßendemonstrationen als lustig und fröhlich. Gute Stimmung und viele Teilnehmer*innen habe bspw. die Demos Anfang der 1980er in Bonn ausgemacht. Seiner Erinnerung nach sei damals auch weniger Polizei präsent gewesen, als es heute der Fall ist. Für Isabelle ist solche friedliche und fröhliche Straßendemonstration mit Straßenfest-Charakter die Art von Demo, die sie anderen Demonstrationen wie Anti-Nazi-Demos vorzieht. Krawall und Gebrüll sagen ihr nicht zu.

Auch Gerd bezeichnet vergangene Demonstrationsteilnahmen als Happening und erinnert sich an friedliche Aktionen in Brokdorf, bei denen Musik gespielt und gesungen wurde. Dass eine Demo kippen und zu Gewalt umschwenken

⁹ *„Weil, es gibt immer noch Leute, die tatsächlich nicht im Internet sind. Man glaubt es kaum, aber es ist so. [...] Es gibt ja immer Leute, die nicht immer im Internet sind. Es gibt auch heutzutage noch Leute, die haben nicht mal einen Computer.“* (Mareike, Z. 1116 ff.)

¹⁰ Auch an dieser Stelle wird zur Vermeidung von Doppelungen auf Zitate aus den Interviews verzichtet.

könne, habe er persönlich so nie erlebt. Im Vergleich von Straßenprotest früher und heute, stellt Gerd fest, dass der Protest heute weniger verbissen geworden sei. Die eigentliche Zielsetzung eines Protests würde teilweise in den Hintergrund rücken und die Erfahrung an sich wiederum an Bedeutung zunehmen: *„Die gehen einfach hin, weil es ein Happening ist [...].“* (Gerd, Z. 465 ff.)

„[...] ich will mich da nicht instrumentalisieren lassen [...].“ (Olaf) – *Kritik an Straßendemo als Instrumentalisierung, Missbrauch durch Gewalttäter und Unwohlsein in Menschenmassen*

Genau gegensätzlich zu oben beschriebener Position, dass Straßendemonstrationen grundsätzlich überwiegend friedlich seien, formulieren einige Interview-Partner*innen jedoch auch die Meinung, dass auf (einigen) Demos Aggression, Herdentrieb und Brainwashing vorherrsche und dass heute organisierte Gewalttäter Gefahr auf Demos schüren, die es früher so nicht gab. Olafs Äußerung zu Straßenprotest benennt eine Vielzahl von Kritikpunkten: Das lange Herumlaufen auf der Straße, das gemeinsame Skandieren von Forderungen, der Missbrauch von friedlichen Demonstrationen durch autonome Gruppen und das Problem, sich auf gemeinsam organisierten Demonstrationen nicht mit allen Bündnispartner*innen identifizieren zu können. Aus diesen Gründen präferiert Olaf den Straßenstand oder die AG-Mitarbeit beim BUND. *„Ich mag das einfach nicht, da stundenlang rumzulatschen und da irgendwas zu skandieren. Und vor allem ist es ja auch oft so, dass man da vereinnahmt wird von anderen Gruppen, die das dann irgendwie nutzen. Das heißt, wenn ich irgendwie meinetwegen gegen Atomkraft bin und mich dann in so eine Anti-Castor-Demo stelle, das habe ich z. B. mal erlebt, das war in Münster, und da kam dann halt auf einmal ganz schnell so eine autonome Gruppe, alle verummt, irgendwie 100 Leute vielleicht nur, das war ne riesen Demo, und haben da riesen Terz gemacht und haben das Ganze quasi missbraucht und explodieren lassen. [...] Nee, ich will mich da nicht instrumentalisieren lassen, weil so ne Demo ist immer eine Sache, die von vielen verschiedenen Organisationen organisiert wird und ich kann mich in der Regel nicht mit allen identifizieren. Da bin ich lieber aktiv so, auf der Straße und mit nem kleinen BUND-Stand oder in einer AG [...].“* (Olaf, Z. 601 ff.)

Stefanie positioniert sich gegen Straßenprotest, da auch sie das *„uniforme Gebrülle und Fordern nach etwas irgendwie kritisch“* sieht und es als unangenehm empfindet. Auch in ihren Augen ist diese Protestform häufig mit Gewalt verbunden: *„Weil es häufig mit einem gewissen Krawall verbunden ist, mit einer Gewalt, die mir nicht zusagt und vor der ich eher zurückschrecke. Und auch die Art und Weise, wie sich da Gehör verschafft wird, finde ich manchmal auch ein bisschen gruselig, einfach weil es dieses ‚wir schreien synchron‘ und wollen etwas, ich finde*

das ist so ein Brain[wash]“ (Stefanie, Z. 1032 ff.). Günter beschreibt ähnlich wie Olaf organisierte Gewalttäter, die sich bei Straßendemonstrationen dazwischen mischen und sieht darin einen Unterschied zu Demos von früher. Damals hätten Polizisten nur Mützen getragen, heute sei die Gewaltbereitschaft viel höher. „Also früher hatten wir nicht diese organisierten Gewalttäter dazwischen. Und das macht es heute auch sehr viel schwieriger, finde ich. Weil wenn du so die alten Bilder siehst von den 1970er Jahren, da siehst du ja Polizisten in Mütze – ja, das war einfach auch ganz anders. Es ist zwar auch einer erschossen worden, damals, aber die Radikalität, also die Gewaltbereitschaft, war eine ganz andere.“ (Günter, Z. 514 ff.) Obwohl 1967 Benno Ohnesorg von einem Polizisten erschossen wurde – dieses Ereignis deutet Günter in seinen Ausführungen an – beobachtet er heute eine andere Radikalität bei Straßenprotesten und liest dies u. a. an der Polizei-Ausrüstung ab.

Daniela sucht sich ihre Themen gründlich aus und beteiligt sich bei einigen Straßenaktionen, während sie andere wiederum meidet. Gegen Pegida nimmt sie an Kundgebungen teil, aber bspw. bei G7-Protesten vermutet auch sie ein zu hohes Aggressionspotenzial und möchte sich dort nicht in Gefahr begeben.¹¹ Julia und Stefanie führen einen ähnlichen Aspekt an, der mit einem unwohl Gefühl bei Straßendemonstrationen zu tun hat: Das grundsätzliche Unwohlsein in großen Menschenmengen und der Wunsch genug Platz und Möglichkeiten zu haben, selbst zu entscheiden, wann man eine Protestaktionen verlassen möchte. Stefanie fühlt sich zwischen vielen Menschen unwohl und nimmt deswegen nur an friedlichen und ihr thematisch sehr wichtigen Demonstrationen wie der „Wir-haben-es-satt“-Demonstration teil.¹² Bei Julia hingegen kam der Wunsch nach Aktivismus und zivilem Ungehorsam im Rahmen der Blockade des Castor-Transports auf – dem nachgegeben hat sie bisher aber noch nicht. Auch ihr sind große Menschenmengen zu viel und sie möchte sich auf Demos immer noch frei bewegen können. Bei Blockaden oder in einem Kessel sieht sie diese Freiheit

¹¹ „Wir haben gegen Pegida in Kiel – dann geh ich hin. Aber der G7-Gipfel, Außenminister in Lübeck, gehe ich nicht hin, weil ich vermute, dass dort sehr viele Aggressionen sind und dann brauche ich mich nicht unbedingt in Gefahr begeben.“ (Daniela, Z. 764 ff.)

¹² „[...] erstmal fühle ich mich in so großen Menschenmengen nicht besonders wohl, ist für mich eher kritisch. Ich finde das [, „Wir-haben-es-satt“] eine sehr friedliche Demo, deswegen fühle ich mich da wohl. Und es ist thematisch natürlich sehr unterstützenswert, weil es auch einen sehr starken landwirtschaftlichen Bezug hat und ich finde, es ist schön gestaltet und es ist bunt, das ist eigentlich auch für Kinder usw. Und das ist halt nicht aggressiv. Und bei den sehr linken Demos, da kriege ich ... also die Aggression, die dahinter wirklich schwellt, die hält mich davon ab, auf die Straße mit denen zu gehen.“ (Stefanie, Z. 955 ff.)

eingeschränkt und überlässt solche Protestformen deswegen lieber anderen Menschen. *„Und da [Castor-Transport-Demos] gab es das auch das erste Mal, dass ich dachte: ‚Ey, eigentlich würde ich mich jetzt gerne auch da vorne auf die Schienen setzen.‘ Also, da ist so ein Aktivismus-Wunsch aufgekommen. Den habe ich aber nie umgesetzt, also auch bei Blockupy gehe ich nur auf die Demo. Weil, so große Menschenmengen sind mir manchmal schnell zu viel und auf einer Demo kann ich selbst entscheiden, wann ich gehe. Und wenn ich dann im Kessel bei irgendeiner Blockade bin, kann ich das vielleicht nicht mehr.“* (Julia, Z. 403 ff.)

„Wenn mehr in der Nähe stattfinden würde, würde ich wahrscheinlich auch öfter fahren.“ (Mareike) – *Weite Anreise zu Demonstration als Hinderungsgrund*

Einen anderen Aspekt, der gegen Straßendemonstrationen spricht, äußern Mareike, Günter und Julia: Die weite Anreise zu fernen Demonstrationen, der damit einhergehende Zeitverlust und das Problem, eine gemeinsame Anreise zu organisieren. In Konsequenz dessen nimmt Mareike nicht so oft an Demonstrationen teil, wie sie es machen würde, wenn mehr in ihrer Nähe stattfinden würde. *„Das Problem ist ja meistens, dass die Veranstaltungen so weit weg stattfinden. [...] Das ist natürlich dann immer schwierig, da hinzukommen. Wenn mehr in der Nähe stattfinden würde, würde ich wahrscheinlich auch öfter fahren.“* (Mareike, Z. 1195 ff.) Günter betont den Zeitverlust und rechnet nach Effizienz. Wenn er sich vor Ort einbringe, spare er sich die Zeit der Anreise. *„Ich könnte es mir vorstellen, aber die Sachen sind dann in Berlin, da fährst du ja erst mal mit dem Bus und sonst was. Da habe ich hier – wenn ich meine Zeit sehe: Wo kann ich mich einbringen? – Das ist hier viel effizienter.“* (Günter, Z. 535 ff.) Julia beschreibt die Herausforderungen einer Anreise zu einer weit entfernten Demo darüber hinaus auch mit Kostengründen. Als Mitglied der BUNDjugend mobilisiert sie für verschiedene Demo-Teilnahmen und organisiert Anreisen, u. a. nach Berlin. Hier werden gemeinsame Anfahrten geplant, jedoch nicht immer mit Bus. Julia beschreibt, dass es sehr schwierig sei, einen ganzen Bus mit Teilnehmer*innen zu füllen, da neben den Kosten für die Fahrt nach Berlin auch Kosten vor Ort für ein gesamtes Wochenende anfallen würden.¹³

¹³ *„Nach Berlin mobilisieren wir immer wieder für Demos und organisieren gemeinsame Anfahrten. Jetzt auch wieder zu TTIP im Oktober. Aber keinen eigenen Bus, sondern wir kümmern uns dann einfach um Gruppenspartarife und so. Weil einen eigenen Bus vollzukriegen halt schon ... also, für ein ganzes Wochenende nach Berlin und dann kostet es ja auch noch, in Berlin zu sein, also das ist schwierig, da genug Leute zu mobilisieren.“* (Julia, Z. 446 ff.)

„[...] irgendwie gehe ich lieber als Privatperson auf eine Demo, als mit einem Verband.“ (Julia) – Das Problem, sich nicht mit allen Bündnispartner*innen identifizieren zu können

Wie bereits von Olaf angesprochen, gibt es bei Straßenprotesten weiterhin das Problem, dass Demos oft von einem Bündnis organisiert werden und sich die Teilnehmer*innen nicht zwangsläufig mit allen diesen Bündnispartner*innen identifizieren. Für Olaf ist das ein Grund, nicht an Demonstrationen teilzunehmen, da er sich ansonsten instrumentalisiert fühlen würde. Ähnlich beschreibt es Julia, die trotz Mitgliedschaft in der BUNDjugend bei Demonstrationen oft lieber kein Verbands-T-Shirt trägt. Für den Fall, dass sie kurzfristig an einer Blockade teilnehmen möchte, will sie lieber als Privatperson auf eine Demo gehen. *„Meistens gehe ich tatsächlich BUNDjugend unabhängig auf Demos, ich weiß aber eigentlich gerade gar nicht so genau, warum. Also, bei manchen Demos finde ich es glaube ich schwierig, mit T-Shirt und Verband aufzutreten, weil irgendwo spontan dann doch irgendwas zu blockieren mit Verbands-Logo halt einfach nicht drin ist. Aber ich gehe gar nicht mit dieser Intention auf eine Demo, aber irgendwie gehe ich lieber als Privatperson auf eine Demo, als mit einem Verband.“ (Julia, Z.432 ff.)*

„[...] auf einmal regnet es, auf einmal wird es schweineheiß.“ (Olaf) – Wetterverhältnisse und andere Unannehmlichkeiten bei Straßendemos

Valeria und Olaf beschreiben weitere Herausforderungen, die Straßendemonstrationen mit sich bringen. Jedoch mit dem Unterschied, dass dies Olaf von der Teilnahme an Straßendemos abhält und Valeria trotz dieser Unannehmlichkeiten weiterhin teilnimmt. Olaf hat Straßenproteste erlebt, bei denen ihm das Laufen zu lang war, bei denen es entweder regnete oder viel zu heiß war oder bei denen er sich gelangweilt hat, weil stundenlang die gleichen Forderungen skandiert wurden. All das sagt ihm nicht zu und führt dazu, dass er selten an Straßendemos teilnimmt. *„Ich habe so oft doofe Demo-Erlebnisse gehabt, wo man halt dann stundenlang rumlatscht, auf einmal regnet es, auf einmal wird es schweineheiß. Oder es wird öde, es wird immer nur der gleiche Scheiß skandiert.“ (Olaf, Z. 621 ff.)* Valeria wiederum beschreibt die lange Anreise zu Straßendemos und den (im Vergleich zu Online-Aktivismus) größeren Aufwand, der für eine Teilnahme erbracht werden muss. Selbst wenn es regnet oder ganz kalt ist, so führe dies sogar noch dazu, dass das entsprechende Problem als dringlicher und ernster wahrgenommen werde, erklärt sie. *„Manchmal reisen die an, von weit her. Es ist ein größerer Aufwand. Dann kann es manchmal runterpissen wie sonst was oder kalt sein oder so was. Also die Präsenz macht es, dass das Ganze noch dringlicher, noch ernster genommen werden will. Hier bitte, es ist nicht so, dass ich da mal nur*

*unterschrieben habe.“ (Valeria, Z. 503 ff.) Ob Herausforderungen von Straßendemos Bürger*innen von einer Teilnahme abhalten oder nicht, hängt folglich u. a. von der Wahrnehmung der Dringlichkeit ab.*

„Wenn es mir zeitlich passen würde und wenn mich ein Freund direkt darauf anspricht [...].“ (Isabelle) – Mangelnde Zeit und fehlende direkte Aufforderung als Gründe für Nicht-Teilnahme an Demos

Daniela und Isabelle beschreiben weitere Gründe, warum sie nicht an Demos teilnehmen. Isabelle würde öfters teilnehmen, wenn sie jemand direkt darauf ansprechen würde und wenn es ihr zeitlich gut passen würde. So lange das nicht der Fall ist, hofft sie darauf, dass sich andere auf Straßendemonstrationen einbringen. *„Aber ich für mich selbst, wie gesagt, ich mache es halt nicht. Also bzw. selten. Das letzte Mal war es glaube ich bei der Menschenkette gegen Atomkraft. Das war auch eine coole Aktion. Wenn es mir zeitlich passen würde und wenn mich ein Freund direkt darauf anspricht, dann würde ich, denke ich, auch mitgehen. Aber so ist es einfach einer der Punkte, wo ich sagen muss: Hoffentlich machen es andere.“ (Isabelle, Z. 479 ff.)* Ob aus Isabelles Freundeskreis grundsätzlich wenige Personen auf Straßendemos gehen oder nicht, blieb in dem Gespräch offen.

7.2 Positionen zu Netzprotest

Egal wie kritisch manch eine(r) der Interview-Partner*innen dem Unterzeichnen von Online-Petitionen gegenübersteht, grundsätzlich sehen alle gewisse Vorteile des Internets für Protestpartizipation. Das vergleichsweise schnelle Erreichen einer Vielzahl potentieller Interessierter, die große Reichweite beim Streuen von Informationen, sowie generell der Zugang zu scheinbar grenzenlosem, umfangreichem Wissen wird von den Interview-Partner*innen als Vorteil gegenüber dem klassischen Protest ohne die Hilfe des Internets gesehen. Darüber hinaus können – laut Meinung einiger – über das Internet noch mehr Menschen für Straßenprotest mobilisiert werden.

„Dass man eben da sehr viel mehr Leute erreicht.“ (Sonja) – Mobilisierungspotenzial, Zugang zu Informationen und große Reichweite als Vorteile des Internets

Mareike, Olaf, Franz und Sonja sehen den größten Vorteil von Netzprotest darin, dass mehr Leute erreicht, eine größere Reichweite aufgebaut und Infos besser gestreut werden können. All das gehe im Netz deutlich schneller. Lange Vorbereitungszeiten können dadurch vermieden und grundsätzlich mehr Leute

eingebunden werden. *„Es hat sich definitiv verändert, weil man viel mehr Leute erreichen kann und eigentlich auch damit ein großes Publikum für eine Demo oder so erreicht. Man sieht es ja an den Flashmobs oder so. Wenn das Thema interessiert oder wenn man es richtig anstellt, dann hat man die Leute auch ruck-zuck da. Also, das ist schon anders geworden. Früher war die Vorbereitungszeit einfach länger. [...] Aber heute durchs Netz geht das natürlich sehr schnell.“* (Mareike, Z. 780 ff.) Auch Olaf, der grundsätzlich Online-Petitionen und der Nutzung von Social Media kritisch gegenübersteht, sieht doch einen Vorteil in Facebook und Twitter: Die Möglichkeit viele Leute auf schnellem Weg zu erreichen. *„Also ich meine, was natürlich interessant ist, das ist das Einzige, was mich interessiert an Facebook oder Twitter, dass man halt viele Leute erreicht. Wenn man irgendeine Kampagne starten will.“* (Olaf, Z. 529 ff.) Er selbst nutzt Social Media kaum, weiß aber, dass sie auch für NGOs durchaus sehr wichtig sind und wen er innerhalb seiner Organisation ansprechen würde, wenn er etwas über entsprechende Kanäle verbreiten wollen würde.¹⁴ Franz schätzt insb. den schnellen Informationsfluss und die Möglichkeit direkt Rückmeldung geben zu können. Er nennt Campacts Organisation eines Events innerhalb von zwei Tagen als Paradebeispiel dafür. Hier seien in kürzester Zeit Rückmeldungen eingeholt worden, wie viele Leute die Aktion mit unterstützen können. *„Aber diese schnelle Ansprechbarkeit und Information! Beispiel Campact, innerhalb von zwei Tagen haben die mal eine Aktion vorbereitet. Die kriegen sofort Antworten, wenn man vor hat mitzukommen, die Rückmeldungen, die sehen da sofort so ungefähr, wie viele da kommen.“* (Franz, Z. 593 ff.)

Sonja hebt ebenso den Aspekt hervor, dass durch das Internet innerhalb kürzester Zeit viele Menschen erreicht werden können und betont neben dem schnellen Informationsfluss auch den Informationsaspekt selbst. Durch das Internet sei ein neues Informationsmedium entstanden, denn selbst Online-Petitionen seien nicht nur Petition, sondern gleichzeitig auch Information. *„Dass man eben da sehr viel mehr Leute erreicht. Das sieht man ja auch an den Petitionen. [...] die sind ja nicht nur Petitionen, die sind ja auch Information. Also, die Leute werden ja auch erstmal informiert: Was ist Fracking überhaupt, was ist hier geplant in dem Wald? [...] Es ist eigentlich auch ein neues Informationsmedium so entstanden und das finde ich ganz enorm wichtig.“* (Sonja, Z. 746 ff.) Günter nutzt im Internet insb. den Zugang zu Hintergrundinformationen, Papieren und Daten und speist

¹⁴ *„Das sind für politische Parteien, genau wie für NROs sehr wichtige Medien. Bloß ich muss einfach persönlich für mich sagen, dass es nicht so mein Ding ist. [...] Ich sehe dann natürlich auch, das ist dann ein Defizit, weil darüber einfach sehr viel drüber läuft, gerade wenn man junge Leute ansprechen will. Aber ganz ehrlich, wenn ich jetzt wirklich irgendwas toll verbreiten wollte usw., dann würde ich die BUNDjugend anrufen [...]“* (Olaf, Z. 543 ff.)

wiederum auch selbst Studien seines Instituts ein, die sie veröffentlichen dürfen. Er erzählt, auf im Internet veröffentlichte Informationen nicht (mehr) verzichten zu können. Dabei betont er u. a., dass im Internet immer aktuelle Daten zu finden seien. Dies stellt für Günther eine wichtige Arbeitsgrundlage dar. Petitionen unterzeichnet er grundsätzlich nicht, nutzt Social Media aber eingeschränkt.¹⁵

Felix wägt Informationsmedium und Mobilisierungspotenzial des Internets gegeneinander ab. Ersteres hält er für enorm wichtig und glaubt, dass die wichtige Rolle vom Zugang zu Informationen insb. vor dem Hintergrund der Digital Natives noch weiter steigen wird. Das Mobilisierungspotenzial schätzt er – gegensätzlich zur Meinung anderer Interview-Partner*innen – jedoch noch als gering ein. Darüber hinaus hält er es auch weiterhin für notwendig, durch Offline-Aktionen Einfluss auf Politik zu nehmen. *„Ich glaube, es ist enorm wichtig und wird immer wichtiger werden, je mehr dieser Digital Natives es geben wird. Weil man über das Internet einfach super schnell und super einfach extrem viele Informationen bekommt. Ich halte das für wichtig. Der Mobilisierungsfaktor Internet ist halt so klein. Ich glaube, es ist in erster Linie ein Informationsmedium, immer noch. [...] so eine Diskussion und Konfrontation, das ist viel wert, aber am Ende muss was gemacht werden. Am Ende müssen die Leute auf die Straße und wenn Politiker ihr Tun ändern, dann durch Offline-Aktionen und nicht durch Online-Aktionen.“* (Felix, Z. 1207 ff.)

Wie schon von Olaf angesprochen, differenzieren einige Interview-Partner*innen zwischen verschiedenen Generationen und deren Bedeutung des Internets für ihre jeweiligen Protestpraktiken. Olaf schätzt die Aktiven der BUNDjugend für ihre Social-Media-Fähigkeiten und weiß, dass er dort Hilfe erfragen kann. Auch Kilian geht davon aus, dass die „junge Generation“ stärker mit dem Internet arbeitet. Deswegen schlussfolgert er, dass diese Menschen auf den entsprechenden Kanälen online angesprochen werden müssen. *„Man spricht ja schon von einer großen Digitalisierung. Ich glaube, die junge Generation, wo ich auch dazu gehöre, wir gehen immer mehr in die Medien rein. Und da der Auftritt, also den Überblick bewahren und was es für neue Medien gibt und sich dann auch da zu beteiligen, ganz wichtig. Um die Leute da zu erreichen.“* (Kilian, Z. 1100 ff.) Isabelle beobachtet die Social-Media-Nutzung in ihrem Freundeskreis

¹⁵ *„Ich bin in Twitter und nutze das Internet für meine Zwecke. Gerade jetzt bei unserem Thema, wenn ich etwas recherchiere oder die aktuellen Klimaschutzkonferenzen verfolge, dann ist das natürlich die ideale Plattform. Da kriegst du alle Daten aktuelle, da kriege ich die Papiere mit Hintergrundinformation und so. Darauf kann ich nicht verzichten, das ist wichtig. Und z. B. geben wir Studien, die wir machen, auch rein. [...] Wir nehmen an diesen Meinungsbildungsprozessen teil.“* (Günter, Z. 354 ff.)

und schätzt basierend auf ihren Beobachtungen Facebook als relevante Informationsquelle ein. Jedoch glaubt sie, dass dies inzwischen nicht mehr nur die jüngere Generation betreffe, sondern durchaus auch ältere Menschen, die sich genauso über Facebook-Gruppen organisieren.¹⁶

Helena und Gerd sehen Vorteile von Netzaktivismus auch darin, mehr Leute zu erreichen, Information breiter zu streuen und mehr Menschen für die Straße mobilisieren zu können. Dementsprechend schätzt Helena, dass heute mehr Leute an Demos teilnehmen als noch früher. *„Ich finde schon, dass sich das verändert über diese Online-Geschichten, einfach weil mehr Leute davon erfahren. Du erreichst viel mehr Leute. Ich glaube es ist wirklich, das breiter zu streuen, ja. [...] Ich denke schon, dass du [...] da mehr Leute aktivieren kannst.“* (Helena, Z. 623 ff.) Verhältnismäßig seien das heutzutage auch viele junge Menschen, von denen Helena glaubt, dass sie über das Netz angesprochen worden sind.¹⁷ Gerd nennt die TTIP Online-Petition mit zwei Millionen Unterzeichner*innen als passendes Beispiel dafür, wie viele Leute für oder gegen eine Sache online mobilisiert werden können. Er hält diese Zahl bei einem Straßenprotest nicht für möglich. Es seien gerade die internetaffinen Menschen, die sich für solche Themen interessieren und deshalb müsse man sie auch dort abholen, wo sie unterwegs seien: Im Netz. *„Da muss man einfach so viele Leute ins Engagement bringen, das geht nur übers Netz. Ich sage mal, zwei Millionen oder wie viele da [TTIP] teilgenommen haben, die kriegt man nicht im Straßenprotest zusammen, das geht nicht. Oder durch Unterschriftenaktionen auf Wochenmärkten oder wo auch immer. Weil viele Leute sich ja auch gar nicht damit beschäftigen und die, die sich intensiver damit beschäftigen, gerade auch jüngere Menschen, die sind viel im Netz unterwegs und die machen dann auch solche Geschichten.“* (Gerd, Z. 446 ff.)

„[...] das Internet nutze ich eigentlich im Wesentlichen um mich zu vernetzen [...].“ (Sybille) – *Das Internet für Vernetzung, Kontakterhaltung und Verbindung mit Gleichgesinnten nutzen*

Neben der Mobilisierung und dem Informationsaspekt des Internets, spielt auch der Faktor Vernetzung eine große Rolle. Mareike und Sybille beschreiben, wie sie sich im Internet ein Netz von Gleichgesinnten aufgebaut haben, um Menschen

¹⁶ *„Also, wenn ich das in meinem Freundeskreis beobachte, wie die kommunizieren, wo die ihre Infos herbekommen. Da ist Facebook schon ziemlich wichtig. Und zwar inzwischen auch nicht nur bei den jungen Leuten, sondern auch bei älteren Generationen. Also ich habe auch einige Bekannte, die so 40 oder 50 aufwärts sind und selbst die sind dann in ihren Facebook-Gruppen organisiert.“* (Isabelle, Z. 454 ff.)

¹⁷ *„Und da denke ich auch, das ist auch Verdienst eben dieser Online-Geschichten, dass so viele junge Leute jetzt da doch aktiv werden.“* (Helena, Z. 735 f.)

mit den gleichen thematischen Schwerpunkten erreichen zu können, Kontakt zu halten und schnell kommunizieren zu können. *„Ja, also das Internet nutze ich eigentlich im Wesentlichen, um mich zu vernetzen, zum Kontakt aufnehmen, schnelle Kommunikation, Rundmails usw., Petitionen, gelegentlich dann mal Informationen.“* (Sybille, Z. 880 ff.) Mareike unterteilt dabei auch nach Themen. Sie unterscheidet bei der Ansprache und dem Weiterleiten von Infos oder Veranstaltungen bewusst zwischen verschiedenen Interessen und versucht Informationen zu teilen, die die entsprechenden Adressat*innen interessieren.¹⁸ Auch Günter sieht und schätzt den Vernetzungsaspekt des Internets und nutzt bspw. Facebook, um mit seinen im Ausland lebenden Kindern in Kontakt zu bleiben. Er liest und verfolgt aber mehr, als dass er selbst posten würde.¹⁹

„Und da fühlt man sich [...] natürlich dazugehörig.“ (Mareike) – Dazugehörigkeitsgefühl im Internet

Aufbauend auf den Netzwerkgedanken beschreibt Mareike auch ein Gruppen- und Zugehörigkeitsgefühl im Internet. Allerdings ist sie damit die einzige Interview-Partnerin dieses Samples, da die anderen Gesprächspartner*innen diese Eigenschaft ausschließlich dem persönlichen und offline stattfindenden Protest zuordnen. Mareike jedoch fühlt sich online in der (Facebook-)Gruppe mit Gleichgesinnten dazugehörig. *„[...] man schließt sehr schnell Bekanntschaften übers Netz und meistens finden sich Leute auch, wo es zusammen passt. Und da fühlt man sich, dadurch dass man auch dann eine eigene Gruppe hat, geheim oder geschlossen oder offen, wie auch immer, fühlt man sich natürlich dazugehörig.“* (Mareike, Z. 1057 ff.) Dabei könnte auch eine Rolle spielen, dass sie beruflich viel im Internet und auf Social-Media-Plattformen unterwegs ist und sich ihr Dazugehörigkeitsgefühl folglich sowohl auf den privaten als auch beruflichen Bereich bezieht. Mareike geht als Social-Media-Managerin als einzige Person des Samples einem Beruf nach, der fast ausschließlich im Internet und am Computer ausgeübt wird. Damit unterscheidet sie sich von den anderen Interview-Partner*innen. Dass sie so viel Zeit mit Social Media und dem Netzwerken in Online-Sphären verbringt, hat einen starken Einfluss auf ihr Zugehörigkeitsgefühl.

¹⁸ *„Wenn du eben ein Netzwerk hast, wo eben viele Freunde mit dem Thema drin sind. Man kann es sich ja ganz toll einteilen, dass man halt nur Tierschützer oder nur ... man weiß ja, was die Leute so mögen ... und kann dann dementsprechend auch die Veranstaltung teilen.“* (Mareike, Z. 1104 ff.)

¹⁹ *„Also, ich bin selbst auch in Facebook, aber ich sage ja, ich halte mich da zurück. Ich schreibe da kaum was rein. Ja, ich bin da eigentlich, weil die Kinder da sind und einer meiner Söhne, der ist in Brasilien und da hält man halt da den Kontakt.“* (Günter, Z. 319 ff.)

„[...] für uns als Organisation hat es unheimlich viel Arbeit erleichtert.“ (Sarah) – Vorteile des Internets aus Sicht der Organisationen

Neben den persönlichen Vorteilen des Internets für Einzelpersonen, beschreiben viele Interview-Teilnehmer*innen auch den Nutzen für Organisationen. Themen unabhängig von der Presse selbst platzieren zu können, sich untereinander besser zu vernetzen, Unterstützer*innen aktiv mitgestalten zu lassen, Informationen zu verbreiten und Leute direkt zu erreichen – dass das Internet für Organisationen wie den BUND wichtig ist, beschreibt ein Großteil der Befragten.

Sarah fasst die Vorteile aus Sicht des BUND zusammen und erwähnt neben konkreten Konsequenzen, wie der Vermeidung von Postsendungen, auch langfristige Folge wie das Zusammenkommen von verschiedenen Organisationen, die sich ihrer Wahrnehmung nach in den 1990er Jahren zersplittert hatten. *„Sagen wir mal für uns als Organisation hat es unheimlich viel Arbeit erleichtert. Weil wir viel weniger mit Post verschicken, viel schneller Leute erreichen können, viel besser unsere Themen unabhängig von der Presse irgendwo platzieren können. [...] Und ich habe auch wirklich den Eindruck, nachdem ich so in den 90er-Jahren so das Gefühl hatte, die Umwelt- oder so überhaupt die ‚Gegen-irgendwas-Bewegung‘ zersplittert immer mehr. Es gibt den Unterverein vom Unterverein. Und jetzt kommt das wieder zusammen und netzwerkt. Und ich glaube, das ist halt eine Folge vom Internet, dass das einfach leichter ist.“ (Sarah, Z. 965 ff.)* Dass Postsendungen vermieden oder reduziert werden können und per E-Mail mehr Informationen geteilt werden können, beschreiben auch Franz, Julia und Gerd. *„Also, Organisationen können ohne [Internet] nicht. Das geht gar nicht. Also, ich glaube, auch die Grünen können ohne Internet nicht. Die Nachrichtendichte, die Mediendichte, die ist so groß, also wenn man das Medium nicht nutzen will, also gedruckt kann man gar nicht alles verschicken, was da so über die Bühne geht.“ (Gerd, Z. 750 ff.)* Laut Gerd kann mit Hilfe des Internets eine größere Menge an Informationen geteilt werden. Auch Franz hält das Internet für Organisationen deswegen für sehr wichtig. Mit Blick auf das Porto wären Briefe viel teurer und das Versenden von Briefen sei viel aufwendiger als E-Mails.²⁰ Julia beschreibt auch den Veranstaltungskalender auf der BUND-Webseite als hilfreich. Für sie ist das Internet für den BUND unerlässlich. *„Aber so gerade als Organisationsstruktur läuft super viel über Internet und das ist unerlässlich. Auch die Website wird schon viel genutzt, also ich habe z. B. nicht alle BUND oder BUNDjugend Termine in meinem Kalender*

²⁰ *„Ich kenne keinen, der zufrieden wäre, wenn man ihm das Internet wegnehmen würde. Und für Kampagnen – gut, es ging natürlich auch ohne Internet, sicher. Aber da müssten die tausende von Briefen verschicken. Gut, mit automatischen Etikettier-Anlagen und Dings geht das alles. Aber da müssten sie mehr Personal haben, es wäre deutlich teurer, das ganze Porto. Die Mails gehen für lau durch.“ (Franz, Z. 820 ff.)*

stehen, nur die an denen ich halt teilnehme und trotzdem will ich eigentlich Bescheid wissen, wann die sind. Und benutzte da super oft einfach die Website und den Veranstaltungskalender.“ (Julia, Z. 768 ff.) Trotzdem werde beim BUND zusätzlich zu den E-Mails noch vieles über Post verschickt, erzählt sie. Denn auch kleinere Ortsverbände mit oft älteren Mitgliedern müssten erreicht werden.

Neben dem Mobilisieren als Privatperson ist auch das Mobilisieren als Organisation für Straßenprotest durch das Internet erheblich vereinfacht worden, so Helena. Alleine mit Telefonketten könne man nicht dieselbe Menge an Menschen für die Straße motivieren. *„Also, gerade jetzt eben vor dem Hintergrund des Mobilisierens. Also, das hätte man früher so überhaupt nicht machen können. Ich weiß auch nicht, also die Menge an Leuten auf die Straße zu kriegen, das wäre gar nicht möglich. Nur mit Telefonketten oder so. Das ist unwahrscheinlich. Da sehe ich auch durchaus die sozialen Netzwerke nochmal als ein Kanal, wo du viel mehr Leute erreichst [...]“* (Helena, Z. 1039 ff.)

Sybille führt aus, wie bei Campact die Unterstützer*innen zum Mitmachen angeregt werden und sich mit Hilfe des Internets kreativ einbringen können. In dem beschriebenen Fall wurden Slogans für Plakate einer Straßendemo gesucht. *„Ja, kreativ. Und dann fand ich auch gut, das war anfangs zumindest, dass dann so Slogans gesucht wurden. Da wurden alle, die da so im Netz da bei Campact waren, gefragt – ich glaube da ging es um Gentechnik: ‚Weshalb sind Sie dagegen und was ist für Sie das wichtige Argument? Wie könnten Sie das in einen kurzen Satz bringen?‘ Das fand ich total schön.“* (Sybille, Z. 232 ff.) Das Internet vereinfacht Organisationen das kollaborative Arbeiten und bietet Möglichkeiten, interessierte Unterstützer*innen in die Arbeit einzubinden und Inhalte aktiv mitzugestalten.

„Das kostet mich ja nur ein Klick.“ (Franz) – Einfachheit und geringer Zeitaufwand als Vorteile von Online-Petitionen

Ein Drittel der Interview-Partner*innen begründet die Teilnahme an Online-Petitionen damit, dass es sehr schnell geht, nichts kostet und es eigentlich jeder machen könne. Sybille hebt besonders hervor, dass sie sich das viele Lesen sparen kann. Bei Bedarf könne man noch mehr lesen, aber grundsätzliche sei bei jeder Petition ein kurzer, aber ausreichender Text dabei, der ihr einen größeren Zeitaufwand erspart. *„Also, diese kurzen Sachen, die finde ich genial. Dass ich da einfach kurz durchlese – in der Regel ist das ja kurz gefasst, wenn ich will, kann ich mehr lesen – aber so wenn es darum geht, regelmäßig lange Newsletter, dann ist man ja im Nu nur mit Lesen da eine Stunde beschäftigt und das wird mir wirklich zu viel. [...] Ja, also ich muss sagen, ich bin sehr froh darüber, dass es diese Organisation gibt, dass ich mich da ohne diesen Zeitaufwand, also dass ich das direkt unterstützen kann.“* (Sybille, Z. 249 ff.)

Auch Isabelle hält es für keinen großen Aufwand und schlussfolgert, dass sie entsprechend schneller bei einer Online-Petition partizipiert, als bei einer Offline-Aktion. *„Und gerade so ein Klick ist ja auch relativ schnell gemacht. Das bedeutet ja keinen Aufwand. Es ist ja nochmal was anderes, ob ich bereit bin, meine Zeit und meine Kraft irgendwie einzusetzen für ein Thema, als eine Unterschrift zu leisten. Da bin ich natürlich deutlich schneller mit dabei.“* (Isabelle, Z. 311 ff.) Sven unterzeichnet regelmäßig Online-Petitionen auf verschiedenen Seiten und nutzt darüber hinaus weitergehende Vorarbeiten von Organisationen wie Campact, um Zeit zu sparen. Bei einer Aktion, bei der man den entsprechenden Politiker/die entsprechende Politikerin des eigenen Umkreises ansprechen sollte, hatte Campact eine Liste der Verantwortlichen und eine Textvorlage vorbereitet, die Sven erlaubte, zeitsparend an einer E-Mail-Aktion teilzunehmen. *„Da hat – ich meine, es war Campact – auch wieder mit Material geworben und da haben wir auch bestellt. Und dann haben wir auch eingetragen und dann kamen die Aktionen: ‚Sprechen Sie Ihren Politiker hier im Umkreis an.‘ Das habe ich natürlich mitgemacht. Weil, das ist eine einfache Art und Weise, anstatt die Leute rauszusuchen und selber eine Mail zu schreiben.“* (Sven, Z. 690 ff.) Franz betont ebenso den Zeitaspekt und geringen Aufwand beim Unterzeichnen von Online-Petitionen, hebt gleichzeitig aber auch hervor, dass er sich sowohl online als auch offline einbringt. *„Also, die mache ich natürlich sowieso mit. Das kostet mich ja nur ein Klick. Das andere kostet halt, ja. Da muss man hingehen und das ist schon mehr. Nein, ich mache beides.“* (Franz, Z. 386 ff.)

„Weil man ein Zeichen setzen kann [...].“ (Isabelle) – Online-Petitionen als sinnvolles Mittel, um ein Zeichen zu setzen

Isabelle hält das Unterzeichnen von Online-Petitionen zwar nicht als ausreichende Form, um in einer Demokratie Gesellschaft mitzugestalten, jedoch als sinnvolles Mittel, um ein Zeichen zu setzen und eventuell politische Entscheidungsträger zu beeinflussen. *„Ich glaube nicht, dass es ausreicht. Ich glaube, dass es Sinn macht, das zu tun. Weil man ein Zeichen setzen kann und vielleicht doch die politischen Entscheidungsträger da in einer bestimmten Sache oder wenn es um ein konkretes Gesetzesvorhaben geht, durchaus mit beeinflussen kann.“* (Isabelle, Z. 326 ff.) Neben dem Unterzeichnen von Petitionen sei jedoch ein „aktives Gestalten der Gesellschaft“ nötig, welches mit Online-Aktivismus ineinandergreife und sich ergänze.²¹

²¹ *„Ich glaube aber nicht, dass es für die Gesellschaft reicht, wenn man ab und zu mal sagt, ich bin dafür oder ich bin dagegen. [...] Ich glaube, also das reicht nicht für eine Demokratie.“*

„Die Cookies sind gesetzt [...]“ (Mareike) vs. „[...] ich habe da Vorbehalte im Hinblick auf Datenschutz [...]“ (Isabelle) – Protestpraktiken als mehr oder weniger kritische Datenpraktiken

Wie oben beschrieben ist der Zeitfaktor für viele Interview-Partner*innen ein Vorteil von Online-Petitionen. Nur kurz eine E-Mail-Adresse und den Namen einzutragen und zu klicken, sollte für jeden möglich sein, erklärt Mareike.²² Für sie geht der Aspekt des Zeitsparens jedoch noch weiter. Mareike nutzt eine Funktion, die im Browser die offenen Felder automatisch mit ihren persönlichen Daten ausfüllt, sodass sie beim Unterzeichnen einer Online-Petition nur noch einige wenige Klicks vornehmen muss. *„Das geht schnell. Du klickst und bist ja dann direkt da bei der Petition, schreibst da deinen Namen rein und man hat ja mittlerweile auch dieses Auto-Ausfüllen im Browser, dass da dann direkt alle Daten drin stehen. Die Cookies sind gesetzt, das ist ja kein Aufwand mehr.“* (Mareike, Z. 736 ff.) Mareike scheint keine Bedenken dabei zu haben, dass ihre Daten hier langfristig gespeichert werden. Genau bei solchen automatischen Ausfüllfunktionen sieht Julia den Unterschied zwischen Petitionsplattformen wie Change.org und Organisationen wie dem BUND. Ähnlich wie Mareike nutzt auch Julia gerne die Möglichkeit, ihre Daten auf der entsprechenden Seite speichern zu lassen und mit wenigen Klicks unterzeichnen zu können. *„[...] ich bin da bei einigen mittlerweile so, dass ich nur noch meinen Namen eingeben muss und dann der Rest schon da ist. [...] Ich habe aber das Gefühl, dass Verbände, also so die klassischen Umweltverbände, da echt schlecht drin sind. So der BUND kritisiert sich da gerade auch schon selbst für. Weil es irgendwie von den Unterschriftenzahlen einfach überhaupt nicht voran geht. Ich habe das Gefühl, dass schon so die bekannteren und größeren Online-Petitionsseiten da zielführender sind.“* (Julia, Z. 549 ff.) Julia führt höhere Unterschriftenzahlen u. a. auf einen professionelleren Umgang mit Online-Petitionen zurück. Die Möglichkeit, persönliche Daten hier dauerhaft speichern zu lassen und das Ausfüllen einer Online-Petition damit noch schneller zu machen, versteht Julia als Vorteil.

Deutlich kritischer beurteilen u. a. Isabelle und Franz das Thema Datenschutz im Netz. Sie und andere Interview-Partner*innen erzählen, Social Media gar nicht oder kaum zu nutzen. Viele sehen keinen ausreichenden Datenschutz gegeben und manche befürchten dadurch sogar berufliche Nachteile für sich. Auch bei einigen jüngeren Interview-Partner*innen ist die Nutzung von Social Media dadurch recht

Sondern daneben braucht man eben auch das aktive Gestalten der Gesellschaft. Das greift alles ineinander.“ (Isabelle, Z. 331 ff.)

²² *„Weil, das ist ein Klick und einmal die E-Mail-Adresse reinschreiben, dann kopiert man den Text oder findet eigene Worte – ich denke, das kann jeder machen, oder?“* (Mareike, Z. 694 ff.)

eingeschränkt. Isabelle nutzt das Internet größtenteils für die Uni, zum Arbeiten und zum Recherchieren, bei Facebook hat sie zwar noch ein Benutzerkonto, will dieses aus Gründen der Inaktivität und des Datenschutzes jedoch bald löschen. Sie lässt sich lieber von ihren Freund*innen direkt informieren und kommuniziert mit ihnen über andere Kanäle. „[...] ich lese sehr selten irgendwelche kritischen Reportagen oder Nachrichten oder Infos. Da setze ich eigentlich immer mehr drauf, mich von meinen Freunden informieren zu lassen. [...] im Großen und Ganzen, ich habe da Vorbehalte im Hinblick auf Datenschutz und ich brauche es eigentlich auch nicht.“ (Isabelle, Z. 377 ff.) Kilian hat sich bereits bei Facebook abgemeldet, informiert sich online mittlerweile lieber auf der Webseite der Tagesschau und liest in Papierform den Freitag. Darüber hinaus schaut er gerne Dokumentationen auf YouTube, nutzt das Internet nach eigenen Angaben insgesamt aber verhältnismäßig wenig.²³

Franz versteht es zwar als Vorteil, dass man im Internet gut zu Themen recherchieren kann, will aber nicht, dass mit seinen Daten dort sorglos umgegangen wird. Neben Inhalten, die er sich ansieht, weil ihm z. B. jemand explizit einen Hinweis per Link geschickt hat, beschreibt er auch, nach dem Schneeball-effekt von einer Webseite auf die nächste zu gelangen und sich eher zufällig verschiedene Inhalte anzueignen. „[...] ich meine, das Netz ist ja wunderbar, um irgendwelchen Themen oder irgendwelchen Links nachzugehen und da wieder neue Links zu finden. [...] ich wollte nicht, dass meine Daten überall... [...] Was ich so alles gehört habe, was da so mit passieren kann.“ (Franz, Z. 740 ff.)

Drei der Interview-Partner*innen raten dazu, das Internet als Privatperson sehr vorsichtig zu nutzen und nur wenig von sich preiszugeben. Mareike – die sich zuvor noch positiv über die Autofill-Funktion geäußert hatte – kritisiert die Klarnamenpflicht bei Facebook und erklärt, dass es zwar praktisch sei, sich übers Internet zu informieren, dass man dabei aber nicht zu viele persönliche Daten herausgeben dürfe. Transparenz hält sie für ein zweischneidiges Schwert. Einerseits bedeute sie eine gewisse Sicherheit, andererseits jedoch auch Angreifbarkeit.²⁴

²³ „Ich habe mich unlängst von Facebook abgemeldet. Da kamen aber doch ab und zu noch ein paar Artikel rein, aber jetzt habe ich das nicht mehr. Tagesschau als bürgerliches Medium, konsumiere ich auch. [...] Dann lese ich den Freitag, den habe ich aber nicht als digitales Medium, also nicht im Internet. [...] YouTube ziehe ich mir eigentlich auch viele Dokumentationen rein oder irgendwelche Erklär-Videos zu irgendwelchen Umständen. Aber das ist jetzt auch nicht unbedingt viel. Ich bin eigentlich relativ wenig im Internet.“ (Kilian, Z. 728 ff.)

²⁴ „Und auch durch die Transparenz, die gefordert ist, aber auch ein zweischneidiges Schwert ist. Aber man hat ein bisschen mehr Sicherheit. Obwohl man im Internet nie sicher ist. Transparenz ist einerseits ganz toll, andererseits finde ich es voll Scheiße von Facebook mit dieser Klarnamenpflicht.“ (Mareike, Z. 1061 ff.)

Für Günter und Daniela bedeuten die Datenschutz-Risiken des Internets gleichzeitig Risiken im Berufsalltag. Günter reist für sein Institut regelmäßig ins Ausland und befürchtet, dass er wegen der Unterzeichnung einer Online-Petition oder eines Schreibens eventuell Probleme bei der Einreise erhalten könne, bspw. in den USA. Dieses Risiko will er wegen einer Online-Petition nicht eingehen. Folglich unterschreibt er keine und teilt auch grundsätzlich keine politische Meinung in der digitalen Öffentlichkeit. *„Also, da bin ich im Internet vorsichtig, weil du einfach zum gläsernen Menschen wirst. [...] wir sind ja auch viel international unterwegs, deswegen bin ich auch vorsichtig, dass ich nicht irgendwann in den USA an der Grenze hänge oder so. Das kann dir ja alles passieren. Nur weil du mal irgendwo was geschrieben hast. [...] Also da gibt es viele Möglichkeiten und da frage ich mich natürlich, ist es eine Online-Kampagne wert, so ein Risiko einzugehen?“* (Günter, Z. 297 ff.)

Daniela beschreibt, dass sie als Aktivistin, die unter ihrem realen Namen arbeitet, nicht überall Petitionen mitmachen kann. Deswegen gehe sie sehr vorsichtig mit ihren Daten um. *„Ich gehe mit meinen Daten etwas vorsichtig um. Das ist ja auch verständlich, wenn ich als Aktivistin arbeite – mit meinem eigenen Namen – kann ich mit meinem eigenen Namen nicht überall Petitionen mitmachen.“* (Daniela, Z. 695 ff.) Darüber hinaus will sie nicht Petitionen unterzeichnen, ohne zu wissen, worum es überhaupt genau geht. Denn sie geht davon aus, dass es in erster Linie darum geht, Daten weiterzuverkaufen.²⁵ Diese sehr skeptische Perspektive von Daniela lässt sich u. a. mit einer Art Konkurrenzdenken zwischen verschiedenen Online-Organisationen erklären. Wie weiter unten detaillierter erklärt, empfindet Daniela insb. den Umgang mit Spendengeldern als unfair und kritisiert Petitionsplattformen wie Campact dafür, ihre Spenden nicht mit Organisationen wie der ihrigen zu teilen. Dass Campact vergleichsweise hohe Datenschutzstandards vertritt und persönliche Daten zu den Unterstützer*innen von Online-Petitionen nicht verkauft, scheint für Daniela in ihrer Meinungsbildung keine Rolle zu spielen.

„[...] ich finde das irgendwie zu missionarisch.“ (Sarah) – Gründe für das Nicht-Weiterleiten von E-Mails mit politischen Inhalten

Neben dem Erhalten und Lesen von Newslettern, Aufrufen zur Unterstützung von Online-Petitionen und anderen E-Mails, ist eine weitere Frage, ob solche E-Mails an potentiell interessierte Bekannte weitergeleitet werden oder nicht. Einige

²⁵ *„Was nützt mir eine Petition von 100.000 Unterschriften – ich weiß nicht mal, wo die Unterschriften bleiben, weil meine Daten kosten, sind ja Geld. Meine Daten, die ich als Verbraucher habe, meine Adresse, da bezahlen andere 4,50€ dafür, einige Unternehmen. Bei den Petitionen ist es immer so, ich unterschreibe was, ohne etwas zu wissen, worum es überhaupt geht.“* (Daniela, Z. 607 ff.)

wenige Interview-Partner*innen leiten E-Mails an Freund*innen weiter, doch ein Großteil sieht davon ab. Das kann unterschiedliche Gründe haben: Die Vermutung, dass Bekannte die gleichen E-Mails bereits erhalten haben, das Präferieren eines direkten Gesprächs, die fehlende darauf folgende Resonanz oder auch die Befürchtung, dass andere davon genervt sein könnten.

Sarah geht mit absoluter Sicherheit davon aus, dass in ihrem Bekanntenkreis alle auf den gleichen Verteilerlisten sind wie sie selbst und dass sie deswegen nichts mehr weiterleiten müsse. Sie selbst erlebt oft, dass ihr jemand E-Mails weiterleitet, die sie schon auf direktem Weg von der Organisation erhalten hat. Sarah würde lieber das persönliche Gespräch suchen und eine E-Mail nur weiterleiten, wenn sich herausstellt, dass die Person Interesse daran hat und zum entsprechenden Thema noch Informationen benötigt. Alles andere hält sie für „zu missionarisch“. *„Weil nämlich mein Freundes- und Bekanntenkreis, von dem weiß ich 100 %, dass die alle Campact und Avaaz und Rettet-den-Regenwald kriegen. Und es macht ja keinen Sinn, das irgendwie in so einer Endlosschleife rumzuschicken. [...] Weil dann wäre es noch eher so, dass ich halt mit Leuten darüber spreche. Dass ich sage: ‚Interessiert dich das? Hast du davon schon mal gehört? Nee, haste nicht? Dann schicke ich dir das mal per E-Mail.‘ Dann wäre das für mich okay. Und dann gehe ich aber davon aus, wenn der das einmal gekriegt hat, dann kann der sich selbst kümmern. Dann kann der sich ja da bei Campact in die Liste eintragen und dann halt die Sachen kriegen. Also, ich finde das irgendwie zu missionarisch.“* (Sarah, Z. 983 ff.) Auch Stefanie leitet E-Mails nur an ausgewählte Interessierte weiter, bei denen sie weiß, dass das Thema definitiv auf Interesse stößt. Massenmails lehnt sie ab.²⁶ Sie betont insb. auch eine persönliche Relevanz, die nötig ist, um etwas an jemanden weiterzuleiten, und erklärt, dass sie sich bzgl. des Weiterleitens von E-Mails so verhält, wie sie es sich auch von anderen wünscht. Da Stefanie selbst ungern Massenmails erhält, verschickt sie auch keine.

Kilian hat eine Zeit lang recht regelmäßig E-Mails weitergeleitet, aufgrund von fehlender Resonanz aber damit aufgehört. Er hatte mit Zuspruch oder Ablehnung gerechnet, erfuhr jedoch überhaupt keine Rückmeldung. Deswegen kann er sich vorstellen, dass die entsprechenden Personen seine E-Mails entweder direkt gelöscht oder ihn sogar geblockt haben. *„Und dass ich das per E-Mail weiterleite, geschieht selten. Weil das ... das hat einfach keine Resonanz gefunden. Also, ich habe das eine Zeit lang gemacht, also ein paar Monate bestimmt, und ich habe halt eigentlich nie Antworten bekommen. Weder, dass es gut ist, noch dass es schlecht*

²⁶ *„[...] kommt drauf an, welche Leute das wirklich interessieren würde und denen leite ich das dann speziell weiter. Aber nicht, dass ich so große Massenmails schicke, weil ich das selbst auch nicht so gut finde. Wenn, dann sollte das schon auch eine persönliche Relevanz haben.“* (Stefanie, Z. 903 ff.)

ist. Und ich habe einfach das Gefühl bekommen, durch die wenigen oder keinen Antworten, dass es die Leute nicht interessiert. Und dass sie es wahrscheinlich einfach löschen oder mich sogar blocken, ich weiß es nicht. Aber dann habe ich damit aufgehört.“ (Kilian, Z. 771 ff.) Auch Kilian selbst gibt bei E-Mails oder politischen Facebook-Posts selten Rückmeldung und erzählt, oft über Beiträge und Nachrichten von anderen drüber zu scrollen und sie nicht im Detail zu lesen. Ihm sind Offline-Auftritte von und Dialoge auf der Straße mit Organisationen wichtiger, als online weitergeleitete Informationen.

Wie Sarah geht auch Valeria davon aus, dass ihr Bekanntenkreis entsprechende E-Mails bereits erhalten hat oder dass sie mit ihrer Weiterleitung andere nerven könnte. Ihrer Meinung nach führt die Masse an Informationen zu einem Verlust von Aussagekraft. *„Ja, weil dann meine Bekannten möglicherweise diesen inflationären Schwall von Information, sie kriegen es ja vielleicht schon selbst und dann kommt's noch von ... „Ach, und Valeria immer mit ihren Sachen und so.“ Und alles was mit Inflation zu tun hat, was dann zu viel wird, verliert an Kraft.“* (Valeria, Z. 1067 ff.) Julia würde diese These wohl bestätigen, denn sie selbst erhält von einem bestimmten E-Mail-Verteiler dreimal wöchentlich eine E-Mail und fühlt sich davon genervt. Sie hat den Verteiler jedoch nicht abbestellt, sondern sich in ihrem Posteingang eine Ordner-Struktur geschaffen, die ihre E-Mails vorsortiert.²⁷ Markus wiederum leitet E-Mails und Berichte gerne weiter. Dem gehen meist jedoch Telefonate vorweg, sodass auch er zuvor das persönliche Gespräch hatte. Weiterleitungen erfolgen bei ihm eher an Kolleg*innen innerhalb des BUND, als dass er an Freund*innen weiterleiten würde, denn auch er erhält dort kaum Resonanz.²⁸

Sonja und Gerd bspw., leiten über ihre privaten E-Mail-Verteiler manchmal Informationen weiter, schätzen den Einfluss davon aber trotzdem als sehr gering ein. *„Also ich habe halt meinen E-Mail-Verteiler, da schicke ich dann schon was rum. Aber da habe ich dann schon das Gefühl, das ist nicht so effektiv.“* (Sonja, Z. 727 f.) Auch Gerd hält sich nicht für einen Profi, leitet aber nach Lust und

²⁷ *„Also ich bin tatsächlich auch bei einem Bekannten auf einem Mailverteiler, der mich tierisch nervt, weil der dreimal die Woche irgendwelchen Kram schickt, das ist mir einfach zu oft. Aber ich habe mittlerweile das einfach so eingestellt, dass das in einem anderen Ordner ankommt und dann ist das in Ordnung.“* (Julia, Z. 702 ff.)

²⁸ *„Gerade bevor du gekommen bist, habe ich gerade telefoniert und da habe ich gesagt, ich schicke dann zwei verschiedene Sachen in zwei verschiedene Richtungen, zwei Studien [...]. Also, ich weiß bei dem einen oder anderen, dass er sich für dieses oder jenes interessiert, aber die meisten Freunde sind nicht so aktiv und denen kann ich so was nicht schicken.“* (Markus, Z. 396 ff.)

Laune Themen weiter, wobei er sich keine große Resonanz erhofft.²⁹ Helena verschickt Infos und erhält von anderen Infos, weiß aber von sich selbst, dass ‚keine-Rückmeldung-erhalten‘ nicht automatisch ‚kein-Interesse‘ bedeutet. Auch sie gibt zu empfangenen E-Mails nicht noch einmal Rückmeldung. *„Zwei, drei schicken regelmäßig und sagen auch: ‚Ah, das ist ja ein Ding!‘ Aber das meiste bläst du raus und du weißt: Kommt nichts. Wobei ich auch jemand bin, das muss ich auch dazu sagen, ich bin auch nicht jemand, der immer Rückmeldung gibt.“* (Helena, Z. 938 ff.)

„Wenn ich was zu Fußball schreibe, bekomme ich wesentlich mehr Rückmeldung [...].“ (Felix) – *Social Media für ineffektiv halten und wenig Resonanz auf eigene politische Posts erhalten*

Als nicht nachhaltig schätzen Olaf und andere außerdem auch verschiedene andere Online-Kanäle ein. Olaf hält Facebook aus zivilgesellschaftlicher Sicht für wenig effizient, Twitter wiederum schon eher. Facebook ist für ihn nur ein Medium der Selbstspiegelung mit wenig Informationsgehalt, Twitter hingegen beschäftigt sich mit Nachrichten und würde auch dazu dienen, mehr Kommunikation untereinander zu fördern. *„Also erstmal finde ich es völlig ineffizient, Facebook, da sind so viele Bilder drauf – die Informationsdichte ist so niedrig. Und es ist einfach so total viel Selbstspiegelung. [...] Und Twitter ist natürlich effizienter. Da gibt’s wenigstens keine Bilder und dann sind halt nur die Nachrichten da.“* (Olaf, Z. 512 ff.)

Olaf sieht den einzigen Vorteil von Facebook und Twitter darin, schnell viele Menschen erreichen zu können. Darüber hinaus steht er sozialen Netzwerken sehr skeptisch gegenüber. *„Aber auf jeden Fall, hätte ich gar nicht die Zeit, so viele Sachen auf Facebook oder Twitter oder wo auch immer zu veröffentlichen. Abgesehen davon, dass es mich eigentlich auch gar nicht interessiert. Also ich meine, was natürlich interessant ist, das ist das Einzige, was mich interessiert an Facebook oder Twitter, dass man halt viele Leute erreicht. Wenn man irgendeine Kampagne starten will. Das ist interessant.“* (Olaf, Z. 526 ff.) Wie oben bereits erläutert, differenziert Olaf bei seiner Bewertung nach Plattform und Handlungstyp: Facebook steht für ihn für die Verbreitung von Bildern, während auf Twitter eine höhere Informationsdichte zu finden sei. Entsprechend bewertet er Twitter als effizienter. Auch Helena und Sybille fehlen Lust und Zeit. Helena nutzt YouTube und erzählt, viel bei Wikipedia zu recherchieren, Zeit für Facebook & Co. fehle ihr jedoch. Dass

²⁹ *„Nicht im klassischen Sinne, wie ich das sehe, wie Profis das machen. Also, wenn mir das nach der Mühe ist, dann mache ich das. Aber ich denke dann eben, ich schätze das als realistisches Medium ein, das nicht so viel politisch nachhaltig für die Leute wichtig ist.“* (Gerd, Z. 688 ff.)

sie Gegnerin von Social Media ist, habe sich auch auf ihre beiden Kinder übertragen.³⁰ Ähnlich sieht es Sybille (Z. 952 ff.), die manchmal YouTube-Filme guckt und nur bei Facebook ist, wenn ihr jemand einen Link zu einem öffentlichen Beitrag schickt.

Felix hingegen leitet gerne Informationen weiter und teilt Artikel auch auf Facebook. Dies könnte u. a. daran liegen, dass Felix (24) deutlich jünger ist als Olaf (43), Helena (62) oder Sybille (60) und er auf Facebook aktivere Freund*innen hat, die zumindest bei einigen Themen auf seine Beiträge reagieren. Zu den geteilten Informationen schreibt Felix einen persönlichen Statusbeitrag oder leitet stark personalisiert nur an einzelne Freund*innen weiter, wenn er etwas Spezifisches hat, von dem er denkt, dass es jemanden besonders interessieren könnte. Obwohl er weiß, dass er oft keine Rückmeldung erhalten wird, möchte er es zumindest probiert haben. *„Das sind meistens Artikel, ganz selten schreibe ich auch mal, wie man das bei Facebook so macht, einen Statusbeitrag dazu. Ich kommentiere auch ganz gerne die Artikel. [...] Nur halt die Aufmerksamkeit, die ich bekomme, ist klein. Wenn ich was zu Fußball schreibe, bekomme ich wesentlich mehr Rückmeldung, als wenn ich über irgendwas Politisches schreibe.“* (Felix, Z. 1142 ff.)

„Kann man mitmachen, kann man nicht mitmachen, merkt nach außen keiner.“
(Franz) – Online-Petitionen haben keine Wirkung

Unabhängig vom Vergleich mit anderen Protestformen halten Franz, Sven und Gerd Online-Petitionen prinzipiell für unwirksam. Franz unterzeichnet sie zwar, glaubt aber, dass seine einzelne Unterschrift keinen Unterschied macht und bemerkt auch bei sich selbst gefühlsmäßig keinen Unterschied: *„Unterschriften-Aktion: Kann man mitmachen, kann man nicht mitmachen, merkt nach außen keiner. Das ist so. Man hat auch nicht das Gefühl, als hätte man richtig was gemacht.“* (Franz, Z. 340 ff.) Sven unterzeichnet häufig Online-Petitionen – trotz seiner Wahrnehmung, dass diese dann verfliegen und keine Wirkung erzielen. *„Ich mache auch mit, wenn dann irgendwelche Abgeordneten angeschrieben werden. Ob die Merkel jetzt dabei ist oder sonst was, ist mir egal. Hauptsache das Thema. Ich denke mal, das verfliegt dort, aber egal.“* (Sven, Z. 524 ff.) Auch Gerd kann keine nachhaltige Wirkung von Campact-Petitionen beobachten: *„Wenn ich bei Campact unterschreibe, dann merke ich nicht, ob da was passiert oder nicht.“* (Gerd, Z. 1015 ff.) Markus Kritik hingegen richtet sich vor allem gegen Avaaz,

³⁰ *„Ich gucke YouTube, ja, das ist richtig. Das finde ich eine coole Sache, eigentlich. Ich finde eigentlich auch Wikipedia gut. Man muss es halt wie alles auch abwägen. Nein, ich bin absoluter Gegner und was ich lustig finde, meine Kinder auch.“* (Helena, Z. 981 ff.)

denen er unterstellt, Geld und Unterschriften einzusammeln, weitere Aktionen dann aber nicht transparent zu machen. In seinen Augen bleibt die Organisation nicht an Themen dran und informiert Unterstützer*innen nicht über die weitere Entwicklung von Kampagnen.³¹

„[...] dieses Online, das ist halt so substanzlos.“ (Sarah) – Kritik, dass man bei Online-Aktivismus nicht die direkte Wirkung sehen und beurteilen kann

Ein anderes Problem von Online-Aktivismus ist laut Sarah, dass sich die Wirkung davon nicht bzw. schlecht beurteilen lasse. Ein Klick würde keine Rückschlüsse darüber zulassen, was die Unterstützung eines Einzelnen konkret ausgemacht habe. Anders als bspw. bei einer Online-Bestellung verpuffe die einzelne Unterschrift einer Online-Petition. Trotzdem geht Sarah weiterhin davon aus, dass auch damit etwas bewirkt wird. Für sie ist und bleibt Online-Aktivismus aber nur eine Ergänzung zu Offline-Engagement und die Möglichkeit, sich schnell und einfach zu einem Thema äußern zu können. *„Weil dieses Online, das ist halt so substanzlos. Also, man macht einen Klick, also auch so schwer nachvollziehbar, was für eine Wirkung das hat. Ich meine, ich weiß ja aus anderen Sachen, ich klicke was und mache eine Bestellung oder überweise Geld oder so. Klar weiß ich, dass ich damit was bewirke, aber es wird halt immer virtueller, immer weniger sichtbar. Und verpufft. [...] deswegen ist es ganz wichtig, wenn man das dann halt wieder mit konkreten Menschen und Aktionen unterfüttert.“* (Sarah, Z. 941 ff.) Weil Sarah die Rolle der Sichtbarkeit im Aktivismus wichtig ist, reicht es ihr nicht aus, nur Online-Petitionen zu unterzeichnen. Mit ihrem Engagement für die BUNDjugend, beim Obst- und Gemüseanbau und der Imkerei geht sie hingegen Praktiken nach, die für sie selbst deutlich sichtbarere Spuren hinterlassen und ihr vermutlich als Ausgleich zum Online-Aktivismus dienen. So schafft Sarah es darüber hinwegzusehen, dass sie beim Unterzeichnen von Online-Petitionen keine direkte Wirkung sehen kann.

„[...] im Endeffekt ist es aber so, dass dieses neue Medium Internet einfach nicht die Aufmerksamkeit bekommt.“ (Felix) – Online-Aktionen sind nicht so effektiv wie Offline-Aktionen, da sie weniger Aufmerksamkeit erhalten

Gegensätzlich zu Kilians Meinung, dass Online-Petitionen häufig Erfolge zu verzeichnen hätten, ist ein Großteil der Interview-Partner*innen der Meinung, dass Online-Protestformen nicht so nachhaltig sind wie Offline-Protestformen. Sonja

³¹ *„Weil es eben auch so ist, dass die [Avaaz] ja nicht am Ball bleiben. Das ist immer nur eine Abstimmung und dann sammeln sie auch noch Geld und dann weiß man nicht, was mit dem Geld passiert und die bleiben auch nicht am Thema dran und berichten auch nicht, was ist draus geworden.“* (Markus, Z. 338 ff.)

weiß von Gregor Hackmack von Change.org, dass Petitionen im Bundestag innerhalb von 20 Minuten abgehandelt werden würden, sie empfindet diese Zeit als nicht ausreichend für ihre Anliegen und kritisiert, dass so das Thema kein breites öffentliches Echo erhalten könne. Nur bei einer Unterstützer*innenzahl von mindestens 50.000 Unterschriften müssten sich die Abgeordneten überhaupt mit der entsprechenden Petition auseinandersetzen.³² Isabelle hält Online-Petitionen zwar nicht automatisch für ineffektiv, jedoch nicht für ausreichend. Als politisches Zeichen findet sie es gut, hält Offline-Formen wie das Verfassen eines Briefes jedoch für wirkungsvoller. *„Ich glaube nicht, dass es ausreicht. Ich glaube, dass es Sinn macht, das zu tun. Weil man ein Zeichen setzen kann und vielleicht doch die politischen Entscheidungsträger da in einer bestimmten Sache oder wenn es um ein konkretes Gesetzesvorhaben geht, durchaus mit beeinflussen kann. Ich glaube, wenn man einen persönlichen Brief an den Abgeordneten schreibt, ist das noch effektiver.“* (Isabelle, Z. 326 ff.) Auch Felix ist der Meinung, dass das Internet nicht so viel Aufmerksamkeit erhält, wie manch anderes Medium oder eine Straßenaktion. Online sei zwar der Schwerpunkt von Campact, aber selbst bei erfolgreichen Online-Petitionen wie der TTIP-Kampagne, würde man nicht ausreichend Aufmerksamkeit erhalten. *„Also, der Schwerpunkt von Campact ist ja eigentlich online. Da kommt das ja her, das war auch der Beweggrund, das sich von MoveOn abzugucken. Und im Endeffekt ist es aber so, dass dieses neue Medium Internet einfach nicht die Aufmerksamkeit bekommt. Egal, wie viele Leute unterschreiben.“* (Felix, Z. 609 ff.) Für Mareike sind folglich Straßendemonstrationen der wirkungsvollere Weg, an Politiker*innen heranzutreten. Sie stellt sich vor, dass diese in ihren Büros in einer eigenen Welt leben, in der sie keine Zeit haben, Kampagnen oder Petitionen im Internet zu recherchieren. Mitarbeiter*innen würden wohl nur ausgewählte Themen an ihre Vorgesetzten weitertragen.³³

³² *„Und da hat uns dann auch der Gregor erklärt, wie das abläuft: Da werden nämlich dann die Petitionen gebündelt und dann irgendwann an irgendeinem Tag innerhalb von 20 Minuten abgehandelt. Und man hat keinerlei öffentliches Echo und die werden einfach irgendwie da in irgendeine Schublade gesteckt und vergessen. Also, das ist nutzlos. Vielleicht das Einzige ist: Ich glaube, wenn man 50.000 Unterschriften hat, dann müssen sie sich damit beschäftigen.“* (Sonja, Z. 636 ff.)

³³ *„Ich glaube, dass wirklich diese Demo vorm Bundestag mehr Aufmerksamkeit bekommt, weil ganz viele Sachen gar nicht an die Politiker rankommen. Die haben da ihre eigene Welt in ihrem Bundestag oder in ihrem Büröchen. Und haben ja mit ihren sinnlosen Gesetzen zu kämpfen, und Beschlüssen. [...] Und da haben die gar keine Zeit, da im Internet rumzsurfen. Und die Angestellten, die Mitarbeiter von denen, die gucken natürlich, aber ob die alles immer so weitertragen, weiß ich auch nicht.“* (Mareike, Z. 1141 ff.)

„[...] eigentlich unterschreibe ich nur, wenn ich mir sicher bin, dass das meine Meinung ist.“ (Julia) – Nur ausgewählte Online-Petitionen unterzeichnen

Strenge Kriterien an das Unterzeichnen von Online-Petitionen setzen Julia, Helena, Gerd und Kilian an. Letzterer unterschreibt nicht, wenn argumentativ nicht klar wird, warum es sinnvoll ist oder wenn eine Petition anderweitig unprofessionell auf ihn wirkt. *„Wenn es einfach argumentativ nicht klar ist, warum das jetzt sinnvoll ist. Also, wenn die Petition auch zu unprofessionell – sage ich jetzt mal – verfasst ist. Wo ich nicht das Gefühl habe, dass mich das repräsentiert.“* (Kilian, Z. 614 ff.) Auch Julia unterzeichnet nur, wenn sie ganz sicher ist, dass die Petition ihrer Meinung entspricht. Dafür muss sie sich entweder bereits vorher gut mit dem entsprechenden Thema auskennen oder zumindest ansatzweise informiert sein, sodass ein weiteres Lesen nicht zu viel weiteren Aufwand bedeutet. Wenn Julia kein Vorwissen zu einem Thema hat, macht sie sich weder die Arbeit, sich in das Thema einzulesen, noch verlässt sie sich auf den Informationstext der Petition.³⁴ Olaf unterschreibt nur Online-Petitionen zu seinen persönlichen Interessensgebieten. Wenn er in diesem Bereich einen Hinweis zu einer Petition erhält, partizipiert er oft.³⁵

Eine andere Möglichkeit dafür, dass eine Online-Petition als seriös erscheint und deswegen unterzeichnet wird, ist die Weiterleitung von einem vertrauten Absender. Gerd unterschreibt manchmal Petitionen, ohne weitere Hintergrundrecherche zu machen, wenn er den Link zur entsprechenden Petition von jemandem erhalten hat, dem er zutraut, sich mit dem Thema auszukennen. Im Umkehrschluss bedeutet das auch, dass er einer Online-Petition sehr skeptisch gegenübersteht und sie nicht unterzeichnet, wenn er aus seinem Umfeld nicht von anderen Personen einen „Aufforderungslink“ zu dieser Petition erhält. *„[...] ich verlasse mich dann immer auf diejenigen, die mir dann den Link schicken. Das sind dann auch Grüne, die weniger engagiert oder weniger zeitlich gebunden sind wie ich. Ich bin ja auch mit meinem Engagement zeitlich sehr gebunden und dann habe ich gar nicht die Zeit, um zu gucken, ist das ein vertrauenswürdiger oder ist*

³⁴ *„Also, ich unterschreibe eigentlich nicht einfach so spontan eine Petition zu einem Thema, von dem ich keine Ahnung habe, nur durch das, was die da hinschreiben. Aber ich lass es dann meistens eher ganz sein, als mich da jetzt nochmal größer zu informieren. Wenn das ein Thema ist, zu dem ich eh grob ne Idee habe und mir nur nicht so ganz sicher bin, dann lese ich schon nochmal irgendwo anders im Internet was dazu, um zu entscheiden, aber eigentlich unterschreibe ich nur, wenn ich mir sicher bin, dass das meine Meinung ist.“* (Julia, Z. 596 ff.)

³⁵ *„Und manchmal kommt dann halt thematisch was passendes, hier z. B. Energiewende – also einfach so die Themen ökologische Landwirtschaft, Energiewende, Klimaschutz. Wenn so was kommt, dann gucke ich genauer hin und das ist dann auch oft was Gescheites und das unterschreibe ich halt.“* (Olaf, Z. 388 ff.)

es kein vertrauenswürdiger [...] Und wenn ich dann von meinem E-Mail-Verteiler dann keinen Aufforderungslink kriege, dann denke ich: ‚Ach, da haben andere auch vorsichtig geguckt.‘“ (Gerd, Z. 612 ff.)

Bei der Weiterleitung von Online-Petitionen ist für Helena wichtig, dass sie sich selbst ausreichend informiert und Hintergrundwissen parat hat, für den Fall, dass Nachfragen an sie gerichtet werden. *„Nee, ich versuche die Infos schon gerade was hier Deutschland angeht, also mich ein bisschen über den Hintergrund zu informieren. Weil wenn ich es weiterleite, kann es ja auch sein, dass die Leute mich wieder fragen und dann wäre es ja ein bisschen doof, wenn ich sage: ‚Na ja, ich habe das jetzt gerade mal weitergeleitet, aber genau weiß ich eigentlich auch nicht, worum es geht.‘“ (Helena, Z. 898 ff.)* Hier zeigt sich, dass einiger Bürger*innen durchaus einen größeren Zeitaufwand für Online-Petitionen aufbringen, als es kritische Stimmen teils behaupten.

„Man verliert die Hemmschwelle [...]“ (Felix) – Bindungsverlust und Verlust der Hemmschwelle als Konsequenzen des Internets

Unabhängig von den verschiedenen Petitionsplattformen und Kampagnen-Organisationen, beschreiben Gerd und Felix zwei grundsätzliche Konsequenzen des Internets: Bindungsverlust (insb. bei jüngeren Menschen) und den Verlust der Hemmschwelle beim Kommentieren. Gerd sieht Vorteile des Internets darin, dass es Dinge ermöglicht, die früher nur über Kontakte über Freund*innen und Bekannte möglich waren. Gleichzeitig beobachtet er aber eine Bindungsangst, besonders bei jüngeren Menschen. *„Also, das Internet ermöglicht so vieles, wo wir früher nur über Kontakte, über Bekannte, über Freunde oder so, ran gekommen sind und das hat zur Folge, dass dann Dinge einfach passieren und aus dem Ruder gehen, dass das die Menschen – gerade auch junge Menschen – sich gar nicht mehr binden wollen.“ (Gerd, Z. 965 ff.)*

Felix beschreibt einen Verlust der Hemmschwelle bzgl. eines angemessenen Benehmens. Bei einer Kampagne zum Thema sexuelle Vielfalt, beobachtete er eine Vielzahl von Kommentaren, die für ihn unter die Gürtellinie gingen. Auf einer Straßendemonstration sei der Umgangston hingegen freundlicher. *„Man verliert die Hemmschwelle vor allen Dingen, was das Benehmen angeht. Das fand ich ganz schlimm. Da waren ganz schlimme Sachen dabei, jetzt bin ich wieder bei der sexuellen Vielfalt. Das war ganz, ganz schlimm. Und ja, auf einer Demo ist der Grundton eben freundlicher.“ (Felix, Z. 943 ff.)* Während Felix einerseits bemängelt, dass es nichts nützt, sich immer nur mit Menschen auseinander zu setzen, die die gleiche Meinung vertreten wie man selbst – eine These, die auch

im Kontext des Begriffs der Echokammer³⁶ bekannt ist – sieht er andererseits ein hohes Potenzial für Hate Speech, wenn Menschen mit sehr unterschiedlichen Ansichten in Diskussionsforen im Internet aufeinander treffen. Dieser Verlust der Hemmschwelle ist für Felix ein netzspezifisches Phänomen.

„Jetzt fängt es an, die Massen, mich abzustumpfen.“ (Valeria) – Überfluss an Online-Petitionen führt zu Abstumpfung und Ermüdung

Einige Interview-Partner*innen berichten von einem Überdruss- und Ermüdungseffekt durch zu viele E-Mails und Online-Petitionen. Sarah bspw. fühlt sich überfordert damit, wenn sie jeden Tag drei Rundmails oder Newsletter im Posteingang hat. Obwohl sie jeden Tag einmal ihre persönlichen E-Mails kontrolliert, klickt sie bei dieser Gelegenheit auch einige E-Mails direkt wieder weg und beschreibt einen Ermüdungseffekt. *„Also, ich merke für mich halt, dass ich dann schon auch so einen Überdruss-Effekt habe. Ich versuche jeden Tag einmal meine privaten E-Mails anzuschauen und dann denkst du: ‚Och nee, nicht schon wieder drei so Rundmails.‘ Auch vom BUND den Newsletter, da lese ich auch nicht alle. [...] Ja, so ein Ermüdungseffekt.“* (Sarah, Z. 815 ff.) Wenn sie eine Weile nichts mehr unterzeichnet hat oder ihr ein Thema besonders dringlich erscheint, nimmt sie sich jedoch die Zeit genauer zu lesen und zu unterzeichnen. Olaf fühlt sich sogar „zugemüllt“ und beschreibt bei der Vielzahl der Protestveranstaltungen nicht mehr mit dem Lesen hinterherzukommen. *„Ich werde halt zugemüllt mit diesen ganzen Aktionen. Das kann ich gar nicht alles lesen, wo gegen die da protestieren.“* (Olaf, Z. 387 f.) In Konsequenz dessen hat er das Gefühl abzustumpfen und überlegt, sich von einigen Newslettern abzumelden.³⁷

Stefanie beobachtet bzgl. der E-Mail-Zusendung einen Unterschied zwischen Campact und Change.org. Sobald man bei Campact einmal etwas unterzeichnet habe, bekäme man eine Vielzahl an E-Mails, wohingegen es bei Change.org etwas besser sei. Obwohl man solche Benachrichtigungen auch abbestellen könne, gehe

³⁶ Der Begriff der Echokammer bezeichnet eine Polarisierung von gegensätzlichen Meinungslagern, die sich einander nicht mehr wahrnehmen. Grundlage dessen ist, dass Algorithmen entsprechender Internetplattformen den Nutzer*innen nur oder überwiegend Inhalte anzeigen, die ihrer persönlichen Meinung oder der Meinung von Freund*innen entsprechen. Siehe zu diesem Thema u. a. Sunstein (2018); Pariser (2012); Rau/Stier (2019) und Weber et al. (2019).

³⁷ *„Und mittlerweile ist es so, man stumpt so ab. Und man kriegt ja auch so viel von dem Zeug. Ich muss mich da glaube ich auch mal wieder austragen.“* (Olaf, Z. 449 f.)

ihr zu viel Information ins Postfach. Ihr Lösungsvorschlag ist eine Reduzierung auf bestimmte Themen.³⁸

Mareike beobachtet eine Masse an Petitionen und findet es schwer, dabei die richtigen Petitionen herauszufiltern. Sie würde sich wünschen, dass nur dringende Anliegen einen Platz auf der Petitionsplattform finden oder dass es eine Plattform alleine nur für Vereine und Organisationen gäbe, merkt dann aber selbst an, dass aus Sicht der Petent*innen natürlich alles Dringlichkeit habe und man schlecht verbieten könne, eine Petition zu erstellen. *„Also dadurch, dass jeder so einfach seine Petition ins Netz stellen kann, wird man natürlich sehr überflutet. Und es ist schwierig da auch dann das Richtige rauszufinden. [...] müsste vielleicht eine Plattform geben, wo vielleicht nur Vereine oder so Organisationen oder so was posten dürfen. Was wirklich dringlich ... Ah, es hat alles Dringlichkeit. Wie kann man das den Leuten verbieten? Geht ja auch nicht.“* (Mareike, Z. 779 ff.)

Valeria beschreibt, wie sie die Anliegen der E-Mails zwar als wichtig empfindet, es ihr aber trotzdem zu viel wird. *„[...] inzwischen sind's so viele Petitionen, also jeden Tag. Jetzt fängt es an, die Massen, mich abzustumpfen.“* (Valeria, Z. 883 ff.) Auch Gerd beschreibt eine solche Abstumpfung und führt diese insb. auf übertriebene Katastrophenmeldungen zurück. Dabei sieht er einerseits Campact in der Rolle der Verantwortlichen, da die Organisation mit Weltuntergangsszenarien Druck mache, andererseits aber auch jede Einzelperson, die im Bekanntenkreis auf mögliche Auswirkungen von Katastrophen auf Mensch, Tier und Welt aufmerksam mache. *„Ich glaube, dass durch diese Online-Geschichten, so unendlich viele Informationen im Netz sind, dass die Leute überfüttert werden mit Katastrophenmeldungen. Also, du hast mindestens zweimal am Tag eine Meldung: ‚Hier, Übermorgen ist Weltuntergang.‘ So Campact wirbt z. B. ganz häufig damit. ‚Tragen Sie jetzt noch dazu bei! Noch drei Tage und sonst geht die Welt unter.‘ [...] Die Leute verlieren den Schrecken der Katastrophe. [...] weil ganz viele im Netz mit der Katastrophe werben und auf sich aufmerksam machen, stumpfen wir ab.“* (Gerd, Z. 823 ff.)

Olaf betrachtet die Vielzahl der Petitionen auch aus Sicht der Politiker*innen und kann sich nicht vorstellen, dass diese sich jede Petition richtig ansehen. *„[...] jetzt machen die so eine komische Petition, da unterschreibt jetzt eine Million und*

³⁸ *„Campact [...] finde ich sehr anstrengend mit den Benachrichtigungen, die dann eingehen, wenn man erst mal unterschrieben hat, da wird man zu bombardiert, finde ich. Und ich finde das schon bei Change.org ein bisschen besser. Aber okay, man bekommt trotzdem viele Nachrichten. Gut, das kann man natürlich deaktivieren, aber im Großen und Ganzen finde ich das sehr – ja, spam-ing will ich gar nicht sagen, aber es geht schon viel Information aufs Postfach und vielleicht könnte man das auf bestimmte Themenbereiche reduzieren.“* (Stefanie, Z. 761 ff.)

wenn die Politiker jeden Tag fünf von denen auf den Tisch kriegen, mit einer Million Unterzeichneten, meinst du gucken da noch drauf? Weiß ich ja nicht... [...] Das ist ja inflationär.“ (Olaf, Z. 392 ff.) Olaf ist der Meinung, dass Politiker*innen von der Flut von Online-Petitionen erschlagen werden. Anfangs war er begeistert von der Möglichkeit einer Online-Petition, hat mit der Zeit jedoch realisiert, dass vielbeschäftigte Politiker*innen die Anfragen vermutlich gar nicht bearbeiten können. Er selbst arbeitet einer Abgeordneten zu und weiß somit aus erster Hand, dass im Büro mehr Arbeit liegt als geschafft werden kann.³⁹

„Es nimmt zu viel von meiner Zeit.“ (Sybille) – Sich in den Tiefen des Internets verlieren

Aus den Vorteilen des Internets sich vernetzen und austauschen zu können und der schier unendlichen Fülle an Informationen, ergibt sich auch das Risiko, sich in den Tiefen des Internets zu verlieren und mehr Zeit am Computer zu verbringen, als gewollt. Sybille beschreibt, dass sie zu viel Zeit mit Online-Vernetzungsarbeit verbringt und sie dies runterzieht. „Ja, da merke ich oft, das zieht mich manchmal sogar runter, dass ich sehe, es ist so viel noch zu machen, das noch zu bearbeiten. Da komme ich immer wieder in so eine Phase, wo ich denke: Ich muss da was ändern. Es nimmt zu viel von meiner Zeit.“ (Sybille, Z. 930 ff.) Während Sybilles Online-Aktivitäten sich auf ihr Engagement bei Transition Town beziehen, erzählt Kilian, wie er stundenlang auf „sinnlosen Spaß-Seiten“ unterwegs war. Nach der Einsicht, dass er nicht weiterhin so viel Zeit auf diesem Weg verlieren wolle, hat er die entsprechenden Seiten in seinem Browser geblockt.⁴⁰

Valeria und Helena formulieren ähnliche Risiken als „Verführung“ oder „Hölle“. YouTube-Videos anzuschauen führt für Valeria dazu, dass sie auch die im Anschluss angezeigten Video-Empfehlungen anschaut. Dabei muss sie sich dann zur Vernunft rufen und zum Abbrechen zwingen. „Was bringt denn YouTube? Bzw. dann werden ja meistens dann auch noch andere Angebote von YouTube angezeigt und das ist schon eine Verführung manchmal, dann habe ich eben auch schon

³⁹ „Am Anfang fand ich das auch cool. Klar, da kannst du jetzt gegen 1000 Sachen – kannst du gegen viel mehr protestieren als früher, wie super. Aber irgendwann kommt natürlich die Erkenntnis: Ja super, wenn die Politiker, die eh schon zu viel oder genug zu tun haben, wenn die das nicht ... Ich sehe das ja auch bei meiner Chefin. Wenn die so was auf den Tisch kriegen und das wird also inflationär, die können das ja gar nicht alles bearbeiten.“ (Olaf, Z. 438 ff.)

⁴⁰ „[...] ich war sehr viel auf solchen sinnlosen Spaß-Seiten. Also, das war zum Teil über Facebook, weil irgendwelche Leute solche Scherz-Posts machen und dann ziehe ich mir das rein und lache dann ein bisschen. [...] Und ich habe einfach gemerkt, dass nimmt mir unheimlich viel Zeit weg. Das war bestimmt jeden Tag ne halbe Stunde oder so oder ne Stunde. Das wollte ich dann nicht mehr und habe das erstmal wirklich geblockt mit meinem Browser, dass ich nicht mehr da drauf gehen kann, also so ein kalter Entzug.“ (Kilian, Z. 747 ff.)

einige Sachen gesehen, aber da muss man höllisch aufpassen und dann sagen: ‚Schluss! Schluss, aus, ab, weg, X, raus.‘ Es ist eine ungeheure Verführung, sich selbst zu verlieren.“ (Valeria, Z. 1129 ff.) Ähnlich empfindet es Helena, die von sich selbst weiß, dass sie dazu tendiert, sich in den Tiefen des Internets zu verlieren und zu vergessen, warum sie ursprünglich online ging. Deswegen steht sie Social-Media-Plattformen kritisch gegenüber.⁴¹ Sowohl bei Valeria als auch bei Helena zeigt sich, dass die Algorithmen entsprechender Internet-Plattformen treffend berechnen, welche Inhalte die beiden interessieren könnten und mit welchen Video-Empfehlungen YouTube Valeria zu längerer Online-Nutzung anregen kann. Beide Frauen merken kritisch an, sich in diesen Empfehlungen zu verlieren, nutzen entsprechende Webseiten jedoch weiterhin.

„[...] das ist ja auch ne Kompetenz.“ (Olaf) – Der Umgang mit Social Media als Kompetenz

Neben der privaten Nutzung oder der Nutzung für die Organisation, können Social-Media-Kompetenzen laut Olaf auch ein gutes Argument in einem Bewerbungsgespräch sein. Dieser Aspekt wurde mit Blick auf benötigte Ressourcen für Partizipation bereits in Abschnitt 5.1 „Ressourcen“ betrachtet. Olaf geht mittlerweile davon aus, dass der Umgang mit Content-Management-Systemen und Social Media als nützliche Kompetenz gewertet, wenn nicht sogar erwartet wird. *„Ist vielleicht auch gut für wenn ich mich mal irgendwo bewerbe, [...] ich meine, das ist ja auch ne Kompetenz. So was wird ja auch immer mehr gefragt, im Arbeitsleben: ‚Haben Sie Ahnung von Content-Management-Systemen? Können Sie mit den Sozialen Medien umgehen?‘“* (Olaf, Z. 569 ff.) Für den Fall, dass diese Kompetenzen nicht vorliegen, wissen Olaf, Sven und Gerd, wo sie Hilfe finden: Bei der jüngeren Generation. Olaf würde sich bei der BUNDjugend oder einem junggebliebenen BUNDler beraten lassen, bspw. wenn es um Twitter geht, Gerd fragt seinen Sohn um Einweisung, sobald ein „neues Medium“ erscheint und Sven hat das ein oder andere Mal – wenn auch wenig erfolgreich – versucht, zwei Abiturient*innen aus seinem BUND Bezirk zur Überarbeitung der Webseite zu überreden.

⁴¹ *„Es ist die Hölle. Ich muss da wirklich aufpassen, ich neige ja auch so ein bisschen dazu, mich dann auch so zu vertuen. Ich muss mich dann immer wieder zurückrufen und sagen: ‚Hier, das wolltest du eigentlich machen.‘ Und deswegen habe ich auch mit diesen ganzen Social Networks echt Angst, dass ich mich dann noch viel mehr verliere.“* (Helena, Z. 1028 ff.)

„[...] würden die aufhören mir E-Mails zu schicken, dann wäre ich echt aufgeschmissen.“ (Kilian) – Hohe Wertschätzung für Newsletter und E-Mail-Verteiler als Informationsquelle

Von einigen Interview-Partner*innen werden Newsletter besonders geschätzt und es wird bewusst viel Zeit in das Lesen von ihnen investiert. Markus verbringt nahezu täglich mehrere Stunden mit dem Lesen von Newslettern und Berichten und hat dabei eine bunte Palette von Organisationen, Ministerien, Verbänden und Ämtern abonniert. *„Sehr viel, sehr viel. Ich habe auch Standardseiten, ich habe eine ganz lange Leseliste, eine ganz lange. Weil das so viel ist, kann ich das gar nicht sagen. [...] Und dann ist viel Interessantes dabei, das muss man dann eben auch lesen und dann muss ich es auch abspeichern, damit ich es wiederfinde. Also, das ist auch viel Arbeit. Und dann sind das oft Studien, lange Studien, manchmal 30 Seiten, manchmal 300, manchmal sind es 500 Seiten [...].“* (Markus, Z. 380 ff.) Markus liest die Newsletter nicht nur, sondern archiviert Berichte und Co. auch, um sie später wiederzufinden. Dabei verlässt er sich sowohl auf unabhängige Verbände und Organisationen als auch auf Bundeseinrichtungen.

Julia hingegen hat einige private Newsletter abonniert. Ein Bekannter von ihr pflegt einen linken Veranstaltungskalender und andere Freund*innen schreiben als Privatperson. Darüber hinaus liest sie auch die Newsletter von BUND und BUNDjugend, um für sie wichtige Informationen zu erhalten.⁴² Um ein kommende E-Mails und die E-Mails von Verteilerlisten besser zu überblicken, hat Julia sich zwei verschiedene E-Mail-Adressen eingerichtet. So kann sie entscheiden, welche Art von E-Mails sie gerade lesen möchte.

Kilian versteht Newsletter teilweise als Ersatz für eine Teilnahme an Plenumsitzungen. Er schätzt die E-Mails entsprechend sehr, da er glaubt, nicht die Zeit zu haben, alternativ selbst an allen Sitzungen teilnehmen zu können. *„Also, würden die aufhören mir E-Mails zu schicken, dann wäre ich echt aufgeschmissen. Dann müsste ich ja, weiß ich nicht, zu irgendeinem Plenum gehen oder irgendwo mich informieren, da würde mir die Zeit dafür fehlen.“* (Kilian, Z. 823 ff.) Isabelle (Z. 396 ff.) hat im Zuge ihres Umzuges Verteilerlisten genutzt, um sich vorab über interessante Veranstaltungen und Menschen zu informieren. Neben Newslettern ihres Studienganges oder der Transition Town Initiative ihres alten

⁴² *„Also, vor allem kriege ich von Privatleuten so die privaten Newsletter sozusagen. Es gibt z. B. in Darmstadt einen linken Veranstaltungskalender, den einfach ein Bekannter von mir jeden Monat schreibt. Oder so kleinere Sachen, also wo Privatleute entschieden haben, zu schreiben. Dann bin ich auch von der BUNDjugend und vom BUND auf ein paar Verteilern, also z. B. von der BUNDjugend auch auf dem Klima-Verteiler, obwohl ich da nicht so aktiv bin.“* (Julia, Z. 719 ff.)

Wohnortes, hat sie sich dann auch explizit nach interessanten Verteilerlisten im neuen Wohnort umgesehen.

Für Valeria ist es besonders wichtig, sich ausreichend Zeit für das Lesen der Newsletter zu nehmen. Entsprechend kann es auch passieren, dass E-Mails bei ihr drei Tage ungeöffnet bleiben, bis sie die Zeit dafür findet. Das begründet sie damit, dass ihr die Anliegen der Organisationen wichtig sind und sie sie in Ruhe nachlesen möchte. *„Jedes Mal, wenn eine neue Meldung rein kommt von Campact oder Avaaz oder was – kann ich sie im Augenblick nicht lesen, irgendwann lese ich sie dann doch. Ich sehe ja schon, ob ich es gelesen habe oder nicht. Aber ich nehme mir die Zeit, ich möchte die Zeit haben.“* (Valeria, Z. 1037 ff.)

„[...] dass es dann vielleicht unterschiedliche Plattformen dazu gibt.“ (Julia) – Wunsch nach unterschiedlichen Plattformen für verschiedene Petitionstypen oder Tool, das Anliegen zusammenfasst

Lösungsansätze für den Überfluss an Petitionen kommen von Julia und Valeria. Ähnlich wie Mareike, die über eine Petitionsplattform nachdenkt, auf der nur dringliche Anliegen Unterstützung sammeln, spricht Valeria davon, dass es ein System geben müsste, das verschiedene Petitionen automatisch zusammenfasst, sodass sie nicht jede einzeln unterzeichnen muss. Für sie ist es jede Petition wert, beachtet zu werden und sie möchte zu keiner ‚nein‘ sagen. Dementsprechend wünscht sie sich, nur einmal gesammelt auf alle Anfragen antworten zu müssen. *„Aber es ist ja auch so viel Arges in der Welt oder sagen wir mal anders: Es ist eben so viel Bedürftigkeit und jetzt ist diese Möglichkeit [Online-Petition] gegeben. [...] Und jedes ist im Grunde wert, beachtet zu werden. [...] Natürlich, irgendwie muss ich jetzt in eine Stufe kommen, wo sie alle drin sind, aber ich nicht jede einzeln beantworte.“* (Valeria, Z. 893 ff.)

Julia schlägt hingegen eine Unterscheidung zwischen Einzelschicksal-Petitionen und größeren politischen Themen vor. Obwohl sie auch Einzelschicksale unterstützt, findet sie sie nicht genauso wichtig wie ein „hochbrisantes politisches Thema“. Dieses Problem beobachtet sie insb. bei Change.org. *„[...] das ist eigentlich genau das, dass da auch zu viele Einzelschicksalen-Petitionen eingerichtet sind. Also, ich unterschreibe die dann ja auch im Einzelfall immer mal wieder und ich finde es auch gut, dass es irgendwie die Möglichkeit gibt, dass da so Stimme erhoben werden kann. Weil auch einzelne Geschichten super wichtig sind, aber ich würde mir da wünschen, dass es dann vielleicht unterschiedliche Plattformen dazu gibt. Weil ich es manchmal so absurd finde, [...] z. B. bei Change.org ist dann irgendwie ein hochbrisantes politisches Thema und nebensächlich irgendwie das Abschiebeverfahren von Person XY und nebensächlich dann der Wunsch nach irgendeinem Medikament, was noch nicht freigegeben ist, jetzt für*

eine Einzelperson trotzdem von der Krankenkasse bezahlt wird. Also, ich finde, das ist so nicht vergleichbar, die Dimensionen.“ (Julia, Z. 623 ff.) Das von Julia beschriebene Problem ergibt sich bei Change.org aus dem sehr offen formulierten Selbstverständnis der Organisation und daraus, dass eine Zustimmung zu den Community-Richtlinien und Nutzungsbedingungen die einzige Bedingung für das Erstellen einer eigenen Online-Petition auf der Plattform ist.⁴³ Thematische Eingrenzungen oder die Bedingung, dass entsprechende Petition mindestens diesen oder jenen Personenkreis betreffen müsse, gibt es bei Change.org nicht. Die von Julia als unpassend empfundene Vermischung von Einzelschicksal-Petitionen und größeren politischen Themen vermeidet Campact dadurch, dass es mit WeAct eine separate Webseite für individuelle Online-Petitionen gibt.

Einstellungen zu Campact und dem BUND

Der folgende Abschnitt beleuchtet nun noch einmal die Beziehung von Campact und dem BUND zu Straßen- und Netzprotest aus Sicht der Interview-Partner*innen. Bei vielen herrscht dabei die Meinung vor, dass das Verhältnis von Online- und Offline-Elementen bei Campact ausgewogen sei und besonders die kreativen Straßenaktionen und Unterschriften-Übergaben werden von den Aktiven gelobt. Darüber hinaus beschreiben die Interview-Partner*innen ihre verschiedenen Einschätzungen zu den unterschiedlichen Petitions-Plattformen und Kampagnen-Organisationen. Dabei genießen Campact und Change.org in der Regel mehr Vertrauen und Zuspruch als Avaaz, welches einzig und alleine von Daniela als zu Unrecht kritisiert beschrieben wird.

„[...] weil das Publikum nicht da ist.“ (Sven) – Social Media für BUND Ortsgruppe irrelevant, weil keine passende Zielgruppe

Gegensätzlich zu der Meinung, dass Social Media auch für Organisationen hilfreich sei, vermutet Markus, dass Facebook & Co. für den BUND im Lokalen keine große Rolle spielen und Sven berichtet aus seiner Ortsgruppe, dass das entsprechende Publikum für Social Media nicht da sei. Mit einer Altersstruktur 50 + und der ältesten Aktiven mit 90 Jahren, gäbe es sogar einige, die keinen Computer besitzen. *„Hier für unsere Ortsgruppe, [...] soziale Medien sind eigentlich schlecht, weil das Publikum nicht da ist. Wie gesagt, die Altersstruktur 50 aufwärts bis – eine sehr Aktive hier, die ist glaube ich schon fast 90. Die hat noch nicht mal einen Computer. Wir haben ja einen Vorsitzenden, der hat auch keinen Computer.“*

⁴³ Vergleiche dazu Abschnitt 4.2 „MoveOn, Campact, Change.org und der BUND: Konzept, Positionen und Strategien“.

(Sven, Z. 705 ff.) Markus tauscht sich mit Expert*innen innerhalb und außerhalb des BUND aus und bezeichnet Facebook für die Organisation und für seine Netzwerk-Aktivitäten als unwichtig. *„[...] in meinem AK ist ein ganz großes Netzwerk von Adressen, von über 100, und das sind überwiegend Experten und mit denen tausche ich mich auch außerhalb des BUND aus, fachlicher Austausch und Meinungsbildung. Aber ich glaube, im BUND spielt Facebook auch keine große Rolle. Also, nach meiner Einschätzung. Und Twitter auch nicht.“* (Markus, Z. 447 ff.)

„Und dann kam halt die Idee, dass wir das ins Internet stellen.“ (Sonja) – Erfahrungen beim Erstellen und Betreuen einer eigenen Online-Petition auf Change.org

Mit Stefanie und Sonja befinden sich zwei Interview-Teilnehmer*innen im Sample, die schon einmal selbst eine Online-Petition (in beiden Fällen auf Change.org) erstellt haben. Mareike wiederum hat eine Petition erstellt, sie (bis Zeitpunkt des Interviews) jedoch noch nicht freigeschaltet. Kilian kann sich grundsätzlich vorstellen, eine eigene Petition zu erstellen, ebenso Julia, allerdings nur für ein Einzelschicksal. Eine andere Online-Petition würde sie ansonsten der Landesgeschäftsstelle der BUNDjugend überlassen.

Sonjas Online-Petition gegen Fracking existierte zuerst offline als Petition an den bayerischen Landtag, bevor sie und ihre Mitstreiter*innen aus dem spontan gegründeten Bündnis „Weidener Becken gegen Fracking“ sich dazu entschieden auch eine Online-Petition zu starten. Angefangen mit einer Straßendemonstration bei ihr in der Stadt nahm die Petition dann ihren Lauf: *„[...] das ging alles ganz schnell, wir haben dann hier eine Demo auf die Beine gestellt und dann haben wir erstmal eine Unterschriftenliste gemacht. Und dann sind wir auf die Idee gekommen, dass wir daraus eine Petition an den Landtag machen. Und haben dafür einen Text aufgesetzt. Und dann kam halt die Idee, dass wir das ins Internet stellen.“* (Sonja, Z. 471 ff.) Bei diesem letzten Schritt galt es sich zwischen OpenPetition und Change.org zu entscheiden und obwohl sich eine Mitstreiterin von Sonja für OpenPetition aussprach, fiel die Entscheidung am Ende für Change.org. *„Die Hilde war eigentlich mehr für OpenPetition, aber ich habe dann gesagt, bei Change.org kann ich für meine Mutter unterschreiben, ohne dass sie immer sagen: ‚Sie haben das schon unterschrieben.‘ [...] Das ist unkomplizierter irgendwie. Aber da wussten wir eigentlich noch gar nichts über die Vorteile von Change.org. Inzwischen hat der Gregor gemeint, man wird da besser unterstützt. Aber den Vergleich habe ich nicht.“* (Sonja, Z. 482 ff.)

Nachdem die an den bayerischen Landtag gerichtete Petition dort ignoriert wurde, überzeugten die Mitarbeiter*innen von Change.org Sonja, die Petition auf Bundesebene auszuweiten. Dadurch erhielt die Anti-Fracking-Petition wiederum

einen enormen Zuspruch und wuchs von ca. 60.000 auf 180.000 Unterschriften. Dies ist laut Sonja insb. der Unterstützung durch Change.org zu verdanken, da die Organisation per E-Mail andere mögliche Unterstützer*innen auf die Petition aufmerksam machte, Sonja nach Berlin einlud und ihr einen prominenten Platz auf der Webseite verschaffte.⁴⁴

Stefanie erzählt bzgl. ihrer eigenen Petition, dass sie sich zwar vorab andere Petitionen im Detail angeschaut hatte, das Erstellen und Pflegen ihrer Petition dann aber doch ganz anders lief als geplant. *„Auf jeden Fall habe ich mich mit dem Thema schon beschäftigt. Es ist jetzt nicht so, dass ich da komplett uninformiert ne Petition gestartet habe. Aber was so was dann nachher in der Realität bedeutet, ist ja nochmal was ganz anderes.“* (Stefanie, Z. 505 ff.) Dies hatte u. a. damit zu tun, dass die Online-Petition mit der Forderung nach einer Umweltabgabe auf Plastiktüten innerhalb von zwei Tagen etwa 20.000 Unterschriften erreicht hatte, nach vier Wochen bereits 100.000 und sowohl Stefanie als auch die DUH-Mitarbeiterin Julia mit dieser Aufmerksamkeit und dem daraus folgenden Arbeitsaufwand nicht gerechnet hatten. Nach wenigen Tagen begannen Stefanie und die DUH, die Petition über verschiedene Kanäle zu streuen, sodass sich der Aufruf schnell verbreitete und in kurzer Zeit eine vergleichsweise hohe Unterstützer*innenzahl erreicht werden konnte. Sowohl Stefanie als auch die DUH als Organisation bewarben die Petition und nutzten ihre (sozialen) Netzwerke und Bekanntenkreise, um die Petition zu verbreiten.⁴⁵

Nach Erreichen der gewünschten Unterstützer*innenzahl, dachte Stefanie darüber nach, die Petition abzuschalten, bemerkte dann jedoch, dass sie dann nicht mehr Kontakt zu ihren Unterzeichner*innen halten könne, die Nachrichtenfunktionen nutzen usw. und ließ die Petition weiterhin online. *„Und wir haben dann auch vorher gefragt: ‚Jetzt haben wir unser Ziel erreicht und jetzt schalten wir die Petition aus oder wie?‘ Ja, nee, weil dann hast du nicht mehr die Möglichkeit, Nachrichten an die Unterstützer zu schreiben, die zu informieren darüber, weil*

⁴⁴ *„Und dann kam eigentlich auch die Initiative von Change.org, dass wir das Ganze bundesweit ausweiten. Weil das mit dem Landtag war ja vorläufig gelaufen und dann wurde es bundesweit ausgeweitet und hat dann nochmal einen ganz starken Schub gekriegt, auch an Unterschriften. Wir hatten anfangs so um die 60.000 für Bayern und dann ging es auf die 180.000.“* (Sonja, Z. 508 ff.)

⁴⁵ *„Die ersten zwei Tage hatten wir das noch gar nicht auf unseren Kanälen, sowohl die Julia, noch die DUH, noch ich, irgendwo publiziert sozusagen. Und dann schoss das schon so mit 20.000 hoch und dann haben wir es publiziert. Ich habe das halt in meinem E-Mail-Account, ich würde sagen ich habe schon sehr viele Kontakte, und habe das da verschickt. Ne persönliche Nachricht geschrieben und an meine persönlichen Kontakte geschickt, also auch von meinem Facebook-Account. Und die DUH ähnlich, sage ich mal.“* (Stefanie, Z. 896 ff.)

du keine Nachrichtenfunktion mehr hast, so Sachen.“ (Stefanie, Z. 452 ff.) Rückblickend erzählt Stefanie, dass sowohl sie als auch die Mitarbeiterin der DUH den Aufwand der Online-Petition unterschätzt haben und dass es Marketingarbeit ähnele, wenn man eine Petition gut machen möchte.⁴⁶ Die Petition bestmöglich zu betreuen, würde viel Zeit kosten und man müsse sich dafür gut informieren. Aus diesem Grund sagte Stefanie zum Zeitpunkt des Interviews aus, aktuell erstmal keine weitere Online-Petition starten zu wollen.

Mareike hat ihrer Aussage nach eine fertige Online-Petition zum Thema Pflegewirtschaft vorbereitet, ist aus Zeitmangel aber noch nicht dazu gekommen, sie zu veröffentlichen. Zuvor würde sie noch die Zahlen aktualisieren wollen, um der Petition die nötige Aktualität und Aussagekraft zu verleihen.⁴⁷ Wenn sie die Petition veröffentlichen würde, würde sich Mareike vorab informieren, welches derzeit „die interessanteste Petitionsplattform“ sei und würde ihre Petition entsprechend dort positionieren wollen. Für sie ist dabei wichtig, dass sie die richtige Zielgruppe anspricht und dass diese Plattform die meisten User*innen hat. *„Da würde ich, wenn ich die Kampagne dann online stellen würde, würde ich nochmal neu suchen, was ist im Moment die interessanteste Petitionsplattform und wo sind natürlich die meisten User. Und dann guckst du natürlich die Zielgruppe an.“* (Mareike, Z. 834 ff.)

Für Kilian ist die Entscheidung für oder gegen eine Online-Petition eine thematische Entscheidung. Bei einem passenden Thema sei es für ihn eine passende Option, bisher habe er aber mit anderen Themen zu tun, für die seiner Meinung nach eine Online-Petition nicht die passende Wahl wäre. Im Nachhaltigkeitsbüro seiner Universität will er derzeit lieber mündliche Überzeugungsarbeit leisten. *„Also, ich habe das als Option im Kopf. Also, es gibt Themen, die durch Petitionen angesprochen werden und hätte ich denn selbst so ein Thema, was ich gerade bearbeite, könnte ich mir das als Methode gut vorstellen, dass ich es nutze. Aber es kam noch nicht dazu. Ich habe einfach gerade die Themen, die ich bearbeite, und im Nachhaltigkeitsbüro ist die Methode der Petition einfach nicht angebracht.“* (Kilian, Z. 672 ff.) Julia vertritt die Meinung, dass Online-Petitionen grundsätzlich verbesserungsfähig sind. Davon abgesehen hält sie sie für gute Aktionsformen, die sie im Falle eines Einzelschicksals in ihrem Freundeskreis auch selbst nutzen würde. Darüber hinaus möchte sie jedoch keine eigene Online-Petition starten, weil sie

⁴⁶ „[...] man kann sich da sehr viel mit beschäftigen und genau schauen, wie man die beste Kampagne macht und das ist ja auch so wie eine Marketingarbeit, die man da betreibt.“ (Stefanie, Z. 456 ff.)

⁴⁷ „Die ist aber noch nicht online gegangen, einfach auch aus Zeitmangel. Ich hatte die Idee zur Pflegewirtschaft. [...] Aber eine Kampagne halt, um Aufmerksamkeit zu bekommen für die Pflegewirtschaft und die Missstände, die da sind.“ (Mareike, Z. 801 ff.)

den Verwaltungsaufwand als zu hoch einschätzt. Eine solche Arbeit würde sie lieber der BUNDjugend-Landesgeschäftsstelle überlassen.⁴⁸

*„[...] die haben mich persönlich überzeugt [...].“ (Sonja) – Lob und hohe Glaubwürdigkeit für Change.org und Mitarbeiter*innen*

Sonja und Stefanie, die beide ihre eigene Online-Petition auf Change.org gestartet haben, sehen die Vorteile der Plattform insb. in den Möglichkeiten, sich zu vernetzen, mit den Unterstützer*innen direkt zu kommunizieren, um Spenden zu bitten und die Unterzeichner*innen auf dem Laufenden zu halten. Dies unterscheidet Change.org von anderen Petitionsplattformen, bspw. von der Plattform des Bundestages – oder auch ganz grundsätzlich von Offline-Petitionen. *„Und die ganzen Vorteile, die sind mir erst im Laufe der Zeit klar geworden. Also, dass man z. B. mit den Unterzeichnern kommunizieren kann. Dass man sie eben informieren kann über den weiteren Fortgang und letztlich, was jetzt unser Arhus-Bestreben betrifft, können wir sie auch um eine Spende bitten. [...] Das finde ich alles ganz wichtig auch, ich denke, motivierend vielleicht für die Unterzeichner nicht aufzugeben. Man kann auch zu Demos aufrufen und man kriegt auch ein Feedback von den Unterzeichnern.“* (Sonja, Z. 541 ff.) Von Change.org ist Sonja überzeugt, spätestens seit sie das Team um Gregor Hackmack in Berlin persönlich kennengelernt hat. Mit ihrem Engagement haben sie Sonja sehr beeindruckt und sich eine Glaubwürdigkeit verschafft. *„Also ich finde sie im Großen und Ganzen sehr gut, vor allem auch seit ich in Berlin war und die persönlich kennengelernt habe, die Leute. Also, die haben mich persönlich überzeugt, von ihrem Engagement her und gerade auch eben der Gregor mit seiner Vorgeschichte in Hamburg und seinem Engagement für Direkte Demokratie – finde ich sehr glaubwürdig und sehr beeindruckend.“* (Sonja, Z. 530 ff.)

Für Stefanie war darüber hinaus wichtig, dass Change.org die größte Plattform ist, auf der man als Privatperson eine Online-Petition einstellen kann. Avaaz vergleicht Stefanie mit Greenpeace, weil dort genauso die Themen von oben herab bestimmt werden. *„Aber Change.org ist ja schon die größte, wo man als Privatperson das machen kann. Avaaz z. B. ist ja so Greenpeace quasi, ne neue*

⁴⁸ *„Also ich glaube, wenn ich das als Aktionsform wählen würde, für irgendwas in meinem politischen Engagement, dann würde ich das eher unserer Landesgeschäftsstelle überlassen, das einzurichten. Also einfach auch die Verwaltung davon, dass das halt nicht an mir hängt. Ich finde es aber grundsätzlich eigentlich schon eine gute Aktionsform, die halt vielleicht gerade auch einfach noch in den Kinderschuhen steckt [...]. Ich glaube selber würde ich so was tatsächlich auch machen, in so einem Einzelschicksalsfall, also wenn ein Freund von mir abgeschoben werden soll, dann kann ich mir durchaus vorstellen, dass ich mich mit einer Online-Kampagne einbringen will, um das zu verhindern.“* (Julia, Z. 640 ff.)

Generation Greenpeace, die die Themen selber bestimmen und nicht Privatpersonen.“ (Stefanie, Z. 409 ff.) Weiterhin schätzt Stefanie bei Change.org insb. die Kommentarfunktion unter den Petitionen. Beim Unterzeichnen können Unterstützer*innen einen Kommentar hinterlassen, in dem sie erklären, warum sie die entsprechende Petition unterzeichnet haben. Im späteren Verlauf der Petition können die Petent*innen dann Updates an die Unterstützer*innen senden, welche daraufhin über einen Facebook-Account erneut kommentieren können.⁴⁹ Grundsätzlich findet es Stefanie (Z. 726 ff.) gut, dass überhaupt eine Infrastruktur und die Möglichkeit für das Erstellen von Online-Petitionen bereitgestellt werden. Gleichzeitig sieht sie aber auch das Risiko, dass rechte Themen ihren Platz auf solchen Plattformen finden können.

Stefanie äußert jedoch auch Verbesserungsvorschläge für Change.org. Sie wünscht sich u. a., dass die Kommentarfunktion unter den Petitions-Neuigkeiten von jedem – und nicht nur über Facebook-Konten – genutzt werden kann.⁵⁰ Weiterhin wünscht sie sich, dass man eine Petition auch von verschiedenen Accounts aus gemeinsam betreiben kann. Dass dies bisher nicht möglich ist, hat sie als Einschränkung und Abhängigkeit wahrgenommen. Stefanie hatte einen Account für sich und die DUH angelegt und war so beim Unterzeichnen von anderen Petitionen immer davon abhängig, ob auch die DUH eine solche Petition mitunterzeichnen würde. Hätte sie einen eigenen Account gehabt, hätte sie mehr Petitionen in ihrem persönlichen Namen auf Change.org unterzeichnet.⁵¹

„Ich blicke da nicht so richtig dahinter.“ (Helena) – Skepsis gegenüber Avaaz und Vertrauensvorschuss für Campact

Sarah beschreibt einen „Vertrauensvorschuss“ für Campact, der dazu führt, dass sie dort (meist ohne zusätzliche Recherche) Online-Petitionen unterschreibt. Alternativ dazu geht sie davon aus, dass sie zu den entsprechenden Themen meist schon ein hohes eigenes Informationsniveau hat. Bei Avaaz hingegen

⁴⁹ „[...] wenn man unterschreibt, kann man einen Kommentar schreiben, warum man das unterstützt und dann gibt's nochmal eine etwas neuere Funktion, dass wenn ich eine Neuigkeit an die Unterstützer schicke, dann können die das über ihren Facebook-Account kommentieren.“ (Stefanie, Z. 533 ff.)

⁵⁰ „Ich finde es gut, dass es Kommentarmöglichkeiten gibt, das ist total wichtig. [...] Das könnte noch verbessert werden. Dass auch nicht Facebook-Nutzer dann die Neuigkeiten kommentieren können.“ (Stefanie, Z. 740 ff.)

⁵¹ „[...] die letzten waren dann auch teilweise von Leuten, die bei mir unterschrieben haben und das dann verlinkt haben, weil es thematisch eben passte, auf ihre Petition. Und dann habe ich da z. B. unterschrieben. Wobei ich auch nicht überall in letzter Zeit dann unterschrieben habe, aus dem Grund, dass ich mit der DUH praktisch einen gemeinsamen Account habe und dann nicht immer für die quasi mitunterschreiben kann und will.“ (Stefanie, Z. 786 ff.)

würde sie lieber noch zusätzliche Recherche betreiben. Weiterhin kennt sie bei Campact die Gründer, während ihr die Aktivist*innen von Avaaz fremd sind. Aus Zeit- und Dringlichkeitsgründen geht sie bei den Avaaz-Themen dann keiner weiteren Recherche nach, sondern unterschreibt in Konsequenz dort kaum Online-Petitionen. *„Das kann sein, zum einen, dass ich da halt ein relativ hohes Informationsniveau habe – zumindest, was die Umweltthemen angeht. Und ansonsten haben die bei mir auch einen ziemlichen Vertrauensvorschuss. [...] Also bei Avaaz, das ist sage ich mal nicht so. Wo ich dann einfach auch merke, da würde ich nochmal eher gerne was recherchieren wollen. Eben auch, was das für Leute sind, was die machen. [...] Und da merke ich dann halt: Mh, da habe ich dann doch nicht so die Zeit dazu, ist mir nicht so wichtig. Und das führt dann halt so dazu, dass ich dann so – also bei Avaaz – die Sachen also eher weniger anklicke.“* (Sarah, Z. 953 ff.)

Markus beschreibt ausführlich, wie er früher vermehrt Avaaz-Aktionen unterstützt, dann aber kritische Stimmen zu der Organisation gehört hat und daraufhin sein Verhalten überdacht und die Unterstützung größtenteils eingestellt hat. Ein kritischer Artikel im Internet war der Auslöser dazu. *„Ich habe das immer blauäugig einfach mitgemacht, bis mir mal einer gesagt hat: ‚Hier, mit dem Avaaz macht das mal nicht.‘ Und dann habe ich mal ein bisschen im Internet geguckt und [...] da [im Internet] steht so einiges drin über Avaaz und dann habe ich mir gesagt, nee, das muss ich nicht machen.“* (Markus, Z. 288 ff.) Ein weiterer Kritikpunkt von Markus ist, dass die Organisation nicht „am Ball bleibt“. In Markus Wahrnehmung sammelt Avaaz nur Unterschriften, dann auch Geld und betreibt laut ihm vermutlich „reine Politikforschung oder Meinungsforschung oder Marktforschung.“ (Markus, Z. 341 f.) Ihm ist zu unsicher, was mit seinen Daten und seinem Geld passiert.⁵² Avaaz veröffentlicht jedoch jährlich die Einnahmen und Ausgaben der Organisation nach einer in den USA durch das Gesetz verpflichtenden unabhängigen Finanzprüfung.⁵³ Mit Blick auf Datenschutz und die Verwendung personenbezogener Daten, pflegt Avaaz einen offeneren Umgang als bspw. Campact oder Change.org.⁵⁴

⁵² *„Weil es eben auch so ist, dass die ja nicht am Ball bleiben. Das ist immer nur eine Abstimmung und dann sammeln sie auch noch Geld und dann weiß man nicht, was mit dem Geld passiert und die bleiben auch nicht am Thema dran und berichten auch nicht, was ist draus geworden. Das ist eben wahrscheinlich tatsächlich nur eine reine Politikforschung oder Meinungsforschung oder Marktforschung.“* (Markus, Z. 338 ff.)

⁵³ Vgl. https://secure.avaaz.org/campaign/de/avaaz_expenses_and_financial_information/

⁵⁴ Eine Liste derjenigen, an die Avaaz unter gewissen Umständen persönliche Daten der Nutzer*innen weitergibt, findet sich unter <https://secure.avaaz.org/page/de/privacy/>

Helena hat ähnlich wie Markus Negatives von Avaaz gehört und hat Schwierigkeiten, deren Strukturen zu durchblicken. Erstmals aufmerksam wurde sie auf Avaaz durch eine weitergeleitete E-Mail. Auf Campact ist sie hingegen durch den BUND und Attac gestoßen und hat dadurch mehr Vertrauen in die Organisation. *„Also Avaaz kriegst du auch immer mal weitergeleitet. Die machen ja dann, wenn du gevotet hast, dass du das teilen kannst. Ich glaube, ich bin an Avaaz so dran gekommen. Dann habe ich zwischendurch mal so kritische Sachen zu Avaaz gehört. Ich bin auch nicht so der große Fan. Ich blicke da nicht so richtig dahinter. Ich finde es schwierig, diese Strukturen zu durchblicken bei Avaaz. Keine Ahnung. Ganz anders bei Campact, da bin ich über den BUND dran gekommen, eigentlich über Attac.“* (Helena, Z. 490 ff.) Wie Sarah fällt es auch Helena schwer, die Hintergründe von Avaaz zu verstehen. Eine Kritik an der Organisation hat dazu geführt, dass sie heute nur noch sehr wenige Online-Petitionen von Avaaz unterzeichnet.⁵⁵

„Das finde ich bei Campact schon relativ transparent.“ (Sarah) – Finanzielle Unterstützung für Campact dank guter Transparenz

Campact hingegen wirkt auf viele der Interview-Partner*innen transparent und seriös. Sarah und Gerd spenden deswegen Geld an die Organisation. Gerd spendet nicht regelmäßig, sondern je nach Kampagne zweckgebunden, Sarah ist regelmäßige Förderin und bekommt auch Einladungen zur Ideenwerkstatt. *„Das finde ich bei Campact schon relativ transparent. Und was ich halt auch gut finde, bei Campact habe ich auch so einen Förderbeitrag gemacht. Das ist nicht viel, das sind 10€ im Monat. Aber dann laden die einen auch ein zu so einem Wochenende, zu so einem Brainstorming quasi, so ... Was sind die Ideen für die Zukunft?“* (Sarah, Z. 872 ff.) Gerd unterscheidet nicht nur je nach Kampagne, sondern auch zwischen verschiedenen Organisationen. *„Nein, nein, also einmal diese Online-Petitionen und ich unterstütze dann nicht regelmäßig, sondern je nach Kampagne. Dann sage ich: ‚Okay, jetzt kriegt der mal wieder was oder dann kriegt mal ein anderer was.‘ Also, das hängt dann immer davon ab, was da gerade dran ist.“* (Gerd, Z. 75 ff.)

⁵⁵ *„Avaaz stehe ich so ein bisschen unsicher gegenüber. Weil ich halt die Hintergründe nicht kenne. Ich habe dann ne Zeit lang mal immer mit unterschrieben und dann, ich weiß gar nicht mehr, ob ich es gelesen habe oder ob es mir jemand erzählt hat, dass es irgendwie so obskure ... Und dann habe ich es irgendwie eine Zeit lang gelassen und jetzt kriege ich eigentlich die Aufrufe wieder und ich gucke jetzt. Ich sage mal von 20, 30 habe ich ein, zwei unterschrieben. Aber nur halt sehr zögerlich.“* (Helena, Z. 797 ff.)

„Sie machen eine sehr gute Recherche [...].“ (Daniela) – Lob und Unterstützung für Avaaz

Als einzige Sample-Teilnehmerin sagt Daniela aus, Avaaz gut zu finden und behauptet, die Organisation sei zu Unrecht so stark in der Kritik. Gute Recherchen, gute Leute und ein Netzwerk von teils sehr prominenten Unterstützer*innen mache die Arbeit von Avaaz sehr wertvoll. *„Ich finde Avaaz gut. Und zwar folgendermaßen: Avaaz ist eine Organisation, von der im Netz zu Unrecht behauptet wird, sie gehört zu – was weiß ich – was weiß ich, zu wem die alle gehören. Avaaz ist gefilzt worden in den USA und musste jetzt Spendengelder sammeln, damit die ihr Equipment wieder kriegen. Sie machen eine sehr gute Recherche, sind sehr gute Leute dahinter und ich finde Avaaz als Plattform sehr erfolgreich, unterstützt werden die von Leonardo DiCaprio, auch andere Prominente aus den USA.“* (Daniela, Z. 669 ff.) Obwohl Avaaz über Online-Petitionen hinaus keine anderen Aktionen organisiert, findet Daniela das Netzwerk von vielen Millionen Menschen weltweit so gut, dass sie versucht, dessen Aktionen bekannt zu machen. Sie selbst unterschreibt jedoch grundsätzlich keine Online-Petitionen und so auch keine von Avaaz.⁵⁶ Daniela möchte Avaaz zwar unterstützen, doch ihre Grundsatzhaltung zu Online-Petitionen verhindert eine Unterstützung via digitale Unterschrift. Datenschutzbedenken stehen bei Daniela über ihrer Sympathie für die Organisation.

„Es fehlt mir Transparenz.“ (Daniela) – Kritik an Transparenz bei Campact und Vorwurf der Arroganz

Gegensätzlich zu allen anderen Interview-Teilnehmer*innen beschreibt Daniela Campact als intransparent und arrogant. Sie kritisiert den Umgang mit Spenden und setzt die Spendeneinnahmen in Relation zu den Einnahmen ihrer eigenen Organisation. Die TTIP-Kampagnen nennt sie als Beispiel dafür, wie verschiedene (Kampagnen-)Organisationen eigentlich zusammenarbeiten und sich auch die Spendengelder teilen sollten und kritisiert dabei das Verhalten von Campact. *„Ich gehe mit Campact nicht konform. Die sind für mich nicht transparent genug. Es fehlt mir Transparenz. [...] Und ganz ehrlich: Ich bin in dieser Stopp-TTIP [...] – jeder bekommt Spenden. Campact hat seit letztem Jahr 800.000 und jetzt wohl ne Millionen. Alle kriegen sie Geld. Aber wir arbeiten nicht zusammen. [...] Ich werde von keiner Organisation unterstützt. Es wird nicht geteilt, Unterstützung nenne ich geteilt – nein, überhaupt nicht.“* (Daniela, Z. 650 ff.) Danielas Aussage

⁵⁶ *„Ja, also ich unterschreibe grundsätzlich nicht. Ich verbreite aber. Das heißt, ich bin mit Avaaz in Verbindung und ich verbreite es auch.“* (Daniela, Z. 688 f.)

verdeutlicht eine Form von Konkurrenzdenken zwischen verschiedenen Organisationen. Große und bekannte Organisationen erhalten häufig viele Spendengelder, während kleinere Organisationen wie die von Daniela nahezu leer ausgehen. Ihre Forderung, Spendengelder fair zwischen den Organisationen zu teilen, ist vermutlich sehr unrealistisch. Abgesehen von Bündnissen zu bestimmten Anlässen, hat jede Organisation für sich das Ziel, ihre Spendengelder zu erhöhen. Daniela sieht sich hier im Nachteil und projiziert ihren Ärger auf große Organisationen wie Campact.

7.3 Positionen zur Clicktivism-Kritik

Basierend auf den persönlichen Einstellungen zu Straßenprotest und Online-Aktivismus und der Wirksamkeit der verschiedenen Protestformen, ergeben sich die Meinungen der Interview-Teilnehmer*innen zur Kritik des Clicktivism. Viele Positionen haben sich in den vorherigen Ausführungen – insb. denen zum Thema Online-Aktivismus – bereits angedeutet, die Gesprächspartner*innen wurden jedoch auch explizit auf die Kritik des Clicktivism hingewiesen und um ihre Meinung dazu gebeten. Dabei überwiegt die Position, dass Online-Aktivismus zu Unrecht als Clicktivism abgewertet wird und dass diejenigen, die sich sowieso einbringen, die Möglichkeiten des Online-Aktivismus neben den Offline-Aktionen (natürlich) noch zusätzlich mitnutzen. Online wird größtenteils als Ergänzung für Offline verstanden. Es gibt vereinzelt jedoch auch kritische Stimmen, die der Kritik (in Teilen) Recht geben würden

„Aber es ist, denke ich, eine ganz wichtige Ergänzung [...].“ (Sonja) – Netzaktivismus als wichtige Ergänzung zum Straßenprotest

Entgegen der Clicktivism-Kritik sieht Stefanie keinen Zusammenhang zwischen Online- und Offline-Aktivismus in dem Sinne, dass das eine vom anderen abhalten könne. Sie versteht Online-Aktivismus als „zusätzlichen Kanal“ und ein „unterstützendes, weiteres Tool“ und glaubt nicht, dass es jemanden gibt, der nicht an einer Straßendemo teilnimmt, weil er/sie sich zuvor schon für und gegen das entsprechende Thema online eingebracht hat. Gleichzeitig vermutet sie, dass es auch diejenigen anspricht, die ansonsten gar nichts machen würden, weil sie nicht auf die Straße gehen würden. *„Ja, ich würde sagen, das ist ein zusätzlicher Kanal. Ich glaube, es motiviert einige Leute einfach ein bisschen mehr, was zu tun, weil es mehr in die Richtung geht, in der sie sich engagieren würden, wenn sie nicht auf die Straße gehen würden. Von daher würde ich sagen, es ist einfach nur ein unterstützendes, weiteres Tool. Und die Leute, die auf die Straße gehen, werden weiter auf*

die Straße gehen. Also, das sehe ich nicht so, dass die dann sagen: ‚Ja, jetzt habe ich geklickt, jetzt gehe ich nicht mehr demonstrieren.‘ Da sehe ich den Zusammenhang nicht.“ (Stefanie, Z. 942 ff.) Auch Isabelle geht davon aus, dass Personen, die von Straßendemos überzeugt sind, weiterhin an Straßen-Aktionen teilnehmen. Gleichzeitig vermutet sie aber auch, dass Online-Petitionen ein willkommener Vorwand für diejenigen sind, die sowieso schon nicht überzeugt von Straßenprotesten sind, bzw. Defizite in Sachen Motivation haben. „Weil ich glaube, dass Menschen, die wirklich überzeugt davon sind, dass es sich lohnt auf Demos zu gehen und dass es Sinn macht, da glaube ich nicht, dass die dann zuhause sitzen bleiben und sagen: ‚Oh, ich klick jetzt nur noch an.‘ Aber die, die sowieso so ein bisschen am Schwanken sind, für die ist das natürlich ein willkommener Vorwand zu sagen: ‚Nee ich brauche da jetzt nicht hingehen.‘“ (Isabelle, Z. 365 ff.)

Auch Markus geht davon aus, dass offline Aktive nebenbei auch Online-Aktionen mitmachen und dass der ein oder andere, der sich online engagiert, weiterhin auf die Straße geht. Außerdem gäbe es auch Menschen, die sich nur online einbringen.⁵⁷ Helena wiederum ist sich zuerst unsicher, entscheidet sich beim ‚laut Nachdenken‘ dann jedoch dafür, dass das Klicken Leute nicht von Straßendemonstrationen abhält. Sie glaubt nicht, dass diejenigen, die nur online partizipieren, ansonsten auf die Straße gehen würden und anders herum glaubt sie auch nicht, dass Online-Aktivismus von Straßen-Aktivismus abhält. „Ich glaube, die Leute, die sich engagieren und da klicken, ich glaube auch, dass die auch auf die Straße gehen. Und umgekehrt, einer der den Arsch nicht hochkriegt, der würde da vielleicht einmal oder wenn ihn was besonders interessiert, aber ich glaube nicht, dass das Klicken die Leute vom Auf-die-Straße-gehen abhält, nee, das glaube ich nicht.“ (Helena, Z. 1060 ff.)

Um sich auszutauschen, zu informieren und zu vernetzen, sei das Internet hilfreich, berichtet Sonja, aber Straßenprotest sei weiterhin wichtig, um die richtigen Leute zu erreichen, den eigenen Anliegen mehr Ausdruck zu verleihen und mit diesen nicht leicht abgetan zu werden. „Online alleine reicht nicht. Aber es ist, denke ich, eine ganz wichtige Ergänzung und eben auch eine Möglichkeit, in Verbindung zu bleiben, sich auszutauschen, zu informieren.“ (Sonja, Z. 928 ff.) Auch Felix hält online und offline für eine Ergänzung zueinander: „Man braucht dieses online, dann bekommen das glaube ich mehr Menschen mit. Aber offline bekommen das die wichtigen Menschen mit. Und so mit online, das lässt sich einfach viel zu leicht abwimmeln.“ (Felix, Z. 623 ff.) Stefanie bezeichnet Netzaktivismus als

⁵⁷ „Aber der ein oder andere wird auch trotzdem noch aktiv sein. Oder auch umgekehrt, der sowieso aktiv ist, macht nebenbei auch diese Umfragen mit. So rum auf jeden Fall. Und dann gibt’s halt andere und die machen das nur, keine Ahnung.“ (Markus, Z. 777 ff.)

einen ergänzenden Kanal, den sie für sich u. a. auch nutzt, weil Straßenprotest in der klassischen Form von Demonstrationen nicht ihr liebstes Format ist. *„Also, mein Format ist weniger Straße, insofern als dass ich das uniforme Gebrülle und Fordern nach etwas irgendwie kritisch sehe und das auch nicht so als angenehm empfinde. Und online finde ich wichtig und spannend als einen ergänzenden Kanal.“* (Stefanie, Z. 1017 ff.)

Kilian vermutet, dass es überengagierte Leute gibt, die schon offline aktiv sind und zusätzlich auch neue (Online-)Möglichkeiten der Partizipation wahrnehmen, weil sie jeden möglichen Kanal nutzen möchten. Er nennt die Aktivist*innen im Hambacher Forst als Beispiel dafür, dass auch offline noch viele Aktivitäten stattfinden und dort Engagierte alle Möglichkeiten des Protests ausnutzen. *„Ich kann mir aber genauso gut vorstellen, dass es noch Leute gibt, die so überengagiert sind und denken: ‚Das reicht noch lange nicht. Wir müssen unbedingt was ändern.‘ Und die machen dann alles, was geht. Und auch, die die dann wirklich Aktivisten werden, im Hambacher Forst [...] Und da gibt’s die Aktivisten, die sich da in den Bäumen einquartieren. Und die halt wirklich – ich glaube, die machen halt alles.“* (Kilian, Z. 851 ff.) Im Mittelpunkt dieser oben beschriebenen Argumente steht der Gedanke, dass Bürger*innen alle Möglichkeiten und Kanäle nutzen, die ihnen zur Verfügung stehen. Dabei haben sowohl Straßenaktionen als auch Netzprotest ihre jeweils spezifischen Vorteile gegenüber der anderen Protestform. Dass Online-Aktivismus von der Teilnahme an Straßenprotest abhält, können sich die meisten nicht vorstellen.

„[...] ohne diesen Zeitaufwand [...].“ (Sybille) – *Dankbar für die Möglichkeit, sich schnell und ohne Aufwand einbringen zu können*

Einige der Interview-Partner*innen äußern sich dankbar für die Möglichkeit, online partizipieren zu können. Für Sybille ist es eine Frage des Zeitaufwandes, für Gerd die Möglichkeit, teilzunehmen, ohne rausgehen zu müssen. *„[...] ich muss sagen, ich bin sehr froh darüber, dass es diese Organisation gibt, dass ich mich da ohne diesen Zeitaufwand, also dass ich das direkt unterstützen kann.“* (Sybille, Z. 457 ff.) Gerd ist offline sehr aktiv – als stellvertretender Landrat, aber auch in verschiedenen Organisationen – möchte jedoch manchmal auch bequem von zu Hause aus partizipieren: *„Also, zumindest gibt es mir die Möglichkeit, ich sage mal, mich zu beteiligen, ohne bei jeder Geschichte auf die Straße zu gehen.“* (Gerd, Z. 806 f.) Beide erwähnen zwar Vorteile des Netzprotests, die Kritiker als Risiken dieser Engagementform benennen, sowohl Sybille als auch Gerd sind jedoch neben Online-Aktivitäten auch offline sehr engagiert. Damit trifft die Kritik des Clickivism hier nicht zu.

„[...] Eindruck, dass die Beschleunigung in unserer Gesellschaft zunimmt.“ (Isabelle) – Online-Petitionen als willkommene Möglichkeit in Zeiten gesellschaftlicher Beschleunigung

Wie bereits erwähnt, nennt Isabelle grundsätzliche Tendenzen in der Gesellschaft hin zu mehr Beschleunigung, Stress und Druck als Grund für mangelnde Zeit für die Teilnahme an Straßenprotesten und anderen aufwendigeren Offline-Aktionen und versteht Online-Petitionen deswegen als willkommene Möglichkeit mit weniger Zeitaufwand trotzdem partizipieren zu können. *„Also, ich habe so den Eindruck, dass die Beschleunigung in unserer Gesellschaft zunimmt. Man muss sich um immer mehr Sachen kümmern, man muss immer mehr zusehen, dass man auf dem Laufenden bleibt. [...] Und dass es insgesamt glaube ich schwieriger ist, aus diesem Hamsterrad auszusteigen und zu sagen: ‚Ich nehme mir jetzt Zeit, auf eine Demo zu gehen und dafür oder dagegen zu protestieren.‘ Und dass dann angesichts dieser Schwierigkeit die Möglichkeit der Online-Petition natürlich sehr willkommen ist, weil das dieses Problem total simpel löst – ich kann es trotzdem machen, scheinbar, und muss aber diesen Zeitaufwand nicht nehmen, sondern kann den für andere Dinge nutzen.“* (Isabelle, Z. 350 ff.) Mit der Teilnahme an Online-Aktionen bleibt nach Isabelles Argumentation folglich mehr Zeit für andere Aktivitäten. Gleichzeitig merkt sie jedoch auch an, dass man mit Online-Petitionen nur „scheinbar“ partizipiert. Sie versteht diese Angebote als gute Möglichkeit, sich in einer ansonsten sehr stressigen Gesellschaft etwas mehr Zeit zu verschaffen.

„[...] ich befürchte, dass der Wert der Unterschrift verfällt.“ (Franz) – Einfachheit von Online-Petitionen schmälert den Wert einer Unterschrift

Eine Minderung der Wirkung von Online-Petitionen könnte neben der Vielzahl an Petitionen auch durch den niedrigen Aufwand im Vergleich zu Straßen-Aktivismus eintreten. Entsprechend vermutet Franz, dass die Einfachheit einer Online-Petition zu einer Wertminderung führe. Denn selbst auf die Straße zu gehen und/oder andere für die Teilnahme an einer Straßendemonstration zu mobilisieren, sei weit mehr Arbeit. *„Also ich fürchte, die Einfachheit der E-Petition schmälert noch deutlich den Wert einer Unterschrift. [...] Als wir früher über die Straße gehen mussten, die auf der Straße ansprechen und mal 20.000 Unterschriften kriegen – ‚das‘ ist richtig Arbeit. Und die Leute überzeugen. Und ich glaube, dadurch, dass der Wert möglicherweise, ich weiß es nicht, aber ich befürchte, dass der Wert der Unterschrift verfällt.“* (Franz, Z. 585 ff.) Für Franz haben 20.000 Unterschriften auf einer Papier-Petition folglich deutlich mehr Aussagekraft und Dringlichkeit, als 20.000 Unterschriften bei einer Online-Petition. Ähnlich sieht es auch Daniela, die die Meinung vertritt, dass man es den Leuten

mit Online-Petitionen zu einfach mache. Sie ist nicht grundsätzlich gegen solche Petitionen, vermutet dahinter aber in erster Linie Interesse an Adressen und Daten.⁵⁸ Das Argument von Franz passt zur vorher geäußerten These, dass der für die Teilnahme an Straßenprotest aufzubringende Aufwand und Eventualitäten wie schlechtes Wetter, lange Strecken zu Fuß laufen zu müssen usw. die Dringlichkeit eines Problems und damit auch den Druck auf Politiker*innen erhöhen.

„Und das Überempeln, jetzt rauszugehen, das ist schwierig.“ (Sven) – Zuspruch zur Clickivism-Kritik und Bestätigung aus eigener Erfahrung

Neben Olaf, der Online-Petitionen nur selten unterzeichnet, ihnen sehr kritisch gegenübersteht und die Clickivism-Kritik berechtigt findet, äußert auch Sven Zuspruch für die Kritik. Er ist der einzige Interview-Partner im Sample, der ein solches Verhalten bei sich selbst beobachtet. Sven nimmt zwar regelmäßig an Straßenaktionen wie Demos und Infoständen teil, hat aber in der Vergangenheit schon erlebt, dass er geplant hatte, zu einer Offline-Aktion zu gehen, er sich dann aber doch nicht überwinden konnte und er Dank der schon erledigten Online-Partizipation in diesem Fall ein nicht ganz so schlechtes Gewissen hatte. Er beschreibt die Überwindung rauszugehen und viel Zeit zu investieren und kontrastiert dies mit dem schnellen Klicken am Computer. *„Aber ich habe mitgemacht, einfach weil es sehr schnell geht. Und jetzt sich aufraffen, auf eine Demo zu gehen, das sind immer Stunden. Es macht zwar Spaß und hinterher sagt man sich, das nächste Mal gehe ich wieder hin, aber ich habe die Möglichkeit mit diesen Medien [...] mitzumachen. Und das Überempeln, jetzt rauszugehen, das ist schwierig. Und natürlich auch, was die Zeit betrifft. Ich kann hier schnell abends mal meine Mails angucken und stolpere drüber, klick das ab und dann ist die Familie dran. Und vielleicht rede ich dann auch nochmal drüber, aber ich habe mitgemacht. Ich habe mich beruhigt, ich würde zwar gerne auf die Demo gehen, aber ich habe das ja gemacht.“* (Sven, Z. 637 ff.)

Neben der Überwindung rauszugehen und Zeit aufzubringen, beschreibt Sven auch den potentiellen Konflikt mit anderen Terminen und seine Nicht-Bereitschaft, Termine zu verlegen. Am Computer hingegen kann er schnell und flexibel partizipieren und hat ein beruhigtes Gefühl. Hier zeigen sich eine Flexibilisierung von Engagement und der Vorteil von Online-Aktivismus, kompatibler mit eng getakteten Alltagsroutinen zu sein, als bei Offline-Engagement. Wenn Sven sich vorgenommen hat, an einer Offline-Aktion teilzunehmen und es aus

⁵⁸ *„Ich bin nicht gegen Petitionen, das ist falsch ausgedrückt. Aber ich finde, man macht es den Leuten zu einfach. Und andere freuen sich und machen da Werbung, schon eine Million. Und was hat es gebracht? Adressen, ja.“* (Daniela, Z. 881 ff.)

zeitlichen Gründen oder Demotivation nicht schafft, sagt er sich zur Beruhigung, dass er bereits online partizipiert habe. „[...] *Petition mache ich auf jeden Fall mit und nehme mir das manchmal auch vor, dann rauszufahren, und dann: Nee, man ist zu träge. Und das ist natürlich dann auch die Gefahr, wenn du jetzt einlädst zu einem Treffen im BUND – ‚Ach, das ist ja interessant, was die da schreiben.‘ – Aber ich kann da am Dienstag nicht und ich bin auch nicht gewillt, meinen Termin zu ändern. Das ist meine Faulheit. [...] Klick, Klick, ich habe meine Ruhe.*“ (Sven, Z. 661 ff.)

Auch Olaf sieht in Online-Aktivismus mehr eine Gewissensberuhigung, als dass er es dem Engagement zurechnen würde. Sich „richtig engagieren“ ist für Olaf mehr, als auf Social Media eine politische Meinung kundzutun oder darüber für andere Aktionen zu mobilisieren. Demnach ist für ihn die logische Schlussfolgerung, dass man nur Zeit für richtiges Engagement wie im BUND haben ‚oder‘ seine Zeit auf Social Media investieren könne. „*Diese ganzen Soziale-Medien-Kisten. Ich weiß überhaupt nicht, wo die Leute die Zeit dafür hernehmen. Ich kann mir das nur so erklären, dass die sich halt sonst nicht richtig engagieren. Das wäre ja auch ne plausible Erklärung, weil die sieht man ja auch gar nicht. Im BUND oder so.*“ (Olaf, Z. 507 ff.)

„[...] es mag Leute geben, für die das zutrifft.“ (Sarah) – Teilweise Zustimmung zur Clicktivism-Kritik, aber nicht für sich persönlich

Einige Interview-Teilnehmer*innen sind der Meinung, dass es zwar Personen gebe, die nach der Kritik des Clicktivism online partizipieren und sich dann offline nicht weiter einbringen, sich selbst schließen sie in diesen Personenkreis jedoch nicht ein bzw. verbieten sich teilweise sogar ein solches Verhalten. Darüber hinaus gäbe es viel mehr Menschen, die mehr machen als nur Online-Petitionen zu unterschreiben, so ein Argument.

Kilian vermutet, dass eine Studie zu dem Thema ergeben würde, dass es einige Menschen gibt, die ihr Engagement alleine durch Online-Aktivismus abgedeckt sehen. Er würde jedoch verschiedene Gruppen unterscheiden, nicht pauschalisieren und zählt sich persönlich wiederum zur Gruppe, die sowohl online als auch offline agiert. „*Also, ich kann mir gut vorstellen, wenn man da eine Studie zu macht, dass genug Leute angeben könnten, dass sie ihr Engagement abgedeckt sehen durch diese Online-Aktivität. Und dann denken: ‚Okay, ich habe doch was getan, warum sollte ich jetzt auch noch da hingehen?‘ [...] Es gibt wahrscheinlich verschiedene Gruppen, aber ich würde jetzt nicht pauschal sagen, dass das jetzt alle abschreckt vom Offline-Aktivismus. Und mich persönlich auch nicht. Ich finde die Online-Petitionen wichtig und auch sinnvoll, aber ich werde dennoch zu Demonstrationen gehen und das Nachhaltigkeitsbüro ist ja auch offline.*“ (Kilian,

Z. 848 ff.) Auch Olaf zählt sich nicht zur Gruppe der ‚Klicker‘ und erzählt, wie er vor Zeiten von Online-Petitionen schon wusste, dass man sich auf der Straße einbringen müsse. Online-Petitionen sprechen ihn hingegen nur selten an. *„Also, ich habe das kennengelernt, das Ganze, als es noch überhaupt kein Internet gab. Und ich habe gesehen, wie das läuft. Und dass es nur läuft, wenn man selbst den Arsch hochkriegt und irgendwo hingeht und was tut.“* (Olaf, Z. 428 ff.)

Sarah und Valeria können sich gut vorstellen, dass es einige Menschen gibt, die sich durch Online-Aktivismus ihr Ruhekitzen verschaffen und darüber hinaus nicht weiter aktiv sind. Valeria verbietet sich selbst jedoch ein solches Denken, auch wenn sie die Versuchung manchmal spürt.⁵⁹ Sarah geht noch einen Schritt weiter und vergleicht ein solches Verhalten mit Ablasshandel – sich in einigen Bereichen zu engagieren und damit den Freibrief für andere Bereiche zu kaufen. Sie selbst versteht Engagement jedoch ganzheitlich und partizipiert auf verschiedenen Ebenen. *„[...] es mag Leute geben, für die das zutrifft. Ich denke, da hat man auch an anderen Stellen so eine Art Ablasshandel. Dass man sagt: ‚Ach nee, ich trenne ja den Müll und so, ich mache ja alles gut, dann kann ich auch in den Urlaub fliegen.‘ Und ja: Blödsinn. So geht’s natürlich nicht! Für mich ist das halt ganzheitlich.“* (Sarah, Z. 903 ff.)

Mareike geht wiederum davon aus, dass es neben einigen Faulen, die sich mit Online-Partizipation begnügen, noch viele andere gibt, die froh darüber sind, an Straßenaktionen in der Nähe teilnehmen zu können.⁶⁰ Julia hingegen beurteilt das Phänomen nach Themen getrennt und geht davon aus, dass es in bestimmten Bereichen Menschen gibt, die sich über das Unterzeichnen von Online-Petitionen hinaus nicht anderweitig beteiligen. Im umweltpolitischen und sozialpolitischen Bereich sieht sie diese Gefahr jedoch nicht.⁶¹ Hier und an vorangegangenen Stellen wird deutlich, dass einige der Interview-Partner*innen – und so auch Julia – sehr reflektiert zwischen verschiedenen Policybereichen unterscheiden. Die Aussagen, die sie treffen, beziehen sich oftmals nur auf bestimmte Themenfelder – oder wie im Fall von Günter oder Sabine auch auf eine sehr

⁵⁹ *„Ja, das kann ich mir schon vorstellen. Man kann sich schneller sein Ruhekitzen verschaffen. Habe ich gemacht, war ich dabei.“ Und das einfach im Gegensatz zu denen, die rausgehen [...] Das verbiete ich mir ein bisschen. Aber die Versuchung ist schon da.“* (Valeria, Z. 871 ff.)

⁶⁰ *„Aber zum Glück sind die Menschen ja alle ein Individuum und es gibt viele Faule darunter, die wahrscheinlich schon glücklich sind, den Klick gemacht zu haben. Aber es gibt bestimmt auch ganz viele andere, die sich freuen, wenn sie da ne Aktion in der Nähe sehen und können dann da auch hingehen und teilnehmen.“* (Mareike, Z. 1038 ff.)

⁶¹ *„Also, vielleicht irgendwie in anderen Bereichen, aber ich glaube, im umweltpolitischen Bereich eigentlich nicht. Und im sozialpolitischen glaube ich eigentlich auch nicht.“* (Julia, Z. 821 f.)

reflektierte Unterscheidung verschiedener Handlungs- und Einflussmöglichkeiten (vgl. Abschn. 5.2.2 zum Thema „Bürgerschaftsverständnisse als Erklärung für Protestpartizipation“).

„[...] dass diese Online-Petitionen die Sache sogar eher in Gang gebracht haben [...].“ (Sybille) – Gegenargument zur Clicktivism-Kritik: Online-Aktivismus bewirkt wieder mehr Offline-Engagement

Im Gegensatz zur Annahme, dass Online-Aktivismus faul mache und Menschen dadurch von der Teilnahme an Straßendemonstrationen abgehalten werden, sind Sarah und andere der Meinung, dass Online-Aktivismus sogar zu mehr Offline-Aktivismus führe und dass das Mobilisieren für Straßenproteste durch das Internet leichter werde. Sarah beschreibt eine Situation, in der aus Online-Engagement dann Offline-Aktivismus in Form eines Straßenstandes wurde und dass somit das Netz dazu beiträgt, dass vermehrt Aktionen auf der Straße stattfinden.⁶² Sybille meint, über längere Zeit eine Flaute in Sachen Demonstrationen beobachtet zu haben und sieht Online-Petitionen als Auslöser für Veränderungen hin zu mehr Beteiligung. Laut Sybille trägt Online-Aktivismus dazu bei, dass ein Thema besser verbreitet wird. *„Ja, es war ja eigentlich längere Zeit eine Flaute mit Demonstrationen, also das Thema Kernenergie war ja dann erstmal vom Tisch, weil es so wenig von der Politik Resonanz gefunden hat, denke ich mal, deswegen war da so eine lange Flaute. Und ich glaube fast, dass diese Online-Petitionen die Sache sogar eher in Gang gebracht haben, dass wieder mehr Menschen sich beteiligen konnten.“* (Sybille, Z. 666 ff.) Kurz darauf revidiert Sybille diese Position jedoch wieder und vermutet, dass es doch die Themen und Ereignisse waren, die eine Zunahme an Protestaktionen zur Folge hatten, und nicht der Online-Aktivismus an sich. Sie denkt aber, dass Online-Aktivismus nicht schade und jede Form für sich ihre Vorteile habe und gleichwertig sei.⁶³

Eine solche Welle von Protest bzw. Phasen von mehr oder weniger Aktivismus beschreibt auch Sonja. Sie vermutet, dass es immer wieder Phase von stärkerem Aktivismus gibt, wie bspw. in der Anti-AKW-Bewegung oder zu Zeiten

⁶² *„[...] weil sie halt eben auch einen Infostand machen wollten und so. Und das ist ja eigentlich ein Beispiel, wo es ja eher andersrum ist: Wo es dann halt quasi aus dem Online-Engagement dann hinterher zurückgeht, vor Ort.“* (Sarah, Z. 930 ff.)

⁶³ *„Also ich denke, dass da die Themen und Ereignisse das waren, was die Leute auf die Straße gebracht haben. Die nochmal so eine neue Welle gebracht haben. Ich denke nicht, dass es durch die Online-Dinge kam, aber ich denke auch, die haben da nicht geschadet. Also so aus dem Bauch heraus würde ich sagen, das hat so was Gleichwertiges – jedes hat so seine Qualität.“* (Sybille, Z. 688 ff.)

der Friedensbewegung, und dass Engagement zuerst abflaut und beim nächsten großen Thema wieder viele Leute auf die Straße gehen. Für Sonja ist das Internet dabei insofern wichtig, als sie sich online über die nächsten Offline-Aktionen informiert. *„Ich habe das Gefühl, das politische Engagement kommt in so Wellenbewegungen. Also so wie eben damals die Anti-AKW-Bewegung, die Friedensbewegung – und dann scheint es wieder abzuflauen und dann kommen die Medien und andere Experten und sagen: ‚Ja, die Leute sind unpolitisch, die Jugend ist unpolitisch usw.‘ Und dann kommt eben das nächste große Thema und dann sind die Leute wieder auf der Straße. [...] für mich ist das Internet halt auch sehr wichtig, um mich selbst zu informieren über die nächsten Aktionen, an denen ich teilnehmen will.“* (Sonja, Z. 763 ff.) Auf die Nachfrage, ob sie glaube, dass es Menschen gäbe, die nur Online-Petitionen unterzeichnen und darüber hinaus nicht engagiert sind, stellt Sonja fest, dass das besser sei als nichts und dass sie über Online-Petitionen bei einem sensiblen Thema vielleicht doch irgendwann darüber hinaus aktiv werden könnten.⁶⁴

„Man hat so was Ähnliches wenn Leute spenden.“ (Günter) – Vergleich von Online-Petitionen mit Spendengeldern

Schwierigkeiten bei der Beurteilung von Online-Petitionen hat Günter, der das Unterzeichnen von Petitionen mit dem Spenden von Geld vergleicht. In beiden Fällen brauche man darüber hinaus nichts weiter zu machen und habe eventuell das Gewissen erleichtert. *„Man hat so was Ähnliches, wenn Leute spenden. Du spendest bei Brot für die Welt und damit hast du dann was gegen den Hunger auf der Welt getan. Jetzt brauche ich sonst nichts mehr zu machen. Kann ja sein. Manchmal ist da so eine Verknüpfung, so ein ruhiges Gewissen, in dem Sinne gibt’s das schon. Aber ob das jetzt ein Klick im Internet auslöst? Ob das den gleichen Effekt hat, weiß ich nicht.“* (Günter, Z. 613 ff.) Günter ist jedoch unsicher, ob ein Klick im Internet den gleichen beruhigenden Effekt auf Bürger*innen haben könne, wie beim Spenden von Geld. Bei finanzieller Unterstützung für Organisationen, die sich bspw. gegen Armut und Hunger einsetzen, sieht er eine direkte Verknüpfung zwischen seiner Spende und der Linderung von Hungerleiden, insofern als die Organisation sein Geld für konkrete Projekte investiert. Dieser direkte Zusammenhang scheint ihm beim Unterschreiben von Online-Petitionen zu fehlen. Hier kann Günter deutlich schwieriger sehen, was konkret seine Unterschrift nun bewirkt haben könnte.

⁶⁴ *„[...] es ist immer noch besser, sie machen das als halt jetzt jemand, der gar nichts tut. Und wer weiß: Wenn dann doch mal ein Thema dabei ist, das sie berührt, vielleicht werden sie dann doch mal aktiv.“* (Sonja, Z. 781 ff.)

„Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt.“ (Markus) – Vergleich von Online-Petitionen mit Ablasshandel

Dieses gute Gewissen beschrieb Sarah schon als „Ablasshandel“ (siehe oben) und auch Markus nutzt diesen Vergleich. Ob mit einem Mausklick oder einer Geldspende – sich selbst das Gefühl zu vermitteln, man habe sich eingebracht, geht laut Markus schnell. So wie der Ablasshandel damals vor der Reformation, sei es heute mit dem schnellen Online-Aktivismus oder der finanziellen Unterstützung von Organisationen. *„Ja, ich kann ja in die Leute nicht reinschauen, aber es ist halt so bequem, so schnell mal per Mausklick zu sagen, ‚Jetzt bin ich dabei und jetzt habe ich hier was getan‘ und damit hat es sich. Das kann ich mir schon vorstellen, dass das so wirkt. Das war schon immer so: Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt. Das war beim Ablasshandel, vor der Reformation so.“* (Markus, Z. 772 ff.) Auch Olaf hat einen Erklärungsansatz für die Gewissenserleichterung via Online-Petition. Nach dem Motto „Jeden Tag eine gute Tat“ könne man täglich zu gewünschten Themen Petitionen unterzeichnen, ohne sich darüber hinaus weiter zu engagieren. Das gehe dann zu Lasten von Organisationen wie dem BUND, meint Olaf. *„Ist ja auch so leicht, [...] jeder kann da mal schnell sein Gewissen erleichtern. Ich abonniere diese ganzen Compact-Online-Petitionsdinger da oder klick dann da irgendwie die Themen an, die ich will und dann kann ich jeden Tag ne gute Tat tun. Und dann brauche ich mich sonst nicht zu aktivieren, zu engagieren. Das ist ja auch das Dumme dabei, also für uns jetzt, vom BUND.“* (Olaf, Z. 396 ff.) Mit dem gleichen Argument erklärt auch Felix Aktivismus, der auf rein finanzieller Unterstützung oder dem alleinigen Unterzeichnen von Petitionen basiert. Mit dieser guten Tat pro Tag würden manche im Freundeskreis angeben, so hat er die Erfahrung gemacht.⁶⁵ Dass man bei einer TTIP-Online-Petition 350.000 Unterschriften erhalte und bei einer Straßenaktion nur 30 Leute anwesend sind, spricht für Felix Bände. Er unterstellt dem Großteil der Unterstützer*innen kein wirkliches Interesse zu haben und die Weltrettung lieber anderen überlassen zu wollen.⁶⁶

⁶⁵ *„Das hat so ein bisschen was von der Kirche im Mittelalter. Man hat was Gutes getan, das ist so ein bisschen die gute Tat für heute und damit kann man auch im Freundeskreis angeben, höre ich immer mal wieder. ‚Ich bin jetzt Mitglied beim WWF, ich gebe den jährlich 15 Euro‘ oder was.“* (Felix, Z. 971 ff.)

⁶⁶ *„Und diese Klicktivismus-Sache: Dass die Leute es zwar toll finden, aber eigentlich kein Interesse daran haben. Also, ja wir wollen die Welt retten – aber wie, das überlassen wir den Anderen. Das spricht doch Bände, dass man 350.000 Unterschriften für eine TTIP-Aktion bekommt und am Ende kommen 30 Leute. Das ist schade.“* (Felix, Z. 952 ff.)

„[...] aber das ist irgendwie kein richtiger Aktivismus.“ (Julia) – Unterscheidung zwischen dem Unterzeichnen von Online-Petitionen und politischem Aktivismus

Julia ist der Meinung, dass politischer Aktivismus nicht von Online-Petitionen beeinflusst werde, da sie das Unterzeichnen von Online-Petitionen grundsätzlich nicht dem Bereich Aktivismus zurechnet. Sie trennt klar zwischen politischem Aktivismus und Online-Petitionen, die sie eher als Meinungsäußerung versteht. Darüber hinaus glaubt sie, dass sich Aktivismus verändere und neue Formen brauche. Das Erstellen und Betreuen einer Petition versteht sie als Aktivismus, das alleinige Unterzeichnen jedoch nicht. *„Also, ich habe diesen Begriff [Clicktivism] vorher noch nie gehört, aber ich glaube jetzt so ganz spontan aus dem Bauch heraus eigentlich nicht, dass dieser Effekt eintreten wird oder am Eintreten ist. Weil ich aber auch Online-Aktivismus im Sinne vom Petitionen-Unterschreiben gar nicht als politisches Aktivsein verstehe. Also, das ist eine Meinungsäußerung, aber das ist irgendwie kein richtiger Aktivismus. [...] ich denke schon, dass so Petitionen, also das Erstellen von Petitionen, das ist für mich auch Aktivismus, aber das Anklicken, das ‚Hier, ich unterschreibe‘ das hat für mich nicht so viel mit Aktivismus zu tun, das passiert ja so nebenbei und ich glaube, dass das nicht wirklich eindämmt, wie man sich sonst noch einbringt.“* (Julia, Z. 798 ff.) Auch an dieser Stelle zeigt sich erneut die Differenzierungsleistung einiger Interview-Partner*innen, die sehr reflektiert über verschiedene Engagementformen und Einflussmöglichkeiten nachdenken und diese in den Interviews artikulieren.

„[...] diese Bereitschaft nur zu punktuellen Engagement.“ (Olaf) – Sporadisches und temporäres Engagement koordinieren

Angesprochen auf das Thema Clicktivism, erzählt Olaf von Anfragen an den BUND, sich punktuell und sporadisch einbringen zu wollen und schlägt vor, mit Hilfe des Internets Personen, Zeit und Bedarf an Aushilfe zu koordinieren, um solche Anfragen annehmen und die angebotenen Ressourcen möglichst effizient nutzen zu können. Diese Form von Engagement verortet Olaf zwischen Clicktivism und „richtigem Engagement“ und bewertet es nicht, sondern macht sich grundsätzlich darüber Gedanken, wie man solche Anfragen nutzen könnte. *„Und das andere, was wir noch nicht besprochen hatten, ist etwas das zwischen Clicktivism ist und dem richtigen Engagement. Das ist diese Bereitschaft nur zu punktuellen Engagement. Das sehe ich auch immer öfter hier im BUND, dass Leute sagen – gut, auch bei den Grünen – ‚Ja, ich will mich engagieren, aber ich habe nur drei Stunden.‘ [...] Und wenn man das gut plant, das kann man ja auch mit dem Internet gut machen, hat man dieses Matching von Zeit und Personen und so, dann kann man die auch einsetzen.“* (Olaf, Z. 1173 ff.) Olaf vermutet, dass solche Interessent*innen vielleicht aus dem Bereich des Online-Aktivismus kommen und ein

Interesse entwickelt haben, sich weitergehend einzubringen. Begrenzte Zeitressourcen schränken die Möglichkeiten des Engagements zwar ein, nichtsdestotrotz stellen diese Leute eine Anfrage für eine punktuelle Mitarbeit beim BUND. Er bezeichnet diese Form des Engagements als hybrid. *„Aber das gibt’s anscheinend auch: So Leute, die so rauskommen aus diesem Clicktivism vielleicht oder ich weiß nicht, wo die herkommen, dass die jetzt sagen: ‚Ich möchte mehr machen, aber vielleicht auch nicht so viel.‘ Also, das ist so eine Hybrid-Kiste, so zwischen den beiden.“* (Olaf, Z. 1202 ff.)

Zusammenfassung

Viele Interview-Partner*innen beschreiben nahezu begeistert die Vorteile des Internets als Möglichkeit, sich zu vernetzen, miteinander über Distanzen hinweg zu kommunizieren, scheinbar unendliche Massen an Informationen zur Verfügung zu haben und andere auf Protestaktionen aufmerksam zu machen. Doch ein Großteil sieht auch Risiken und Nachteile in der grundsätzlichen Nutzung des Internets, insb. aber von Social Media. Häufig werden gegensätzliche Tendenzen beschrieben: Einerseits der Vernetzungsgedanke und das Internet als dezentrales Kommunikationsmittel, andererseits Überwachung und Datenmissbrauch. Einerseits Möglichkeiten für kleinere Grasswurzelbewegungen und Organisationen, ihre Themen eigenständig zu positionieren, andererseits die Gefahr, dass Online-Petitionen und andere Formen von Netzaktivismus Verbänden wie dem BUND aktive Unterstützer*innen streitig machen. Bezüglich der jeweiligen Vorteile von Straßen- und Netzprotest stimmen die Gesprächspartner*innen häufig überein, bei den Risiken und Nachteilen der verschiedenen Protestformen differieren die Einschätzungen – und dies unabhängig davon, ob die Personen sich tendenziell eher bei Campact oder dem BUND engagieren.

Einig sind sich die Interview-Partner*innen dahingehend, dass Straßenprotest weiterhin eine sehr bedeutsame Rolle hat. Er wird als Sichtbarmachung des Volkswillens und Austragungsort von Meinungen verstanden. Einige Bürger*innen sind der Ansicht, dass Straßenproteste sogar eine Art Hilfestellung für Politiker*innen und deren Entscheidungen sind. Andere betonen u. a. auch den Vorbildcharakter von Straßenprotesten in Deutschland und den Fakt, dass diese aufgrund von Meinungsfreiheit und Demonstrationsrecht überhaupt stattfinden können. Wie bereits in Abschnitt 5.3.2 „Kollektive Identität und Mitgliedschaft“ beschrieben, spielen Innenwirksamkeit und Gemeinschaftsbildung für viele Bürger*innen eine besonders wichtige Rolle bei Straßenprotesten. Auf die Bedeutung von Straßendemos angesprochen, erzählen viele von Erfahrungen der Solidarisierung mit Gleichgesinnten. Eine weitere Stärke sehen einige

Interview-Partner*innen auch in positiven Effekten für Verbände und Organisationen. Bei Straßendemos kämen verschiedene Akteure zusammen und würden Bündnisse bilden, anstatt gegeneinander zu arbeiten. Bei anderen Partizipationsformen wie bspw. Infoständen werden hingegen insb. der direkte Kontakt zu anderen Menschen und das dort erfahrbare direkte Feedback geschätzt. Einige Interview-Partner*innen schreiben Straßendemos mehr Symbolcharakter zu, als dass er direkte Wirkung hätte und benennen als eigentliches Ziel, massenmediale Aufmerksamkeit für ein Protestanliegen zu erhalten. Viele sind der Meinung, dass Straßenprotest weiterhin wichtig bleibe, weil er durch einen deutlich größeren Zeitaufwand eine größere Dringlichkeit vermittele als es Formen von Netzaktivismus können. Außerdem habe nicht jeder einen PC bzw. Internetzugang und somit seien Formen von Online-Aktivismus nicht für jeden zugänglich.

Jedoch werden auch negative Aspekte von Straßenprotest angemerkt, bspw. der Missbrauch durch Gewalttäter, ein grundsätzliches Unwohlsein in Menschenmengen oder eine Instrumentalisierung der Teilnehmer*innen. Als Hinderungsgründe für eine Teilnahme an Straßendemos werden auch schlechtes Wetter, die weite Anreise, die lange Fußstrecke vor Ort, grundsätzlich mangelnde Zeit oder der Aspekt, nicht für eine Teilnahme aufgefordert worden zu sein, genannt. Einige Interview-Partner*innen haben kein großes Vertrauen in die Wirksamkeit von Straßendemos und fragen sich, welche Demos der Vergangenheit tatsächlich etwas bewirkt hätten.

Einigkeit besteht bei allen Interview-Partner*innen – sowohl den Kritiker*innen als auch den Befürworter*innen von Online-Aktivismus – über die grundsätzlichen Vorteile des Internets für Protest. Positiv hervorgehoben werden das Mobilisierungspotenzial, der erleichterte Zugang zu Informationen und die große Reichweite digitaler Medien. Übereinstimmend stellen die Gesprächspartner*innen fest, dass es komplett ohne Internet nicht gehen würde. Unterstützer*innen der Pro- und Contra-Positionen haben gemeinsam, dass sich keiner von ihnen gänzlich den individuellen Vorteilen des Internets verwehrt. Online seien Informationen meist besonders aktuell und jederzeit verfügbar. Das Netz diene den Bürger*innen zum Kontakterhalt mit anderen, zur Verbindung zu Gleichgesinnten und ganz grundsätzlich zur Vernetzung. Eine der Interview-Partner*innen beschreibt sogar ein online erfahrbares Zugehörigkeitsgefühl. Auch für Organisationen und Verbände wird eine Arbeitserleichterung und Kostenersparnis konstatiert. Aus Sicht der Interview-Partner*innen könnten sie nicht auf Online-Auftritte mit Webseiten oder den Versand von E-Mails verzichten. Newsletter und E-Mail-Verteiler werden als wertvolle Informationsquellen geschätzt und Online-Petitionen als sinnvolles Mittel, um ein Zeichen zu setzen. Die Einfachheit und der geringe Zeitaufwand sind aus Sicht der meisten

Interview-Partner*innen Vorteile von Online-Petitionen, welche dazu führen, dass solche Petitionen unterzeichnet werden. Einige beschreiben jedoch auch, nur ausgewählte Online-Petitionen zu unterzeichnen und/oder sich bei einigen Themen erst tiefer einlesen zu wollen, bevor unterzeichnet wird. Sie unterschreiben Petitionen z. B. wenn es wegen einer Autofill-Funktion schnell und bequem ist (Mareike und Julia), wenn der Petitionstext argumentativ schlüssig und der Online-Auftritt der Petition professionell ist (Kilian), wenn die Petition von Bekannten weitergeleitet wurde (Gerd), wenn die Petition das persönliche Themenfeld betrifft (Olaf) oder auch, wenn der/die Ersteller*in der Petition zuvor die eigene Online-Petition unterzeichnet hat (Stefanie).

Gleichzeitig beschreiben viele Interview-Partner*innen jedoch auch, dass der Überfluss an Online-Petitionen bei ihnen zu Abstumpfung und Ermüdung führt. Einige sind der Meinung, dass Online-Petitionen keinerlei Wirkung haben oder dass Online-Aktivismus grundsätzlich weniger effektiv ist, weil er im Vergleich zu Straßenaktionen weniger Aufmerksamkeit von den Massenmedien erhält. Trotzdem unterzeichnen auch diese Personen – teils sogar sehr oft – Online-Petitionen, was wiederum darauf zurückzuführen ist, dass sie der Meinung sind, dass es so schnell gehe und so wenig Aufwand benötige, dass man es doch kurz nebenbei mit erledigen könne. Der geringe Aufwand wiegt somit mehr als die Einstellung, dass kaum Wirkung damit erzielt werden oder dass man die Wirkung eines Einzelnen zumindest nicht direkt sehen könne. Darüber hinaus werden auch Datenschutzbedenken geäußert, ebenso wie eine Angst vor eventuellen beruflichen Konsequenzen, nachdem man sich im Internet öffentlich politisch geäußert habe. Ein Interview-Partner beschreibt, dass das Internet dazu führe, dass Nutzer*innen ihre Hemmschwelle verlieren und sich online in einer Form äußern, in der man in einem Face-to-Face-Gespräch kaum miteinander kommunizieren würde.

Insbesondere die Personen, die recht häufig Online-Petitionen unterzeichnen, wünschen sich eine Art Bündelung von Petitionen mit ähnlichen Anliegen, sodass sie mehrere Petitionen gleichzeitig unterstützen können oder äußern den Wunsch nach unterschiedlichen Plattformen, die zwischen Einzelschicksal-Petitionen und größeren, gesellschaftlichen Forderungen unterscheiden. Gleichzeitig merken aber auch sie an, dass eigentlich alle Anliegen gleich wichtig seien und es schwierig sei, eine Unterscheidung vorzunehmen.

Mit Blick auf die unterschiedlichen Organisationen und Petitionsplattformen unterscheiden sich die Einstellungen der Interview-Partner*innen stark. Die meisten sprechen Campact ein hohes Vertrauen aus und sind Avaaz gegenüber sehr skeptisch, insb. mit Blick auf Datenschutz. Diese Position vertreten sowohl Personen, die sich vermehrt bei Campact einbringen, als auch solche, die sich

besonders beim BUND engagieren. Viele der BUNDler sind gleichzeitig aufgeschlossen gegenüber Campact, doch nur solche, die beim BUND sehr aktiv sind, geben an, grundsätzlich alle Online-Petitionen auf der Webseite des BUND zu unterzeichnen. Diejenigen, die direkten Kontakt zu Mitarbeiter*innen von Change.org hatten, weil sie selbst dort eine Petition erstellt und betreut haben, loben diese Organisation für ihr Engagement und ihre Glaubwürdigkeit. Einzig eine Interview-Partnerin vertritt die gegenteilige Meinung und unterstützt Avaaz, während sie Campact mangelnde Transparenz und Egoismus im Umgang mit Geld vorwirft. Die Social-Media-Aktivitäten einzelner BUND-Ortsgruppen werden von älteren BUND-Mitgliedern als irrelevant bezeichnet, da vor Ort nicht die passenden Zielgruppen aktiv seien. Ein jüngeres BUNDjugend-Mitglied hält den Umgang mit Online-Petitionen durch den Verband noch für ausbaufähig und schreibt klassischen Petitionsplattformen wie Campact hier größere Kompetenz zu. Von einigen Interview-Partner*innen wird der E-Mail-Versand von Campact als „spam-ig“ und zu umfangreich empfunden, während Change.org dabei zurückhaltender sei. Campact kommuniziere häufig Weltuntergangsszenarien, die abstumpfend wirken könnten.

Explizit auf die Clicktivism-Kritik angesprochen äußern die meisten Interview-Partner*innen Unverständnis für die These, dass Online-Aktivismus von Straßenprotest abhalte. Das Netz wird als wichtige Ergänzung zur Straße verstanden und es wird kein Zusammenhang zwischen Partizipation im Netz und bei Straßendemos vermutet. Einige äußern sich dankbar für Möglichkeiten, sich schnell und ohne großen Aufwand einbringen zu können und verstehen Online-Petitionen als willkommene Möglichkeit sich in Zeiten gesellschaftlicher Beschleunigung trotzdem einbringen zu können. Gegenteilig zur Clicktivism-Kritik argumentieren manche sogar, dass Netzprotest dazu geführt habe, dass sich wieder mehr Bürger*innen offline einbringen. Hier steht insb. der Mobilisierungsaspekt im Mittelpunkt. Andererseits wird jedoch auch die These geäußert, dass die Einfachheit von Online-Petitionen den Wert einzelner Unterschriften schmälert. An einem Straßenstand seien Unterschriften bspw. deutlich schwieriger zu erhalten und somit würden analoge Unterschriftenlisten mehr aussagen als digitale Unterschriften bei Online-Petitionen. Während ein einziger Interview-Partner bei sich selbst bereits beobachtet hat, dass er manchmal Straßenproteste oder andere Offline-Aktionen ausfallen lässt, weil er sich zu entsprechendem Thema bereits online geäußert hat, können die anderen Interview-Partner*innen sich dies entweder gar nicht vorstellen oder zumindest nicht bei sich persönlich. Ein weiterer geäußelter Kritikpunkt an Online-Petitionen ist der Vergleich mit Ablasshandel, also der Gedanke, dass Bürger*innen sich durch das Unterzeichnen von Online-Petitionen einen Freibrief dafür verschaffen, sich nicht mehr anderweitig

einbringen zu müssen. Gleiches gilt laut Meinung einiger auch für Spendengelder, welche ebenso gern als Ersatz für Partizipation in Organisationen, Verbänden oder bei Straßendemos verstanden werden. Einen Lösungsansatz für Menschen mit knappen zeitlichen Ressourcen und/oder ohne Bereitschaft sich längerfristig an eine Organisation binden zu wollen, könnte ein Vermittlungssystem darstellen, welches interessierten Bürger*innen sporadisches und temporäres Engagement in Organisationen erlaubt. Diese Instanz würde Angebot und Nachfrage von zivilgesellschaftlichem Engagement in Form kleinerer Arbeitspakete vermitteln und somit Menschen die Möglichkeit geben, sich ohne Bindung und nach zeitlichen Ressourcen sinnvoll einzubringen.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





Typen von Protest-Aktivist*innen

8

Die nun folgende Typenbildung hat das Ziel, alle bisher thematisierten Aspekte zusammenzuführen und basierend auf den Ressourcen, Bürgerschaftsverständnissen, Motiven, Mitgliedschaftsverständnissen, Empfindungen kollektiver Identität, konkreten Praktiken und Einstellungen zu Straßen- und Netzprotest der interviewten Bürger*innen drei grobe Typen von Protest-Aktivist*innen zu skizzieren. Diese unterscheiden sich insb. bzgl. ihrer ausgeübten Protestpraktiken und darin, wie intensiv sie das Netz in ihre Partizipation einbinden. Denn ein wichtiges Ergebnis der vorliegenden Analyse ist, dass alle Interview-Partner*innen in der Nutzung des Internets Vorteile für zivilgesellschaftliches Engagement sehen. Sie alle nutzen das Netz für Recherchen, für E-Mails und als Informationsquelle. Manche von ihnen unterzeichnen oder erstellen darüber hinaus auch Online-Petitionen und andere wiederum sehen Vorteile in der Nutzung von Social-Media-Kanälen, insb. für die Verbreitung von politischen Inhalten und für die Mobilisierung. Wie im vorangegangenen Kapitel ausführlich beschrieben, versteht ein Großteil der Interview-Partner*innen Netz und Straße als wertvolle Ergänzung zueinander. Da sich keine der Bürger*innen den Vorteilen des Internets komplett verschließt, zeichnen sich zwar alle drei Typen durch digitale Praktiken aus, unterscheiden sich jedoch in der Extensität dieser. Entsprechend liegt der Fokus der nun folgenden Typisierung insb. auf Praktiken und in den anderen Kategorien vorkommenden Faktoren, die diese Praktiken beeinflussen.

Der erste Typ nutzt im Internet hauptsächlich Web 1.0 Funktionen, d. h. er konsumiert Newsletter, liest Berichte und schreibt und liest E-Mails. Social-Media-Kanäle sind ihm größtenteils fremd. Eine Abwandlung dieses Typs nutzt jedoch das Unterzeichnen von Online-Petitionen als Ausdruck persönlicher Positionen. Der zweite Typ ist mit Social Media vertrauter als der erste und postet auf diesen Kanälen auch politische Inhalte. Eine Abwandlung dieses Typs unterschreibt zusätzlich zu einer recht aktiven Social-Media-Nutzung auch regelmäßig

Online-Petitionen. Der dritte Typ wiederum gestaltet aktiv verschiedene Inhalte im Netz mit, nutzt Social Media und hat darüber hinaus bereits Gebrauch von der Möglichkeit gemacht, selbst eine Online-Petition zu erstellen. Auch dieser Typ unterzeichnet regelmäßig Online-Petitionen auf verschiedenen Plattformen. Da das Erstellen und Betreuen einer eigenen Online-Petition einen deutlich höheren Zeitaufwand (und meist auch ausgeprägteres Wissen zum entsprechenden Thema) erfordert als das Erstellen von Social-Media-Beiträgen, wird der dritte Typ als Erweiterung vom zweiten Typ verstanden, der nochmal deutlich mehr Ressourcen investiert, als die beiden vorangegangenen Typen und durch die Online-Petition eine weitere Form von Netzinhalten aktiv mitgestaltet.

Während die drei genannten Typen zusammen alle vorkommenden Online-Protestpraktiken dieses Samples beschreiben, unterscheiden sich viele Interview-Partner*innen untereinander bzgl. ihrer individuellen Ressourcen, Motive und Einstellungen. Die nun vorgestellten sechs Fallbeispiele thematisieren dabei eine Vielzahl der im Material beobachteten Aspekte und setzen diese in Relation zueinander, können jedoch nicht alle Themen der Analyse nochmal in ihrer Gänze würdigen. Innerhalb der Typisierung wird auch noch einmal Bezug auf die Auswahlkriterien des Samples genommen und thematisiert, welchen Einfluss Faktoren wie Organisationsgrad, Alter und Intensität des Engagements auf einzelne Protestpraktiken haben.

<i>Protesttyp</i>	<i>Web 1.0</i>		<i>Web 2.0</i>		<i>Prosumerin</i>	
	<i>Web 1.0</i>	<i>Web 1.0 + OP</i>	<i>Web 2.0</i>	<i>Web 2.0 + OP</i>	<i>Prosumerin</i>	<i>Prosumerin +</i>
<i>Abwandlungen des Typs</i>						
<i>Repertoire von Online-Praktiken</i>						
Internet als Informationsquelle (Recherche, Konsum von Informationen)	ja	ja	ja	ja	ja	ja
E-Mails	ja	ja	ja	ja	ja	ja
Online-Petitionen unterschreiben	nein	ja	nein	ja	ja	ja
Social Media für politische Zwecke	nein	nein	ja	ja	ja	ja
Aktives Mitgestalten von Netzinhalten durch eigene Online-Petition	nein	nein	nein	nein	ja	ja

Abbildung 8.1 Unterschiedliche Handlungsrepertoires der drei Protesttypen

Während [Abbildung 8.1](#) einen Überblick über die unterschiedlichen Handlungsrepertoires der drei Protesttypen gibt, befasst sich [Abbildung 8.2](#) mit den Faktoren, die die Protesttypen bzgl. ihrer Handlungen beeinflussen. Dabei spielen sowohl Faktoren eine Rolle, die – wie im weiteren Verlauf gezeigt werden wird – bei allen Protesttypen erfüllt sind (z. B. Ressource Zeit), als auch solche, die bei den drei Typen unterschiedlich ausgeprägt sind (z. B. Datenschutzbedenken). In der Tabelle nicht dargestellt sind Faktoren, die dieser Untersuchung nach keinen

maßgeblichen Einfluss auf das Praktikenrepertoire der Protesttypen haben (z. B. Organisationsgrad oder Alter). Die in Abbildung 8.2 genannten Einflussfaktoren werden in den nun folgenden drei Beschreibungen der Protesttypen aufgegriffen, bevor am Ende eine weitere Tabelle die verschiedenen Ausprägungen der Einflussfaktoren je Protesttyp zusammenfasst und visuell aufarbeitet.

<i>Einflussfaktoren</i>	<i>Protesttyp</i>	<i>Web 1.0</i>	<i>Web 2.0</i>	<i>Prosumerin</i>
Zeit				
Alltagsbezug, Ortsbezug, Praktiken-Orientierung				
Einschätzung zur Wirksamkeit				
Technik-Skills				
Datenschutzbedenken				
Einfluss von Digitalisierung auf Bürgerschaftsverständnis				
Motive für entsprechende Internetnutzung				

Abbildung 8.2 Einflussfaktoren auf das Handlungsrepertoire der drei Protesttypen

8.1 Typ Web 1.0

Web 1.0 – Isabelle

Isabelle steht repräsentativ für den Typ „Web 1.0“, welcher das Internet hauptsächlich für Recherche- und Informationszwecke nutzt, Social Media nicht oder kaum für Protestaktivitäten verwendet und keine bis wenige Online-Petitionen unterzeichnet. Dieser Typ von Protest-Aktivist*innen konzentriert sich insb. auf Offline-Praktiken zivilgesellschaftlichen Engagements, nutzt aber auch dafür die Vorteile des Internets.

Isabelle (26 Jahre) ist weder Mitglied einer Partei noch einer Organisation, dafür aber in verschiedenen lokalen und informellen Gruppen aktiv. Sie verfügt als Studentin über eine vergleichsweise flexible Zeiteinteilung und als Digital Native über recht ausgeprägte PC- und Internet-Fähigkeiten.

Isabelle engagiert sich zivilgesellschaftlich, weil sie es als Muss empfindet und vertritt die Ansicht, dass in einer pluralen Gesellschaft jeder auf individuelle Art und Weise seinen Beitrag leisten kann. Sie engagiert sich am liebsten bei Projekten, bei denen sie mit anpacken kann. Hier zeigt sich ein sehr praktiken- und lösungsorientiertes Verständnis von Partizipation. Sie möchte andere Menschen zum Umdenken anregen und stellt auch an sich selbst den Anspruch, ganzheitlich zu handeln und ihre Vorsätze im Alltag so gut wie möglich einzuhalten.

Alltagsbezug kann folglich als partizipationsbegünstigender Faktor für diesen Protesttyp gewertet werden. Isabelle versteht ihren Beitrag als zivilgesellschaftliches und gesellschaftspolitisches Engagement. Ihr Wunsch nach ganzheitlichem Wirken überträgt sich auch auf Arbeitszeitmodelle, denn Isabelle fordert ein neues Arbeitszeitmodell ohne 40-Stunden-Woche, sondern mit Zeit für zivilgesellschaftliches Engagement in Form von Projekten, in denen Dinge repariert, Gemüse angebaut, sich geholfen und Gesellschaft mitgestaltet wird. Zugehörigkeit empfindet sie bei gemeinsamen Aktionen. Ein Mitglied ist laut Isabelle jemand, der zu Gruppentreffen vor Ort kommt und sich aktiv beteiligt. Auch hier zeigt sich erneut das lösungsorientierte Verständnis von Engagement und die Wichtigkeit von konkreten Praktiken für diesen Protesttyp.

Isabelle nutzt das Internet hauptsächlich für die Uni und ihren Nebenjob, recherchiert online Informationen, liest E-Mails aus einigen E-Mail-Verteilern, empfängt Veranstaltungshinweise und hat insgesamt zwei oder drei Mal eine Online-Petition unterzeichnet. Social Media braucht sie nach eigener Aussage nicht und nennt darüber hinaus auch Datenschutzbedenken als Grund für ihre Entscheidung. Trotzdem findet Isabelle Social Media im Hinblick auf die Verbreitung von Informationen und das Erreichen von Menschen hilfreich, betont aber, dass das Internet alleine nicht ausreicht. Sie hält Netzaktivismus für sinnvoll, um ein Zeichen zu setzen, findet es darüber hinaus aber auch nötig, Gesellschaft aktiv mitzugestalten. An Isabelles Einstellung und ihren Aktivitäten lässt sich erkennen, dass sie für dieses aktive Mitgestalten keine formellen oder großen Organisationen benötigt. Dieser Protesttyp engagiert sich lieber in kleinen, lokalen Initiativen wie z. B. Repair-Cafés oder öffentlichen Gemeinschaftsgärten, um das unmittelbare Umfeld aktiv mitzugestalten. Aufgrund dieser Einstellung, lieber aktiv und lösungsorientiert mit anzupacken, beteiligt sich Isabelle nur selten an Straßendemos. Sie hält diese nur für sinnvoll, wenn sie besonders groß sind und viel Aufmerksamkeit erregen. Trotzdem partizipiert sie, wenn sie von jemandem direkt gefragt wird, bspw. bei einer Menschenkette in ihrem Wohnort. Direkt auf Partizipation angesprochen zu werden, hat somit mehr Einfluss auf die Entscheidung zu partizipieren, als die persönliche Einschätzung zur Wirkkraft dieser Aktion. Auch hier spielt eine Rolle, dass die entsprechende Aktion vor Ort war und Isabelle damit das Gefühl hatte, sich in ihrem direkten Umfeld einzubringen. Da Online-Petitionen nur selten Einfluss auf das direkte Umfeld haben, fühlt sich dieser Protesttyp hier nicht angesprochen. Zur Kritik des Clicktivism beschreibt Isabelle, zwischen Online- und Offline-Aktivismus keine so starke Kausalität zu sehen. Sie hält Online-Petitionen für eine willkommene Möglichkeit sich zeitsparend einzubringen, in einer Gesellschaft, die ihrem Empfinden nach stark von Beschleunigung und Zeitdruck geprägt ist. Die Newsletter von Campact und

Avaaz hat sie jedoch wieder abbestellt und erklärt, dass es ihr lieber wäre, wenn sich jemand direkt neben sie stellt und ihr die Inhalte einer Petition erklärt, sodass sie dann direkt und auf Papier unterschreiben könne.

Für den Typ Web 1.0 spielen direkte Ansprache und ein örtlicher Bezug eine große Rolle. Nur wenn dieser sieht, dass er persönlich von einem Thema betroffen ist oder er es durch aktive Mitarbeit vor Ort selbst mitgestalten kann, bringt er sich ein. Damit fällt ein Großteil möglicher Online-Protestpraktiken aus dem Repertoire heraus. Trotzdem nutzt auch dieser Protesttyp das Internet, um sich über eigene Recherchen oder Newsletter zu informieren und schätzt Social Media grundsätzlich als hilfreich bzgl. der Mobilisierung für Protestaktionen ein. Isabelles Beispiel zeigt jedoch auch, dass nicht jeder Digital Native zwangsläufig alle Möglichkeiten von Online-Aktivismus ausnutzt und dass sich auch jüngere Bürger*innen aktiv mit Datenschutzfragen bei Social Media auseinandersetzen. Ein geringer Organisationsgrad bedeutet nicht zwangsläufig, dass jemand nicht aktiv werden kann. Dieser Protesttyp sucht sich für seine Bedürfnisse und Ansprüche lokale Initiativen, bei denen er konkret mitgestalten kann. Die Digitalisierung spielt dabei nur eine nebensächliche Rolle und beeinflusst das Bürgerschaftsverständnis kaum.

Web 1.0 + Online-Petitionen – Markus

Markus steht repräsentativ für den Typ Web 1.0 + Online-Petitionen, welcher hauptsächlich Web 1.0-Funktionen des Internets nutzt, kaum oder nicht auf Social Media aktiv ist und sich insb. außerhalb des Netzes engagiert. Anders als der vorangegangene Typ nutzt er jedoch auch die Möglichkeit, durch Online-Petitionen seine Ansichten auszudrücken.

Markus (71 Jahre) ist Sprecher eines BUND-AKs auf Landesebene und innerhalb des BUND sehr gut vernetzt. Als Rentner verfügt er über eine flexible Zeitplanung. Markus besitzt weniger gut ausgeprägte Technik- und Internet-Skills und hat insb. bei Social Media Probleme mit der Nutzung.

Wie auch Isabelle versteht Markus Engagement als Muss. In einer Demokratie müsse jeder ein Stück dazu beitragen. Er hat das Gefühl viel bewirken zu können, berät extern und nimmt als BUND Sprecher an Ausschüssen teil, bspw. im Hessischen Landtag. Die konkrete Wirkung seiner Aktionen ist für Markus jedoch zweitrangig, viel wichtiger ist ihm, „Flagge“ (Markus, Z. 567) zu zeigen und sich eingemischt zu haben. Er bringt sich insb. in lokalen Projekten ein und Ortsbezug ist ihm wichtig, u. a. um Unterstützer*innen für diese Projekte zu finden.

Markus nutzt das Internet insb. für Recherchezwecke und zum Lesen von teils 300-seitigen Berichten. Social Media nutzt er nicht und erzählt, keine Zeit dafür

zu haben, anderweitig bereits genug Informationen zu bekommen und in technischer Hinsicht nicht damit zurechtzukommen. „Ab und zu“ (Markus, Z. 302) unterzeichnet er jedoch Online-Petitionen bei Campact, Amnesty International und Change.org. Beim BUND unterstützt er „natürlich alle“ (Markus, Z. 313) Online-Petitionen, Avaaz hält er hingegen für ein Meinungsforschungsinstitut und äußert erhebliche Datenschutzbedenken. Die meiste Zeit investiert Markus in zahlreiche Telefonkonferenzen und die AK-Mitarbeit für den BUND. Für Straßendemos hat er entsprechend nur wenig Zeit und nimmt nur an besonders großen und wichtigen Demos teil. Am Internet schätzt dieser Protesttyp insb. Möglichkeiten der Informationsbeschaffung und Recherche. Auf die Kritik des Clickivism angesprochen, erzählt Markus, dass er nicht glaube, dass diejenigen, die offline aktiv seien, sich durch Online-Petitionen von einer Teilnahme am Straßenprotest abhalten ließen. Wer sowieso aktiv sei, würde Petitionen noch mitmachen. Trotzdem zieht Markus einen Vergleich zum Ablasshandel der Kirche und sieht in Online-Petitionen eine Möglichkeit, sich ein reines Gewissen zu kaufen.

Das Beispiels von Markus zeigt, dass für ältere Generationen technische Schwierigkeiten ein Hinderungsgrund für die Nutzung von Social Media sein können. Mit dem Unterzeichnen von Online-Petitionen kommt er zurecht, im Internet Informationen zu recherchieren fällt ihm ebenfalls leicht, die Nutzung von Social-Media-Kanälen wie Facebook oder Twitter ist ihm jedoch zu komplex. Darüber hinaus ist Markus mit seiner Verbandsarbeit so ausgelastet, dass er laut eigener Aussage gar keine Zeit für Social Media hätte. Online-Petitionen sind für diesen Protesttyp zwar eine willkommene Möglichkeit, politische Forderungen ohne großen Zeitaufwand zu unterstützen, doch er achtet dabei sehr genau auf die Wahl der Petitionsplattform. Über Jahrzehnte des Engagements hinweg hat Markus sich ein verlässliches Netzwerk aufgebaut und zeichnet sich durch einen vergleichsweise hohen Organisationsgrad aus. Auch an Markus' Bürgerschaftsverständnis hat die Digitalisierung nicht viel verändert. Er ist schon lange und zeitintensiv beim BUND aktiv, hat früh Prägungen erfahren, die ihn zum Umweltschutz gebracht haben und nutzt nun – Dank der Digitalisierung – Online-Partizipationsmöglichkeiten als Ergänzung zu seiner Verbandsarbeit. Diesem Protesttyp wurde die Informationsbeschaffung erleichtert und ihm stehen über das Internet mehr Informationen zur Verfügung als zuvor. Darüber hinaus haben Online-Petitionen sein Handlungsrepertoire erweitert. Doch der Fokus liegt weiterhin auf Straßenprotest und Verbandsarbeit.

8.2 Typ Web 2.0

Web 2.0 – Felix

Felix steht repräsentativ für den Typ Web 2.0. Dieser nutzt über Web 1.0-Funktionen wie E-Mails und den Newsletter-Empfang hinaus auch aktiv Social-Media-Kanäle für politische Zwecke, bspw. zum Mobilisieren für Aktionen. Nicht zwangsläufig bedeutet das, dass häufig Online-Petitionen unterzeichnet werden. Dieser Typ ist bei der Auswahl unterstützenswerter Petitionen stark selektiv.

Felix (24 Jahre) verfügt als Digital Native über gut ausgeprägte PC- und Internet-Kenntnisse und hat als Student eine vergleichsweise freie Zeiteinteilung. Er verfügt laut eigenen Angaben jedoch über geringe finanzielle Ressourcen.

Felix engagiert sich, weil er der Meinung ist, dass kommenden Generationen eine lebenswerte Welt hinterlassen werden muss. Ihm geht es insb. darum, Aufmerksamkeit auf ein Thema zu lenken und aufzuklären. Kompromisse zu erzielen und Zwischenziele zu erreichen, hält er ebenfalls für Erfolge. Felix ist der Meinung, dass junge Leute durch kreative Formate angesprochen werden müssten, sodass man sie zuerst für Engagement und langfristig auch für Wahlbeteiligung gewinnen könne. Dem Internet schreibt er dabei eine Schlüsselrolle zu, denn übersichtlich aufgebaute Webseiten und einen guten Zugang zu Informationen versteht Felix als Grundlage jeder Beteiligung. Er vertritt ein deliberatives Demokratieverständnis und hält es für wichtig, zu diskutieren und sich mit andersdenkenden Menschen auseinander-zusetzen. Als Mitglied einer Organisation versteht sich Felix erst, wenn er auch zu Treffen und Aktionen geht. Geld zu spenden reicht seiner Meinung nach nicht aus. Ähnlich wie bei Isabelle zeigt sich hier ein praktikenorientiertes Verständnis von Engagement.

Dieser Protesttyp teilt regelmäßig politische Inhalte auf Social Media. Er lässt sich von geringen Rückmeldungen auf seine Beiträge jedoch nicht entmutigen, denn er will es zumindest versucht haben. Für Felix ist die tatsächliche Wirkung seiner Praktiken in diesem Fall weniger wichtig als seine persönlichen Prinzipien und der Eigenanspruch. Beim Unterzeichnen von Online-Petitionen geht dieser Protesttyp stark selektiv vor und unterzeichnet nur, wenn er ausreichende Information zu entsprechendem Thema hat. Felix nutzt das Netz insb. für ausgiebige Informationsrecherchen und kommentiert im Internet gepostete Inhalte regelmäßig. Straßenprotest ist ihm wichtig, denn dem Netz werde kaum Bedeutung beigemessen. Er beobachtet eine deutlich höhere Medienresonanz bei Straßendemos und bemängelt, dass auf große Online-Aktionen wie bspw. beim Thema TTIP keine Berichterstattung folgen würde. Grundsätzlich beobachtet Felix auf Straßendemos mehr Informationsaustausch und Gespräche unter Teilnehmenden. Auch dies stützt wieder sein deliberatives Demokratieverständnis.

Im Netz würden Nutzer*innen hingegen häufig die Hemmschwelle verlieren und Dinge äußern, die sie offline so nie sagen würden. Ähnlich wie Markus vergleicht auch Felix Clicktivism-Praktiken mit der Kirche im Mittelalter.

Als Digital Native bewegt sich Felix sicher in Online-Sphären und nutzt auch Social-Media-Kanäle zur Äußerung politischer Ansichten. Darüber hinaus recherchiert dieser Protesttyp online Informationen und stellt einen hohen Anspruch an Webseiten und Petitionsplattformen. Felix äußert eine ähnliche These wie Bennett (2008: 14), der ebenfalls betont, dass jüngere Bürger*innen durch für sie attraktive Formate angesprochen werden müssen, wenn verhindert werden soll, dass Wahlbeteiligung und Partizipation in Parteien sinken. Felix vertritt das Bürgerschaftsverständnis einer „actualizing citizenship“ (Bennett 2008) und versteht Online-Aktivismus als Möglichkeit, jüngere Menschen langfristig (wieder) für Partizipation zu gewinnen. Ähnlich wie andere Interview-Partner*innen verfügt auch er über vergleichsweise viele Ressourcen und wurde in seiner Jugend von der Familie politisch sozialisiert. Durch die Digitalisierung stand Felix seit Beginn seines Engagements immer eine Breite von Protestpraktiken zur Verfügung, die er insb. bei der Informationsbeschaffung und Äußerung seiner politischen Ansichten auf Social Media nutzt.

Web 2.0 + Online-Petitionen – Mareike

Mareike steht repräsentativ für den Typ Web 2.0 + Online-Petitionen, welcher Web 1.0- und Web 2.0-Funktionen aktiv nutzt, Social Media für politische Zwecke einbindet und darüber hinaus häufig Online-Petitionen unterzeichnet.

Mareike (49 Jahre) hat sich als Social-Media-Managerin selbstständig gemacht. Sie verfügt über sehr ausgeprägte PC-, Social-Media- und Internet-Kompetenzen, welche sie sich u. a. in VHS-Kursen angeeignet hat. Da sie selbstständig ist, hat sie eine recht freie Zeiteinteilung. Sie würde gern öfter an Straßendemos teilnehmen, beschreibt jedoch, nicht die Ressourcen zu haben, weit anreisen zu können.

Für Mareike ist es ein Muss für jeden, der Verstand hat, sich zivilgesellschaftlich einzubringen. Insbesondere mit Blick auf Kinder müsse man sich für eine lebenswerte Welt einsetzen. Ähnlich wie Felix agiert Mareike hier wert- und fairnessorientiert nach dem Prinzip der Generationengerechtigkeit.¹ Sie beschreibt viele Ungerechtigkeiten und ein niedriges Vertrauen in Politiker*innen, was sie zu dem Schluss kommen lässt, dass wir in keiner Demokratie leben, sondern der Kapitalismus vorherrsche. Politiker*innen würden machen, was sie wollen und Reiche würden in diesem System bevorzugt werden. Als Mitglied fühlt

¹ Siehe zu diesem Thema z. B. <https://generationengerechtigkeit.info/>

sie sich erst, wenn sie sich aktiv beteiligt. Zugehörigkeit kann für Mareike sowohl im Netz als auch auf der Straße entstehen. Insbesondere in geschlossenen Facebook-Gruppen hat sie das Gefühl, mit Gleichgesinnten zu einem Thema zusammenkommen zu können.

Mareike unterzeichnet nach eigenen Angaben alle Online-Petitionen, die sie auf Facebook, Twitter und Instagram sieht, weil sie das Gefühl hat, dass sie alle unterstützt werden müssen. Sie unterschreibt Petitionen bei Avaaz, Campact und Change.org und gibt an, dies täglich zu tun. Darüber hinaus liest dieser Protesttyp Newsletter, informiert sich auf verschiedenen Social Media-Kanälen und teilt dort aktiv politische Inhalte. Zusätzlich zu diesen Aktivitäten hat Mareike einen eigenen Blog, auf dem sie zu internetrelevanten Themen Beiträge schreibt. Sie leitet Online-Petitionen auch an Bekannte weiter. An Straßendemos hat sie hingegen zuletzt selten teilgenommen und begründet dies mit der weiten Anreise. Für Mareike gehören Straßen- und Netzaktivismus zusammen. Sie ist der Meinung, dass Demos vor dem Bundestag die Politiker*innen in ihren Büros besser erreichen als Online-Petitionen. Trotzdem beschränken sich ihre Praktiken eher auf den Online- als auf den Offline-Bereich. Privatpersonen sollten laut Mareike im Netz sehr vorsichtig mit ihren Daten sein und sich gut überlegen, wo sie wie viele private Details angeben. Mareike beschreibt die Anzahl an Online-Petitionen, die sie erreichen, als Flut und wünscht sich einen Filter oder ein Unterscheidungssystem, das verschiedene Themen und/oder Dringlichkeiten vorsortiert. Einen großen Vorteil des Internets sieht dieser Protesttyp im Mobilisierungspotenzial für Straßenaktionen.

Am Fall von Mareike zeigt sich, dass eine berufliche Affinität zum Internet und zu Social Media individuelle Praktiken von Online-Aktivismus begünstigen kann. Gleichzeitig führen diese Fachkenntnisse jedoch auch dazu, dass vor Datenschutzrisiken im Internet gewarnt wird. Ein geringes Vertrauen in Politiker*innen und deren Gemeinwohlorientierung sorgt dafür, dass Bürger*innen wie Mareike alternative Einflussmöglichkeiten suchen, die dann häufig im Online-Bereich zu verorten sind. Das Beispiel von Mareike veranschaulicht deutliche Einflüsse von Digitalisierung auf den Wandel von Protestpartizipation. Als heute 49-Jährige war sie bereits vor der Digitalisierung zivilgesellschaftlich engagiert, hat sich jedoch die nötigen Fähigkeiten angeeignet, um heute ein breites Repertoire an Protestpraktiken zur Verfügung zu haben – online gleichermaßen wie offline. Damit ist Mareike ein Beispiel für einen Digital Immigrant, der die Vor- und Nachteile von Netzprotest erkannt hat und basierend darauf verschiedene Formen der Partizipation für sich nutzt.

8.3 Typ Prosumerin

Prosumerin (Web 2.0 + Online-Petitionen) – Sonja

Sonja steht gemeinsam mit Stefanie repräsentativ für den Typ Prosumerin. Dieser Typ nutzt sowohl Web 1.0- als auch Web 2.0-Funktionen aktiv und bindet Social-Media-Kanäle für politische Zwecke ein. Außerdem werden häufig Online-Petitionen unterzeichnet. Darüber hinaus macht dieser Typ auch Gebrauch von der Möglichkeit, selbst eine Online-Petition zu erstellen.

Sonja (56 Jahre) ist über den BUND, die Grünen, eine Bürgerinitiative gegen Fracking und andere kleine Initiativen sehr gut vernetzt. Sie verfügt über gute PC- und Internet-Skills. Als Selbstständige kann sie sich ihre Arbeit flexibel einteilen und damit auch Engagement und Beruf vergleichsweise gut miteinander verbinden. Sonja beschreibt, wie Politiker*innen in den 1980ern „verbrecherische Projekte“ mit Gewalt „durchgepeitscht“ (Sonja, Z. 209) hätten und dass dies bei ihr zu einer Desillusionierung und Misstrauen gegenüber Politik geführt habe.

Laut Sonja müssten Ressourcen gerechter verteilt und durch Bürger*innen direkter mitbestimmt werden. Sie zeichnet sich durch eine kapitalismuskritische, basisdemokratische Grundeinstellung und Werteorientierung aus und fordert mehr direktdemokratische Mitentscheidungen durch Bürger*innen, da Politiker*innen machen würden, was sie wollen. Sonjas Vertrauen in Politik ist gering, das Vertrauen in Mitbürger*innen und deren Entscheidungskompetenzen hingegen hoch. Entsprechend führen diese Einstellungen zu einer Forderung nach mehr Mitbestimmung durch eben diese – in ihren Augen – kompetenten Gruppen. Wer gar nichts unternimmt, handelt laut Sonja grob fahrlässig. Hier liegt ein Verständnis von Partizipation als Pflicht vor. Eine gute Möglichkeit, Menschen für mehr Engagement zu motivieren, sieht Sonja in der persönlichen Betroffenheit und im konkreten Ortsbezug, wie bspw. im Fall des Trassenbaus. Über die schon genannten Aspekte hinaus, ist für Sonja ein Motiv für Engagement, vor Ort neue Leute kennenzulernen. Dieses Motiv stärkt die Bedeutung von Offline-Engagement für Sonja. Gemeinschaft ergibt sich für sie auch aus einer gemeinsamen Protestgeschichte und dem Teilen von Erfahrungen. Gemeinsame Aktionen und Themen verbinden Sonja mit anderen Aktivist*innen. Als Mitglied einer Organisation fühlt sie sich insb. dann, wenn ein persönlicher Kontakt besteht. Hier spielen emotionale Faktoren eine wichtige Rolle.

Sonja engagiert sich beim BUND, in einer BI gegen Fracking und bei den Grünen. Sie spendet Geld an mehrere Organisationen und erzählt bei Campact, foodwatch, dem Umweltinstitut, dem BUND und Change.org häufig Online-Petitionen zu unterzeichnen. Insgesamt unterschreibt sie ca. 10 bis 20 Petitionen

pro Monat. Alles was ihr per E-Mail vorgeschlagen wird, möchte sie unterstützen und unterschreibt oft auch „aus Solidarität“ (Sonja, Z. 697). Obwohl Sonja es für wenig effektiv hält, leitet sie E-Mails auch weiter. Auch dieser Protesttyp teilt politische Inhalte auf Social Media. Ähnlich wie bei Markus und Felix ist auch für Sonja die tatsächliche Wirkung von einzelnen Praktiken nur zweit-rangig und sie möchte es zumindest versucht haben. Straßenprotest hält Sonja für sehr wichtig, besonders um Präsenz zu zeigen und notfalls zivilen Ungehorsam zu leisten. Verbundenheit entsteht bei ihr durch gemeinsame Aktionen und Zusammenarbeit – also insb. offline. Das Internet und Online-Petitionen versteht dieser Protesttyp u. a. als Informationsmedien. Als Vorteil von Online-Petitionen im Vergleich zu Offline-Petitionen nennt Sonja u. a., dass langfristig mit Unterstützer*innen kommuniziert und um Spenden gebeten werden kann. Sonja hat bei Change.org eine eigene Online-Petition gegen Fracking erstellt, die ihren Ursprung in einer Offline-Petition hatte, um die Reichweite zu vergrößern, dann aber auf Change.org übertragen wurde.

Ähnlich wie bei Mareike führt auch bei Sonja ein geringes Vertrauen in Politiker*innen dazu, dass sie sich alternative Einflussmöglichkeiten sucht – in diesem Fall u. a. mit der Erstellung einer eigenen Online-Petition. Gegensätzlich zu Mareike ist Sonja jedoch in vielen Organisationen vernetzt und sogar Mitglied einer Partei. Obwohl sie nicht zu den Digital Natives zählt, nutzt sie zahlreiche Engagementmöglichkeiten – sowohl online als auch offline – und ist im Sample der Interview-Partner*innen damit eine der am breitesten aufgestellten engagierten Bürger*innen. Sie ist in lokalen und überregionalen Organisationen aktiv, unterstützt eine lokale BI, ist Mitglied einer Partei, spendet Geld an mehrere Organisationen, teilt politische Inhalte auf Social Media, unterschreibt häufig Online-Petitionen und hat sogar selbst eine Online-Petition erstellt. Weder ihr Alter, noch ihre Berufstätigkeit hindern Sonja daran, sich auf vielfältige Weise sowohl online als auch offline für Umweltschutz zu engagieren. Sonjas Beispiel zeigt darüber hinaus, dass Online-Aktivismus kein Hinderungsgrund für Engagement in Organisationen oder Parteien sein muss und die Kritik des Clicktivism empirischen Überprüfungen in diesem Fall nicht standhält.

Prosumerin+ (Web 2.0 + Online-Petitionen + Blog) – Stefanie

Stefanie steht repräsentativ für den Typ Prosumerin+, welcher sowohl Web 1.0- als auch Web 2.0-Funktionen aktiv verbindet und Social-Media-Kanäle für politische Zwecke nutzt. Außerdem werden häufig Online-Petitionen unterzeichnet und ein eigener Blog betreut. Darüber hinaus macht dieser Typ Gebrauch von der aufwendigeren Möglichkeit, selbst eine Online-Petition zu erstellen.

Stefanie (29 Jahre) verfügt u. a. durch ihr Alter und Studienfach über ausgeprägte technische und Social-Media-Skills. Als Studentin hat sie ein relativ flexibles Zeitkontingent und über ihren Nebenjob in einem umweltpolitischen Forschungsinstitut viel Fachwissen. Durch ihre Zusammenarbeit mit der DUH und Change.org ist Stefanie gut vernetzt.

Laut Stefanie müsse man aktiv werden, wenn man ein Problem mit etwas hat. Diese Verantwortung könne man weder auf andere, noch auf Politiker*innen schieben, nur weil es deren Job sei. Sie wünscht sich, dass alle von sich aus aktiv werden und sich zumindest Gedanken darüber machen, wie Zukunft gestaltet werden muss. Während Stefanie einerseits Politik als sehr komplexes und undurchsichtiges Feld bezeichnet, beobachtet sie andererseits Prozesse von mehr Bürgerbeteiligung, Bürgernähe und Mitbestimmung durch neue Formate. Sie versteht, dass Engagement schwer fällt, wenn kein persönlicher Bezug vorhanden ist und nennt für sich selbst den Alltagsbezug zu allgegenwärtigen Themen wie Plastik(-vermeidung) als wichtige Motivation. Stefanie fühlt sich nicht als Mitglied einer Organisation, sondern der Gesellschaft. Verbundenheit empfindet sie durch gemeinsame praktische Aktionen und persönliche Präsenz, finanzielle Unterstützung alleine reicht ihr dafür nicht aus. Wie bei den anderen Typen bereits ausgeführt, zeichnet auch Stefanie sich durch ein praktikenorientiertes und alltagsbezogenes Verständnis von Partizipation aus.

Stefanie betreibt einen Blog auf dem sie zum Thema Upcycling schreibt und hat gemeinsam mit der DUH ReUse-Tage und Tüten-tausch-Tage organisiert. Dabei entstand die Idee für eine Online-Petition mit der Forderung nach einer Abgabe auf Plastiktüten. An diesem Beispiel zeigt sich die enge Verknüpfung und wechselseitige Wirkung von online und offline in Stefanies Engagement. Die Online-Petition hat Stefanie gemeinsam mit einer Mitarbeiterin der DUH bei Change.org erstellt. Auch dieser Protesttyp zeichnet sich durch ein häufiges Unterzeichnen von Online-Petitionen auf verschiedenen Plattformen und eine intensive Social-Media-Nutzung aus. Aus Datenschutzbedenken postet Stefanie zwar nicht (mehr) so viel, nutzt das Internet jedoch sehr ausgiebig für die Recherche und Informationsbeschaffung. Wie auch im Fall von Isabelle, belegt dieses Verhalten, dass auch Digital Natives ihre Internetaktivitäten kritisch hinterfragen.

Stefanie nimmt nur sehr selten an Straßendemos teil, da sie sich grundsätzlich in größeren Menschenmengen unwohl fühlt. Bei ihr thematisch besonders wichtigen Demos wie der „Wir-haben-es-satt“-Demo nimmt sie jedoch teil, u. a. weil sie bunt, kreativ und friedlich sei. Entgegen der Clicktivism-Kritik und der These, dass Bürger*innen aus Bequemlichkeit nicht an Straßenprotesten partizipieren könnten, zeigt Stefanies Beispiel, dass es durchaus nachvollziehbare,

persönliche Gründe geben kann, die gegen bestimmte Formen von Offline-Partizipation sprechen. Das Internet schätzt dieser Protesttyp als sehr wichtig ein, um sich zu informieren, Berichte zu recherchieren, Informationen zu verbreiten und über Online-Petitionen persönliche Anliegen zum Ausdruck bringen zu können. Stefanie bspw. würdigt die Infrastrukturen, die Petitionsplattformen wie Change.org Bürger*innen bieten. Gleichzeitig findet sie Campact & Co. jedoch auch „spam-ig“ (Stefanie, Z. 765) und wünscht sich eine Reduzierung auf bestimmte Themen, um nicht allzu viele Unterstützungsanfragen zu erhalten. Dies zeigt, dass auch Bürger*innen, die als Digital Natives bezeichnet werden können und Online-Petitionen gegenüber grundsätzlich aufgeschlossen sind, Kritik an diesem Partizipationsformat haben und mit der ‚Flut‘ von Petitionen überfordert sein können. Auf die Kritik des Clicktivism angesprochen, erzählt Stefanie, das Netz als zusätzlichen Kanal und weiteres, unterstützendes Werkzeug zu nutzen, das insb. diejenigen motiviert, sich einzubringen, die nicht auf die Straße gehen würden.

Stefanie ist ein Beispiel für eine engagierte Bürgerin, die zwar durch die DUH gut vernetzt ist und für ihre Projekte Unterstützung erhalten hat, sich darüber hinaus jedoch durch einen eher geringen Organisationsgrad auszeichnet. Auch an Straßendemos nimmt sie nur selten teil. Ähnlich wie Isabelle engagiert sich Stefanie aber aktiv in verschiedenen kleinen, lokalen Initiativen. Anders als Isabelle nutzt dieser Protesttyp auch das Internet für sein Engagement. Mit breit aufgestellten Social-Media-Aktivitäten, einem Blog und einer eigenen Online-Petition gehört Stefanie zu den online aktivsten Interview-Partner*innen. Ähnlich wie bei Mareike können auch bei Stefanie fachliche und berufliche Motive dafür benannt werden. Sie ist ein Beispiel für die von Bennett/Segeberger (2012: 744) aufgestellte These einer wachsenden Personalisierung und Individualisierung von Engagement, einer Zunahme von „personalized action formations“ (ebd.) und eines Rückgangs von Mitgliedschaften und Loyalität gegenüber Institutionen. Stefanie zeichnet sich durch ein breites und intensives Online-Engagement aus, welches jedoch – entgegen der Clicktivism-Kritik – nicht zur Konsequenz hat, dass sie sich deswegen nicht offline engagiert. Sie ist zwar weder leidenschaftliche Straßendemonstrantin noch Mitglied eines Umweltschutzverbandes, organisiert jedoch lokal und informell Straßen-Protestaktionen, die online und offline wirksam miteinander verbinden und eine hohe Medienresonanz erzeugen.

Zusammenfassung

Die drei hier vorgestellten Typen decken zwar nicht alle im Material vorkommenden Kategorien oder Aspekte – insb. auch Motive für Engagement – im Detail ab, beschreiben aber die wichtigsten Protestpraktiken online und offline

und setzen sie in Relation zu einzelnen partizipationsbegünstigenden Faktoren wie der Einstellung zur Wirksamkeit von Protestpraktiken, zum Bürgerschaftsverständnis, individuell vorhandenen Ressourcen und Motiven. Insgesamt wird deutlich, dass für die meisten Bürger*innen Netz und Straße zusammengehören und dass sich kaum einer den Vorteilen des Internets für Protestpartizipation verschließt. Wenn Online-Protestpraktiken nicht genutzt werden, dann entweder, weil die nötigen Fähigkeiten nicht vorhanden sind und altersunabhängig kein Interesse daran besteht, sich diese Fähigkeiten anzueignen oder aus Datenschutzbedenken. Eine geringe Einschätzung zur Wirksamkeit bspw. von Online-Petitionen hält die meisten nicht vom Unterzeichnen dieser Petitionen ab. Man möchte alle zur Verfügung stehenden Kanäle genutzt haben und solche, die wenig Zeit oder Aufwand kosten, erledigen viele Bürger*innen nebenbei noch mit. Wer über die nötigen (Zeit-)Ressourcen und technischen Fähigkeiten verfügt, tendiert folglich zu Typ Web 2.0 – unabhängig von der Einschätzung zur Wirksamkeit. Desinteresse und Datenschutzbedenken – so wie im Fall von Typ Web 1.0 – können jedoch von der Nutzung digitaler Protestpraktiken abhalten.

Geringes Vertrauen in Politiker*innen führt zur Suche nach alternativen Einflussmöglichkeiten, welche – wie in den Fällen von Typ Web 2.0 + Online Petition und Typ Prosumerin – häufig in einer Online-Sphäre anzutreffen sind. Damit stellt diese Einstellung einen online-begünstigenden Faktor dar, der die Wahrscheinlichkeit für eine Zugehörigkeit zu Typ Web 2.0 oder Typ Prosumerin erhöht. Wichtig ist an dieser Stelle jedoch erneut anzumerken, dass diese Form von Engagement nicht zu Lasten von Offline-Partizipationsformen geht, wie im Fall von Sonja ausführlich veranschaulicht.

Wer wie Isabelle oder Stefanie besonders lösungsorientiert und alltagsbezogen agieren möchte, bringt sich immer auch außerhalb des Internets ein. Dies bedeutet aber nicht zwangsläufig, dass die entsprechende Person immer Typ Web 1.0 zuzuordnen ist. Denn das Beispiel von Stefanie (Typ Prosumerin+) macht deutlich, dass Online und Offline stark miteinander verwoben sein und sich gegenseitig beeinflussen können. Entsprechend kann das Bedürfnis nach einem ausgeprägten Alltagsbezug in einer Online-Offline-Kombination von Protestpraktiken ebenso zu einer Zugehörigkeit zum Typ Prosumerin führen.

Vergleicht man Isabelle und Stefanie – also die beiden am weitesten auseinanderliegenden Typen – mit Bezug auf ihren jeweils geringen Organisationsgrad, wird deutlich, dass dieser nicht dafür ausschlaggebend ist, ob sich Bürger*innen vermehrt offline oder online einbringen. Trotz eines geringen Organisationsgrades haben beide ihre Wege gefunden, sich zu engagieren: Isabelle vermehrt offline und Stefanie gleichermaßen online wie offline.

Ein deliberatives Demokratieverständnis mit Fokus auf Gespräche, Informationszugang und den Austausch von Informationen scheint in der Tendenz gegen eine häufige Beteiligung an Online-Petitionen zu sprechen. Zwar wird der Mehrwert des Internets als Informationsquelle gewürdigt und genutzt, ebenso werden politische Beiträge auf Social Media verfasst und geteilt, doch Isabelle (Typ Web 1.0) bspw. wünscht sich lieber einen Menschen neben ihr stehend, der ihr die entsprechende Petition erklärt und ihre Unterschrift auf Papier entgegennimmt. Und auch Felix (Typ Web 2.0) – ebenfalls zurückhaltend beim Unterzeichnen von Online-Petitionen – schätzt besonders die Gespräche auf Demonstrationen und vermutet, sich online in einer Blase von Gleichdenkenden doch eher im Kreis zu drehen.

Die nun folgende Abbildung 8.3 fasst alle Einflussfaktoren – partizipationsbegünstigend oder auch -verhindernd – noch einmal zusammen und macht dabei deutlich, dass die Zuordnung zu einem der drei Protesttypen insb. von den Faktoren Technik-Skills, Datenschutzbedenken und Bürgerschaftsverständnis abhängig ist. Sind entsprechende Technik-Skills ausgeprägt oder sogar stark ausgeprägt, ist eine Zuordnung zu Typ Web 2.0 oder Prosumerin wahrscheinlicher. Stark ausgeprägte Datenschutzbedenken führen hingegen dazu, dass Bürger*innen eher bei Web 1.0-Praktiken verweilen. Wenn das Internet als eigenständiger Protestraum verstanden wird, der Bürger*innen neue Partizipationsmöglichkeiten eröffnet und von diesen auch Gebrauch gemacht wird, ist eine Zuordnung zum Protesttyp Prosumerin wahrscheinlich. Somit spielen bei der Differenzierung der drei Typen insb. Kompetenzen (Technik-Skills), die Ausprägung des Vertrauens in ICTs (Datenschutzbedenken) und Wertorientierungen (Bürgerschaftsverständnis) eine entscheidende Rolle. Darüber hinaus müssen für die Zuordnung zu jedem der Typen andere Einflussfaktoren erfüllt sein (z. B. eine hohe oder flexible Zeiteinteilung), die sich zwischen den drei Typen jedoch nicht maßgeblich unterscheiden.

Protesttyp Abwandlungen des Typs Einflussfaktoren	Web 1.0			Web 2.0			Prosumer*in		
	Web 1.0	Web 1.0 + OP	Web 2.0	Web 2.0 + OP	Prosumer*in	Prosumer*in +			
Zeit	Hohe oder flexible zeitliche Verfügbarkeit	Hohe oder flexible zeitliche Verfügbarkeit	Hohe oder flexible zeitliche Verfügbarkeit	Hohe oder flexible zeitliche Verfügbarkeit	Hohe oder flexible zeitliche Verfügbarkeit	Hohe oder flexible zeitliche Verfügbarkeit			
Alltagsbezug, Ortsbezug, Praktiken-Orientierung	Stark ausgeprägter Alltags- oder Ortsbezug, starke Praktiken-Orientierung	Stark ausgeprägter Alltags- oder Ortsbezug, starke Praktiken-Orientierung	Stark ausgeprägter Alltags- oder Ortsbezug, starke Praktiken-Orientierung	Stark ausgeprägter Alltags- oder Ortsbezug, starke Praktiken-Orientierung	Ausgeprägter Alltags- oder Ortsbezug, starke Praktiken-Orientierung	Ausgeprägter Alltags- oder Ortsbezug, starke Praktiken-Orientierung			
Einschätzung zur Wirksamkeit	Einschätzung zur tatsächlichen Wirksamkeit beeinflusst Praktiken-Wahl nicht zwangsläufig	Einschätzung zur tatsächlichen Wirksamkeit beeinflusst Praktiken-Wahl nicht zwangsläufig	Einschätzung zur tatsächlichen Wirksamkeit beeinflusst Praktiken-Wahl nicht zwangsläufig	Einschätzung zur tatsächlichen Wirksamkeit beeinflusst Praktiken-Wahl nicht zwangsläufig	Einschätzung zur tatsächlichen Wirksamkeit beeinflusst Praktiken-Wahl nicht zwangsläufig	Einschätzung zur tatsächlichen Wirksamkeit beeinflusst Praktiken-Wahl nicht zwangsläufig			
Technik-Skills	Mittlere Technik-Skills	Mittlere Technik-Skills	Ausgeprägte Technik-Skills	Ausgeprägte Technik-Skills	Stark ausgeprägte Technik-Skills	Stark ausgeprägte Technik-Skills			
Datenschutzbedenken	Stark ausgeprägte Datenschutzbedenken	Stark ausgeprägte Datenschutzbedenken	Teilweise Datenschutzbedenken	Teilweise Datenschutzbedenken	Teilweise Datenschutzbedenken	Teilweise Datenschutzbedenken			
Einfluss von Digitalisierung auf Bürgerschaftsverständnis	Bürgerschaftsverständnis wird von Digitalisierung kaum beeinflusst	Bürgerschaftsverständnis wird von Digitalisierung leicht beeinflusst	Bürgerschaftsverständnis wird von Digitalisierung leicht beeinflusst	Bürgerschaftsverständnis wird von Digitalisierung stark beeinflusst	Bürgerschaftsverständnis wird von Digitalisierung stark beeinflusst	Bürgerschaftsverständnis wird von Digitalisierung stark beeinflusst			
Motive für entsprechende Internetnutzung	Erleichterte Informationsbeschaffung	Erleichterte Informationsbeschaffung	Erleichterte Informationsbeschaffung und Mobilisierung	Erleichterte Informationsbeschaffung und Mobilisierung	Verständnis von Internet als eigener Protestraum mit neuen digitalen Partizipationsmöglichkeiten	Verständnis von Internet als eigener Protestraum mit neuen digitalen Partizipationsmöglichkeiten			

Abbildung 8.3 Einflussfaktoren auf das Handlungsrepertoire der drei Protesttypen

Um allen in der Empirie ausgearbeiteten Kategorien gerecht zu werden, folgt nun im Fazit dieser Arbeit noch einmal eine Zusammenfassung aller Ergebnisse. Hier wird darüber hinaus erneut explizit Bezug auf die Frage nach einem Wandel von Bürgerschaft im Zuge der Digitalisierung genommen.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Wandel von Bürgerschaft? Ein Fazit zur Online- und Offline-Protestpartizipation

9

Ziel dieser Arbeit war es, Folgen der Digitalisierung für die politische Protestpartizipation am Beispiel der Umweltschutz-Bewegung zu diskutieren und individuelle Voraussetzungen und Motive von Bürger*innen für eine Partizipation herauszuarbeiten. Dabei lag der Fokus insb. auf Ressourcen, Emotionen und Affekten, den konkreten Online- und Offline-Praktiken und den persönlichen Einstellungen der Individuen zu Straßenprotest, Online-Aktivismus und der Kritik des Clicktivism, sowie zum Verständnis von Bürgerschaft.

Bei der Betrachtung verschiedener Motive und Voraussetzungen für Partizipation auf der Individualebene spielten u. a. folgende Forschungsfragen eine wichtige Rolle: Warum engagieren sich einige Personen in Verbänden und Organisationen wie dem BUND, bei Straßenaktionen und lokalen, kleineren Projekten? Warum engagieren sich andere zusätzlich oder stattdessen lieber im Netz wie bspw. bei Online-Petitionen? Welche Ressourcen müssen vorhanden sein, damit sich Bürger*innen einbringen und wie hat das Internet den Zugang zu verschiedenen Ressourcen evtl. verändert? Welche Schlüsselmomente und Erfahrungen haben die Engagementbereitschaft gefördert und welche Motive befeuern gegenwärtiges Engagement? Welche konkreten Praktiken resultieren aus oben genannten Faktoren und welche Rolle spielt dabei die Einschätzung der jeweiligen Wirksamkeit einzelner Protestpraktiken online und offline?

Um den Wandel von Protestpartizipation im Zuge der Digitalisierung untersuchen zu können, wurde die Umweltschutz-Bewegung als Forschungsgegenstand gewählt, da es sich hierbei um eine seit Jahrzehnten bestehende Soziale Bewegung handelt, die traditionell auf Straßendemonstrationen und anderen Offline-Aktionen basiert. Durch die Zusammensetzung des Samples mit älteren und jüngeren Interview-Partner*innen konnte untersucht werden, wie sich einerseits die konkreten Protestpraktiken einzelner Bürger*innen über die Jahrzehnte verändert haben, die früher nur Offline-Möglichkeiten zur Verfügung hatten und nun

sowohl online als auch offline agieren können, und andererseits Digital Natives auf die Möglichkeit reagieren, sich sowohl im Netz als auch auf der Straße bzw. in Organisationen einbringen zu können.

Die Erkenntnisse aus der Analyse des Interviewmaterials decken sich mit vielen in der bisherigen Literatur beschriebenen Forschungsergebnissen. Die vorliegende Arbeit kann jedoch auch relevante und notwendige Ergänzungen zum Thema beitragen und schlägt Überarbeitungen früherer Konzepte mit Blick auf die Auswirkungen der Digitalisierung vor. In der bisherigen Forschung nicht ausreichend berücksichtigt wurde z. B. das Thema Frustrationstoleranz. Die nun folgende Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse orientiert sich an den Analyse-Kategorien Ressourcen, Bürgerschaftsverständnis, Ursprung von Engagementbereitschaft, Motive für gegenwärtige Partizipation, Emotionen und Affekte, Kollektive Identität, Mitgliedschaft und Einstellungen (zu verschiedenen Engagementformen).

9.1 Zusammenfassung und Diskussion der Forschungsergebnisse

Ressourcen

Übereinstimmend mit zahlreichen Forschungen aus den letzten Jahrzehnten nennen auch die Interview-Partner*innen dieser Untersuchung die Ressourcen Zeit und Geld als ausschlaggebende Faktoren für ihr zivilgesellschaftliches Engagement. Neben Organisations- und Kommunikationsfähigkeiten beschreiben sie jedoch auch PC-, Technik- und Internetkenntnisse als wichtige Voraussetzung für die Teilnahme an verschiedenen Protestpraktiken. Hier zeigt sich, dass ältere Ressourcenmodelle der Partizipationsforschung eine Überarbeitung hinsichtlich der Digitalisierung von Protestpartizipation benötigen. Während einige Interview-Partner*innen – und nicht nur Digital Natives – über solche Fähigkeiten verfügen, wissen andere, wie sie sich Unterstützung holen oder diese Technik umgehen können. Sie sind entweder nicht in der Lage, sich technische Fähigkeiten anzueignen oder tun dies bewusst nicht, weil sie kein Interesse daran haben oder keinen Nutzen darin sehen.

Auch der Zugang zu Information wird als wichtige Grundlage von Partizipation verstanden. Hier zeigt sich ebenfalls ein Wandel von Protestpartizipation im Zuge der Digitalisierung, denn Konzepte wie das Civic Voluntarism Model (Verba/Schlozman/Brady 1995) berücksichtigen Newsletter, online verfügbare Studien und Webseiten mit komprimiert zusammengefassten und aufbereiteten Informationen bisher nicht. Diese Kanäle ermöglichen Bürger*innen jedoch

einen erleichterten Zugang zu und die Aneignung von Wissen und werden uneingeschränkt von allen Interview-Partner*innen genutzt.

Neben den schon genannten Ressourcen spielt auch ein aktives Netzwerk von Freund*innen, Kolleg*innen und Bekannten eine wichtige Rolle. Diese dienen den Interview-Partner*innen mit Expertenwissen als Vernetzungsmöglichkeit und mit einer Stärkung des Gruppengefühls als wertvolle Unterstützung für ihr Engagement. Auch ein Ortsbezug ist für viele Bürger*innen von Relevanz. Sich vor Ort einbringen zu können, bedeutet weniger Zeit und Geld (bspw. in eine lange Anreise) investieren zu müssen. Vor Ort haben sich viele ein aktives Netzwerk von Ansprechpartner*innen aufgebaut und können ihre Anliegen so direkter einbringen. Kontakte aus dem beruflichen Umfeld können ebenfalls eine wichtige Ressource darstellen. Dies stimmt mit der Annahme von Verba/Schlozman/Brady (ebd.) überein, dass manche Menschen nur inaktiv sind, weil sie niemand direkt gefragt hat, ob sie sich beteiligen möchten. Hier zeigt sich, dass persönliche (analoge) Netzwerke – häufig mit starkem Ortsbezug – trotz Digitalisierung immer noch eine wichtige Ressource für Engagement sind. Viele Bürger*innen beschreiben Kontakte aus der (früheren) Berufswelt, der Lokalpolitik oder zu Personen eines Ortsverbandes als wichtigen Einflussfaktor für ihre Partizipation. Digitale Medien spielen jedoch bei der Aufrechterhaltung dieser Kontakte eine Rolle.

Bürgerschaftsverständnis

Die meisten Interview-Partner*innen vertreten ein deliberatives Demokratieverständnis und die These, dass sich eine ‚gute‘ Demokratie dadurch auszeichne, dass möglichst alle Bürger*innen die Möglichkeit haben, sich in Debatten und Kommunikation auf Augenhöhe einzubringen. Einige kritisieren dabei jedoch auch, dass Politik ein zu komplexes Phänomen sei, als dass Bürger*innen in der Lage wären, hier autonome und gut informierte Entscheidungen treffen zu können. Gleichzeitig fordern manche mehr direktdemokratische Elemente oder ein ganz neues Wirtschaftssystem, welches Ehrenamt neben Arbeit und Freizeit als drittes und gleichwertiges Element anerkennt.

Etwa die Hälfte der Interview-Partner*innen versteht es als Pflicht, sich zivilgesellschaftlich zu engagieren. Einige vertreten zusätzlich dazu die Meinung, dass man immer bei sich selbst anfangen müsse und dass der Beitrag eines jeden Einzelnen zähle. Anders als im Konzept einer „dutiful citizenship“ (Bennett 2008) beziehen die Bürger*innen diese Pflicht jedoch nicht nur auf die Teilnahme an Wahlen, sondern auch auf zivilgesellschaftliche Partizipation. Dies ist ein wichtiges Ergebnis der vorliegenden Arbeit. Viele halten es nicht für ausreichend, alle vier Jahre ihre Stimme abzugeben, sondern möchten täglich an der Gestaltung von Gesellschaft mitwirken. Während einige der Interview-Partner*innen

dabei neue, kreative Engagementformen wählen – dies betrifft insb. diejenigen, die besonders technik- und internetaffin sind, Mitgliedschaften grundsätzlich ablehnen, Engagement ganzheitlich verstehen oder Wert auf einen starken Alltagsbezug von Engagement legen – bleibt auch die klassische Mitgliedschaft bei Umweltorganisationen wie dem BUND für viele attraktiv.

Ein junger Interview-Partner beobachtet in seinem Freundeskreis, dass viele nicht wählen gehen und hofft, über neue Wege mehr Interesse an Partizipation wecken zu können. Er vermutet, dass über kreative und digitale Informations- und Partizipationsangebote („engaged citizenship“, Bennett 2008) junge Leute langfristig wieder einen Zugang zur Stimmabgabe bei Wahlen („citizen duty“, ebd.) finden. Alle 18 Interview-Partner*innen zeichnen sich durch unterschiedlich stark ausgeprägte Tendenzen einer „actualizing citizenship“ (ebd.) aus. Viele von ihnen verstehen Engagement als ganzheitliches Konzept, welches alltäglich gelebt und auf verschiedenste Situationen übertragen werden muss und welches über Wahlbeteiligung hinausgeht. In zwei Fällen basiert dieses Verständnis u. a. auf einem geringen Vertrauen in Politiker*innen und deren Entscheidungen. Mehrere Interview-Partner*innen sorgen sich um den großen Einfluss von Lobbygruppen und vermuten, dass Politiker*innen nach rein ökonomischen Interessen agieren.

Etwa die Hälfte beschreibt das motivierende Gefühl, direkt und sichtbar Einfluss nehmen zu können, meinungsbildend zu sein und positive Veränderung zu bewirken. Andere Bürger*innen nennen z. B. das Gärtnern als direkte Sichtbarmachung von Engagement. Solche Aussagen veranschaulichen Bürgerschaftsverständnisse einer „actualizing citizenship“ (Bennett 2008) oder Deweys (1988) Konzept einer Demokratie als „way of life“. Die wahrgenommene Offenheit eines politischen Systems für die individuelle Beeinflussung durch Bürger*innen ist laut Meinung einiger Gesprächspartner*innen insb. von Faktoren wie dem jeweiligen Thema und der Reichweite des Problems abhängig. Manche beschreiben darüber hinaus Schwierigkeiten, beurteilen zu können, was ihr einzelnes Engagement genau bewirkt hat und wie sie persönlich einen Unterschied machen können. Dies betrifft sowohl die Online- als auch Offline-Sphäre. Viele verknüpfen die Einschätzung zu ihrer Wirksamkeit mit Aspekten des Spaßes. Wer seine Fähigkeiten sichtbar einbringen kann und Spaß dabei hat, ist motiviert sich weiterhin zu engagieren. Während bisherige Konzepte die Einschätzung der Wirkkraft auf das politische System untersuchen, zeigt die Empirie dieser Untersuchung, dass auch Einschätzungen der Wirkung auf andere Bürger*innen und auf die Gesellschaft als Ganzes die Bereitschaft zu Partizipation und die Ausgestaltung der konkreten Praktiken beeinflussen. Überraschenderweise engagieren sich viele weiterhin – und dies sowohl in Bezug auf Online- als auch Offline-Praktiken – selbst, wenn sie das Gefühl haben, mit ihren Handlungen wenig zu

bewirken oder nur Platz für andere Menschen zu machen (z. B.: Mit dem Rad fahren anstatt mit dem Auto, schafft nur Platz für die Autos anderer Menschen). Auf diesen Aspekt wird unter dem Stichwort Frustrationstoleranz im Abschnitt zu Emotionen genauer eingegangen.

Das Interviewmaterial hat darüber hinaus weitere Aspekte aufgezeigt, die in der bisherigen Forschung nicht ausreichend berücksichtigt werden. Viele Interview-Partner*innen streben ein ganzheitliches Handeln an, in dem sie Engagement und Job miteinander verbinden möchten oder sich aus diesem Grund für eine Teilzeitstelle entscheiden. Diese Bürger*innen fordern eine neue Zeiteinteilung, die neben Arbeit und Freizeit, individuelles Engagement als festen Bestandteil des täglichen Lebens anerkennt. Während Allmendinger (2021, 2017, 2010, 2009) insb. die Situation von Frauen und die Missstände in der Aufgabenteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit zwischen Männern und Frauen, sowie in verschiedenen Altersstufen und Lebensverlaufphasen untersucht, liegt hier der Fokus auf der Ausgestaltung und Wertschätzung der drei Lebensbereiche bezahlte Arbeit, Freizeit und Ehrenamt. Würde die Normalarbeitszeit – wie u. a. von Allmendinger (2016: 24) vorgeschlagen – grundsätzlich auf 32 Stunden pro Woche reduziert werden, würde dies nicht nur zu einer gerechteren Aufteilung von (bezahlter und unbezahlter) Arbeit in und für einen Haushalt führen, sondern neben mehr Zeit für die Familie auch bessere Möglichkeiten für ein Ehrenamt bieten.

Für das Selbstverständnis einiger Interview-Partner*innen ist außerdem wichtig – so ein weiteres Ergebnis dieser Arbeit – nicht immer nur ‚gegen‘ etwas zu sein, sondern auch mal ‚für‘ – z. B. beim Thema Atom und erneuerbare Energien. Eine solche positive Einstellung betont deutlicher die Erschaffung eigener Projekte und die aktive Gestaltung der Zukunft, anstatt sich nur auf die Verhinderung bestehender Missstände zu konzentrieren. Davon versprechen diese Bürger*innen sich eine positive Außendarstellung der Bewegung und hoffen, Abstumpfung durch Verzichtsempfehlungen und Katastrophenszenarien entgegenwirken zu können. Eine bereits von Crouch (2008) beschriebene Apathie gegenüber Politik kann folglich auch auf zivilgesellschaftliches Engagement übertragen werden. Einige Interview-Partner*innen beobachten auch im Bereich des Engagements Tendenzen der Abstumpfung und Lustlosigkeit. Es werden jedoch neue Strategien entwickelt, die ein explizit positives Bild der Bewegung zeichnen sollen – sowohl nach innen, sodass sich die Teilnehmenden bei der Protestpartizipation gut fühlen, als auch nach außen, sodass die Bewegung für potenziell interessierte Unterstützer*innen attraktiv wirkt.

Die Analyse des Bürgerschaftsverständnisses der Interview-Partner*innen hat außerdem deutlich gemacht, dass viele von ihnen eine deutliche Trennung zwischen praktischem Umweltschutz und gesellschaftspolitischem Engagement oder zwischen parteipolitischem und gesellschaftlichem Interesse vornehmen. Sie differenzieren stark zwischen Zivilgesellschaft und Politik bzw. unkonventionellen und konventionellen Formen der Partizipation. Kröten über die Straße zu tragen, wird anders eingeordnet als an einer Demo teilzunehmen. Die Empirie zeigt auch, dass sich Protestierende gegenwärtig zahlreichen Herausforderungen gegenübergestellt sehen, z. B. der Schwierigkeit, sich selbst immer an die eigenen Prinzipien zu halten, bei einer Vielzahl von Niederlagen nicht frustriert das Engagement einzustellen oder dem Versuch, aus dem bestehenden Wirtschaftssystem auszubrechen und eine eigene Zeiteinteilung in Bezug auf Beruf, Freizeit und Engagement zu finden. Etwaige Diskrepanzen zwischen dem eigenen Verhalten und den persönlichen Prinzipien könnten ein spannendes Forschungsfeld für zukünftige Untersuchungen darstellen.

Im Zuge der Digitalisierung hat sich für viele Bürger*innen die Rolle von Sichtbarkeit und Visualität geändert. Deutlich mehr Akteure können nun öffentlich (und digital) Inhalte platzieren und den politischen Diskurs so mitgestalten. Dies gilt sowohl für Individuen als auch für Organisationen, die dadurch unabhängiger von massenmedialen Gatekeepern agieren können. Bezüglich des Erfolgs einzelner Protestaktionen verstehen viele eine hohe Medienresonanz als Wirksamkeitsanzeiger mit Symbolcharakter.

Ursprung von Engagementbereitschaft

Die Analyse der Kategorie Ursprung von Engagementbereitschaft hat über viele Interview-Partner*innen verbreitete Muster aufgezeigt und dabei sowohl geschlechter- als auch generationenspezifische Eigenschaften verdeutlicht. Grundsätzlich prägten Eltern, Lehrkräfte und andere Vorbilder viele der Bürger*innen schon früh und legten damit einen wichtigen Grundstein für späteres Engagement im Bereich Umweltschutz. In der älteren Generation werden explizite Auslöser-Momente wie Kriege, Katastrophen und der Einfluss früherer Sozialer Bewegungen genannt. Alle älteren Interview-Partner*innen (60+) beteiligten sich in verschiedenen Intensitäten bereits in den 1980er Jahren in der Umweltschutz-Bewegung. Einen geschlechtsspezifischen Ursprungsmoment stellen der Vietnamkrieg (bei Männern) und eine Schwangerschaft während der Tschernobyl-Katastrophe bzw. grundsätzlich das Kinderkriegen (bei Frauen) dar. Insbesondere unter den jüngeren Interview-Partner*innen werden u. a. Reisen, konkrete Medien wie Bücher und Filme oder Meditationserlebnisse als Auslöser für Engagement genannt. Auch persönliche Betroffenheit, z. B. im Falle eines

Missbrauchs oder wenn der Wohnort von hoher Lärmbelastigung und Verschmutzung betroffen ist, sowie individuelle Wertvorstellungen, können Engagement initial fördern.

Ein weiterer Aspekt, der in bisheriger Forschung unterrepräsentiert ist, von den Interview-Partner*innen jedoch häufig beschrieben wurde, ist der Zusammenhang zwischen einem für das Engagement im Umweltschutz relevanten Studium und dem Aktivismus selbst. Einige studieren oder studierten z. B. Politikwissenschaft, Biologie oder Umweltwissenschaften und haben aus dieser Erfahrung heraus ein verstärktes Interesse an Umweltschutz oder Partizipation entwickelt. Kenntnisse aus diesem Studium haben damit einen Grundstein für ihr zivilgesellschaftliches Engagement in der Umweltschutz-Bewegung gelegt. Damit sind – abgesehen von digitalen Medien wie Filmen – fast alle Engagementbereitschaft-fördernden Faktoren in der Offline-Sphäre verortet.

Motive für gegenwärtige Partizipation

Die Befunde der Analyse der Motive decken sich größtenteils mit Ergebnissen bisheriger Forschung und können darüber hinaus einige neue Faktoren benennen. Von vielen Befragten werden grundlegende Wertorientierungen wie die Erhaltung der menschlichen Lebensgrundlage und die Rücksicht auf spätere Generationen als Hauptmotiv für gegenwärtiges Engagement genannt. Auch persönliche Betroffenheit und ein verstärktes Interesse an einzelnen Themen können als Motiv für Partizipation benannt werden (Han 2009: 72 ff.) Wichtig sind darüber hinaus ebenfalls ein konkreter Ortsbezug oder, wie im Fall von Berlin, eine Nähe zum täglichen Politikgeschehen. Auch der Wunsch, einen persönlichen und starken Alltagsbezug zu einem Thema zu haben, veranschaulicht noch einmal, wie individuelles Interesse Partizipation begünstigt. Aus dem Interviewmaterial geht darüber hinaus noch eine weitere, neue Option hervor: Selbst eine Organisation zu gründen, dabei evtl. auch den Vorsitz zu übernehmen und mit dieser Organisation den eigenen Handlungsspielraum deutlich zu erweitern. Hier zeigt sich, dass für einige Bürger*innen das bestehende Partizipationsangebot nicht ausreichend ist und sie für sich selbst neue Optionen erschaffen möchten. Dabei scheint einerseits eine gewisse Unabhängigkeit wichtig zu sein, denn Gründer*innen übernehmen damit direkt eine einflussreiche, unabhängige und wirkungsstarke Position. Andererseits agieren diese Bürger*innen durch die Gründung jedoch wieder in einem Kollektiv und mehr oder weniger festen Organisationsstrukturen.

Während straßenprotestspezifische Motive insb. die Gemeinschaftsbildung, Einflussnahme und Sichtbarmachung politischer Anliegen betreffen, können als

netzspezifische Motive besonders Aspekte der Mobilisierung, Informationsbeschaffung und des Netzwerkens genannt werden.¹

Emotionen und Affekte

In der Analyse der Kategorie Emotionen hat sich gezeigt, dass Spaß als eigenständiges Motiv (vgl. Betz 2016) für zivilgesellschaftliches Engagement zu werten ist. Viele der Gesprächspartner*innen erzählen, dass sie sich bei Straßendemos u. a. deshalb einbringen, weil sie diese als spaßiges Happening verstehen, die Musik, Kostüme, Kreativität und das Zusammenkommen schätzen. Ähnliches zeigt sich auch bei starken emotionalen Bindungen an einzelne Orte und Organisationen, die lokal verwurzelt sind. Auch bei dem Wunsch nach Vereinbarkeit von Spaß und Beruf spielen Emotionen eine wichtige Rolle. Einige Interview-Partner*innen erzählen, dass sie am liebsten einem bezahlten Job im Bereich Aktivismus nachgehen würden oder nur einen Teilzeitjob haben, um daneben genügend Zeit für den Spaß an Aktivismus zu haben. Ebenfalls relevant ist die Bedeutung von zivilgesellschaftlichem Engagement für Ruheständler*innen und Pensionierte, die nach der Berufstätigkeit nochmal gefordert sein möchten und sich mit Spaß und Wissen für Umweltschutz einbringen.

Emotionen spielen auch eine Rolle, wenn Wut, Frust oder Angst den Fokus auf ein Thema erhöhen und damit Partizipation begünstigen. Im Fall von Sonja bspw. führt Ärger über politische Entscheidungen dazu, sich gegen Atomkraft einzusetzen. Dabei zeigt sich erneut, wie eng verschiedene Motive für Engagement miteinander verstrickt sind, denn derartige Äußerungen verraten auch einiges über das Politik- und Bürgerschaftsverständnis einzelner Bürger*innen.

Ein weiteres Ergebnis dieser Arbeit ist, dass Enttäuschung über Absagen von Freund*innen bzgl. Protestaktionen bei einzelnen Bürger*innen nicht zwangsläufig dazu führen, dass sie ihren Aktivismus einstellen oder reduzieren. Mehrere Personen beschreiben, dass sie auch nach vergeblich im Freundeskreis getätigten Mobilisierungsversuchen alleine zu Aktionen fahren und dies keinen Einfluss auf ihre Motivation hat. Eine hohe Frustrationstoleranz spielt bei vielen Bürger*innen eine große Rolle. Hier stellt die vorliegende Arbeit einen wichtigen Beitrag zu einem bisher noch wenig erforschten Gebiet dar. Wenn Menschen Frustration

¹ Die Analyse der Motive für gegenwärtiges Engagement hat insb. deutlich gemacht, wie eng miteinander verwoben unterschiedliche Kategorien sind, bspw. Motive und Kollektive Identität oder Motive und Bürgerschaftsverständnis. Viele genannte Motive befassen sich mit dem Kennenlernen anderer Menschen, dem Zusammenkommen mit Freund*innen und Selbstvergewisserung durch Gleichgesinnte und häufig dienen seit der Jugend bestehende Moralvorstellungen und Wertesysteme, oder auch der Wunsch, mit sich selbst im Reinen zu sein, als Motiv für gegenwärtiges Engagement.

erfahren, haben sie die Möglichkeit, diesen auszuhalten oder ihn durch Faktoren wie Spaß oder ein ausgeprägtes Gemeinschaftsgefühl zu kompensieren. Dies trifft auf viele der Interview-Partner*innen zu und ist mitunter ein wichtiger Grund dafür, warum sie sich trotz Niederlagen (weiterhin) einbringen.

Als Folge solcher Niederlagen stellen sich bei einigen jedoch auch Ohnmachtsgefühle, Resignation oder Burnout-Symptome ein. Ausbleibende Erfolgserlebnisse können dazu führen, dass individuelle Ressourcen wie Motivation, Zeit oder Kraft ausgeschöpft sind. Damit ist ein wichtiger Aspekt, den die Auswertung der Interviews ergeben hat und den die bisherige Forschung zum Thema Protestpartizipation vernachlässigt, die Überlastung von Ehrenamtlichen. Einige Interview-Partner*innen beschreiben Erschöpfungszustände und Ohnmachtsgefühle aufgrund ausbleibender Erfolge von Protest. Oft dient als Erklärung, dass das Thema als so wichtig erachtet wird, dass man sich trotz knapper Ressourcen einbringt. Spaß stellt dabei einen wichtigen Faktor als Kompensation für Verausgabung dar.

Die meisten Interview-Partner*innen verstehen es jedoch nicht als Option, sich wegen geringer Erfolgsaussichten nicht (mehr) einzubringen. Viele möchten es zumindest versucht haben und vertreten den Standpunkt: „Die Hoffnung stirbt zuletzt“. Zwischenziele und realistische Erfolgsaussichten dienen ihnen dabei als Motivation und können dazu führen, eine hohe Frustrationstoleranz aufrechtzuerhalten. Darüber hinaus werden auch andere Formen der Kompensation für Frustrationserfahrungen genannt, z. B. das Protestevent als eigenständiges Happening zu verstehen, dessen alleinige Teilnahme schon lohnenswert ist oder ein so ausgeprägter Idealismus, der dazu führt, langfristig gegen den Strom zu schwimmen und nach den eigenen Idealen zu leben.

Kollektive Identität

Die Analyse der Kategorie Kollektive Identität hat gezeigt, dass Zugehörigkeit und kollektive Identität aus gemeinsamen Protestaktionen, Praktiken, Zielen und aus der Erinnerung an gemeinsame Protesterfahrung heraus entstehen – häufig also Offline-Bezüge aufweisen. Bei Straßenaktionen, durch das gemeinsame Auftreten und sich als Gruppe Bewusstwerden erkennen Menschen Gemeinsamkeiten und identifizieren sich mit anderen Protestierenden. Aus solchen gemeinsamen Erfahrungen können wiederum Freundschaften entstehen. Viele Bürger*innen sind bereit, auch alleine an Aktionen teilzunehmen, denn sie wissen, dass sie vor Ort immer auf Gleichgesinnte treffen werden. Ein in der bisherigen Forschung vernachlässigter Aspekt ist das explizite Ziel, bei Protestaktionen neue Leute kennenzulernen. Sei es, weil aus dem Freundeskreis niemand sonst Interesse hat

oder weil nach einem Umzug neue Freund*innen gesucht werden. Affektive Bindungen zu anderen Menschen oder auch zu Orten spielen hier eine wichtige Rolle.

Abgesehen von einer Interview-Partnerin beschreiben alle anderen, dass sie Gemeinschaft und kollektive Identität bei Offline-Aktionen empfinden, nicht im Netz. Gemeinsame Praktiken schweißen zusammen, sich bei Straßendemos eine Bezugsgruppe zu suchen oder vielleicht sogar einer Gefahr durch Gegendemonstrant*innen oder Staatsgewalt ausgesetzt zu sein, stärkt kollektive Identität. Im Netz kann keine vergleichbare Erfahrung erlebt werden.

Die von einer Bürgerin beschriebene Gruppenidentifikation im Internet ist für alle anderen Interview-Partner*innen nicht in dieser Form erfahrbar. Partizipationsmöglichkeiten im Bereich Online-Aktivismus werden von ihnen zwar geschätzt und oft auch praktiziert, tragen ihrer Meinung nach jedoch nicht zur Bildung einer kollektiven Identität bei. Auch die Digitalisierung und die Verbreitung von Social Media haben daran nichts geändert. Praktiken von Online-Aktivismus schaffen es nicht, Aspekte von Straßendemos oder die Mitarbeit in Verbänden sowie das Erleben von Gefahr, Freude oder Arbeitsteilung zu kompensieren oder vergleichbare Online-Pendants dazu zu erschaffen. Das bedeutet, auch heute – in Zeiten der Digitalisierung – braucht Protest in der Umweltschutz-Bewegung noch ein stark ausgeprägtes Gemeinschaftsgefühl und dieses entsteht vor allem auf der Straße. Das Internet trägt wenig zur Bildung einer kollektiven Identität bei, sondern dient den meisten Bürger*innen weiterhin vielmehr zur Vernetzung und Mobilisierung.

Mitgliedschaft

Die Analyse der Kategorie Mitgliedschaft hat gezeigt, dass die Mehrzahl der Interview-Partner*innen Mitgliedschaft als eine aktive Handlung versteht und sich einer Gruppe erst dann zugehörig fühlt, wenn vor Ort mit angepackt, an Gruppentreffen teilgenommen und Einfluss auf die Ausgestaltung der Aktionen einer Organisation genommen wird. Konkrete Offline-Praktiken basierend auf individuellen Wertesystemen spielen eine tragende Rolle. Viele Interview-Partner*innen vertreten ein Mitgliedschaftsverständnis nach dem Motto „doing politics“ (Juris 2007) oder „doing is believing“ (Maeckelbergh 2011). Des Weiteren ist auch eine emotionale Verbundenheit zur Gruppe wichtig, welche sich z. B. durch Freundschaften mit anderen Mitgliedern oder über die Zeit hinweg entwickelt. Gegensätzlich zu Annahmen bisheriger Forscher*innen wie Bennett/Seegerberg (2012), die von einem Rückgang der Loyalität gegenüber Organisationen ausgehen und vermehrt „personalized action formations“ beobachten, lässt sich dies bei einer Mehrheit der Interview-Partner*innen nicht bestätigen. Viele von ihnen

pflegen mehrere aktive Mitgliedschaften zu unterschiedlichen Organisationen und besitzen eine hohe Loyalität zu diesen. Einzig eine Interview-Partnerin lehnt Mitgliedschaft in Organisationen grundsätzlich ab und agiert im Sinne von „lifestyle movements“ (Haenfler/Johnson/Jones 2012) in informellen Netzwerken und eher losen Kontakten zu Organisationen. Diese Person sieht ihr individuelles Alltags-handeln im Vordergrund und unabhängig von etwaigen Mitgliedschaften. Eine besonders ausgeprägte Verbundenheit zur Organisation und ihren Mitgliedern zeigt sich beim BUND. Dies kann auf die lokalen Ortsgruppen, gemeinsame Offline-Engagementpraktiken und teils jahrzehntelange Mitgliedschaft zurückgeführt werden. Zwar beschreiben einige Interview-Partner*innen auch eine starke Verbundenheit zu Campact – dies stellt jedoch Ausnahmen dar, in denen ihnen Campact-Mitarbeiter*innen dann häufig auch persönlich bekannt sind und die Organisation über Online-Petitionen hinaus unterstützt wird.

Einen weiteren neuen Beitrag zur Partizipationsforschung stellt die Auseinandersetzung mit verschiedenen Begrifflichkeiten rund um Mitgliedschaft dar. Die Interview-Partner*innen machen dazu eine Reihe von Vorschlägen für eine mögliche Kategorisierung, welche meist auf dem Unterschied basiert, ob sich die Person aktiv an Aktionen der Organisation beteiligt oder nicht. Einige Interview-Partner*innen verstehen als reine Mitgliedschaft auf dem Papier – ähnlich einer Mitgliedschaft im Sportverein – jedoch schon die einfache Zahlung des Mitgliedsbeitrags. Dies begründen sie u. a. damit, dass der Einsatz von Ressourcen und die Arbeit der Organisation unterstützt und wertgeschätzt werden sollen. Auch die Digitalisierung scheint an diesem Verständnis nichts oder nur wenig verändert zu haben. Lediglich für Personen, die Mitgliedschaft insb. über eine inhaltliche Auseinandersetzung und starken Themenbezug definieren, wird durch das Internet der Zugang zu solchen Informationen leichter. Campact macht bspw. mit der „5-Minuten-Info“ Angebote, die Bürger*innen das Gefühl vermitteln sollen, sich genügend mit einem Thema beschäftigt zu haben, um sich eine Meinung dazu bilden zu können.

Intensität

Bei der Analyse der Intensität des Engagements und Breite des Handlungsrepertoires ließen sich zahlreiche interessante Erkenntnisse mit Blick auf die Digitalisierung von Protestpraktiken feststellen. Insgesamt ist das Verhältnis von Offline- und Online-Protestpraktiken ausgeglichen, was jedoch nicht bedeutet, dass sich neun Personen online und neun offline engagieren, sondern dass viele sowohl online als auch offline verschiedene Protestformen praktizieren. Mehr als die Hälfte des Samples ist täglich mit Engagement beschäftigt, wobei darunter insb. auch Recherche- oder Vernetzungsarbeit am Computer verstanden

wird. Das tägliche Engagement variiert stark zwischen nur einer bis hin zu zwölf Stunden. Während ein häufig gehörter Vorwurf gegen Campact und andere Kampagnen-Organisationen ist, dass sie durch ihre Online-Angebote Partizipation zu sehr vereinfachen würden, berichtet gegensätzlich dazu etwa ein Viertel der Interview-Partner*innen, dass sich ihr Engagement durch Campact sogar intensiviert habe.

Während viele Interview-Partner*innen die Teilnahme an großen Straßendemos wie der „Wir-haben-es-satt“-Demo als Muss verstehen, reicht die Zeit häufig nicht für kleinere Demos und Aktionen. Einige der BUND-Mitglieder sind schon mit regelmäßig stattfindenden Monats- und AG-Treffen ausgelastet. Die Bürger*innen, die aussagen Online-Petitionen zu unterzeichnen, unterscheiden sich dabei stark in ihrer Intensität. Manche unterzeichnen nur sorgfältig ausgewählte Petitionen, andere nahezu alle Campact-Petitionen oder Petitionen auf anderen Webseiten. Auch bei der Social-Media-Nutzung unterscheiden sich die individuellen Praktiken sehr. Diese reichen von sehr intensiver Nutzung, teils auch für berufliche Zwecke, bis hin zu völliger Ablehnung, häufig wegen Datenschutzbedenken oder fehlender Fähigkeiten.

Einstellungen zu Straßenprotest, Netzaktivismus und der Kritik des Clicktivism

Bezüglich der individuellen Einstellung zu Straßenprotest, Netzaktivismus und der Kritik des Clicktivism lässt sich festhalten, dass viele Interview-Partner*innen im Internet den Vorteil sehen, sich zu vernetzen, miteinander über Distanzen hinweg zu kommunizieren, eine scheinbar unendliche Masse an Informationen zur Verfügung zu haben und durch politische Beiträge andere auf Protestaktionen aufmerksam machen zu können. Die Straße dient vielen Aktiven insb. zur Gemeinschaftsbildung untereinander und als Sichtbarmachung ihrer Anliegen. Die Vor- und Nachteile von Straßen- und Netzprotest werden nun noch einmal separat ausgeführt.

Die Interview-Partner*innen sind sich einig darüber, dass Straßenprotest weiterhin eine sehr wichtige Rolle spielt. Er wird von vielen als Sichtbarmachung des Volkswillens verstanden, manche sehen ihn sogar als Hilfestellung für Politiker*innen und deren Entscheidungen. Deutlich wurde bei der Analyse auch, dass Innenwirksamkeit und Gemeinschaftsbildung bei Straßenprotesten für viele eine besonders wichtige Rolle spielen. Die Interview-Partner*innen erzählen von zahlreichen Erfahrungen der Solidarisierung mit Gleichgesinnten. Bei Praktiken wie der Unterstützung eines Infostandes werden hingegen besonders der direkte Kontakt zu anderen Menschen und das dortige direkte Feedback hervorgehoben. Diese Eigenschaften zeichnen Offline-Engagement aus und können durch das Netz nicht kompensiert werden.

Manche Interview-Partner*innen messen Straßenprotest eher einen Symbolcharakter bei, als dass sie ihm eine direkte Wirkung auf politische Entscheidungen zuschreiben und verstehen es als das eigentliche Ziel, eine möglichst hohe mass-mediale Aufmerksamkeit zu erhalten. Einige Bürger*innen sind der Meinung, dass Straßenprotest weiterhin wichtig bleiben wird, weil er im Vergleich zum Netzprotest durch einen deutlich größeren Zeitaufwand eine höhere Dringlichkeit vermittelt.

Die Interview-Partner*innen benennen jedoch auch negative Aspekte von Straßenprotest wie den Missbrauch durch Gewalttäter, eine Instrumentalisierung der Teilnehmenden oder ein grundsätzliches Unwohlsein in Menschenmengen. Hinderungsgründe für die Teilnahme an Straßenaktionen können auch schlechtes Wetter, lange Fußstrecken bei Demos, eine zu weite Anreise, grundsätzlich unzureichende Zeitressourcen oder eine nicht stattgefundene Aufforderung zur Teilnahme sein. Die Bandbreite von Gründen reicht folglich von ressourcenbezogenen zu psychologischen Erklärungen.

Große Einigkeit besteht bei den Interview-Partner*innen bzgl. der Vorteile des Internets für Protest. Hier werden besonders das Mobilisierungspotenzial, der erleichterte Zugang zu Informationen und die große Reichweite digitaler Medien hervorgehoben. Das Netz dient vielen zur Kontakterhaltung mit anderen und zur Verbindung mit Gleichgesinnten. Grundsätzlich werden E-Mail-Verteiler und Newsletter als wertvolle Informationsquelle eingeschätzt, Online-Petitionen hingegen als sinnvolles Mittel, um symbolische Zeichen zu setzen. Der geringe Zeitaufwand und die Einfachheit von Online-Petitionen sind aus Sicht der meisten Interview-Partner*innen Vorteile, die dazu führen, solche Petitionen zu unterzeichnen. Einige unterschreiben hingegen nur ausgewählte Online-Petitionen nachdem sie sich zuvor tiefer in das entsprechende Thema eingelesen haben.

Gleichzeitig beschreiben viele Interview-Partner*innen, dass ein Überfluss an Petitionen bei ihnen zu Ermüdung und Abstumpfung geführt habe. Manche sind der Meinung, dass Online-Petitionen keine Wirkung haben oder dass Online-Aktivismus generell weniger effektiv sei, weil er im Vergleich zu offline stattfindendem Protest wenig Medienresonanz erhalte. Nichtsdestotrotz unterschreiben selbst diese Personen – teilweise sogar sehr häufig – Online-Petitionen. Dies lässt sich darauf zurückführen, dass sie der Meinung sind, dass das Unterzeichnen so schnell gehe und mit so wenig Aufwand verbunden sei, dass man es schnell miterledigen könne. Hier zeigt sich, dass der geringe Aufwand mehr wiegt, als die Einstellung, dass mit Online-Petitionen kaum eine Wirkung erzielt werden könne. Darüber hinaus werden auch Datenschutzbedenken und eine Angst vor eventuellen beruflichen Konsequenzen genannt, sollte man sich im Netz politisch äußern. Wichtig ist festzuhalten, dass die Ablehnung der Unterzeichnung

von Online-Petitionen nicht auf Fragen der Wirksamkeit dieser Protestpraktik zurückgeht, sondern auf Datenschutzbedenken.

Ein Fokus auf die unterschiedlichen Organisationen und Petitionsplattformen zeigt deutliche Unterschiede in den Einstellungen der Interview-Partner*innen. Ein Großteil spricht Campact ein hohes Vertrauen aus und äußert sich Avaa gegenüber recht kritisch – besonders beim Thema Datenschutz und Transparenz. Die Interview-Partner*innen, die durch die Erstellung einer eigenen Petition direkten Kontakt zu Mitarbeiter*innen von Change.org hatten, loben die Organisation insb. für ihr Engagement und ihre Glaubwürdigkeit. Hier zeigt sich, dass das Vertrauen in eine Organisation größer ist, wenn ihr konkrete Personen und Gesichter zugeordnet werden können. Noch mehr Vertrauen herrscht vor, wenn man die Mitarbeitenden der Organisation sogar persönlich kennt.

Ältere BUND-Mitglieder bezeichnen die Social-Media-Aktivitäten von BUND-Ortsgruppen als irrelevant, da damit vor Ort nicht die passende Zielgruppe angesprochen werden würde. Auch ein jüngeres BUND-Mitglied hält den Umgang mit Online-Petitionen durch den Verband für ausbaufähig und schreibt Petitionsplattformen wie Campact hier eine höhere Kompetenz zu. Häufig steht der BUND also eher nicht für kompetente Social-Media-Nutzung oder Online-Petitionen. Trotzdem geben auch ältere BUND-Mitglieder an, beim BUND alle existierenden Online-Petitionen zu unterzeichnen. Auch hier ist die Einschätzung zur Wirksamkeit einzelner Protestpraktiken folglich zweitrangig.

Bezüglich der Clickivism-Kritik äußert ein Großteil Unverständnis für die These, dass Online-Aktivismus Menschen von der Teilnahme an Straßenprotest abhalte. Von fast allen Interview-Partner*innen wird das Netz als wichtige Ergänzung zu Straßenprotest verstanden und kein direkter Zusammenhang zwischen Partizipation online und offline gesehen. Sie sind dankbar für Möglichkeiten, sich schnell und ohne großen Aufwand einbringen zu können, insb. in Zeiten gesellschaftlicher Beschleunigung, in denen viele die Wahrnehmung haben, unter Zeitdruck und Stress zu stehen. Gegensätzlich zur Clickivism-Kritik erzählen einige sogar, dass bei ihnen die Teilnahme an Netzprotest-Praktiken dazu geführt habe, sich wieder mehr offline einzubringen. Hierbei steht besonders der Mobilisierungsaspekt des Netzes positiv im Vordergrund. Jedoch wird auch die These geäußert, dass die Einfachheit von Online-Petitionen grundsätzlich den Wert einzelner Unterschriften mindern könnte. An Straßenständen seien Unterschriften deutlich schwieriger zu sammeln und damit würden Unterschriftenlisten auf Papier mehr aussagen als Online-Petitionen. Im gesamten Sample befindet sich nur ein Interview-Partner, der bei sich selbst beobachtet hat, dass er Offline-Protestaktionen manchmal ausfallen lässt, wenn er sich zuvor für das Thema bereits online engagiert hat. Alle anderen Interview-Partner*innen können sich

diesen Zusammenhang entweder gar nicht vorstellen oder zumindest nicht bei sich persönlich.

Einen wichtigen Kritikpunkt an Online-Petitionen stellt der Vergleich mit dem Ablasshandel im Mittelalter dar. Der Gedanke dabei ist, dass sich Bürger*innen durch die Unterstützung von Online-Petitionen eine Art Freibrief dafür erkaufen, sich anderweitig nicht mehr einbringen zu müssen. Dies ließe sich laut Meinung einiger Befragter auch auf Spendengelder für Organisationen übertragen, die ebenso als Ersatz für aktive Mitarbeit verstanden werden könnten. Solche Aussagen verdeutlichen eine Kritik am Unterzeichnen von Online-Petitionen bzw. dem Spenden, wenn zusätzlich nicht auch aktiv und offline anderen Protestpraktiken nachgegangen wird. Die Mehrheit der Interview-Partner*innen weist ein solches Verhalten jedoch von sich ab. Und in der Tat beschreiben viele Bürger*innen ein vielfältiges Repertoire von Online- und Offline-Praktiken, welches sich nicht nur auf das Unterzeichnen von Petitionen oder das Spenden von Geld begrenzt.

Die Analyse der Voraussetzungen und Motive für Protestpartizipation, der konkreten Praktiken und der Einstellungen der Bürger*innen bzgl. Straßenprotest, Netzaktivismus und der Kritik des Clickivism zeigt, dass sowohl ältere als auch jüngere, sowohl intensiv aktive als auch sporadisch aktive und sowohl Menschen mit einem hohen Organisationsgrad als auch einer weniger ausgeprägten Anbindung an Organisationen die Vorteile von Netzaktivismus und Straßenprotest nutzen und häufig in beiden Sphären aktiv sind. Bürger*innen, die ohne das Internet aufgewachsen sind, können sich auch zu späterer Zeit noch die Fähigkeit aneignen, das Internet für ihre politischen Aktivitäten zu nutzen. Manche stoßen hier jedoch an die Grenzen ihrer Fähigkeiten und legen den Fokus weiterhin recht deutlich auf die Mitarbeit in Verbänden. Trotzdem zeigen die Ergebnisse dieser Arbeit, dass Theorien des Digital Divide (Mossberger/Tolbert/McNeal 2008; van Dijk 2006; Norris 2001) zu kurz greifen, wenn sie sich nur auf sozio-ökonomische Aspekte, Geschlecht, Alter usw. stützen und Faktoren wie die Motivation, sich neue Fähigkeiten anzueignen, ungeachtet lassen (vgl. Min 2010; Adams/Stubbs/Woods 2005).

Die Interview-Teilnehmer*innen, die der Gruppe der Digital Natives zugeordnet werden können und einen Großteil ihres Erwachsenenlebens Möglichkeiten der digitalen Protestpartizipation zur Verfügung hatten, widmen sich Online-Praktiken deswegen nicht zwangsläufig intensiver als ihre älteren Mitbürger*innen. Voss (2021) kommt ganz im Gegenteil zu einer solchen These zu dem Ergebnis, dass bei der Erstellung eigener Online-Petitionen die Generation 50+ sogar aktiver ist als jüngere Bürger*innen. Mit den Fällen von Sonja (56), Stefanie (27) und Mareike (49) (welche zumindest eine Petition vorbereitet hat)

scheint das vorliegende Sample diese These zumindest tendenziell zu stützen.² Auch die Jüngeren halten Straßenprotest weiterhin für wichtig und engagieren sich sowohl auf der Straße als auch in Organisationen wie dem BUND, und vermehrt in lokalen und informelleren Initiativen. Eine positive Haltung gegenüber Online-Aktivismus kann, aber muss nicht, an das Alter der Bürger*innen geknüpft sein. Abhängig von Faktoren wie dem Vertrauen in digitale Technologien und der Mediensozialisation können auch ältere Bürger*innen das Interesse und die Fähigkeit entwickeln, ihren Offline-Aktivismus durch Online-Praktiken zu ergänzen. Insbesondere die Möglichkeit, im Internet Informationen zu recherchieren oder Online-Petitionen zu unterzeichnen, wird von einer Vielzahl der Interview-Partner*innen genutzt. Social Media für politische Zwecke zu nutzen, ist hingegen weniger verbreitet. Die jüngeren Interview-Partner*innen beschreiben keinerlei Probleme im Umgang mit Online-Technologien, äußern jedoch ebenfalls Bedenken bzgl. des Datenschutzes und der Effektivität von Online-Aktivismus. Sie nutzen das Netz für verschiedene Zwecke, aber nie als Ersatz für Engagement in Organisationen oder lokalen Initiativen.

9.2 Typenbildung

Aus der Zusammenführung aller Kategorien konnten daraufhin drei verschiedene Typen skizziert werden, die größtenteils unabhängig von den Faktoren Geschlecht, Alter und Organisationsgrad insb. auf den Praktiken, Einstellungen und der Intensität von Engagement basieren. Bei diesen drei Typen kann jeweils nochmal eine interne Abstufung vorgenommen werden, welche auf graduelle Unterschiede in der Breite des Handlungsrepertoires zurückzuführen ist. Daraus haben sich schlussendlich sechs Varianten von Protest-Aktivist*innen der Umweltschutz-Bewegung ergeben.

Sie unterscheiden sich insb. bzgl. der ausgeübten Protestpraktiken und dahingehend, wie intensiv sie das Internet in diese Praktiken einbinden. Denn ein wichtiges Ergebnis dieser Arbeit ist, dass alle hier befragten Bürger*innen Vorteile in der Nutzung des Internets für zivilgesellschaftliches Engagement sehen. Alle nutzen das Internet als Informationsquelle, für Recherchen und zum Empfangen und Versenden von E-Mails, WhatsApp oder andere Messengerdienste

² Wenngleich Voss (2021) zu dem Ergebnis kommt, dass Online-Petitionen häufiger von Männern erstellt werden, wohingegen in der vorliegenden Arbeit keiner der männlichen Interview-Partner eine eigene Online-Petition erstellt hat.

scheinen hier nebensächliche Rollen zu spielen. Einige unterzeichnen oder erstellen darüber hinaus auch Online-Petitionen und andere sehen in der Nutzung von Social Media Vorteile für die Verbreitung von politischen Inhalten und für die Mobilisierung für Aktionen. Ein Großteil der Interview-Partner*innen versteht Straße und Netz als wertvolle Ergänzung zueinander und würde weder auf das eine noch auf das andere verzichten wollen.

Typ Web 1.0

Der erste Typ von Protest-Aktivist*innen „Typ Web 1.0“ nutzt im Internet insb. Web 1.0 Funktionen, konsumiert Newsletter, recherchiert Berichte und schreibt bzw. liest E-Mails. Social-Media-Kanäle sind diesem Typ größtenteils fremd. Eine Abstufung dieses Typs nutzt jedoch die Möglichkeit Online-Petitionen zu unterzeichnen und versteht dies als Ausdruck persönlicher Positionen. Für den ersten Typ spielen eine direkte Ansprache und ein direkter Ortsbezug häufig eine große Rolle. Isabelle bspw. engagiert sich nur, wenn sie von einem Thema persönlich betroffen ist oder sie durch aktives Eingreifen vor Ort selbst mitgestalten kann. Markus wiederum ist mit der örtlichen Verbandsarbeit seiner BUND-Ortsgruppe so ausgelastet, dass er nach eigenen Angaben gar keine Zeit für Social Media hätte. Während Isabelle (26 Jahre) Social Media grundsätzlich als hilfreich für die Mobilisierung von Protestaktionen einschätzt, beschreibt Markus (71 Jahre) technische Schwierigkeiten bei der Nutzung von Social Media. Er nutzt jedoch sowohl die Möglichkeit, im Internet ausführliche Recherchen durchzuführen als auch Online-Petitionen zu unterzeichnen. Mit letzter Praktik unterscheidet er sich von Isabelle. Markus versteht Online-Petitionen als willkommene Möglichkeit, ohne großen Zeitaufwand politische Forderungen unterstützen zu können, achtet jedoch sehr genau darauf, auf welcher Plattform er Petitionen unterschreibt und als wie vertrauenswürdig er diese Seiten einschätzt. Datenschutzbedenken und fehlende Technik-Skills schränken die Online-Praktiken von diesem Protesttyp ein.

Isabelles Fall zeigt auch, dass sich Digital Natives nicht zwangsläufig mit allen Möglichkeiten von Online-Aktivismus auseinandersetzen und dass auch sie sich aktiv mit Datenschutzfragen beschäftigen. Während ein geringer Organisationsgrad (Isabelle) nicht zwangsläufig bedeutet, dass sich jemand überhaupt nicht einbringt, führen über Jahrzehnte ausgeübtes Engagement in der Umweltschutzbewegung und eine Anbindung an Organisationen wie den BUND jedoch zu einem sehr ausgeprägten Netzwerk von Kontakten. Am Bürgerschaftsverständnis vom Typ Web 1.0 hat die Digitalisierung von Protestpartizipation keine großen Veränderungen bewirkt. Markus bspw. ist schon lange im Umweltschutz engagiert, versteht Engagement als Muss und nimmt neben der Verbandsarbeit

nun als Zusatz noch Online-Möglichkeiten der Informationsbeschaffung und des Ausdrucks politischer Ansichten via Online-Petitionen wahr.

Typ Web 2.0

Der zweite Typ von Protest-Aktivist*innen „Typ Web 2.0“ ist mit Social Media vertrauter als der erste und postet auf Social-Media-Kanälen politische Inhalte. Eine Abstufung dieses Typs unterzeichnet zusätzlich zu einer relativ aktiven Social-Media-Nutzung auch regelmäßig Online-Petitionen. Wie beim ersten Typ spielen auch beim zweiten Typ unterschiedliche Bürgerschaftsverständnisse eine wichtige Rolle als Motiv für Partizipation. Neben dem Verständnis von Engagement als Muss, beeinflussen hier ein geringes Vertrauen in Politiker*innen (wie im Fall von Mareike), sowie das Bürgerschaftsverständnis einer „actualizing citizenship“ (Bennett 2008) (wie im Fall von Felix) die Entscheidung, sich online zu engagieren. Felix (24 Jahre) recherchiert online ausgiebig Informationen und nutzt Social-Media-Kanäle zur Äußerung seiner politischen Ansichten. Er ist der Meinung, insb. jüngere Bürger*innen müssten online durch attraktive Angebote angesprochen werden. Auch Mareike (49 Jahre), beruflich als Social-Media-Managerin aktiv, bewegt sich sicher in Online-Sphären, nutzt aktiv verschiedene Social-Media-Kanäle und unterzeichnet nahezu täglich Online-Petitionen auf verschiedenen Plattformen. Dieser Protesttyp reflektiert jedoch auch mögliche Datenschutzrisiken im Internet. Zum Erstellen einer eigenen Online-Petition ist er, insb. aus zeitlichen Gründen, bisher nicht gekommen. Das Internet versteht dieser Protesttyp vor allem als Möglichkeit der erleichterten Informationsbeschaffung und für Mobilisierung. Ausgeprägte Technik-Skills ermöglichen ihm diese digitalen Partizipationspraktiken.

Prosumerin

Der dritte Typ von Protest-Aktivist*innen „Prosumerin“ gestaltet aktiv verschiedene Inhalte im Netz mit, nutzt Social-Media und hat bereits Gebrauch von der Möglichkeit gemacht, selbst eine Online-Petition zu erstellen. Auch dieser Typ unterzeichnet regelmäßig Online-Petitionen. Die beiden Vertreterinnen dieses Typs zeichnen sich entweder durch ein geringes Vertrauen in Politiker*innen aus oder durch die Einstellung, Politik sei ein zu komplexes Feld, als dass es in seiner Gänze verstanden werden könne. Im Fall von Sonja (56 Jahre) führt das geringe Vertrauen in Politik dazu, dass sie sich eigenständig alternative Einflussmöglichkeiten sucht. Mit der Erstellung einer Online-Petition geht sie dabei noch weiter als der zweite Typ. Im Gegensatz zu Mareike ist Sonja in zahlreichen Organisationen vernetzt und trotz ihrer Kritik an Politik Mitglied bei den Grünen. Obwohl sie

nicht zur Gruppe der Digital Natives zählt, nutzt Sonja zahlreiche Engagementmöglichkeiten – sowohl online als auch offline – und ist im gesamten Sample der Interview-Partner*innen damit eine der am breitesten aufgestellten engagierten Bürger*innen. Sie hat sich im (vergleichsweise) höheren Alter mit dem Internet und digitalen Technologien auseinandergesetzt und sich Fähigkeiten angeeignet, die ihr erlauben, im Bereich Online-Aktivismus aktiv zu werden. Ihr Fall macht aber u. a. auch deutlich, wie wichtig Gruppenzugehörigkeit und Engagement vor Ort weiterhin sind.

Stefanie (29) – als zweite Vertreterin des dritten Typs – ist ein Beispiel für eine engagierte Bürgerin, die zwar durch die DUH gut vernetzt, darüber hinaus jedoch wenig an Organisationen angebunden ist. Sie engagiert sich ähnlich wie Isabelle insb. bei lokalen, kleineren Initiativen, nimmt nur selten an Straßendemos teil und ist stattdessen im Internet sehr aktiv. Mit breit aufgestellten Social-Media-Aktivitäten, einem eigenen Blog zum Thema Upcycling und einer selbst erstellten Online-Petition gehört Stefanie zu den online aktivsten Interview-Partner*innen. Ähnlich wie im Fall von Mareike können auch hier fachliche und berufliche Motive dafür genannt werden. Mit einem Studium im Bereich Medien und Kommunikation und einem vielseitigen persönlichen Interesse am Thema Internet, kann Stefanie als die am stärksten mediensozialisierte Interview-Partnerin benannt werden. Doch auch sie versteht Engagement und Nachhaltigkeit ganzheitlich und möchte sich insb. durch Alltagspraktiken im Sinne des Umweltschutzes – online wie offline – einbringen.

Das Internet und Online-Petitionen versteht dieser mit stark ausgeprägten Technik-Skills ausgestattete Protesttyp u. a. als Informationsmedien. Online könne die Reichweite von Infos erweitert, mobilisiert, Spenden gesammelt und aufgeklärt werden. Für diesen Typ stellt das Internet einen eigenständigen – wenn auch mit der Offline-Sphäre verwobenen – Protestraum dar, der ihm in einem veränderten Bürgerschaftsverständnis neue, digitale Partizipationsmöglichkeiten eröffnet. Mit direkt-demokratischen Elementen und einem hohen Vertrauen in andere Bürger*innen möchte dieser Protesttyp bottom-up Politik online und offline praktikenorientiert und alltagsbezogen mitgestalten.

Die Typenbildung hat gezeigt, dass Online-Protestpraktiken nicht genutzt werden, wenn die nötigen technischen Fähigkeiten dafür fehlen, (altersunabhängig) kein Interesse daran besteht, sich diese Fähigkeiten anzueignen oder wenn erhebliche Datenschutzbedenken vorliegen. Eine geringe Einschätzung zur Wirksamkeit von Online-Protestpraktiken hält hingegen nicht von dieser Möglichkeit ab. Wer über die nötigen Technik-Skills und Ressourcen verfügt, tendiert folglich mind. zu Typ Web 2.0. Geringes Vertrauen in Politik kann zur Suche nach alternativen Einflussmöglichkeiten führen, welche dann nicht selten in der

Online-Sphäre anzutreffen sind. Diese Einstellung, sowie ein Verständnis von Internet als eigener Protestraum, in welchem Bürger*innen neuen, direkteren Partizipationspraktiken nachgehen können, erhöhen die Wahrscheinlichkeit für eine Zugehörigkeit zum Typ Prosumerin. Damit macht die Typenbildung deutlich, dass eine Zuordnung zu den drei Typen insbesondere von den Faktoren Technik-Skills, Datenschutzbedenken und Bürgerschaftsverständnis abhängig ist. Folglich spielen insb. Kompetenzen, die Ausprägung des Vertrauens in ICTs und Wertorientierungen eine wichtige Rolle.

9.3 Ausblick und Forschungsdesiderat

Da es sich bei dieser Doktorarbeit um eine explorative, qualitative Untersuchung handelt, deren Ergebnisse keinen Anspruch auf Repräsentativität stellen, sollten einige der Forschungserkenntnisse nun in zukünftigen quantitativen Studien überprüft werden. Besonders interessant wäre dabei eine Untersuchung der Frage, ob der Organisationsgrad von Bürger*innen auch in einem großen Sample tatsächlich kein ausschlaggebender Faktor für oder gegen eine Entscheidung von Online- und Offline-Protestpraktiken darstellt. Auch das Ergebnis dieser Untersuchung, dass nicht grundsätzlich das Alter, sondern vielmehr die Bereitschaft und zeitliche Ressourcen für die Aneignung von Technik-Skills entscheidend sind, ließe sich noch einmal quantitativ erforschen.

Zu weiteren Themen, deren intensivere Auseinandersetzung in zukünftiger Forschung lohnenswert sein könnte, gehört u. a. der Aneignungsprozess von Technik- und Social-Media-Skills von Personen, die nicht der Gruppe der Digital Natives zugeordnet werden. Die vorliegende Arbeit kommt wie erwähnt zu dem Ergebnis, dass Praktiken von Netzprotest keine Frage des Alters sind, sondern davon abhängig sind, ob die Person Motivation und Zeit hat, sich Internet- und PC-Kenntnisse anzueignen oder nicht. Ressourcenmodelle von Partizipations-theorien sollten PC- und Internet-Skills zukünftig mitberücksichtigen. Forschung über die Motivation zur Aneignung von neuen (Technik-)Fähigkeiten könnte insb. mit Fokus auf ältere Bürger*innen spannende Erkenntnisse zur Online- und Offline-Protestpartizipation liefern.

Da u. a. gezeigt werden konnte, dass Ortsbezug und lokale Betroffenheit weiterhin starke partizipationsbegünstigende Faktoren sind, könnte aus Sicht der Organisationen die Nutzung von digitalen Medien für die Mobilisierung von lokalen Aktionen interessant sein. Forschung über den (evtl. auch ausbleibenden) Einfluss von Social-Media-Accounts von Ortsgruppen könnten Aufschluss darüber geben, ob die Einschätzung einiger Interview-Partner*innen zutreffend

ist, dass Social Media für BUND Ortsgruppen kaum Relevanz hat. Ganz anders könnte es sich bspw. bei Instagram-Accounts von FFF-Ortsgruppen verhalten. Diese (zum Zeitpunkt der Datenerhebung noch nicht existente) Organisation nutzt neben persönlichen Gesprächen aktiv Social-Media-Accounts – auch von Ortsgruppen – für die Mobilisierung von Teilnehmer*innen für Straßendemos (vgl. Sommer et al. 2019: 19).

Ein weiteres Ergebnis dieser Arbeit ist, dass ganzheitliches Handeln für viele Bürger*innen so wichtig ist, dass sie Job und Engagement miteinander verbinden möchten und sich teils explizit für eine Teilzeitstelle entschieden haben. Hier wird der Ruf nach einer neuen Zeiteinteilung mit Berücksichtigung von Engagement als gleichwertiges Element neben Freizeit und Job laut. Diese Argumentation reiht sich in die Debatte um Degrowth (Paech 2019; Rosa 2016) und neue Arbeitszeitmodelle (Allmendinger 2016) ein und verlangt u. a. eine bessere Vereinbarkeit von Beruf, Familie, Freizeit und Engagement. Forschungen könnten hier genaueren Aufschluss darüber geben, unter welchen Umständen gesamtgesellschaftlich Arbeitszeit reduziert und durch Engagement-Zeit ergänzt werden könnte und welche Bereiche von Ehrenamt dadurch eine Aufwertung erfahren würden.

Ein anderer, interessanter Aspekt ist die Bedeutung von zivilgesellschaftlichem Engagement für Ruheständler*innen. Nach der Berufstätigkeit nochmal gefordert zu sein und sich mit Wissen und Spaß für Umweltschutz einzubringen, dient einigen Bürger*innen als wichtiges Motiv für ihr Engagement. Qualitative Forschung mit einem Interviewsample ausschließlich aus Ruheständler*innen bestehend, könnte neue Erkenntnisse über die individuellen Herausforderungen dieser spezifischen Engagement-Gruppe im Bereich Online- und Offline-Engagement ergeben.³

Darüber hinaus konnte gezeigt werden, dass es für das Selbstverständnis der Aktiven wichtig ist, auch mal ‚für‘ etwas zu sein, anstatt immer nur ‚gegen‘ etwas, z. B. im Fall der erneuerbaren Energien. Eine positive Außenwahrnehmung einer Sozialen Bewegung könnte damit Abstumpfung und Katastrophenszenarien entgegenwirken und langfristig mehr Personen für Engagement begeistern. Ob die konkrete Ausformulierung der Ziele einer Bewegung – also z. B. „Für erneuerbare Energien“ anstatt „Gegen Atomkraft“ – Auswirkungen auf die Unterstützungsbereitschaft der Bürger*innen hat, könnte in Studien zur

³ Das Deutsche Freiwilligensurvey untersucht zwar u. a. Bereiche wie Alter bzw. Ruheständler*innen und freiwilliges Engagement, stellt jedoch eine quantitative Untersuchung auf dem Gebiet dar. Qualitative Untersuchungen mit Leitfaden-gestützten Interviews könnten hingegen noch einmal tiefere Einblicke in die Herausforderungen für ältere Engagierte ermöglichen.

Außenwahrnehmung verschiedener Protestbewegungen untersucht und verglichen werden.

Mit den Themen Burnout und Frustrationstoleranz im Engagement hat die Arbeit ein neues, wichtiges Feld im Bereich der Partizipationsforschung eröffnet. Einige Bürger*innen schöpfen ihre individuellen Ressourcen über eine gesunde Grenze hinweg aus und sprechen von Burnout, Erschöpfungserscheinungen und Ohnmachtsgefühlen bei ausbleibenden Erfolgserlebnissen. Wie reagieren sie auf Niederlagen von Protestbemühungen, Absagen von Freund*innen oder ausbleibende Erfolge? Die Analyse des Interviewmaterials ergab das überraschende Ergebnis, dass Enttäuschungen über Absagen von Freund*innen bei betroffenen Individuen nicht dazu führen, dass Aktivismus eingestellt oder reduziert wurde. Mehrere Personen beschrieben, dass sie trotz vergeblicher Mobilisierungsversuche auch alleine zu Aktionen fahren und ihre Motivation dadurch nicht verringert wird. In Folge von Niederlagen stellten sich bei einigen Interview-Partner*innen zwar Ohnmachtsgefühle oder Burnout-Symptome ein, doch sie alle empfanden diese Phasen als temporär und waren zuversichtlich, dass wieder bessere Zeiten kämen. Insgesamt spielt Frustrationstoleranz bei der Motivation von Bürger*innen eine sehr große Rolle und sollte in zukünftiger Forschung ausführlicher untersucht werden.

Während die Bedeutung von Emotionen für Protest und Soziale Bewegungen bereits ausführlich untersucht wurde (u. a. Goodwin/Jasper/Polletta 2004; Jasper 2011; Bogerts 2015; Betz 2016), verspricht auch eine detaillierte Auseinandersetzung mit den Auswirkungen der Digitalisierung auf Emotionen vielversprechende Ergebnisse. Erste Sachbücher widmen sich bereits diesem Thema (z. B. Wehr 2018 oder Maas 2021), doch auch wissenschaftliche Untersuchungen und ein Fokus auf Emotionen, die über das in der vorliegenden Arbeit untersuchte Gefühl von online empfundener kollektiver Identität (oder auch dessen Ausbleiben) hinausgehen, wären spannende Forschungsfelder.

In Übereinstimmung mit Betz (2016) ist ein Ergebnis dieser Arbeit, dass Spaß als eigenständiges Motiv für Partizipation anzuerkennen ist. Viele Interview-Partner*innen beschreiben ausführlich, dass sie Straßendemos besuchen, weil sie diese als Happening erleben, weil es dort Musik, Kostüme, kreative Plakate und vieles mehr gibt. Hier könnte zukünftige Forschung untersuchen, ob es bei diesem Phänomen themenspezifische Unterschiede gibt, d. h. ob es Protest-Issues gibt, bei denen dies eher zutrifft als bei anderen und die besonders leicht kreativ skandalisierbar sind. Neu zu erforschen wäre auch, auf welche Art und Weise Spaß online und offline unterschiedlich erzeugt wird.

In bisheriger Forschung wenig beachtet, hier jedoch als wichtiger Faktor für die Entwicklung von Engagementbereitschaft genannt, sind konkrete Medien wie

Bücher, Filme usw. als Auslöser für Engagement oder der Einfluss von Spiritualität und Meditation auf Aktivismus. Diese Aspekte könnten in zukünftiger Forschung intensiver untersucht werden.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass insb. individuelle Herausforderungen im persönlichen Engagement einzelner Bürger*innen in zukünftigen Untersuchungen stärker beachtet werden sollten. Von der Diskrepanz zwischen den eigenen Anforderungen und dem tatsächlichen Verhalten bzw. Lebensstil, über Schwierigkeiten bei der Vereinbarkeit von Arbeitszeitmodellen und Engagement bis hin zu fehlenden Technik-Skills und einer häufig extrem hohen – aber eben doch endlichen – Frustrationstoleranz, könnten zukünftige Studien individuelle Protestpartizipation näher untersuchen. Die vorliegende Arbeit hat versucht, Forschungslücken im Bereich des Handlungs- und Wirkungszusammenhangs von Straßen- und Netzprotest zu schließen und dabei den Fokus insb. auf Ressourcen, Motive, Praktiken und die Einstellung zu verschiedenen Protestformen zu legen. In einer empirisch reichhaltigen und auf die Subjekte bezogenen Studie konnten dabei für die Partizipations- und Protestforschung relevante Ergebnisse erzielt und neue Forschungsfelder eröffnet werden.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Quellenverzeichnis

Literaturverzeichnis

- Adams, Jaqueline (2003): The Bitter End. Emotions at a Movement's Conclusion. In: Sociological Inquiry. 73/1. S. 84–113.
- Adams, Nicola/Stubbs, David/Woods, Valerie (2005): Psychological Barriers to Internet Usage among Older Adults in the UK. In: Medical Informatics and the Internet in Medicine. 30/1. S. 3–17.
- Allmendinger, Jutta (2021): Es geht nur gemeinsam! Wie wir endlich Geschlechtergerechtigkeit erreichen. Berlin: Ullstein Buchverlage.
- Allmendinger, Jutta (2017): Das Land, in dem wir leben wollen. Wie die Deutschen sich ihre Zukunft vorstellen. München: Pantheon.
- Allmendinger, Jutta (2016): Gute Arbeit. Ein analytischer Diskussionsrahmen. Diskussionspapier aus der Kommission „Arbeit der Zukunft“. Düsseldorf: Hans Böckler Stiftung.
- Allmendinger, Jutta (2010): Verschenkte Potenziale? Lebensverläufe nicht erwerbstätiger Frauen. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Allmendinger, Jutta (2009): Frauen auf dem Sprung. Wie junge Frauen heute leben wollen. München: Pantheon.
- Almond, Gabriel/Verba, Sidney (1963): The Civic Culture. Political Attitudes and Democracy in Five Nations. Princeton, New Jersey: Princeton University Press.
- Arnstein, Sherry R. (1969): A Ladder Of Citizen Participation. In: Journal of the American Institute of Planners. 35/4. S. 216–224.
- Bachmann-Medick, Doris (2006): Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Badawia, Tarek (2002): Der dritte Stuhl. Eine Grounded-theory-Studie zum kreativen Umgang bildungserfolgreicher Immigrantenjugendlicher mit kultureller Differenz. Frankfurt am Main: IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Balistier, Thomas (1996): Straßenprotest. Formen oppositioneller Politik in der Bundesrepublik Deutschland. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Banaji, Shakuntala/Buckingham, David (2013): The Civic Web. Young People, the Internet, and Civic Participation. Cambridge: MIT Press.

- Barber, Benjamin (1994): *Starke Demokratie. Über die Teilhabe am Politischen*. Hamburg: Rotbuch Verlag.
- Baringhorst, Sigrid (2019): Partizipation in Invited und Invented Spaces des Internet. Unpolitisch und postdemokratisch? In: Engelmann, Ines/Légrand, Marie/Marzikowski, Hanna (Hrsg.) *Politische Partizipation im Medienwandel*. Berlin: Social Science Open Access Repository (SSOAR). S. 29–51.
- Baringhorst, Sigrid (2015a): Mehr Demokratie durch Online-Aktivismus? Zum Wandel politischer Partizipation im Netz. In: Harles, Lothar/Lange, Dirk (Hrsg.) *Zeitalter der Partizipation. Paradigmenwechsel in Politik und politischer Bildung*. Schwalbach am Taunus: Wochenschau-Verlag Wissenschaft. S. 76–85.
- Baringhorst, Sigrid (2015b): Der politische Mensch als Netzaktivist. Neue Formen kreativer Protestpraktiken im Social Web. In: Bitzegeio, Ursula/Mittag, Jürgen/Winterberg, Lars (Hrsg.) *Der politische Mensch. Akteure gesellschaftlicher Partizipation im Übergang zum 21. Jahrhundert*. Bonn: Dietz Verlag. S. 327–350.
- Baringhorst, Sigrid (2015c): Von Hashtags zu E-Petitionen. Personalisierung von Protest online. In: Voss, Kathrin/Hurrelbrink, Peter (Hrsg.) *Digitale Öffentlichkeit Band II. Wie das Internet unsere Demokratie verändert*. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung. S. 43–51.
- Baringhorst, Sigrid (2014): Internet und Protest. Zum Wandel von Organisationsformen und Handlungsrepertoires – ein Überblick. In: Voss, Kathrin (Hrsg.) *Internet & Partizipation. Bottom-up oder Top-down? Politische Beteiligungsmöglichkeiten im Internet*. Wiesbaden: Springer. S. 91–114.
- Baringhorst, Sigrid (2013): Protest im Zeichen digitaler Kommunikation. In: Conrad, Monika (Hrsg.) *E-Protest. Neue Soziale Bewegungen und Revolutionen*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter. S. 11–36.
- Baringhorst, Sigrid (2012): Culture Jamming – Dekonstruktion kommerzieller Marken im politischen Protest. In: Besand, Anja (Hrsg.) *Politik trifft Kunst. Zum Verhältnis von politischer und kultureller Bildung*. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung. S. 105–117.
- Baringhorst, Sigrid (2004): Strategic Framing – Deutungsstrategien zur Mobilisierung öffentlicher Unterstützung. In: Kreyher, Volker J. (Hrsg.) *Handbuch Politisches Marketing*. Baden-Baden: Nomos. S. 75–89.
- Baringhorst, Sigrid (1998): Zur Mediatisierung des politischen Protests. Von der Institutionen- zur „Greenpeace-Demokratie“? In: Sarcinelli, Ulrich (Hrsg.) *Politikvermittlung und Demokratie in der Mediengesellschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 326–344.
- Baringhorst, Sigrid/Yang, Mundo/Witterhold, Kathrin (2019): ‘Doing political culture’ in Alltagspraktiken der Politisierung von Konsum. Theoretische und methodische Herausforderungen eines neuen Forschungsfelds der politischen Kulturforschung. In: Bergem, Wolfgang/Diehl, Paula/Lietzmann, Hans J. (Hrsg.) *Politische Kulturforschung reloaded. Theorien, Methoden und Ergebnisse neuerer Forschung zum Zusammenhang von Politik und Kultur*. Wiesbaden: Springer. S. 89–109.
- Baringhorst, Sigrid/Yang, Mundo/Voss, Kathrin/Villioth, Lisa (2017): Webzentrierte Hybridkampagnen – Ausdruck postdemokratischer Protestpartizipation? In: Daphi, Priska/Deitelhoff, Nicole/Rucht, Dieter/Teune, Simon (Hrsg.) *Protest in Bewegung. Zum Wandel von Bedingungen, Formen und Effekten politischen Protests*. Leviathan Sonderband 33. Baden-Baden: Nomos. S. 171–197.

- Baringhorst, Sigrid/Kneip, Veronika/März, Annegret/Niesyto, Johanna (2015): Politik mit dem Einkaufswagen. Unternehmen und Konsumenten als Bürger in der globalen Mediengesellschaft. Bielefeld: transcript Verlag.
- Baringhorst, Sigrid/Kneip, Veronika/Niesyto, Johanna/März, Annegret (2010): Unternehmenskritische Kampagnen im Zeichen digitaler Kommunikation. Wiesbaden: VS Verlag.
- Barkan, Stephen (2004): Explaining Public Support for the Environmental Movement. A Civic Voluntarism Model. In: *Social Science Quarterly*. 85/4. S. 913–937.
- Barnes, Samuel H./Kaase, Max (1979): *Political Action. Mass Participation in Five Western Democracies*. Beverly Hills: Sage.
- Bastian, Jasmin/Burger, Timo/Harring, Marius (2016): Politische Online-Partizipation von Kindern und Jugendlichen. In: Gürlevik, Aydin/Hurrelmann, Klaus/Palentien, Christian (Hrsg.) *Jugend und Politik*. Wiesbaden: Springer VS. S. 321–335.
- Bauer, Karin (2008): Grenzen ziehen oder Burnout: Grenzen ziehen in der ehrenamtlichen Tätigkeit in Non Profit Organisationen. Saarbrücken: VDM Verlag.
- Beck, Ulrich (2008): *Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit*. Frankfurt: Suhrkamp Verlag.
- Beck, Ulrich (1993): *Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp Verlag.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (2002): *Individualization. Institutionalized Individualism and its Social and Political Consequences*. Thousand Oaks: Sage.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994): *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt: Suhrkamp Verlag.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (1993): Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. In: *Zeitschrift für Soziologie*. 22/3. Stuttgart: Enke Verlag. S. 178–187.
- Benford, Robert D./Snow, David A. (2000): Framing Processes and Social Movements. An Overview and Assessment. In: *Annual Review of Sociology*. 26/1. S. 611–639.
- Benkler, Yochai (2006): *The Wealth of Networks. How Social Production Transforms Markets and Freedom*. New Haven: Yale University Press.
- Ben Mhenni, Lina (2011): *Vernetzt Euch!* Berlin: Ullstein Buchverlage.
- Bennett, Lance (2008): Changing Citizenship in the Digital Age. In: Bennett, Lance (Hrsg.) *Civic Life Online. Learning How Digital Media Can Engage Youth*. Cambridge: MIT Press. S. 1–24.
- Bennett, Lance (2003): Communicating Global Activism. Strengths and Vulnerabilities of Networked Politics. In: *Information, Communication & Society*. 2003/6. London: Routledge. S. 143–168.
- Bennett, Lance (1998): The Uncivic Culture. Communication, Identity, and the Rise of Lifestyle Politics. In: *PS: Political Science & Politics*. 31/4. Cambridge: Cambridge University Press. S. 740–761.
- Bennett, Lance/Seegerberg, Alexandra (2012): The Logic of Connective Action. Digital Media and the Personalization of Contentious Politics. In: *Information, Communication & Society*. 15/5. London: Routledge. S. 739–768.
- Bennett, Lance/Wells, Chris/Freelon, Deen (2011): Communicating Civic Engagement. Contrasting Models of Citizenship in the Youth Web Sphere. In: *Journal of Communication*. 61/5. Oxford: Oxford University Press. S. 835–856.

- Betz, Gregor (2016): *Vergnügter Protest. Erkundungen hybridisierter Formen kollektiven Ungehorsams*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Bimber, Bruce (2017): *Three Prompts for Collective Action in the Context of Digital Media*. In: *Political Communication*. 34. London: Taylor & Francis. S. 6–20.
- Bimber, Bruce (2003): *Information and American Democracy. Technology in the Evolution of Political Power*. New York: Cambridge University Press.
- Bimber, Bruce/Flanagin, Andrew/Stohl, Cynthia (2012): *Collective Action in Organizations. Interaction and Engagement in an Era of Technological Change*. New York: Cambridge University Press.
- Bimber, Bruce/Flanagin, Andrew/Stohl, Cynthia (2005): *Reconceptualizing Collective Action in the Contemporary Media Environment*. In: *Communication Theory*. 15/4. Oxford: Oxford University Press. S. 365–388.
- Blumer, Herbert (1939): *Collective Behavior*. In: Park, Robert (Hrsg.) *An Outline of the Principles of Sociology*. New York: Barnes and Noble. S. 219–280.
- Blühdorn, Ingolfur (2013): *Simulative Demokratie. Neue Politik nach der postdemokratischen Wende*. Frankfurt: Suhrkamp Verlag.
- Bogerts, Lisa K. (2015): *Die Kraft des Visuellen: Emotionen und Bilder in der Protest- und Bewegungsforschung*. In: Karl-Rudolf Korte (Hrsg.) *Emotionen und Politik. Begründungen, Konzeptionen und Praxisfelder einer politikwissenschaftlichen Emotionsforschung*. Baden-Baden: Nomos. S. 225–246.
- Boström, Magnus/Micheletti, Michele/Oosterveer, Peter (2019): *The Oxford Handbook of Political Consumerism*. Oxford: Oxford University Press.
- Boulianne, Shelley (2015): *Social Media Use and Participation: A Meta-analysis of Current Research*. In: *Information, Communication & Society*. 18/5. London: Routledge. S. 524–538.
- Bourdieu, Pierre (1983): *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.) *Soziale Ungleichheiten. Sonderband 2, Soziale Welt*. Göttingen: Schwartz Verlag. S. 183–198.
- Brand, Karl-Werner (2008): *Umweltbewegung (inkl. Tierschutz)*. In: Rucht, Dieter/Roth, Roland (Hrsg.) *Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch*. Frankfurt am Main: Campus. S. 219–244.
- Brand, Karl-Werner (1997): *Die Neustrukturierung des ökologischen Kommunikations- und Interaktionsfeldes*. In: *Ökologische Kommunikation in Deutschland*. Wiesbaden: Springer VS. S. 184–239.
- Bräuchler, Birgit/Postill, John (2010): *Theorising Media and Practice*. New York: Berghahn.
- Breindl, Yana/Francq, Pascal (2008): *Can Web 2.0 Applications Save E-democracy? A Study of How New Internet Applications May Enhance Citizen Participation in the Political Process Online*. In: *International Journal of Electronic Democracy*. 1/1. Genf: Inderscience Publishers. S. 14–31.
- Brodde, Kirsten (2010): *Protest! Wie ich die Welt verändern und dabei auch noch Spaß haben kann*. München: Ludwig Buchverlag.
- Brosius, Hans-Bernd/Haas, Alexander/Koschel, Friederike (2009): *Methoden der empirischen Kommunikationsforschung. Eine Einführung*. 5. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag.
- Bruns, Axel (2008): *Blogs, Wikipedia, Second Life, and Beyond: From Production to Produsage*. New York: Peter Lang.

- Campbell, Angus/Gurin, Gerald/Miller, Warren E. (1954): *The Voter Decides*. Westport (Conn.): Greenwood Press.
- Carson, Rachel (1962): *Silent Spring*. Boston: Houghton Mifflin Harcourt.
- Castells, Manuel (2012): *Networks of Outrage and Hope. Social Movements in the Internet Age*. Cambridge: Polity Books.
- Castells, Manuel (2005): *Die Internet-Galaxie. Internet, Wirtschaft und Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Castells, Manuel (1997): *The Power of Identity*. Oxford: Blackwell Publishers.
- Chadwick, Andrew (2017): *The Hybrid Media System. Politics and Power*. Oxford: Oxford University Press.
- Chadwick, Andrew (2007): *Digital Network Repertoires and Organizational Hybridity*. In: *Political Communication*. 24/3. London: Taylor & Francis. S. 283–301.
- Chadwick, Andrew (2006): *Internet Politics. States, Citizens, and New Communication Technologies*. New York: Oxford University Press.
- Chadwick, Andrew/Dennis, James (2017): *Social Media, Professional Media and Mobilisation in Contemporary Britain. Explaining the Strengths and Weaknesses of the Citizens' Movement 38 Degrees*. In: *Political Studies*. 65/1. S. 42–60.
- Charmaz, Kathy (2006): *Constructing Grounded Theory. A Practical Guide Through Qualitative Analysis*. London: Sage.
- Clarke, Adele (2005): *Situational Analysis. Grounded Theory After the Postmodern Turn*. London: Sage.
- Corbin, Juliet (2003): *Grounded Theory*. In: Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried/Meuser, Michael (Hrsg.) *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich. S. 70–75.
- Couldry, Nick (2012): *Media, Society, World. Social Theory and Digital Media Practice*. Malden, MA: Polity Press.
- Couldry, Nick (2008): *Mediatization or Mediation? Alternative Understandings of the Emergent Space of Digital Storytelling*. In: *New Media & Society*. 10/3. S. 373–391.
- Couldry, Nick (2004): *Theorizing Media as Practice*. In: *Social Semiotics*. 14. S. 115–132.
- Couldry, Nick/Hepp, Andreas (2013): *Conceptualizing Mediatization. Contexts, Traditions, Arguments*. In: *Communication Theory*. 23. S. 191–202.
- Crossley, Alison D. (2020): *Street Protest, COVID-19, and Intersectionality*. <https://gender.stanford.edu/news-publications/gender-news/street-protest-covid-19-and-intersectionality> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- Crossley, Alison D. (2018): *Online Feminism is Just Feminism. Offline and Online Movement Persistence*. In: Reger, Jo (Hrsg.) *Nevertheless They Persisted. Feminisms and Continued Resistance in the U.S. Women's Movement*. New York: Routledge. S. 60–78.
- Crossley, Alison D. (2015): *Facebook Feminism: Social Media, Blogs, and New Technologies of Contemporary U.S. Feminism*. In: *Mobilization. An International Quarterly*. 20/2. S. 253–268.
- Crouch, Colin (2004): *Post-Democracy*. Cambridge: Polity.
- Crouch, Colin (2008): *Postdemokratie*. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Dahl, Robert A. (1998): *On Democracy*. New Haven: Yale University Press.
- Dahlberg, Lincoln (2011): *Re-constructing Digital Democracy: An Outline of Four 'Positions'*. In: *New Media & Society*. 13/6. S. 855–872.

- Dalton, Russel J. (2008): Citizenship Norms and the Expansion of Political Participation. In: *Political Studies*. 56. S. 76–98.
- Dehling, Jochen/Schubert, Klaus (2011): *Ökonomische Theorien der Politik*. Wiesbaden: VS Verlag.
- de Moor, Joost (2014): *Lifestyle Politics and the Concept of Political Participation*. Workshop-Paper, Mannheim.
- della Porta, Donatella (2020): *Social Movements in Times of Pandemic. Another World is Needed*. <https://www.opendemocracy.net/en/can-europe-make-it/social-movements-times-pandemic-another-world-needed/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- della Porta, Donatella (2005): *Multiple Belongings, Tolerant Identities, and the Construction of “Another Politics”*. Between the European Social Forum and the Global Social Fora. In: della Porta, Donatella/Tarrow, Sidney (Hrsg.) *Transnational Protest & Global Activism*. Lanham: Rowman & Littlefield Publishers. S. 175–202.
- della Porta, Donatella/Mosca, Lorenzo (2004): *Global-net for Global Movements? A Network of Networks for a Movement of Movements*. In: *Journal of Public Policy*. 25/1. S. 165–190.
- della Porta, Donatella (1999): *Protest, Protesters, and Protest Policing. Public Discourses in Italy and Germany from the 1960s to the 1980s*. In: Giugni, Marco/McAdam, Doug/Tilly, Charles (Hrsg.) *How Social Movements Matter*. Minneapolis: University of Minnesota Press. S. 66–96.
- Dewey, John (1988): *Creative Democracy – The Task Before Us*. In: Boydston, Jo Ann (Hrsg.) *John Dewey. The Later Works, 1925–1941*. Carbondale and Edwardsville: Southern Illinois University Press. S. 224–230.
- Diakonie (2016): *Wenn helfen nicht mehr gut tut...* <https://www.diakonie-rlw.de/themen/ehranam/wenn-helfen-nicht-mehr-gut-tut> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- Diehl, Paula (2012): *Über Emotion, Affekt und Affizierung in der Politik*. In: Heidenreich, Felix/Schaal, Gary (Hrsg.) *Politische Theorie und Emotionen*. Baden-Baden: Nomos. S. 155–176.
- Dolata, Ulrich/Schrage, Jan-Felix (2016): *Masses, Crowds, Communities, Movements: Collective Action in the Internet Age*. In: *Social Movement Studies*. 15/1. S. 1–18.
- Downs, Anthony (1968): *Ökonomische Theorie der Demokratie*. Tübingen: Mohr Siebeck Verlag.
- Drüeke, Ricarda (2015): *Feministische Hashtags*. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*. 28/3. S. 26–35.
- Drüeke, Ricarda/Zobl, Elke (2016): *Online Feminist Protest Against Sexism. The German-Language Hashtag #aufschrei*. In: *Feminist Media Studies*. 16/1. S. 35–54.
- Earl, Jennifer (2006): *Pursuing Social Change Online. The Use of Four Protest Tactics on the Internet*. In: *Social Science Computer Review*. 24/3. S. 362–377.
- Earl, Jennifer/Kimport, Katrina (2011): *Digitally Enabled Social Change: Activism in the Internet Age*. Cambridge: MIT Press.
- Earl, Jennifer/Kimport, Katrina (2009): *Movement Societies and Digital Protest: Fan Activism and Other Nonpolitical Protest Online*. In: *Sociological Theory*. 27/3. S. 220–243.
- Eaton, Marc (2010): *Manufacturing Community in an Online Activist Organization. The Rhetoric of MoveOn.org’s e-mails*. In: *Information, Communication & Society*. 13/2. S. 174–192.

- Fahlenbrach, Kathrin (2009): Protest-Räume – Medien-Räume. Zur rituellen Topologie der Straße als Protest-Raum. In: Geschke, Sandra M. (Hrsg.) *Strasse als kultureller Aktionsraum. Interdisziplinäre Betrachtungen des Strassenraumes an der Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis*. Wiesbaden: VS Verlag. S. 98–110.
- Fahlenbrach, Kathrin (2004): Protest als politische Kommunikation in der Medienöffentlichkeit. In: Kreyher, Volker J. (Hrsg.) *Handbuch Politisches Marketing*. Baden-Baden: Nomos. S. 129–141.
- Flesher Fominaya, Cristina M. (2010): Collective Identity in Social Movements. Central Concepts and Debates. In: *Sociology Compass*. 4/6. S. 393–404.
- Flesher Fominaya, Cristina M. (2007): The Role of Humour in the Process of Collective Identity Formation in Autonomous Social Movement Groups in Contemporary Madrid. In: *International Review of Social History*. 52. S. 243–258.
- Fielitz, Mai/Staemmler, Daniel (2020): Hashtags, Tweets, Protest? Varianten des digitalen Aktivismus. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*. 33/2. S. 425–441.
- Forno, Francesca (2015): Bringing Together Scattered and Localized Actors. Political Consumerism as a Tool for Self-organizing Anti-mafia Communities. In: *International Journal of Consumer Studies*. S. 535–543.
- Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gabriel, Oscar W. (2013): Politische Partizipation. In: *Politik im Kontext. Ist alle Politik lokale Politik?* Dordrecht: Springer Fachmedien. S. 381–411.
- Gabriel, Oscar W. (2012): Political Participation in France and Germany. Traditions, Concept, Measurement, Patterns and Explanations. In: Gabriel, Oscar W./Keil, Silke I./Kerrouche, Eric (Hrsg.) *Political Participation in France and Germany*. London: ECPR Press. S. 1–32.
- Gamson, William A. (1991): Commitment and Agency in Social Movements. In: *Sociological Forum*. 6/1. S. 27–50.
- Gamson, William (1992): *Talking Politics*. Cambridge: University Press.
- Gensicke, Thomas/Geiss, Sabine/Picot, Sibylle (2006): *Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999–2004. Ergebnisse der repräsentativen Trenderhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Gerbaudo, Paolo (2012): *Tweets and the Streets. Social Media and Contemporary Activism*. London: Pluto Press.
- Geschke, Sandra M. (2009): *Straße als kultureller Aktionsraum. Interdisziplinäre Betrachtungen des Straßenraumes an der Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Gibson, Rachel K./Jucknat, Kim/Römmele, Andrea (2009): Professionalisierte Kampagnenführung – eine systematische Messung. In: Gabriel, Oscar W./Weßels, Bernhard/Falter Jürgen W. (Hrsg.) *Wahlen und Wähler*. Wiesbaden: VS Verlag. S. 457–483.
- Giddens, Anthony (1991): *Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age*. Cambridge: Polity Press.
- Giugni, Marco/Grasso, Maria (2019): *Street Citizens. Protest Politics and Social Movement Activism in the Age of Globalization*. Cambridge: University Press.
- Gladwell, Malcolm (2010): *Small Change. Why the Revolution will not be Tweeted*. In: *The New Yorker*. <https://www.newyorker.com/magazine/2010/10/04/small-change-malcolm-gladwell> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

- Glaser, Barney/Strauss, Anselm (1967): *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research*. New Jersey: Aldine Transaction.
- Goffman, Erving (1974): *Frame Analysis. An Essay on the Organisation of Experience*. Cambridge Mass.: Harvard University Press.
- Goodwin, Jeff/Jasper, James M. (2003): *The Social Movements Reader. Cases and Concepts*. New Jersey: Blackwell Publishers.
- Goodwin, Jeff/Jasper, James M./Polletta, Francesca (2000): *The Return of the Repressed. The Fall and Rise of Emotions in Social Movement Theory*. In: *Mobilization*. 5/1. S. 65–84.
- Goodwin, Jeff/Jasper, James M./Polletta, Francesca (2004): *Emotional Dimensions of Social Movements*. In: Snow, David A./Soule, Sarah A./Kriesi, Hanspeter (Hrsg.) *The Blackwell Companion to Social Movements*. Malden: Blackwell Publishing, S. 413–432.
- Grimes, Ronald (2006): *Typen ritueller Erfahrung*. In: Belliger, Andréa/Krieger, David (Hrsg.) *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*. Wiesbaden: Springer. S. 119–134.
- Haan, Yannick (2016): *Jugendliche, Politik und das Internet. Wie die Generation YouTube online partizipieren will*. In: Tremmel, Jörg/Rutsche, Markus (Hrsg.) *Politische Beteiligung junger Menschen. Grundlagen – Perspektiven – Fallstudien*. Wiesbaden: VS Verlag. S. 295–314.
- Habermas, Jürgen (1998): *Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1992): *Drei normative Modelle der Demokratie. Zum Begriff deliberativer Demokratie*. In: Münkler, Herfried (Hrsg.) *Die Chancen der Freiheit. Grundprobleme der Demokratie*. München: Piper. S. 11–24.
- Haenfler, Ross/Johnson, Brett/Jones, Ellis (2012): *Lifestyle Movements: Exploring the Intersection of Lifestyle and Social Movement in the Voluntary Simplicity and Social Responsibility Movements*. In: *Social Movement Studies*. 11/1. S. 1–20.
- Halupka, Max (2014): *Clicktivism. A Systematic Heuristic*. In: *Policy & Internet*. 6/2. S. 115–132.
- Hamm, Marion (2006): *Proteste im hybriden Kommunikationsraum. Zur Mediennutzung sozialer Bewegungen*. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen*. 19/2. S. 77–90.
- Han, Hahrie C. (2014): *How Organizations Develop Activists. Civic Associations and Leadership in the 21st Century*. Oxford: University Press.
- Han, Hahrie C. (2009): *Moved to Action. Motivation, Participation, and Inequality in American Politics*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Hands, Joss (2011): *@ is for Activism. Dissent, Resistance and Rebellion in a Digital Culture*. London: Pluto Press.
- Hargittai, Eszter (2002): *Beyond Logs and Surveys: In-depth Measures of People's Web Use Skills*. In: *Journal of the American Society for Information Science and Technology Perspectives*. 53/14. S. 1239–1244.
- Haunss, Sebastian (2004): *Identität in Bewegung. Prozesse kollektiver Identität bei den Autonomen und in der Schwulenbewegung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Hessel, Stéphane (2011): *Empört euch!* Berlin: Ullstein.
- Hirschfelder, Nicole (2016): *#BlackLivesMatter: Protest und Widerstand heute*. In: Butler, Michael/Franke, Astrid/Tonn, Horst (Hrsg.) *Von Selma bis Ferguson – Rasse und Rassismus in den USA*. Bielefeld: Transcript.

- Hirschman, Albert O. (1970): „Exit, Voice, and Loyalty“. Further Reflections and a Survey of Recent Contributions. In: *Social Science Information*. 13/1. S. 7–26.
- Honolka, Harro (2013): *Jetzt reicht's! 50 Anleitungen zum Bürgerprotest*. Frankfurt am Main: Westend Verlag.
- Hunt, Scott A./Benford, Robert D. (2004): *Collective Identity, Solidarity, and Commitment*. In: Snow, David/Soule, Sarah/Kriesi, Hanspeter (Hrsg.) *Blackwell Companion to Social Movements*. Oxford: Blackwell. S. 433–357.
- Hurrelmann, Klaus/Albrecht, Erik (2020): *Generation Greta. Wie sind denkt, wie sie fühlt und warum das Klima erst der Anfang ist*. Weinheim: Beltz.
- Inglehart, Ronald (1990): *Culture Shift in Advanced Industrial Society*. New Jersey: Princeton University Press.
- Jackson, Sarah J./Bailey, Moya/Foucault Welles, Brooke (2020): *#HashtagActivism. Networks of Race and Gender Justice*. Cambridge: MIT Press.
- Jaeger-Erben, Melanie/Rückert-John, Jana/Schäfer, Martina (2017): *Soziale Innovationen für nachhaltigen Konsum. Wissenschaftliche Perspektiven, Strategien der Förderung und gelebte Praxis*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Jasper, James M. (1997): *The Art of Moral Protest. Culture, Biography, and Creativity in Social Movements*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Jenkins, Henry/Ford, Sam/Green, Joshua (2013): *Spreadable Media. Creating Value and Meaning in a Networked Culture*. New York: NYU Press.
- Jonas, Michael (2009): *The Social Site Approach versus the Approach of Discourse/Practice Formations*. Working Paper. Institut für höhere Studien, Wien.
- Jordan, Tim (2008): *Hacking. Digital Media and Technological Determinism*. Cambridge: Polity Press.
- Jordan, Tim (2002): *Activism! Direct Action, Hacktivism and the Future of Society*. London: Reaktion Books.
- Jordan, Tim/Taylor, Paul (2004): *Hacktivism and Cyberwars. Rebels with a cause?* London: Routledge.
- Juris, Jeffrey S. (2015): *Embodying Protest. Culture and Performance within Social Movements*. In: Flynn, Alex/Tinius, Jonas (Hrsg.) *Anthropology, Theatre, and Development*. London: Palgrave Macmillan. S. 82–104.
- Juris, Jeffrey S. (2007): *A New Way of Doing Politics? Global Justice Movements and the Cultural Logic of Networking*. In: *Recherches sociologiques et anthropologiques*. 38/1. S. 127–142.
- Kaase, Max (1997): *Vergleichende Politische Partizipationsforschung*. In: Berg-Schlosser, Dirk/Müller-Rommel, Ferdinand (Hrsg.) *Vergleichende Politikwissenschaft. Ein Handbuch*. Opladen: Leske + Budrich. S. 159–174.
- Kaase, Max/Marsh, Alan (1979): *Political Action Repertory. Changes over Time and a New Typology*. In: Barnes, Samuel H./Kaase, Max (Hrsg.) *Political Action: Mass Participation in Five Western Democracies*. London: Sage Publications. S. 137–166.
- Kannengießer, Sigrid (2018a): *Konsumkritische Medienpraktiken: informieren, reparieren und fair produzieren*. In: Kannengießer, Sigrid/Weller, Ines (Hrsg.) *Konsumkritische Projekte und Praktiken. Interdisziplinäre Perspektiven auf gemeinschaftlichen Konsum*. München: Oekom. S. 217–231.
- Kannengießer, Sigrid (2018b): *'I am not a Consumer Person' – Political Participation in Repair Cafés*. In: Wimmer, Jeffrey/Wallner, Cornelia/Winter, Rainer/Oelsner, Karoline

- (Hrsg.) (Mis)Understanding Political Participation. Digital Practices, New Forms of Participation and the Renewal of Democracy. London: Routledge. S. 78–94.
- Kaplan, Andreas/Haenlein, Michael (2010): Users of the World, Unite! The Challenges and Opportunities of Social Media. In: *Business Horizons*. 53. S. 59–68.
- Karpf, David (2018): Analytic Activism and its Limitations. In: *Social Media + Society*. S. 1–10.
- Karpf, David (2016): *Analytic Activism. Digital Listening and the New Political Strategy*. New York: Oxford University Press.
- Karpf, David (2012): *The MoveOn Effect. The Unexpected Transformation of American Political Advocacy*. New York: Oxford University Press.
- Karpf, David (2010): Online Political Mobilization from the Advocacy Group's Perspective. Looking Beyond Clicktivism. In: *Policy & Internet*. 2/4. S. 7–41.
- Karpf, David (2009): *The MoveOn Effect. Disruptive Innovation within the Interest Group Ecology of American Politics*. Paper from Dissertation Project.
- Kavada, Anastasia (2012): Engagement, Bonding, and Identity Across Multiple Platforms. Avaa on Facebook, YouTube, and MySpace. In: *MedieKultur Journal of media and communication research*. 28/52. S. 28–48.
- Kavanaugh, Andrea L./Reese, Debbie D./Carroll, John M./Rosson, Mary B. (2005): Weak Ties in Networked Communities. In: *The Information Society*. 21/2. S. 119–131.
- Kern, Thomas (2008): *Soziale Bewegungen. Ursachen, Wirkungen, Mechanismen*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kern, Anna/Marien, Sofie/Hooghe, Marc (2015): Economic Crisis and Levels of Political Participation in Europe (2002–2010): The Role of Resources and Grievances. In: *West European Politics*. 38/3. S. 465–490.
- Kersting, Norbert (2016): Jugend und politische Partizipation. Online- oder Offline Beteiligung? In: Tremmel, Jörg/Rutsche, Markus (Hrsg.) *Politische Beteiligung junger Menschen*. Wiesbaden: VS Verlag. S. 253–270.
- Kessler, Florian (2013): *Mut Bürger. Die Kunst des neuen Demonstrierens*. München: Hanser Berlin.
- Kim, Yeojin/Khang, Hyoungkoo (2014): Revisiting Civic Voluntarism Predictors of College Students' Political Participation in the Context of Social Media. In: *Computers in Human Behavior*. 36. S. 114–121.
- Klandermans, Bert (2004): The Demand and Supply of Participation: Social Psychological Correlates of Participation in a Social Movement. In: Snow, David/Soule, Sarah/Kriesi, Hanspeter (Hrsg.) *Blackwell Companion to Social Movements*. Oxford: Blackwell. S. 360–379.
- Klandermans, Bert/van Stekelenburg, Jaquelin/Walgrave, Stefaan (2014): Comparing Street Demonstrations. In: *International Sociology*. 29/6. S. 493–503.
- Kneip, Veronika (2010): Framing/Problemdeuten. (Gegen-)Öffentlichkeit Online/Offline. In: Baringhorst, Sigrid/Kneip, Veronika/Niesyto, Johanna/März, Annegret (Hrsg.) *Unternehmenskritische Kampagnen im Zeichen digitaler Kommunikation*. Wiesbaden: VS Verlag. S. 137–176.
- Kraiß, Katharina (2009): *Community Supported Agriculture (CSA). Ein nachhaltiges Konzept für ländliche Räume*. Masterarbeit Universität Göttingen.
- Kraushaar, Wolfgang (2012): *Der Aufruhr der Ausgebildeten. Vom Arabischen Frühling zur Occupy-Bewegung*. Hamburg: Hamburger Edition.

- Kretschmer, Winfried/Rucht, Dieter (1987): Beispiel Wackersdorf: Die Protestbewegung gegen die Wiederaufarbeitungsanlage. Gruppen, Organisation, Netzwerke. In: Rucht, Dieter/Roth, Roland (Hrsg.) *Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Kuckartz, Udo (2018): *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. Weinheim: Beltz.
- Kuhn, Frank (2006): *Elektronische Partizipation. Digitale Möglichkeiten – Erklärungsfaktoren – Instrumente*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Künemund, Harald (2001): *Gesellschaftliche Partizipation und Engagement in der zweiten Lebenshälfte. Empirische Befunde zu Tätigkeitsformen im Alter und Prognosen ihrer zukünftigen Entwicklung*. Zugl.: Berlin, Freie Univ., Diss., 1999. Berlin: Weissensee.
- Kuni, Verena (2016): *So funktioniert das. Reparieren in der Do-It-Yourself-Kultur und die Werkzeugkästen der Wissensallmende*. In: Baier, Andrea/Hansing, Tom/Müller, Christa/Werner, Karin (Hrsg.) *Die Welt reparieren. Open Source und Selbermachen als postkapitalistische Praxis*. Bielefeld: Transcript.
- Kwak, Nojin/Lane, Daniel/Weeks, Brian/Kim, Dam Hee/Lee, Slgi/Bachleda, Sarah (2018): *Perceptions of Social Media for Politics. Testing the Slacktivism Hypothesis*. In: *Human Communication Research*. 44/2. S. 197–221.
- Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (1985): *Hegemony and Socialist Strategy. Towards a Radical Democratic Politics*. London: Verso.
- Lahusen, Christian (2013): *Soziale Bewegungen*. In: Mau, Steffen/Schöneck, Nadine (Hrsg.) *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands*. Wiesbaden: Springer VS. S. 717–729.
- Land, Molly B. (2009): *Networked Activism*. In: *Harvard Human Rights Journal*. 22. S. 205–43.
- Lane, Robert E. (1959): *Political Life. Why People Get Involved in Politics*. In: *Journal of American History*. 46/2. S. 356.
- Lane, Daniel/Dal Cin, Sonya (2017): *Sharing beyond Slacktivism: The Effect of Socially Observable Prosocial Media Sharing on Subsequent Offline Helping Behavior*. In: *Information, Communication & Society*. 21/11. S. 1523–1540.
- Latour, Bruno (2007): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Latour, Bruno (1996): *On Actor-network Theory. A few Clarifications*. In: *Soziale Welt*. 47/4. S. 369–382.
- Lewis, Kevin/Gray, Kurt/Meierhenrich, Jens (2014): *The Structure of Online Activism*. In: *Sociological Science*. 1/1. S. 1–9.
- Lupia, Arthur/Sin, Gisela (2003): *Which Public Goods are Endangered? How Evolving Communication Technologies Affect the Logic of Collective Action*. In: *Public Choice*. 117/3–4. S. 315–331.
- Lüders, Christian (2003): *Teilnehmende Beobachtung*. In: Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried/Meuser, Michael (Hrsg.) *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich. S. 151–153.
- Maas, Anna (2021): *Die Happiness-Lüge: Wenn positives Denken toxisch wird*. Berlin: Eden Books.
- Maeckelbergh, Marianne (2011): *Doing is Believing. Prefiguration as Strategic Practice in the Alterglobalization Movement*. In: *Social Movement Studies*. 10/1. S. 1–20.
- Mansbridge, Jane J. (1990): *Beyond Self-interest*. Chicago: University of Chicago Press.

- März, Annegret (2010): Mobilisieren: Partizipation – vom ‚klassischen Aktivismus‘ zum Cyberprotest. In: Baringhorst, Sigrid/Kneip, Veronika/Niesyto, Johanna/März, Annegret (Hrsg.) Unternehmenskritische Kampagnen im Zeichen digitaler Kommunikation. Wiesbaden: VS Verlag. S. 222–263.
- Mattoni, Alice (2012): *Media Practices and Protest Politics: How Precarious Workers Mobilise*. Farnham: Ashgate.
- Mattoni, Alice/Treré, Emiliano (2014): Media Practices, Mediation Processes, and Mediatization in the Study of Social Movements. In: *Communication Theory*. 24. S. 252–271.
- McAdam, Doug (1999): The Biographical Impact of Activism. In: Giugni, Marco/McAdam, Doug/Tilly, Charles (Hrsg.) *How Social Movements Matter*. Minneapolis: University of Minnesota Press. S. 119–148.
- McAdam, Doug (1989): The Biographical Consequences of Activism. In: *American Sociological Review*. 54/5. S. 744–760.
- Meadows, Donella/Meadows, Dennis/Randers, Jorgen/Behrens, William (1971): *The Limits of Growth. A Report for The Club of Rome's Project on the Predicament of Mankind*. Washington: Potomac Associates Book.
- Meißelbach, Christoph (2009): *Web 2.0 – Demokratie 3.0? Demokratische Potentiale des Internets*. Baden-Baden: Nomos.
- Melucci, Alberto (1996): *Challenging Codes. Collective Action in the Information Age*. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Melucci, Alberto/Keane, John/Mier, Paul (1989): *Nomads of the Present. Social Movements and Individual Needs in Contemporary Society*. Philadelphia: Temple University Press.
- Meßmer, Anna-Katharina (2014): Aufschrei. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Heft 8 (7.2.2014). <https://www.bpb.de/apuz/178660/aufschrei> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- Mey, Günter/Mruck, Katja (2011): Grounded-Theory-Methodologie. Entwicklung, Stand, Perspektiven. In: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrsg.) *Grounded Theory Reader*. Wiesbaden: Springer VS. S. 11–48.
- Micheletti, Michele (2003): *Political Virtue and Shopping. Individuals, Consumerism, and Collective Action*. London: Palgrave.
- Micheletti, Michele/Follesdal, Andreas/Stolle, Dietlind (2004): *Politics, Products, and Markets. Exploring Political Consumerism Past and Present*. London: Routledge.
- Min, Seong-Jae (2010): From the Digital Divide to the Democratic Divide. Internet Skills, Political Interest, and the Second-Level Digital Divide. In: *Political Internet Use, Journal of Information Technology & Politics*. 7/1. S. 22–35.
- Morozov, Evgeny (2013): *To Save Everything, Click Here. The Folly of Technological Solutionism*. New York: Public Affairs.
- Morozov, Evgeny (2011): *The Net Delusion. The Dark Side of Internet Freedom*. New York: Public Affairs.
- Mörtenböck, Peter/Mooshammer, Helge (2013): Performance des Protests. In: *Kunstforum*. 224. S. 122–135. <https://www.kunstforum.de/artikel/performance-des-protests/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- Mörtenböck, Peter/Mooshammer, Helge (2012): *Occupy. Räume des Protests*. Bielefeld: Transcript.

- Mosca, Lorenzo/Santucci, Daria (2009): Petitioning Online. The Role of E-Petitions in Web Campaigning. In: Baringhorst, Sigrid/Kneip, Veronika/Niesyto, Johanna (Hrsg.) *Political Campaigning on the Web*. Bielefeld: Transcript. S. 121–146.
- Mossberger, Karin/Tolbert, Caroline/McNeal, Ramona (2008): *Digital Citizenship. The Internet, Society, and Participation*. Cambridge: The MIT Press.
- Mossberger, Karin/Tolbert, Caroline/Gilbert, Michele (2006): Race, Place, and Information Technology. In: *Urban Affairs Review*. 41/5. S. 583–620.
- Mullis, Daniel (2020): Protest in Zeiten von Covid-19. Zwischen Versammlungsverbot und neuen Handlungsoptionen. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*. 33/2. S. 528–543.
- Negrine, Ralph (2012): Professionalizing Dissent. Protest, Political Communication, and the Media. In: Fahlenbrach, Kathrin (Hrsg.) *The Establishment Responds. Power, Politics, and Protest since 1945*. New York: Palgrave Macmillan. S. 29–42.
- Norris, Pippa (2002): *Democratic Phoenix. Reinventing Political Activism*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Norris, Pippa (2001): *Digital Divide. Civic Engagement, Information Poverty, and the Internet Worldwide*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Olson, Mancur (1965): *Logic of Collective Action. Public Goods and the Theory of Groups*. Cambridge: Harvard University Press.
- Olson, Mancur (1968): *Die Logik des Kollektiven Handelns. Kollektivgüter und die Theorie der Gruppen*. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- O'Reilly, Tim (2005): What Is Web 2.0. Design Patterns and Business Models for the Next Generation of Software <https://www.oreilly.com/pub/a/web2/archive/what-is-web-20.html> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- Paech, Niko/Rauch, Claudia/Engelmann, Arngard U. (2019): *Ökonomie der Genügsamkeit. Impulse für eine Gesellschaft ohne Wachstum*. Karlsruhe: Evangelische Akademie Baden.
- Paech, Niko (2012): *Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie*. München: Oekom.
- Papacharissi, Zizi (2010): *A Private Sphere. Democracy in a Digital Age*. Cambridge: Polity Press.
- Papacharissi, Zizi (2009): The Virtual Sphere 2.0. The Internet, the Public Sphere, and Beyond. In: Chadwick, Andrew/Howard, Philip N. (Hrsg.) *The Routledge Handbook of Internet Politics*. New York: Routledge. S. 230–245.
- Pariser, Eli (2012): *Filter Bubble. Wie wir im Internet entmündigt werden*. München: Hanser Berlin.
- Polletta, Francesca/Jasper, James M. (2001): Collective Identity and Social Movements. In: *Annual Review of Sociology*. 27. S. 283–305.
- Postill, John (2010): Introduction. Theorising Media and Practice. In: Bräuchler, Birgit/Postill, John (Hrsg.) *Theorising Media and Practice*. Oxford, New York: Berghahn. S. 1–26.
- Putnam, Robert D. (2000): *Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community*. New York: Simon & Schuster.
- Putnam, Robert D. (1995): Tuning In, Tuning Out. The Strange Disappearance of Social Capital in America. In: *Political Science and Politics*. XXVIII/4. S. 664–683.

- Putnam, Robert D. (1993): *Making Democracy Work. Civic Traditions in Modern Italy*. Princeton: Princeton University Press.
- Rau, Jan Philipp/Stier, Sebastian (2019): Die Echokammer-Hypothese. Fragmentierung der Öffentlichkeit und politische Polarisierung durch digitale Medien? In: *Zeitschrift für Vergleichende Politikwissenschaft*. 13. S. 399–417.
- Reed, Thomas V. (2005): *The Art of Protest*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Regener, Susanne/Safaian, Dorna/Teune, Simon (2020): Popularisierung von Protestsymbolen „Wir woll'n sie überall – Regenbogenfahnen“. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*. 33/1. S. 51–66.
- Rambukkana, Nathan (2015): *Hashtag Publics. The Power and Politics of Discursive Networks*. New York: Peter Lang.
- Rambukkana, Nathan (2010): Sex, Space and Privilege. Non/Monogamy and Intimate Privilege in the Public Sphere. In: Barker, Meg/Langdridge, Darren (Hrsg.) *Understanding Non-Monogamies*. New York: Routledge. S. 237–242.
- Rambukkana, Nathan (2007): Taking the Leather Out of Leathersex: The Internet, Identity and the Sadoomasochistic Public Sphere. In: *Queer Online. Media Technology & Sexuality*. S. 67–80.
- Reckwitz, Andreas (2017): *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas (2008): Subjekt/Identität. Die Produktion und Subversion des Individuums. In: Moebius, Stephan/Reckwitz, Andreas (Hrsg.) *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*. Berlin: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas (2006): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Reckwitz, Andreas (2002): Toward a Theory of Social Practice. A Development in Culturalist Theorizing. In: *European Journal of Social Theory*. 5. S. 243–263.
- Römmele, Andrea, 2005: *Direkte Kommunikation zwischen Parteien und Wählern. Professionalisierte Wahlkampftechnologien in den USA und in der BRD*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Römmele, Andrea (2002): Konvergenzen durch professionalisierte Wahlkampfkommunikation? Parteien auf dem Prüfstand. In: Alemann, Ulrich von/Marschall, Stefan (Hrsg.) *Parteien in der Mediendemokratie*. Wiesbaden: VS Verlag. S. 328–346.
- Rosa, Hartmut (2016): *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp.
- Roth, Roland (1985): *Neue soziale Bewegungen in der politischen Kultur der Bundesrepublik – eine vorläufige Skizze*. In: *Neue soziale Bewegungen in Westeuropa und den USA. Ein internationaler Vergleich*. Frankfurt am Main: Campus Verlag. S. 20–82.
- Röttger, Ulrike (2006): *Campaigns (f)or a Better World?* In: Röttger, Ulrike (Hrsg.) *PR-Kampagnen. Über die Inszenierung von Öffentlichkeit*. Wiesbaden: VS Verlag. S. 9–23.
- Rucht, Dieter (2014a): Changes of Protest Groups' Media Strategies from a Long-Term Perspective. In: Fahlenbrach, Kathrin/Sivertsen, Erling/Werenskjold, Rolf (Hrsg.) *Media and Revolt. Strategies and Performances from the 1960s to the Present*. Brooklyn: Berghahn Books. S. 19–40
- Rucht, Dieter (2014b): Die Bedeutung von Online-Mobilisierung für Offline-Proteste. In: Voss, Kathrin (Hrsg.) *Internet und Partizipation. Bottom-up oder Top-down? Politische Beteiligungsmöglichkeiten im Internet*. Wiesbaden: VS Verlag. S. 115–128.

- Rucht, Dieter (2008): Anti-Atomkraftbewegung. In: Rucht, Dieter/Roth, Roland (Hrsg.) Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch. Frankfurt am Main: Campus. S. 245–266.
- Rucht, Dieter (2007): Engagement in sozialen Bewegungen. Voraussetzungen, Formen, Wirkungen. In: Kolb, Felix (Hrsg.) Damit sich was bewegt. Wie soziale Bewegungen und Protest Gesellschaft verändern. Hamburg: VSA-Verlag. S. 13–44.
- Rucht, Dieter (2004): The Quadruple ‚A‘. Media Strategies of Protest Movements since the 1960s. In: van de Donk, Wim/Loader, Brian/Nixon, Paul/Rucht, Dieter (Hrsg.) Cyberprotest. New Media, Citizens, and Social Movements. London: Routledge. S. 29–56.
- Rucht, Dieter (2001): Protest in der Bundesrepublik. Strukturen und Entwicklungen. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Rucht, Dieter (1995): Kollektive Identität. Konzeptionelle Überlegungen zu einem Desiderat der Bewegungsforschung. In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegung. 8/1. S. 9–23.
- Rucht, Dieter (1994): Modernisierung und neue soziale Bewegungen. Deutschland, Frankreich und USA im Vergleich. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Rucht, Dieter (1987): Von der Bewegung zur Institution? Organisationsstrukturen der Ökologiebewegung. In: Rucht, Dieter/Roth, Roland (Hrsg.) Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Rucht, Dieter/Roose, Jochen (2001): Von der Platzbesetzung zum Verhandlungstisch? Zum Wandel von Aktionen und Struktur der Ökologiebewegung. In: Rucht, Dieter (Hrsg.) Protest in der Bundesrepublik. Strukturen und Entwicklungen. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Sartre, Jean-Paul (1993): Das Sein und das Nichts. Hamburg: Rowohlt.
- Schatzki, Theodore R. (2002): The Site of the Social. A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change. University Park: Pennsylvania State University Press.
- Schatzki, Theodore R. (2001): Introduction. Practice theory. In: Schatzki, Theodore R./Knorr Cetina, Karin/von Savigny, Eike (Hrsg.) The Practice Turn in Contemporary Theory. London: Routledge. S. 1–14.
- Schatzki, Theodore R. (1996): Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schmelzer, Matthias/Vetter, Andrea (2019): Degrowth/Postwachstum zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Schmelzer, Matthias (2014): Gutes Leben statt Wachstum: Degrowth, Klimagerechtigkeit, Subsistenz – eine Einführung in die Begriffe und Ansätze der Postwachstumsbewegung. <https://www.postwachstum.de/gutes-leben-statt-wachstum-degrowth-klimagerechtigkeit-subsistenz-eine-einfuehrung-in-die-begriffe-und-ansaeetze-der-postwachstumsbewegung-20140718> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- Schnell, Rainer/Hill, Paul/Esser, Elke (2005): Methoden der empirischen Sozialforschung. Berlin: De Gruyter.
- Schudson, Michael (1998): The Good Citizen. A History of American Civic Life. Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press.
- Schumpeter, Joseph A. (1942): Capitalism, Socialism, and Democracy. Mansfield Centre, Conn.: Martino.
- Schumpeter, Joseph A. (2005): Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie. Marburg: Francke.

- Scott, Alan/Street, John (2001): From Media Politics to E-protest? The Use of Popular Culture and New Media in Parties and Social Movements. In: Webster, Frank (Hrsg.) *Culture and Politics in the Information Age. A New Politics?* London: Routledge. S. 32–51.
- Seyd, Patrick/Whiteley, Paul (2002): *High-Intensity Participation. The Dynamics of Party Activism in Britain.* Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Seyd, Patrick/Whiteley, Paul (1992): *Labour's Grass Roots. The Politics of Party Membership.* Oxford: Clarendon.
- Shirky, Clay (1999): RIP the Consumer, 1900–1999. In: Clay Shirky's Writings about the Internet: Economics & Culture, Media & Community, <http://www.shirky.com/writings/consumer.html> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- Shirky, Clay (2008): *Here Comes Everybody. The Power of Organizing Without Organizations.* New York: Penguin Press.
- Shove, Elizabeth/Pantzar, Mika (2005): Consumers, Producers and Practices. Understanding the Invention and Reinvention of Nordic Walking. In: *Journal of Consumer Culture.* 5/1. S. 43–64.
- Shulman, Stuart W. (2009): The Case Against Mass E-mails. Perverse Incentives and Low Quality Public Participation in U.S. Federal Rulemaking. In: *Policy & Internet.* 1/1. S. 23–53.
- Snow, David/Benford, Robert D. (1992): Master Frames and Cycles of Protest. In: Morris, A./Mueller, C.M. (Hrsg.) *Frontiers in Social Movement Theory.* New Haven: Yale University Press. S. 133–155.
- Snow, David/Benford, Robert D. (1988): Ideology, Frame Resonance, And Participant Mobilization. In: Klandermans, Bert/Kriesi, Hanspeter/Tarrow, Sidney (Hrsg.) *From Structure to Action. Comparing Social Movement Research Across Cultures.* London: JAI. S. 197–217.
- Sommer, Moritz/Rucht, Dieter/Haunns, Sebastian/Zajak, Sabrina (2019): *Fridays for Future. Profil, Entstehung und Perspektiven der Protestbewegung in Deutschland.* Ipb working paper 2/2019.
- Speth, Rudolf (2013): *Grassroot-Campaigning.* Wiesbaden: Springer VS.
- Spier, Tim/Klein, Markus/von Alemann, Ulrich/Hoffmann, Hanna/Laux, Annika/Nonnenmacher, Alexandra/Rohrbach, Katharina (2011): *Parteimitglieder in Deutschland.* Wiesbaden: Springer VS.
- Stoker, Gerry (2006): *Why Politics Matters. Making Democracy Work.* Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Strauss, Anselm (1991): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung.* München: Fink.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung.* Weinheim: Beltz.
- Strübing, Jörg (2003): *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung.* Wiesbaden: Springer VS.
- Sunstein, Cass R. (2018): *#republic: Divided Democracy in the Age of Social Media.* Princeton: Princeton University Press.
- Tarrow, Sidney G. (1998): *Power in Movement: Social Movements, Collective Action, and Politics.* New York: Cambridge University Press.
- Tarrow, Sidney G. (1989): *Struggle, Politics, and Reform. Collective Action, Social Movements, and Cycles of Protest.* Ithaca: Cornell University.

- Taylor, Verta (1989): Social Movement Continuity. The Women's Movement in Abeyance. In: *American Sociological Review*. 54/5. S. 761–775.
- Teske, Nathan (2009): Political Activists in America. The Identity Construction Model of Political Participation. University Park, London: Pennsylvania State University Press.
- Thielcke, Gerhard (2005): Erfolgreiche Kampagnen. In: *BUNDmagazin*. 2/05. S. 26–27.
- Tilly, Charles (2008): Contentious Performances. Cambridge: Cambridge University Press.
- Tilly, Charles (2003): Inequality, Democratization, and De-Democratization. In: *Sociological Theory*. 21/1. S. 37–43.
- Tilly, Charles (1999): From Interactions to Outcomes in Social Movements. In: Giugni, Marco/McAdam, Doug/Tilly, Charles (Hrsg.) *How social movements matter*. Minneapolis: University of Minnesota Press. S. 253–270.
- Toffler, Alvin (1990): Powershift. Knowledge, Wealth, and Violence at the Edge of the 21st Century. New York: Bantam Books.
- Touraine, Alain (1985): An Introduction to the Study of Social Movements. In: *Social Research*. 52/4. S. 749–787.
- Tréré, Emiliano (2019): Hybrid Media Activism. Ecologies, Imaginaries, Algorithms. London: Routledge.
- Tréré, Emiliano (2018): The Sublime of Digital Activism. Hybrid Media Ecologies and the New Grammar of Protest. In: *Journalism & Communication Monographs*. 20/2. S. 137–148.
- Tréré, Emiliano/Mattoni, Alice (2016): Media Ecologies and Protest Movements: Main Perspectives and Key Lessons. In: *Information, Communication & Society*. 19/3. S. 290–306.
- Turner, Victor W. (1989): *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*. Frankfurt am Main: Campus.
- Uppendahl, Herbert (1981): Responsive Demokratie. In: Thranhardt, Dietrich/Uppendahl, Herbert (Hrsg.) *Alternativen lokaler Demokratie*. S. 85–112.
- van de Donk, Wim/Loader, Brian/Nixon, Paul/Rucht, Dieter (2004): *Cyberprotest. New Media, Citizens, and Social Movements*. London: Routledge.
- van Deth, Jan (2014): A Conceptual Map of Political Participation. In: *Acta Polit.* 43. S. 349–367.
- van Deth, Jan (2010): Is Creative Participation Good for Democracy? In: Micheletti, Michele/McFarland, Andrew (Hrsg.) *Creative Participation. Responsibility-Taking in the Political World*. New York: Routledge. S. 146–170.
- van Dijk, Jan (2006): Digital Divide Research, Achievements and Shortcomings. In: *Poetics*. 34/4-5. S. 221–235.
- van Laer, Jeroen/van Aelst, Peter (2010): Internet and Social Movement Action Repertoires. In: *Information, Communication & Society*. 13/8. S. 1146–1171.
- van Stekelenburg, Jaqueliën/Klandermans, Bert (2007): Individuals in Movements. A Social Psychology of Contention. In: Klandermans, Bert/Roggeband, Conny (Hrsg.) *The Handbook of Social Movements Across Disciplines*. New York: Springer. S. 157–204. Veröffentlicht als Manuskript mit den Seiten 1–113 unter <https://research.vu.nl/en/publications/individuals-in-movements-a-social-psychology-of-contention> (zuletzt aufgerufen am 12.09.2021)
- Verba, Sidney/Nie, Norman H. (1972): *Participation in America. Political Democracy and Social Equality*. New York: Harper & Row.

- Verba, Sidney/Nie, Norman H./Kim, Jae-On (1978): *Participation and Political Equality. A Seven-nation Comparison*. Chicago: University of Chicago Press.
- Verba, Sidney/Schlozman, Kay Lehman/Brady, Henry E. (2010): *Weapon of the Strong? Participatory Inequality and the Internet*. In: *Perspectives on Politics*. 8/2. S. 487–509.
- Verba, Sidney/Schlozman, Kay Lehman/Brady, Henry E. (1995): *Voice and Equality. Civic Voluntarism in American Politics*. Cambridge: Harvard University Press.
- Villioth, Lisa (2019): *Politischer Protest im Internet und auf der Straße*. In: *Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte*. 4/2019 *Politik der Straße?* S. 23–25.
- Voss, Kathrin (2021): *Engagiert, politisch, digital? Online-Petitionen als Partizipationsform der digitalen Zivilgesellschaft*. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung, Forum Politik und Gesellschaft.
- Voss, Kathrin (2015): *E-Petitionen. Politische Partizipation in Zeiten des Social Webs*. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*, 28/2015. S. 90–94.
- Voss, Kathrin (2014): *Internet und Partizipation. Bottom-up oder Top-down? Politische Beteiligungsmöglichkeiten im Internet*. Wiesbaden: Springer VS.
- Voss, Kathrin (2013): *Grassroots-Campaigning im Internet*. In: Speth, Rudolf (Hrsg.) *Grassroot-Campaigning*. Wiesbaden: Springer VS. S. 183–200.
- Voss, Kathrin (2013): *Campact & Co. Wie Hybridorganisationen das Grassrootscampaigning verändern*. In: Speth, Rudolf (Hrsg.) *Grassroot-Campaigning*. Wiesbaden: Springer VS. S. 213–224.
- Vowe, Gerhard (2014): *Digital Citizens und Schweigende Mehrheit: Wie verändert sich die politische Beteiligung der Bürger durch das Internet? Ergebnisse einer kommunikationswissenschaftlichen Langzeitstudie*. In: Voss, Kathrin (Hrsg.) *Internet und Partizipation. Bottom-up oder Top-down? Politische Beteiligungsmöglichkeiten im Internet*. Wiesbaden: Springer VS. S. 25–52.
- Vromen, Ariadne (2015): *Campaign Entrepreneurs in Online Collective Action. GetUp! In Australia*. In: *Social Movement Studies*. 14/2. S. 195–213.
- Vromen, Ariadne (2008): *Building Virtual Spaces. Young People, Participation and the Internet*. In: *Australian Journal of Political Science*. 43/1. S. 79–97.
- Vromen, Ariadne/Coleman, William (2013): *Online Campaigning Organizations and Storytelling Strategies: GetUp! in Australia*. In: *Policy & Internet*. 5/1. S. 76–100.
- Walgrave, Stefaan/Bennett, Lance/van Laer, Jeroen/Breunig, Christian (2011): *Multiple Engagements and Network Bridging in Contentious Politics: Digital Media Use of Protest Participants*. In: *Mobilization*. 16/3. S. 325–349.
- Weber, Max (1922): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr.
- Weber, Patrick/Mangold, Frank/Hofer, Matthias/Koch, Thomas (2019): *Meinungsbildung in der Netzöffentlichkeit. Aktuelle Studien zu Nachrichtennutzung, Meinungsaustausch und Meinungsbeeinflussung in Social Media*. Baden-Baden: Nomos.
- Wehrs, Thomas (2018): *Störfall Mensch! Verlieren wir im digitalen Rausch unsere Lebensfreude, Emotionalität und Beziehungsfähigkeit?* Rotterdam: MBS.
- White, Micah (2010): *Clicktivism is Ruining Leftist Activism*. The Guardian. <https://www.theguardian.com/commentisfree/2010/aug/12/clicktivism-ruining-leftist-activism> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- Whittier, Nancy (1995): *Feminist Generations. The Persistence of the Radical Women's Movement*. Philadelphia: Temple University Press.

- Wiesendahl, Elmar (2012): Partizipation und Engagementbereitschaft in Parteien. In: Mörschel, Tobias/Krell, Christian (Hrsg.) Demokratie in Deutschland. Zustand – Herausforderungen – Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag. S. 121–157.
- Wiesendahl, Elmar (2006): Mitgliederparteien am Ende? Eine Kritik der Niedergangsdiskussion. Wiesbaden: Springer VS.
- Yang, Mundo/Baringhorst, Sigrid (2014): Reintermediation durch Social-Web? Eine Analyse von Social-Web-Projekten im Bereich des politischen Konsums. In: Oehmer, Franziska (Hrsg.) Politische Interessenvermittlung und Medien. Funktionen, Formen und Folgen medialer Kommunikation von Parteien, Verbänden und sozialen Bewegungen. Baden-Baden: Nomos. S. 400–424.
- Yang, Mundo/Villioth, Lisa/Radtke, Jörg (2019): Foodsharing as the Public Manufacturing of Food Reuse. In: Korn, Matthias/Reißmann, Wolfgang/Röhl, Tobias/Sittler, David (Hrsg.) Infrastructuring Publics/Making Infrastructures Public. Wiesbaden: Springer VS. S. 113–137.
- Zajak, Sabrina (2020): Protest und soziale Bewegungen in Corona-Zeiten. <https://protestinstitut.eu/protest-und-soziale-bewegungen-in-corona-zeiten> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- Zuckerman, Ethan (2014): New Media, New Civics? In: Policy & Internet. 6/2. S. 151–168.

Online-Quellen

- <https://www.abgeordnetenwatch.de> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- <https://www.ausgestrahlte.de/mitmachen/jahrestag-fukushima/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- <https://blog.campact.de/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- <https://www.bmwi.de/Redaktion/DE/Dossier/erneuerbare-energien.html> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- <https://www.bmu.de/themen/atomenergie-strahlenschutz/endlagerprojekte/das-nationale-begleitgremium/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- <https://www.bmu.de/themen/klima-energie/klimaschutz/internationale-klimapolitik/pariser-abkommen/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- <https://www.bund.net/service/presse/pressemitteilungen/detail/news/30000-demonstranten-gehen-fuer-energie-wende-retten-wind-und-sonne-statt-kohle-fracking-und-atom-auf-die-strasse-energiepolitik-der-grossen-koalition-in-der-kritik> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- http://www.bund.net/ueber_uns/ (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- <https://www.bund.net/ueber-uns/transparenz/leitbild/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- http://www.bund.net/ueber_uns/wissenschaftlicher_beirat/ (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- http://www.bund.net/ueber_uns/vorstand/ (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- <https://www.bund.net/mitmachen/mitmachseite/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- <https://www.bund.net/themen/tiere-pflanzen/alle-tiere-pflanzen/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)
- <https://www.bund.net/spenden-und-unterstuetzen/hier-koennen-sie-helfen/mitglied-werden/mitgliedschaft-im-bund/> (zuletzt aufgerufen am 24.05.2019, aktuell nicht erreichbar)

<https://www.bundjugend.de/kampagne/klimaexperimente/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<http://bundjugend.de/ueber-uns/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

www.campact.de (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.campact.de/campact/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.campact.de/campact/ueber-campact/der-verein/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

https://www.campact.de/content/uploads/2020/05/2020_4_24-Vereinsatzung.pdf (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.campact.de/presse/mitteilung/20210310-pm-eine-million/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

www.campact.de/wp-content/uploads/2020/08/1908_campact_transparenzbericht2019.pdf (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.change.org/policies/community> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.change.org/policies/terms-of-service> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://changeverein.org/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://changeverein.org/kampagnentraining/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

https://changeverein.org/wp-content/uploads/2020/08/Jahres_Wirkungsbericht_2019_WEB.pdf (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://corporatewatch.org> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://daserste.ndr.de/panorama/aktuell/Campact-verliert-Gemeinnuetzigkeit,gemeinnuetzigekeit118.html> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<http://de.pons.com/%C3%BCbersetzung/latein-deutsch/testari> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

https://www.deutschlandfunkkultur.de/a-49-und-der-dannenroeder-forst-in-hessen-protest-gegen.1001.de.html?dram:article_id=485807 (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.dnr.de/der-dnr/mitglieder/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.dw.com/de/klimastreiks-in-zeiten-von-corona/a-53230926> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.ende-gelaende.org/faq2019/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.ende-gelaende.org/lausitz-aktion2019/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://epetitionen.bundestag.de> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://epetitionen.bundestag.de/epet/service.???rubrik.oeffentlichePetition.html#sicontent> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://extinctionrebellion.de/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://extinctionrebellion.de/aktionen/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021) <https://extinctionrebellion.de/aktionen/formate/discobedience/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

www.facebook.com/bund.bundesverband/ (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

www.facebook.com/BUNDjugend.Bundesverband/ (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

www.facebook.com/campact (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://facebook.com/Change.orgDeutschland> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

https://www.flickr.com/photos/bund_bundesverband/ (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

www.flickr.com/photos/campact (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.foeurope.org/yfoe> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<http://www.foei.org/about-foei> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.fr.de/politik/klimastreik-demos-freitag-2092019-millionen-fridays-future-zr-13012060.html> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://front.moveon.org/a-short-history> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://generationengerechtigkeit.info/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.grimme-online-award.de/archiv/2013/preistraeger/p/d/aufschrei/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://hambacherforst.org/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://hambacherforst.org/besetzung/waldbesetzung/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

www.instagram.com/campact.de/ (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

https://instagram.com/changeorg_deutschland (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

https://www.instagram.com/p/B_XT0qKpPnu/?utm_source=ig_embed&utm_campaign=loading (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.lobbycontrol.de> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://metzges-diez.de/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

https://www.nationales-begleitgremium.de/DE/WerWirSind/Das_Gremium/Das_Gremium_node.html (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.oeko.de/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.omasforfuture.de/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

www.petiport.europarl.europa.eu (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<http://produsage.org/produsage> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.robinwood.de/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

https://secure.avaaz.org/campaign/de/avaaz_expenses_and_financial_information/ (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://secure.avaaz.org/page/de/privacy/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://sign.moveon.org/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/neckar-erster-atommuelltransport-in-deutschland-per-schiff-a-1154835.html> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.tagesschau.de/inland/suedlink-protest-103.html> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.tagesspiegel.de/politik/weltweit-demonstrationen-fuer-das-klima-in-paris-stehen-schuhe-fuer-verhinderte-demonstranten/12654930.html> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.the-open.net/> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.the-open.net/our-members> https://twitter.com/bund_net (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://twitter.com/BUNDjugend>, (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://twitter.com/campact> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://twitter.com/ChangeGER> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www.umweltbundesamt.de/daten/private-haushalte-konsum/umweltbewusstsein-umweltverhalten#das-umweltbewusstsein-in-deutschland> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

www.weact.campact.de (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://weact.campact.de/tos> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://www1.wdr.de/nachrichten/landespolitik/hambacher-forst-raeumung-chronologie-100.html> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

www.youtube.com/user/bundgermany (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

www.youtube.com/user/bundjugend (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

www.youtube.com/channel/UCFIVLBEz8BImvDRHLjfOYbw (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)

<https://youtube.com/user/ChangeDeutschland> (zuletzt aufgerufen am 24.08.2021)